

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

50. Jahresband 1970



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die reichillustrierte Zeitschrift

„Die Ortenau“

jeweils als Jahresband heraus. Vor- und Frühgeschichte, Die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

Seit 1966 beträgt der jährliche Vereinsbeitrag:

10,— DM für natürliche Personen,

20,— DM für juristische Personen.

Freiwillige höhere Beiträge sind erwünscht und erbeten. Der jeweilige Jahresband „Die Ortenau“ wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Die Mitglieder der Ortsgruppen bezahlen den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder des Hauptvereins auf das Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 6057 Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg. Um Überweisung des Jahresbeitrages 1970 gleich nach Zustellung des Jahrbuches 1970 wird gebeten.

Anmeldungen zum Verein nehmen der Hauptverein (Sitz Offenburg) sowie die Obleute der nachgenannten 20 Mitgliedergruppen jederzeit entgegen:

Achern: Studiendirektor Schneider; Appenweier: Studienrat K. Maier — Zahnarzt Dr. G. Maier; Baden-Baden: Paul Braun — R. G. Haebler; Bühl: Oberstudienrat Otto Gartner — Karl Walter; Ettenheim: Josef Nandascher; Gengenbach: Franz Engesser; Haslach: Reallehrer Manfred Hildenbrand; Hausach: Oberlehrer Kurt Klein — Pfarrer Kost — Fritz Mayer; Kehl: Oberstudiendirektor Wilhelm Mechler — Verleger Otto Foshag; Lahr: Bürgermeister a. D. Dr. R. Ritter — Oberbaurat E. Steurer — Hockenjos; Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Oberkirch; Offenburg: Dr. Otto Kähni — Oberforstmeister Willi Becker; Oppenau: Konrektor E. Schopferer — Ratschreiber Fritz Huber; Rastatt: Rechtsanwalt Dr. Küpper; Renchen: Universitätsprofessor K. P. Matthes; Schiltach: Renuis Schuler — Herbert Pfau — Fritz Laib; Steinbach: Ziegeleibesitzer Fritz Hettler — Erich A. Huber, Neuweier — Frau Luise Nitsche, Steinbach; Triberg: Karl Heinz Müller; Wolfach: Josef Krausbeck; Zell a. H.: Landwirtschaftsschulrat Thomas Kopp.

Der Vorstand und Beirat:

Dr. Otto Kähni, Gymnasialprofessor a. D.
Vorsitzender
Offenburg, Hermannstraße 28

Wilhelm Mechler, Oberstudiendirektor
stellv. Vorsitzender
Kehl, Großherzog-Friedrich-Str. 44

Dr. Otto Basler, Universitätsprofessor
Freiburg, Steyrerstr. 2

Dr. Karleopold Hitzfeld,
Schriftführer und Schriftleiter der
„Ortenau“
Gengenbach, Leutkirchstraße 42

Dr. Otto Rubin, Diplom-Volkswirt
Rechner
Offenburg, Wilhelmstraße 35

Dieter Kauß
Wiss. Assistent
78 Freiburg
Stefan-Meier-Str. 161

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

50. Jahresband 1970



⁴
Odsbach S. 211, 428

OFFENBURG/BADEN

VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

INHALT DIESES JUBILÄUMSBANDES

I. Nachruf: August <i>Glatz</i>	4
Otto Ernst <i>Sutter</i>	5
II. Unsere neuen Ehrenmitglieder	6
Professor Dr. Otto <i>Kähni</i> 70 Jahre	7
III. Die städtebauliche Entwicklung der großen Städte der Ortenau seit 1945	11
1. Die Große Kreisstadt Lahr, von Oberbauamtmann Herbert <i>Jäger</i> , Architekt Karl <i>List</i> , Oberbaurat Diplom-Ingenieur Erwin <i>Steurer</i> , Lahr	11
2. Die Große Kreisstadt Offenburg, von Oberbaurat Hans <i>Brettar</i> , Offenburg	27
3. Die Kreisstadt Kehl a. Rh., von Oberstudiendirektor Wilhelm <i>Mechler</i> , Kehl a. Rh.	44
4. Die Kreisfreie Stadt Baden-Baden, von Diplom-Ingenieur Oberstudienrat Julius <i>Kraetz</i> , Baden-Baden	57
5. Die Große Kreisstadt Rastatt, von Rechtsanwalt Dr. Karl <i>Küpper</i> , Rastatt	78
IV. Die Schätze der Ortenauer Heimatmuseen	94
a) Das Wolfacher Heimatmuseum, von Josef <i>Krausbeck</i> , Wolfach	94
b) Das Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach an der Schwarzwaldbahn, von Professor Hermann <i>Schilli</i> , Freiburg	105
c) Das Triberger Heimatmuseum, von Günther <i>Krusche</i> , Triberg	122
d) Das Haslacher Hansjakob- und Heimatmuseum, von Museumsleiterin Maria <i>Schättgen</i> , Haslach	134
e) Das Zeller Heimatmuseum, von Landwirtschaftsschulrat Thomas <i>Kopp</i> , Zell a. H.	148
f) Das Ritterhaus-Museum der Stadt Offenburg, von Professor Dr. Otto <i>Kähni</i> , Offenburg	151
g) Das Hanauer-Museum Kehl a. Rh., von Zahnarzt Klaus <i>Hornung</i> , Kehl a. Rh.	180
h) Das Renchtal-Heimatmuseum Oppenau, von Konrektor Erwin <i>Schopferer</i> , Oppenau	208
i) Stadtgeschichtliche Sammlungen Baden-Baden, von Mittelschuloberlehrer Karl <i>Jörger</i> , Baden-Baden	213
k) Das Wehrgeschichtliche Museum Rastatt, von Oberstleutnant <i>Freiherr von</i> <i>Brand</i> , Rastatt	226
V. Die Burgen und Schlösser im Landkreis Wolfach	235
1. Die Schenkenburg, von Gewerbeschulrat Hermann <i>Fautz</i> , Überlingen	236
2. Das Schlößle bei Schenkenzell, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen	255
3. Der Burgstall bei Schenkenzell, von GSchR Hermann <i>Fautz</i> , Überlingen	259
4. Burg Wittichenstein, von GSchR Hermann <i>Fautz</i> , Überlingen	262
5. Das Schlößle am Silberberg bei Wittichen, von GSchR Hermann <i>Fautz</i> , Überlingen	270
6. Die Willenburg, von Studienreferendar Hans <i>Harter</i> , Rastatt	274
7. Burg und Stadt Schiltach, von GSchR Hermann <i>Fautz</i> , Überlingen	291
8. Die Klingenburg, von StRef. Hans <i>Harter</i> , Rastatt	312
9. Der Ruxenstein, von GSchR Hermann <i>Fautz</i> , Überlingen	319

10. Das Schloßle vor Sulzbach, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen	321
11. Die Burg Gippichen und ihre Edelknechte, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen	322
12. Schloß Burgbach, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen	327
13. Das Schloßle auf dem Schmiedsberg, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen .	330
14. Die Romburg und die Herrschaft Romberg, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen	333
15. Burg Walkenstein, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen	340
16. Die alte Burg Wolfach, von Josef <i>Krausbeck</i> , Wolfach	344
17. Das Schloß zu Wolfach, von Josef <i>Krausbeck</i> , Wolfach	350
18. Die Schlösser von und bei Hornberg, von Dr. Karlleopold <i>Hitzfeld</i> . .	373
19. Burg Triberg, von Kurdirektor a. D. Karl <i>Lienhard</i> , Triberg, und Konrad <i>Kaltenbach</i> †	402
20. Die Burg Hausach, von Dr. <i>Hitzfeld</i>	410
21. Der Schwigenstein, eine Grenzburg, von Dr. <i>Hitzfeld</i>	421
22. Burg und Herrschaft Waldstein, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen . .	422
23. Burg Fischerbach, von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen	435
24. Die Burg Weiler (Ramsteinweiler), von GSchR H. <i>Fautz</i> , Überlingen .	439
25. Burg Mühlenbach, von Reallehrer M. <i>Hildenbrand</i> , Haslach	446
26. Die Heidburg, von RL M. <i>Hildenbrand</i> , Haslach	449
27. Der Ringwall am Heidenstein auf dem Hessenberg, von Josef <i>Naudascher</i> , Mahlberg	457
28. Das Schloß Haslach, von RL Manfred <i>Hildenbrand</i> , Haslach	463
29. Burg Schnellingen, von Ober-Reg.- und -Baurat Franz <i>Schmider</i> , Haslach	469
30. Ein unbekanntes Schloß mit Vorburg auf dem ehemaligen Mühlsteinterritorium, von Dr. <i>Hitzfeld</i>	477
31. Turmburg Gröbern, von Dr. <i>Hitzfeld</i>	481
VI. Wichtige Geschehnisse in der Ortenau 1968	488
VII. Buchbesprechungen (Besprechungsstücke bitte an die Schriftleitung in Gengenbach, Leutkirchstr. 42, einsenden):	
Max Rieple, Sagen und Schwänke vom Oberrhein, Rosgarten Verlag Konstanz, 14.50 DM, besprochen von Dr. <i>Hitzfeld</i>	494
Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Gedenkschrift für Arnold Tschira, Sonderausgabe der „Bühler Blaue Hefte“ Band 20, Verlag Konkordia AG, Bühl, besprochen von Dr. <i>Hitzfeld</i>	494
Hornberg an der Schwarzwaldbahn, Vergangenheit und Gegenwart der Stadt des Hornberger Schießens, Verlag der Stadtverwaltung Hornberg . .	495
Rolf Gustav Haebler, Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Verlag Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, besprochen von Dr. <i>Hitzfeld</i> .	496



August Emil Glatz †

geboren 16. 5. 1904 in Baden-Baden
gestorben 7. 1. 1970 in Gengenbach

Foto: Strohm, Gengenbach

In Beruf (als selbständiger Schneidermeister) und in Freizeitgestaltung ein gleich vorbildlicher Mensch, erfüllt von hohen Idealen, so ging er durchs Leben. Schon seine Vorväter waren nicht nur handwerklich und technisch geschulte Männer, sondern auch mit einem weltweit ausgerichteten Geist nahmen sie aufgeschlossen teil am zeitlichen Geschehen. In diese Reihe fügt sich besonders ehrenvoll auch unser August Emil ein. Schon früh beteiligte er sich aktiv am gemeindlichen Geschehen in Gengenbach, kam 1928 in den damaligen Bürgerversammlung und wurde anschließend Stadtrat in der Zentrums-
partei, bis 1933 die neuen Machthaber ihm den Abschied gaben. Nach dem 2. Weltkrieg war er einer der Mitbegründer der CDU in Gengenbach und wurde wiederum Stadtrat, einige Jahre lang stellvertretender Bürgermeister. Aus gesundheitlichen Gründen zog er sich vor einigen Jahren aus der aktiven Gemeindepolitik zurück. Bald danach übergab er auch sein Geschäft seinem Sohne Gerold. Nun wollte er hauptsächlich seinen Freizeitbetätigungen leben. Eine unerschöpfliche Schaffenskraft und nie versiegende Ausdauer machten ihn zu einem erfolgreichen Forscher um Menschen und Zeit, angeregt durch die lebendige Reichsstadtatmosphäre seiner geliebten Stadt Gengenbach. Zunächst wurde er ein großer Sammler. Er hat z. B. die alten reichsstädtischen Ratsprotokolle Band für Band, Seite für Seite durchstudiert und dabei die Menschen und die Ereignisse auf Karteikarten aufgenommen; es wurde eine wohlgefüllte Sammlung, aus der er noch viele Ausarbeitungen speisen wollte. Aus seinen Quellen schuf er seine lebensvolle Abhandlung im Gengenbachbuch „Die freie Reichsstadt und ihre Bürger“ mit der Gengenbacher Geschichte des 19. Jahrhunderts, das viele biografische Angaben und den ausgefüllten Lebenslauf des Liederkomponisten Carl Isenmann enthält. Zwei Freilichttheaterstücke sind ein weiteres Ergebnis seiner Studien: „Schwörtag 1584“ und „Kaiser Maximilian I. in Gengenbach 1511“, die nacheinander

1964 und 1965 auf dem Rathausplatz in Gengenbach uraufgeführt wurden. Außer seinen sehr beachtlichen Sammlungen von Briefmarken und Münzen (darunter römische) waren besonders dankenswert seine Forschungen über alle Häuser der Gengenbacher Altstadt, für die spätere Veröffentlichungen vorgesehen waren. Bei all dem ist es nicht verwunderlich, daß er der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Gengenbach des Historischen Vereins für Mittelbaden wurde.

Seine Liebe zur Musik war nicht klein. Da hat er z. B. die umfangreichste Sammlung von Tonschöpfungen Carl Isenmanns. Im Auftrag des Ortenauer Sängerbundes gab er daraus ein Liederheft heraus. Wegen seiner Forschungen über Carl Isenmann und dessen Werke wurde Glatz vom Männergesangsverein „Arion“ Isenmann'scher Männerchor Mannheim, ebenso vom Männergesangsverein „Sängerbund-Eintracht“ Gengenbach zum Ehrenmitglied ernannt. Vom alten Gengenbach hat die reichsstädtische Bürgergarde sein besonderes Interesse geweckt, und er ruhte nicht, bis er ihre Geschichte, Organisation, Aufgabe und ihre Uniform vollständig erkundet hatte.

Nach langen Vorarbeiten gründete er die neue Gengenbacher Bürgergarde als freibürgerliche Organisation, die seitdem ein Glanzstück Gengenbacher Repräsentation geworden ist mit Fanfarenzug und Reiterabteilung. Er selbst wurde zum Kommandanten und Bürgermajor gewählt. Das 1. Feldjäger-Bataillon 730 Düsseldorf, welches auf Veranlassung von Glatz bei den Heimattagen in Gengenbach verschiedentlich mitwirkte, ernannte ihn zum „Ehrenfeldjäger“.

Es ist nun wie ein Wink des Schicksals gewesen, daß unser lieber Verstorbener seit Jahrzehnten seine Vorfahren zusammensuchte und daß es ihm glückte, alle seine Vorfahren bis um 1550 zurück zusammenzubekommen mit allen erdenklichen Lebens- und Familienangaben. Darunter befinden sich auch ausgeführte Lebensschicksale von besonders eigenartigen und aus den andern herausragenden Vorvätern, dabei ist auch ein bedeutender Historiker; 1969 veröffentlicht im Selbstverlag mit dem Titel: Glatz, ein Schwarzwälder Geschlecht durch vier Jahrhunderte. Eines seiner Lebenswerke war damit abgeschlossen, das er freilich kaum um ein Jahr überlebt hat. Ein voll erfülltes, vielseitiges Leben hat nun leider zu früh seinen Abschluß gefunden und bewirkt, daß August Emil Glatz kaum vergessen werden kann.

Dr. Hitzfeld

Mit tiefem Bedauern hat der Historische Verein für Mittelbaden von dem Heimgang seines Ehrenmitgliedes

Otto Ernst Sutter

2. 7. 1884 bis 28. 2. 1970,

Kenntnis genommen. Der Verstorbene war nicht nur ein langjähriges Mitglied, sondern auch ein aufmerksamer Mitarbeiter. Davon zeugen mehrere Abhandlungen, die er für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ verfaßt hat. Als Mitglied unseres Beirats ist er uns jederzeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Zur Finanzierung des Jubiläums-Jahrbuches 1960 hat er unserem Verein namhafte Spenden vermittelt. Er hat sich um die Ortenauer Heimatforschung außerordentlich verdient gemacht. Wir werden dem „Erdgeist“ ein dankbares und ehrendes Gedenken bewahren.

Dr. Otto Kähni

Unsere neuen Ehrenmitglieder

1. Schriftsteller Otto Ernst Sutter

In ungewöhnlicher Frische, geistiger Beweglichkeit und weltaufgeschlossener Weisheit durfte unser lieber Otto Ernst *Sutter* am 2. Juli 1969 in Gengenbach seinen 85. Geburtstag feiern. Es deutet schon seine allseitige Wertschätzung an, daß die Stadtverwaltung Gengenbach ihn an seinem Geburtstag zum Ehrenbürger ernannte und aus diesem Anlaß einen hochfestlichen Empfang gestaltete. Da durfte natürlich unser Historischer Verein für Mittelbaden nicht fehlen. Unser Vorsitzender Professor Dr. Kähni überbrachte die Glückwünsche mit der Ernennung zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden dem Freund der zeitlosen Heimatwerte, dem anregenden Mitarbeiter, der für uns „das Gewissen der Heimat“ darstellt. In ihm ist ein modern universaler Geist mit der wurzelhaften Heimatverbundenheit ein wahrhaft großartiges Bündnis eingegangen, das blutvoll in viele Bereiche des heimatlichen Lebens ausstrahlte und noch weiter ausstrahlt.

Dr. Hitzfeld

2. Oberregierungsbaurat Franz Schmider

Im ganzen Landkreis Wolfach stößt man immer wieder auf seinen Namen und die Spuren seiner vielgestaltigen Tätigkeit. Als über Achtzigjähriger wohnt er heute in seiner Heimatstadt Haslach. Ihm zu Ehren hielt unser Historischer Verein am 12. Okt. 69 seine Jahresversammlung in Haslach i. K. ab. Dort wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Seit vielen Jahren wirkte sein tiefgründiges Fachwissen in die zahlreichen Bereiche des landschaftlichen Lebens. Nicht nur die denkmalpflegerische Tätigkeit im Landkreis Wolfach, sondern auch Museumsangelegenheiten, der literarische Nachlaß des Heimatschriftstellers H. Hansjakob, die Ausgrabungen auf der Willenburg und viele sonstige Forschungen und Veröffentlichungen sind untrennbar mit seinem Namen verbunden. Auch im vorliegenden Jubiläumsband wird dem Leser verschiedentlich der Name und die Tätigkeit unseres jüngsten Ehrenmitgliedes begegnen.

Dr. Hitzfeld



**Unser Vorsitzender
Professor Dr. Otto Kähni
70 Jahre**

Wer möchte es glauben, daß unser Vereins-Vorsitzender am 15. Februar 1970 schon 7 Jahrzehnte vollendet hat, da er ja heute noch so vital ist wie eh und je? Da ist es an der Zeit, ein Lebensbild von ihm zu geben. Als Sohn eines Volksschullehrers am 15. Februar 1900 in Heiligkreuzsteinach Landkreis Heidelberg geboren, verbrachte er seine Kindheit an verschiedenen Orten des badischen Landes und machte 1919 sein Abitur am humanistischen Gymnasium in Offenburg. Danach Universitätsstudium in Freiburg und Heidelberg mit den Fächern Geschichte, Französisch und Latein. Am 30. 10. 1923 promovierte er zum Dr. phil. mit der Dissertation „Verfassung und Verwaltung des ritterschaftlichen Dorfes Hofweier“, wo damals seine Eltern wohnten. Er schloß seine Studien ab mit der Staatsprüfung für das Höhere Lehramt im Frühjahr 1924. Den Hauptteil seiner Assessorenzeit verbrachte er in Rastatt, zuerst an der dortigen Oberrealschule, anschließend am Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. 1936 kam er nach Offenburg, wurde 1937 planmäßig, arbeitete von 1938 bis zur Pensionierung 1964 am Grimmelshausen-Gymnasium. Dort wurde er 1951 Oberstudienrat und 1959 Gymnasialprofessor. Von 1939 bis 1964 prüfte er im Abitur Geschichte und Französisch.

Eingedenk der Tatsache, daß Geschichte vergangene Gegenwart und die Gegenwart abrollende Geschichte ist, war Kähni von Anfang an weltaufgeschlossen und vertiefte sich in die Erscheinungen und Veränderungen unseres Zeitalters. Aktiv arbeitete er daher mit im öffentlichen Leben. Schließlich berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger 1959 in den Offenburger Stadtrat (CDU), dem er bis jetzt angehört. Ebenso anhänglich ist er an Hofweier, wo er auch seine liebe Frau kennenlernte. Diese Gemeinde ehrte ihn anlässlich seines 60. Geburtstages durch die Ernennung zum Ehrenbürger.

Schon mit 22 Jahren schloß er sich dem damals noch jungen Historischen Verein für Mittelbaden an, dem in der Zukunft ein großer Teil seiner Freizeit gehören sollte, und wurde 1937 dessen stellvertretender Schriftführer. Im selben Jahr wurde er Bezirkspfleger für Ur- und Frühgeschichte und für Archivwesen sowie seit 1938 ehrenamtlicher Kustos des Offenburger Stadtarchivs und der vorhandenen Sammlungen. Über seine Bemühungen um das Museum siehe den Aufsatz „Das Ritterhausmuseum der Stadt Offenburg“ in diesem Band. 1953/1955 ordnete und inventarisierte er das freiherrlich von Neveusche Familienarchiv in Durbach. Zur Zeit ist er mit der Inventarisierung des Stadtarchivs und des Hospitalarchivs Offenburg beschäftigt.

Seine Forschungen fanden ihren Niederschlag in zahlreichen Veröffentlichungen. Nennen wir hier zunächst die Einzeldrucke:

- 1937: Aus der Geschichte des ritterschaftlichen Dorfes Hofweier
- 1946: Offenburg und die Ortenau
- 1947: Offenburg und die demokratische Volksbewegung
- 1951: Offenburg. Aus der Geschichte einer Reichsstadt
- 1960: Festschrift zum 300jährigen Jubiläum des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg
- 1963: 200 Jahre katholische Pfarrkirche Hofweier
- 1964: Landschaft und Geschichte der Ortenau, in Bildband „Die Ortenau“ Beiträge zur Wirtschafts- und Kulturchronik des Kreises Offenburg
- 1969: Der Ortenauer Weinbau und das St.-Andreas-Weingut der Stadt Offenburg Geschichte der Offenburger Dreifaltigkeitspfarre (Manuskript)

Einen erheblichen und wesentlichen Teil seiner Arbeiten bewahrt „Die Ortenau“ auf, in Band

- 1924: Die Abtei St. Peter als Leibherr in der Herrschaft Triberg
- 1931: Aus der Geschichte des Dorfes Niederschopfheim
- 1934: Die Burgen und Schlösser in Renchen, Sasbach, Hofweier, Niederschopfheim, Berghaupten
- 1939: Das Schicksal Offenburgs im Pfälzischen Erbfolgekrieg
- 1940: Die Niederschopfheimer Zunft
Die Auflösung des Offenburger Kapuzinerklosters
Georg Ehret, Leben und Wirken eines heimattrauen Deutschamerikaners
- 1941: Der Kinzigdorfer Freihof
Das „dreyherrliche Schutterwald“
- 1949: Die Beziehungen zwischen der Reichsstadt Offenburg und der Landvogtei Ortenau im 16. und 17. Jahrhundert
- 1950: Reformation und Gegenreformation in der Reichsstadt Offenburg und in der Landvogtei Ortenau
- 1951: Verbrechen und Strafen des 17. Jahrhunderts in der Reichsstadt Offenburg
- 1954: Neues über den Kupferstecher F. Gabriel Fiesinger

- 1956: Zum 100jährigen Bestehen des freiherrlich zu Frankensteinschen Marienhofes in Hofweier
Die Freiherren von Neveu und deren Familienarchiv in Durbach-Hespengrund
- 1957: Der Ortenberger Schloßherr Gabriel Leonhard von Berckholtz und die Malerin Alexandra von Berckholtz
- 1958: Die Funde im Turmknauf der Pfarrkirche „Heilig Kreuz“ in Offenburg
- 1959: Zur Geschichte Diersburgs
- 1960: Die Ortenau als historische Landschaft
- 1962: Die Weilmühle in Durbach
- 1964: Die Reichsschultheißen von Offenburg 1645–1803
- 1965: Bearbeitung und Herausgabe des historisch-topografischen Wörterbuchs „Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg“
- 1966: Das Kloster unserer Lieben Frau in Offenburg und dessen Lehr- und Erziehungsinstitut
- 1967: Offenburgs Stadtoberhäupter seit 1803
- 1968: Die Offenburger Bürgerwehr
- 1969: Geschichte der Offenburger Judengemeinde
- 1970: Das Ritterhausmuseum der Stadt Offenburg

In anderen Zeitschriften und Büchern stehen folgende Aufsätze Kähnis:

- 1942: Straßburg und die Ortenau, in Mein Heimatland
- 1950: Ist Offenburg eine Zähringer Gründung? im Alemannischen Jahrbuch
- 1959: Marie Ellenrieder in der Ortenau, im Ekkhart-Jahrbuch der Badischen Heimat
- 1964: Der Offenburger Stadtdichter Carl Gütle, ebenda
- 1965: Die Reichsstädte der Ortenau, in den Eßlinger Studien
- 1967: Die Landvogtei Ortenau, in Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde

Zuweilen gab es auch Anlässe im städtischen Leben, wo Kähni zur Feder griff, um im Offenburger Tageblatt die Bürger rasch zu informieren:

- 1955: Wiedererstandene Barockkunst in „Heilig Kreuz“
- 1964, 30. Okt.: Zum 100jährigen Bestehen der evangelischen Stadtkirche in Offenburg
 - 21. Nov.: Aus der Geschichte des Offenburger Vinzentiushauses
 - 27. Nov.: 125 Jahre Bezirkssparkasse Offenburg
 - 12. Dez.: Zum 75. Todestag des Chorerziehers und Komponisten Carl Isenmann
- 1965, 29. Dez.: Aus der Geschichte der Offenburger Prädikatur
- 1966, 24. Aug.: Das Offenburger Ritterhaus
- 1967, 14. Jan.: Der Stadthof der freiherrlichen Familie von Neveu in Offenburg
 - 9. Mai: Offenburg eine Stadt des Weines
- 1969, 31. Okt.: Die Offenburger Friedhöfe

Diese umfangreiche Liste offenbart mehr, als es viele Worte tun könnten, die große Arbeitskraft des Jubilars. Nur wer selbst in der historischen Arbeit Erfahrungen gesammelt hat, kann ermessen, was für eine Unsumme von Bemühungen und schöpferischer Geisteskraft in diesen vielen Veröffentlichungen steckt. Dadurch wurde er einer der bekanntesten Publizisten. Es kam also nicht von ungefähr, daß ihn der Historische Verein von Mittelbaden 1949 zum ersten Vorsitzenden wählte. Er ist es dankenswerterweise noch heute. Die Teilnehmer der Veranstaltungen des Vereins wissen noch besonders zu schätzen, wie er sich in den Vorbereitungen dazu, besonders der mehrtägigen Studienfahrten, verdient gemacht hat. Mit zielsicherer Hand steuerte er das Schiffllein des Vereins durch die letzten 20 Jahre; er wird auch weiterhin unser guter Steuermann sein. Dafür gebührt ihm unser ganz herzlicher Dank! Möge ihm der Herrgott die Kraft erhalten, in den Mitbürgern das Heimatbewußtsein zu vertiefen, seine Forschungen zu weiteren Veröffentlichungen reifen zu lassen, wie bisher den Kontakt mit der gesunderhaltenden Natur nicht zu verlieren und ein lieber Gatte und Vater zu bleiben. Dies wünscht der Historische Verein für Mittelbaden dem Jubilar noch für viele Jahre.

Dr. Hitzfeld

Die städtebauliche Entwicklung der großen Städte unserer Ortenau seit 1945

Die Große Kreisstadt Lahr

Von Herbert Jäger, Karl List und Erwin Steurer

Die geistige Beweglichkeit der Bürger entscheidet nicht allein über die Entwicklungsmöglichkeiten einer Stadt; ihre geschichtliche Ursprungslage, Gunst oder Ungunst ihrer Umwelt sind von entscheidender Bedeutung. Eine kurze Rückschau auf diese Ausgangslage ist daher aufschlußreich.

Einer Burg an einem Straßenkreuz verdankt die Stadt Lahr ihre Entstehung. Das schnelle Wachstum der sich an der Burg und in ihrem Schutze entfaltenden Siedlung ermöglichte den Burgherren – den Herren von Geroldseck – die Gründung der Stadt, die in ihrer Ursprungszeit, eingezwängt zwischen den älteren Dörfern Burgheim und Dinglingen, keine eigene Gemarkung besaß. Einem ersten Stadtmauerring im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts folgte nach wenigen Jahrzehnten eine nördlich sich ansetzende Erweiterung bis dicht an die dort vorbeiführende Straße aus dem Elsaß nach Schwaben. Diese Straße überspringend

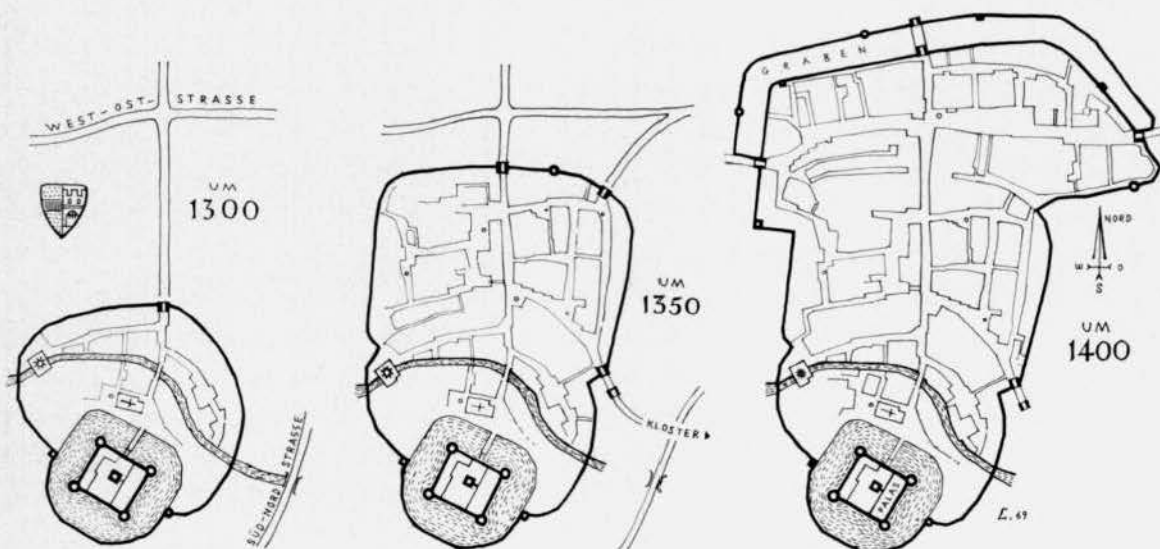


Abb. 1. Die mittelalterliche Stadtentwicklung

vollendete sich die mittelalterliche Stadt im 15. Jahrhundert mit der an den Hang des Schutterlindbergs sich anlehnenden Nordstadt. Die nunmehrige Oberstadt verriegelte mit dem Dinglinger Tor im Westen und dem Rappentor im Osten die bisher vorbeiziehende Straße (Abb. 1).

Für mittelalterliche Verhältnisse lag die Stadt Lahr nicht ungünstig: im Schutze einer Burg, an einem Straßenkreuz, von einem Flübchen – der Mühlenschutter – durchzogen. Doch fehlten ihr auszeichnende Vorzüge, und die wechselnden Herrschaftsverhältnisse begünstigten ihre Entfaltung nicht. Erst nach der Wende zum 19. Jahrhundert führte die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt zur Sprengung ihres mittelalterlichen Gefüges. Aus dieser Zeit stammt auch die erste „Stadtplanung“, die kein Geringerer als der großherzogliche Oberbaudirektor Weinbrenner entwarf (Abb. 2). Im Grundtenor dieser Planung ist das Thema angeschlagen, das der Entwicklung der Stadt nach 1945 wiederum zugrunde liegt: Entfaltung nach Westen, Anbindung an die großen Verkehrsadern unserer Zeit.

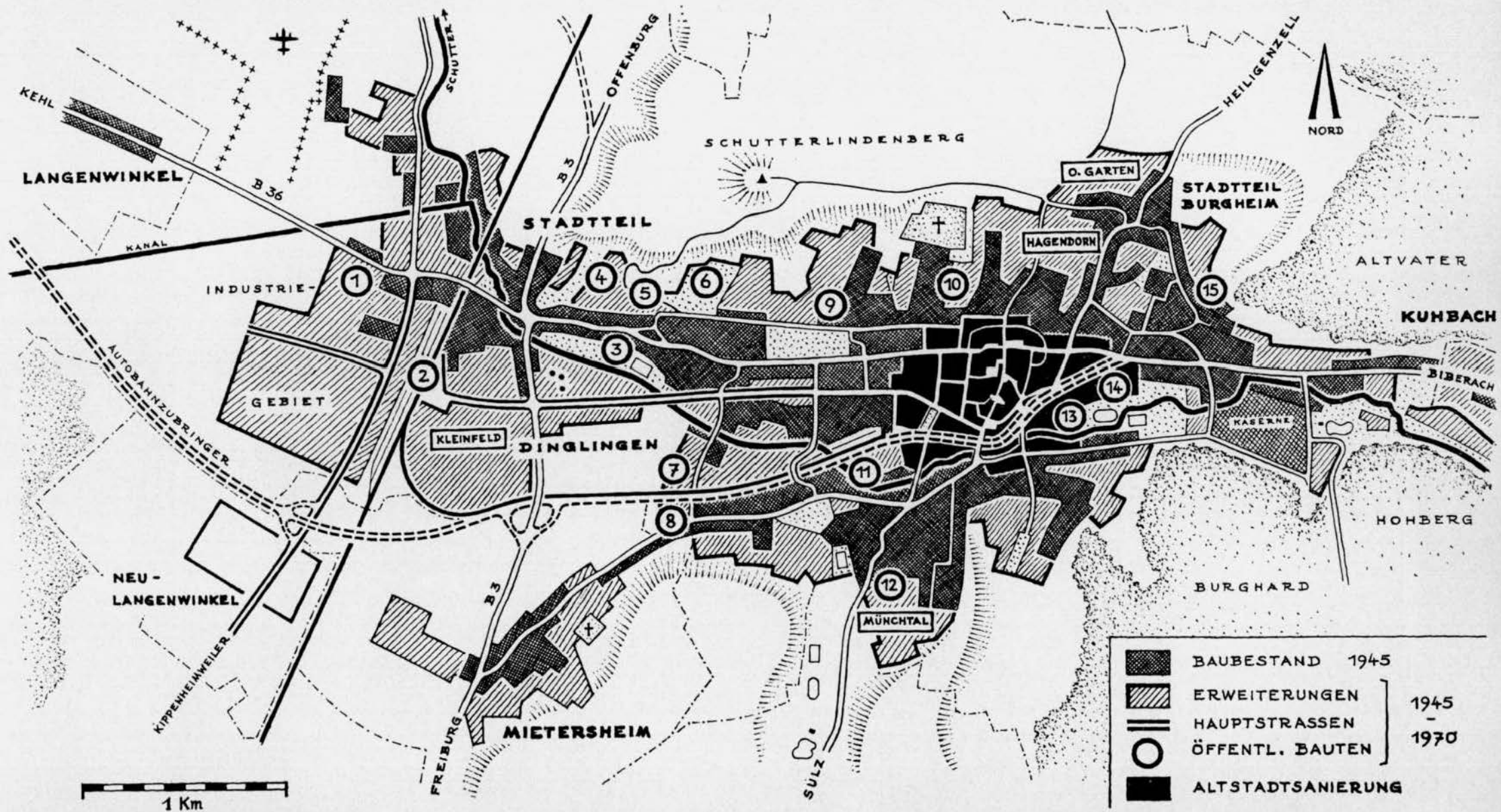
Das Jahr 1945 bedeutet wirtschaftlich gesehen keinen Wendepunkt, von ihm gingen keine Impulse aus. Die Einwohnerzahl – vor dem Kriege 17100 – war auf 17000 gesunken. Von großflächigen Zerstörungen war die Stadt verschont geblieben, doch lagen viele Häuser in Trümmern. Der Wiederaufbau dieser zerstörten Gebäude war vordringlich, äußerste Notstände mußten beseitigt werden. Vorrangig mußten bei all dem aber die Bedürfnisse der französischen Garnison erfüllt werden; so kam zwar eine Bautätigkeit in Gang, der aber keine umfassende städtebauliche Konzeption die Richtung wies. Den Schwerpunkt dieser Bauten bildete das freie Gelände südlich der Schutter im Stadtteil Dinglingen, womit der städtebauliche Durchbruch nach Westen bis zur B 3 erfolgte. Mit der Währungsreform im Jahre 1948 stieg der Bedarf an Wohn- und Industriebauten auf dem zivilen Sektor sprunghaft an. Die Stunde der Stadtplanung war gekommen: ohne gelenkte und geordnete Vorausschau wäre die Stadt in die Gefahr einer später schwer zu korrigierenden Fehlentwicklung geraten.

Die erste Aufgabe der Stadtplanung mußte in der Aufstellung eines Flächennutzungsplanes bestehen; er entstand 1955 und bildet seitdem die Grundlage der stürmisch voranschreitenden städtebaulichen Entwicklung. Da keine lebendige Entwicklung einer Vorausschau sich restlos einfügt und jede Planung ihrerseits Variationsmöglichkeiten bereithalten muß, wurde der Flächennutzungsplan inzwischen zweimal überarbeitet. Weil die Verkehrsbeziehungen in unserer modernen Welt von ausschlaggebender Bedeutung sind, die Stadt Lahr aber abseits der großen Verkehrsadern im Talausgang lag, war ihr auch städtebauliches Heranwachsen an die Rheintalbahn und B 3 unabdingbar notwendig, tritt sie doch so erst der vorbeiflutenden „Welt“ optisch in Erscheinung. Die vorerst noch provisorische Verbindung zur Autobahn mußte durch eine den Erfordernissen entsprechende Zubringerstraße ersetzt werden. Dieser Zubringer – er befindet sich gegenwärtig im Bau – und die ihn ergänzende Stadtdurchfahrt mit den daraus resultierenden städtebaulichen Problemen sind wesentliche Bestandteile der Planung.

Die sehr vielschichtigen Baubedürfnisse zu sondern und ihrem Wesen nach ange-



Bauplan
für die Vergrößerung der Stadt Lahr
entworfen von Weisbrenner
Großherzog. Badischem Oberbauinspektor
1870 & 1873

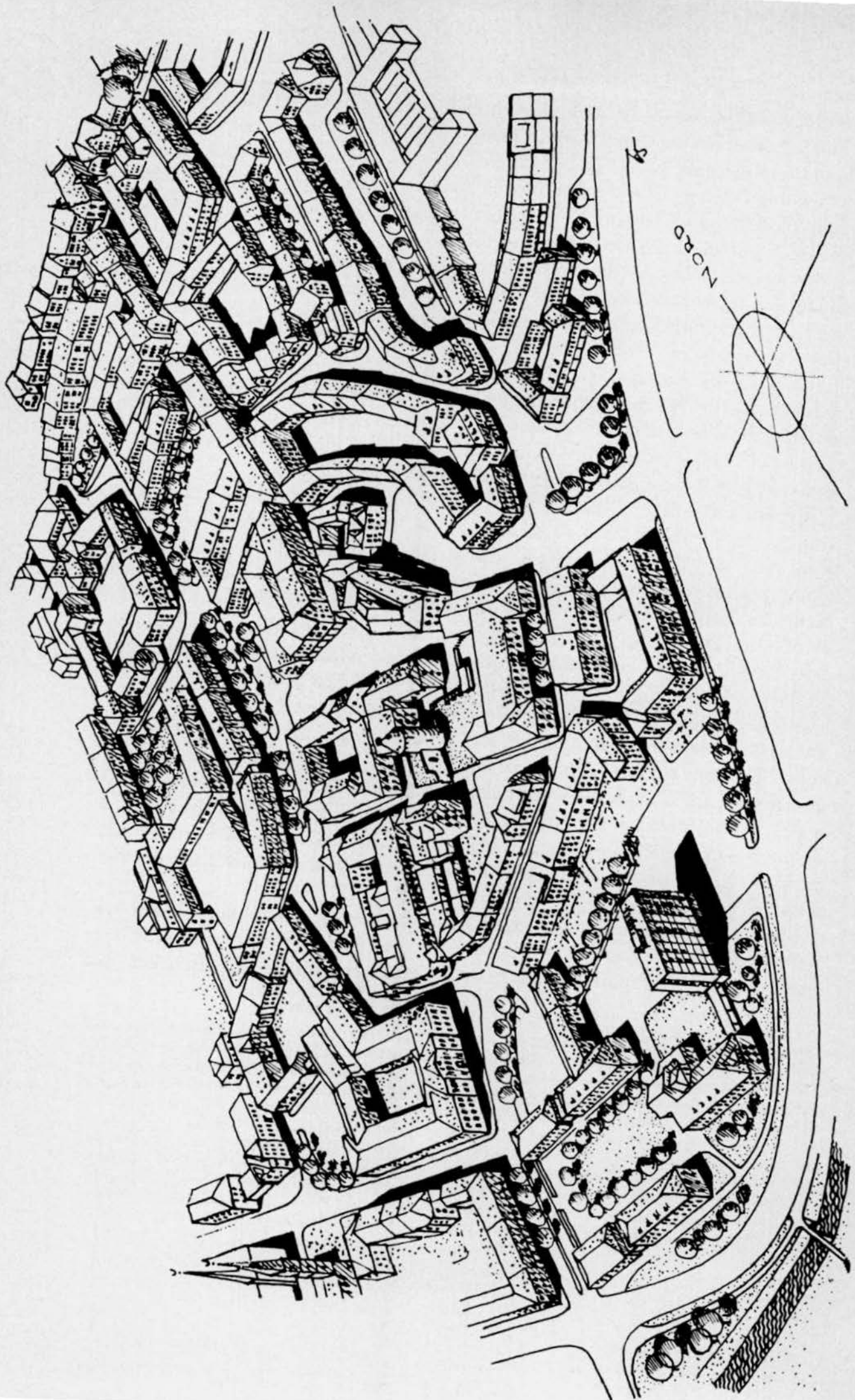


messen in die wachsende Stadt einzuordnen, war eine weitere Aufgabe der Planung. Wo sollten die neuen Wohngebiete, wo die öffentlichen Bauten, wo Handel und Gewerbe und wo die gewünschten Industrieanlagen ihren Standort finden; wo mußten sie angesetzt werden, um die Stadt als lebendigen Organismus künftig funktionsfähig zu erhalten? Ein Teil dieser Fragen beantwortete sich von selbst im Blick auf die Lage der Stadt und ihre tektonische Situation. Die Einbuchtungen am Südhang des Schutterlindenberges z. B. boten ausgezeichnete Wohnlagen, die im wesentlichen dem Einfamilienhaus vorbehalten blieben, während die konzentrierte Bebauung auf tieferliegende, wirtschaftlicher zu erschließende Bereiche angewiesen war. Letzteres gilt vornehmlich für das sich anbietende Entwicklungsfeld nach Westen bis zur Bahnlinie. Neue Industrie- und Gewerbeanlagen mit größerem Flächenanspruch durften dieses Entwicklungsfeld nicht durchsetzen oder gar ausfüllen, sie wurden deshalb in vorausschauender Konzeption in die Ebene jenseits der Bahn verwiesen; die Zukunft wird erweisen, wie bedeutungsvoll diese großzügige Entscheidung war (Abb. 3).

Mit der Orientierung nach Westen wurden neue städtebauliche Akzente gesetzt; doch durfte die Planung nicht künftige Schwerpunkte nach „außen“ verlegen und der historischen Stadt gewissermaßen davonlaufen, ohne zugleich die Maßnahmen aufzuzeigen, die gewährleisten sollen, daß der alte Stadtkern als Herz der Stadt auch künftig mit pulsierendem Leben erfüllt bleibt. Das aber machte die Aufstellung und Einleitung eines umfassenden Sanierungsprogramms erforderlich, das sich vor allem der für Handel und Wirtschaft lebensnotwendigen Verkehrserschließung und Intensivierung der baulichen Nutzung annimmt, zugleich aber auch ein Leitbild für die Stadtgestaltung bietet (Abb. 4). Ohne die vorhandene Bebauung anzugreifen, ist keine Sanierung möglich. Es gelang aber einen Plan aufzustellen, der die wesentliche und charakteristische Bausubstanz und insbesondere auch die wertvollen historischen Bauten vor Abbrüchen bewahrt, womit Struktur und Atmosphäre der Altstadt als Ausdruck eines lebendig gewachsenen Organismus erhalten bleiben. Noch steht dieser Sanierungsprozeß am Anfang, die richtungweisenden Pläne lassen jedoch erkennen, daß das Notwendige zu gegebener Zeit geschehen kann.

Für den Stadtkern wirkt sich günstig aus, daß vor allem Wohngebiete im Norden, Süden und Osten sich ihm anschließen, wodurch die Stadtmitte ihren Schwerpunkt behält. Diese Gebiete – teils Erweiterungen bebauter Bereiche, teils

← *Abb. 3.* Der Plan zeigt in dunkler Tönung das bebaute Stadtgebiet im Jahre 1945 (schwarz den Altstadtbereich) und in heller Schraffur die seitdem erfolgten Erweiterungen. Das ausgedehnte Hanggelände des Schutterlindenbergs, die Hügelränder und Talsenken im Süden der Stadt und vor allem die Ebene nach Westen waren die hauptsächlichsten Bereiche dieser Ausdehnung, mit der sich die Gesamtfläche der Bebauung mehr als verdoppelt hat. Die Darstellung läßt eine von der Topographie der Tallage vorgezeichnete, folgerichtige Entwicklung erkennen, die der Stadt trotz ihres bedeutenden Gestaltwandels eine klare und organische Struktur bewahrt hat. Die bezifferten Kreise markieren die Standorte der wichtigsten öffentlichen Gebäude und Anlagen seit 1945: 1 Sporthalle, 2 Bahnhof, 3 Theodor-Heuss-(Volks-)Schule, 4 evang. Kinderheim, 5 Landwirtschaftsschule, 6 Terrassenbad, 7 Gymnasium der NATO-Garnison, 8 Gewerbe- und Hauswirtschaftsschule, 9 Handelsschule und Wirtschaftsgymnasium (Erweiterung), 10 Ludwig-Franck-Altersheim, 11 Volksschule der NATO-Garnison, 12 Friedenskirche, 13 Max-Planck-Gymnasium, 14 Kirche und Altersheim St. Maria, 15 Krankenhaus (im Bau). Einzelne Gebietsbezeichnungen verweisen auf die folgenden Abbildungen.



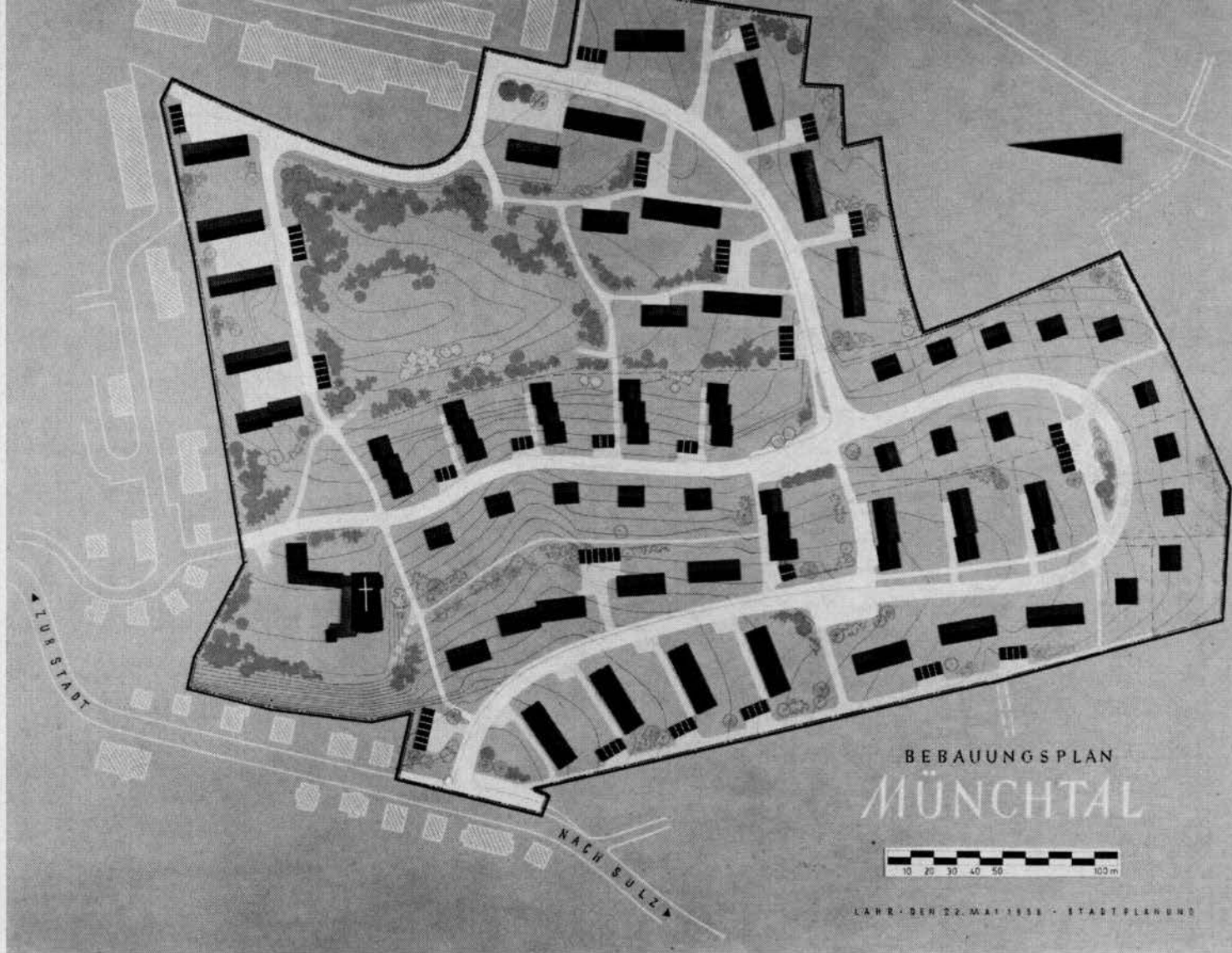


Abb. 5. Nach diesem Plan ist in den Jahren nach 1958 die Wohnsiedlung im MÜNCHTAL entstanden, eine für die Neubaugebiete im Süden der Stadt charakteristische Anlage. Hier wohnen heute etwa 200 Familien, zum überwiegenden Teil im eigenen Reihen- oder Einzelhaus. In der Mitte der Straßenschleife, die sanft ansteigend die flache Talmulde durchzieht, ein kleines Zentrum mit Läden und Gaststätte. Links im Plan die auf einer Anhöhe stehende evangelische Friedenskirche, erbaut 1956.

reine Neubaugebiete – sind auf Grund von Bebauungsplänen angelegt und erschlossen worden. Sie verdanken ihre besondere Eigenart der bewußten Anpassung an die jeweiligen tektonischen Gegebenheiten des betreffenden Raumes – so die hier gezeigten Beispiele Münchtal (Abb. 5), Oberer Hagendorn (Abb. 6) und die im Entstehen begriffene Siedlung im Oberen Garten im Stadtteil Burgheim (Abb. 8 und 9).

← Abb. 4. Der ALTSTADTSANIERUNGSPLAN – eine generelle Richtlinie für die allmähliche Umgestaltung und Neuordnung des Innenstadtbereiches. Für diese städtebaulich ebenso bedeutungsvolle wie schwierige Aufgabe ist hier eine Lösung aufgezeigt, die unter weitgehender Berücksichtigung der historischen Struktur und des soziologischen Gefüges wie unter Wahrung des gewachsenen Charakters der alten Stadt bei verhältnismäßig geringen Opfern nicht nur den voraussehbaren Erfordernissen Rechnung trägt, sondern darüber hinaus die Entwicklung zu einem zukunftsbeständig organisierten und gestalteten Stadtzentrum ermöglicht. Der Plan wurde vor zehn Jahren aufgestellt und bildet seitdem die Grundlage für alle städtebaulichen Entscheidungen in der Altstadt.

Die Mentalität des modernen Menschen, der einerseits „mittendrin“ sein will, andererseits „privat“ bleiben möchte, spiegelt sich in seinem Wohnbedürfnis. Das Einzelhaus mit Garten oder ein Apartment in einem Hochhaus; beide sind gefragt. Die letzten Jahre haben der Stadt Lahr eine Anzahl Hochhäuser beschert

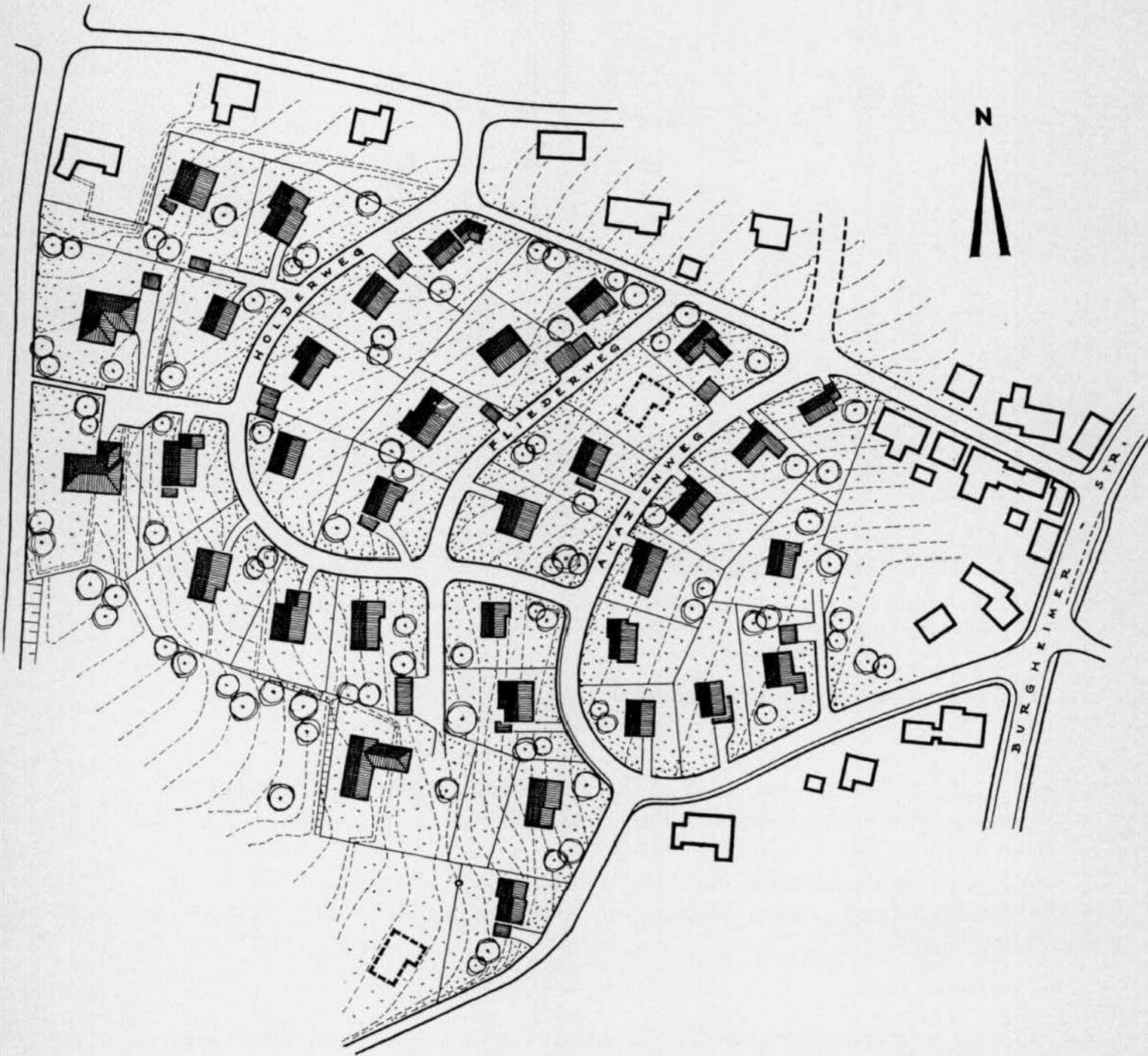


Abb. 6. Die Siedlung OBERER HAGENDORN im Stadtteil Burgheim ist ein typisches Beispiel für die an den Hängen vorherrschende Einzelhausbebauung aus neuerer Zeit. Die Form des Geländes bestimmt weitgehend den Verlauf der Straßen wie auch die Anordnung der Gebäude, die sich hier trotz individueller Eigenständigkeit zu einer harmonischen städtebaulichen Einheit gruppieren, unterstützt durch das in zehn Jahren reich entfaltete und verbindende Grün der Gärten.



Abb. 7. Ortsteil Burgheim mit Blick auf den nahen Schutterlindenberg, einem Wahrzeichen der Stadt Lahr.

und weitere sind im Wachsen. Hochhäuser lassen sich aber nicht beliebig in die Stadtlandschaft setzen, ihre funktionell und städtebaulich richtige Plazierung ist eine verantwortungsvolle Aufgabe. Daß man sich dieser Aufgabe in Lahr mit besonderer Sorgfalt angenommen hat, mag das bisherige Ergebnis wohl bestätigen. Die drei originellen Rundbauten im Glockengumppen eröffneten den Reigen der Wohnhochhäuser in Lahr (Abb. 11). Sie erheben sich auf dem Gelände, das schon von Römern besiedelt war, was reiche Funde bezeugen. Diese bemerkenswerten Hochbauten sind weit über die Stadt hinaus bekannt geworden. Ihre zeitweilige Nebenfunktion als „Stadtanzeiger“ ist indessen von größeren Brüdern übernommen worden, so vor allem im benachbarten Neubaugebiet Kleinfeld westlich der B 3, dessen Wohntürme der künftigen Weststadt eine unverkennbare Prägung geben (Abb. 12). Aber auch am östlichen Eingang der Stadt im Schuttertal zwischen Altvater und Hohberg entsteht zur Zeit eine Gruppe von markanten Hochbauten, die hier künftig als modernes „Stadtter“ in Erscheinung treten.

Von den neueren öffentlichen Gebäuden und Anlagen, deren wichtigste in Abb. 3 standortmäßig aufgeführt sind, seien hervorgehoben: das Max-Planck-Gymnasium hinter der frühgotischen Stiftskirche als Beispiel eines neuzeitlichen Schulhauses (Abb. 14), das ob seiner schönen Lage weit bekannte Terrassenbad am Schutterlindenberg (Abb. 15) und der kurz vor der Fertigstellung stehende Großbau des neuen Krankenhauses am Altvater. Auch das durch seinen terrassenförmigen Aufbau in einer Mulde des Schutterlindenberges errichtete Evangelische Kinderheim stellt eine beachtliche architektonische und städtebauliche Leistung dar. Nicht minder als die Ausdehnung der Bebauung läßt gerade auch der Reigen dieser Gemeinschaftsbauten augenfällig werden, welche bedeutsame Entwicklung sich in den letzten 20 Jahren in unserer Stadt vollzogen hat.

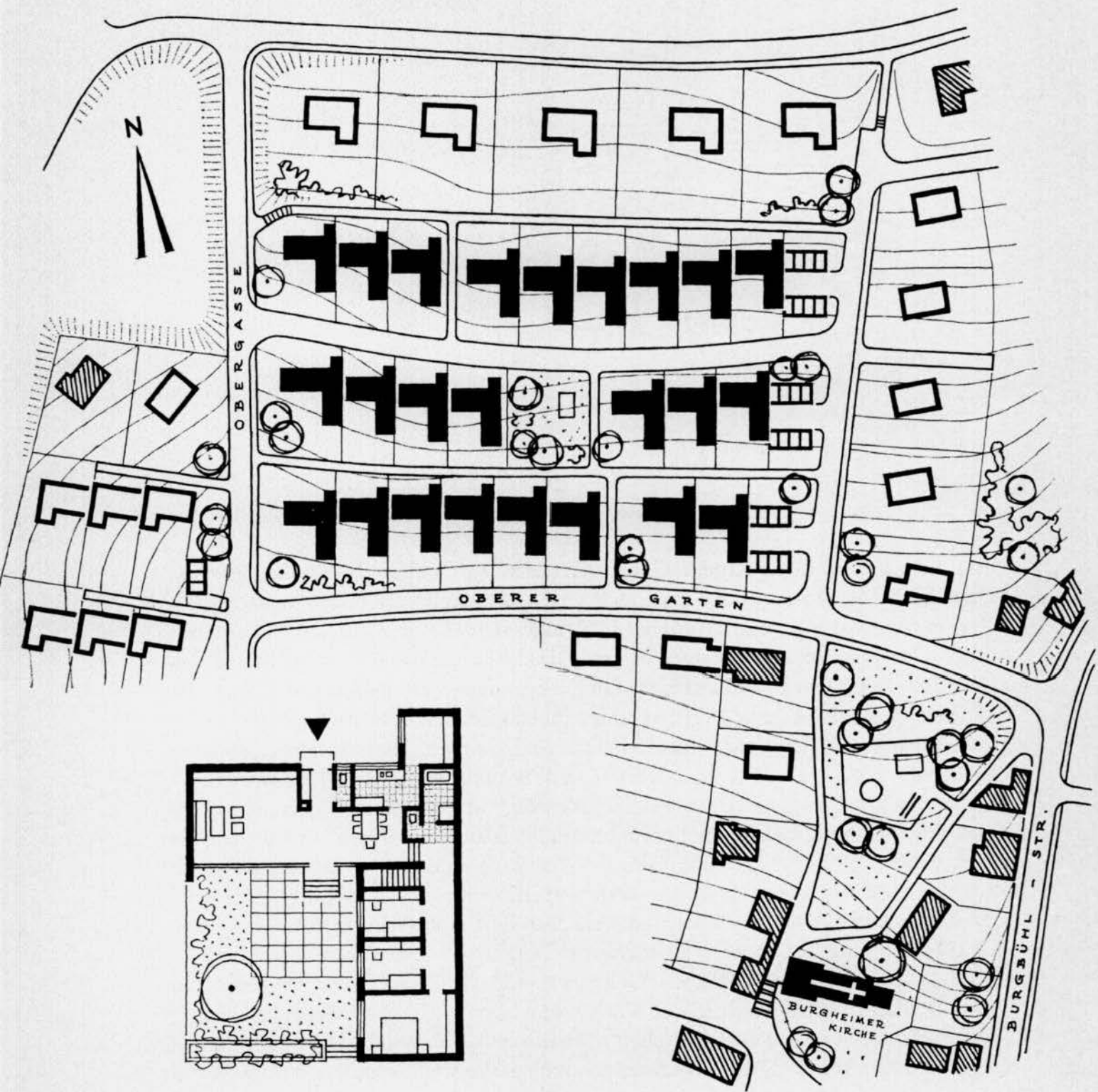


Abb. 8. Im Baugebiet OBERER GARTEN, unweit der ehrwürdigen romanischen Burgheimer Kirche (im Plan rechts unten), werden gegenwärtig 24 Gartenhofhäuser gebaut. Die eingeschossigen, winkelförmigen Gebäude umschließen jeweils einen intimen Wohnhof, der lediglich nach Süden geöffnet ist mit Ausblick über die nächste, tieferstehende Baugruppe hinweg auf die Stadt und die gegenüberliegenden Hügel. Eine moderne Form des Einfamilienhauses, deren Vorzüge in dieser ausgezeichneten Lage besonders zur Geltung kommen.

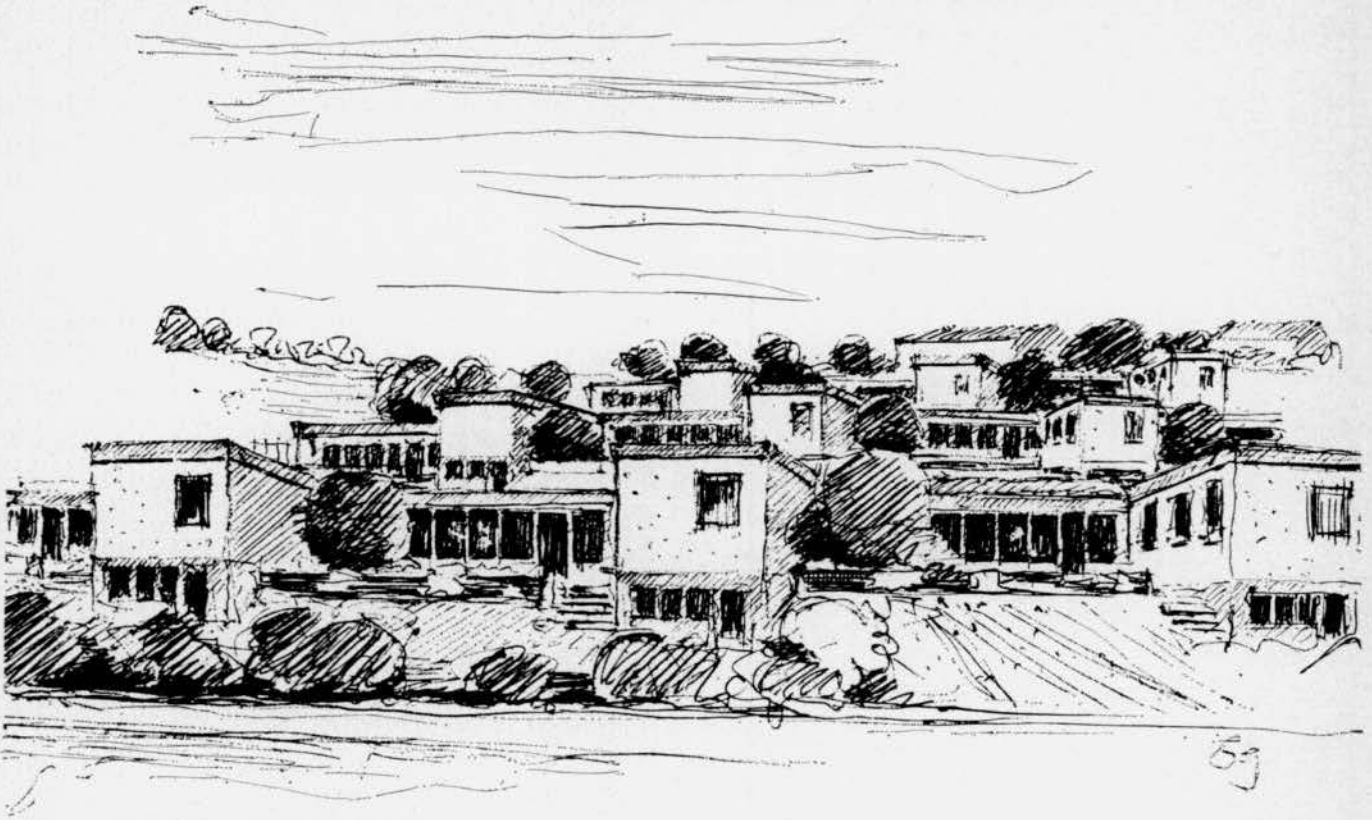


Abb. 9. Die prächtige Hanglage der neuen Gartenhofhäuser im Gewann Oberer Garten.

Auch in Lahr hat schon die Zukunft begonnen. Der Autobahnzubringer, der die Durchschleusung des West-Ostverkehrs durch die Stadt zu bewältigen hat, nötigte zu einer generellen Verkehrsplanung im Gesamtgebiet der Stadt. Angesichts der noch auf längere Zeit wachsenden Motorisierung steht jede Stadt – mag sie größeren oder kleineren Umfang haben – vor dieser Notwendigkeit. Nur die Meisterung der sich aus dieser überflutenden Vermehrung des motorisierten Verkehrs ergebenden Probleme bewahrt ein gewachsenes Stadtbild vor völliger Destruktion. So ergeben sich teilweise neue und ungewohnte städtebauliche Aspekte; sie überzeugend und angemessen dem Ganzen einzufügen, ist eine Aufgabe von hohem Rang. Die entsprechenden Planungen befinden sich in Arbeit.

Waren in gewissem Sinne mittelalterliche Städte innerhalb ihrer Mauern und Türme „fertig“, so zeichnet sich die moderne Stadt dadurch aus, daß sie die Dynamik unserer Zeit widerspiegelt. Immer neue Aufgaben stellt der neue Tag: Neue Baugebiete sind zu erschließen, bestehende Bebauungen aufzufüllen und zu verdichten; Schulen, Kindergärten, Sportstätten, Verwaltungsbauten – wo wären sie nicht vonnöten? Die ständige Ergänzung des Straßennetzes und die ganze „unterirdische Stadt“ mit Wasser-, Gas-, Stromversorgung und Kanalisation gehören zu den stets drängenden Sorgen, wie auch die Altstadtsanierung sich als eine Daueraufgabe darstellt.

Die Stadt Lahr hat heute – ohne die Angehörigen der kanadischen Garnison – 26000 Einwohner; der Flächennutzungsplan rechnet mit einer wesentlich höheren Einwohnerzahl für die nächste Generation. Die Probleme, die sich jetzt schon

am Horizont abzeichnen, können nur in Gemeinschaft mit den Nachbargemeinden bewältigt werden. So hat sich jüngst ein Planungsverband der Stadt Lahr mit ihren Umliegergemeinden konstituiert, dessen wichtigste Aufgabe es ist, einen gemeinsamen Flächennutzungsplan zu erarbeiten und damit eine Ordnung im größeren Bereich zu sichern.

Das Zusammenwachsen Europas – obwohl sehr zögernd und langsam – scheint auch für die Stadt Lahr Früchte zu tragen. So sieht die überörtliche Planung eine Rheinbrücke bei Ottenheim/Meißenheim vor, die künftig den Raum südlich von Straßburg über den Autobahnzubringer mit unserem Gebiet verbinden und so dem Verkehr von Frankreich über den Schwarzwald eine zusätzliche Möglichkeit eröffnen wird. Eine in staufischer Zeit befahrene Straße wird dann wiedererstanden sein und dazu beitragen, daß sich die Beziehungen über die Grenzen hinweg neu gestalten und vertiefen können.

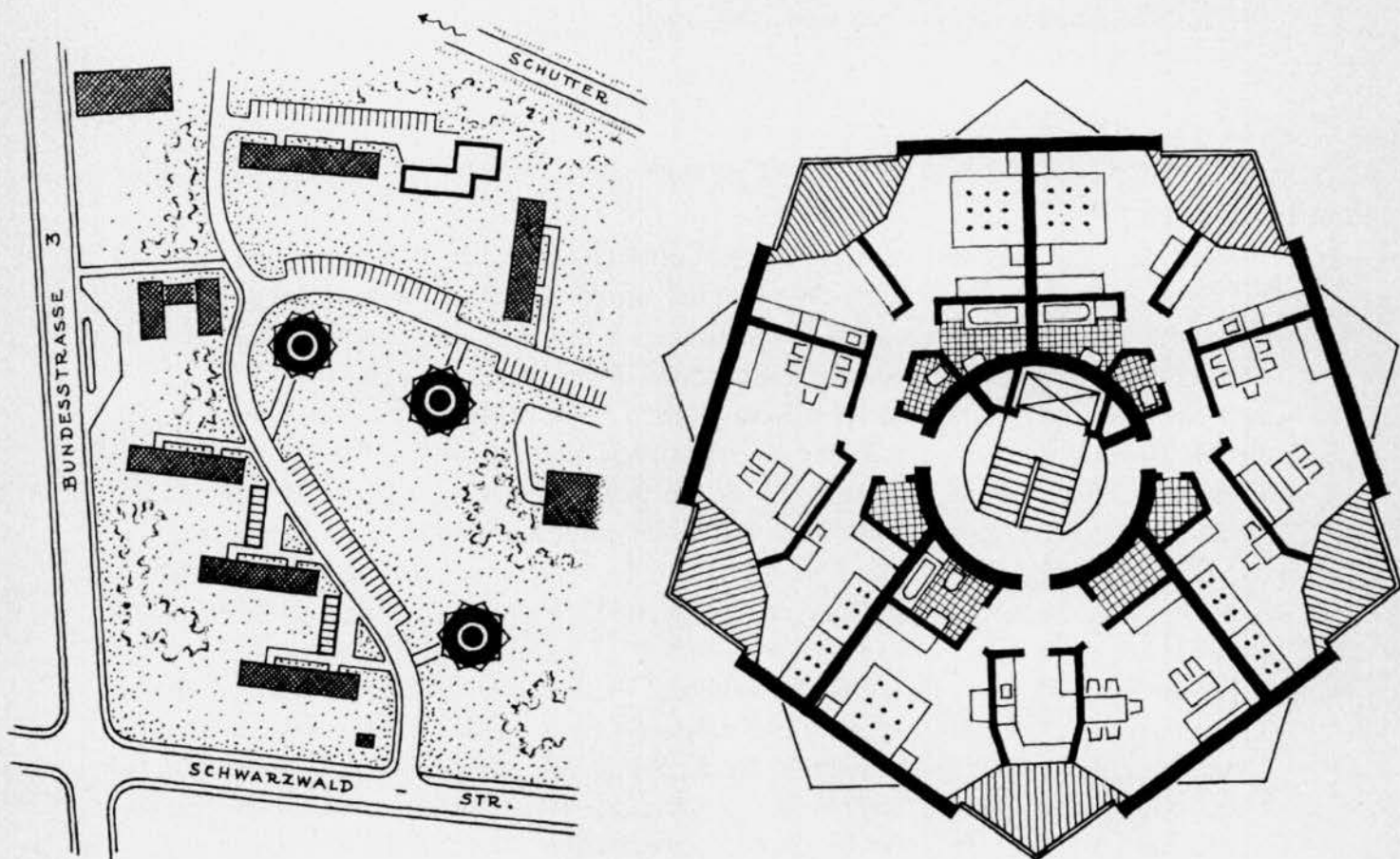


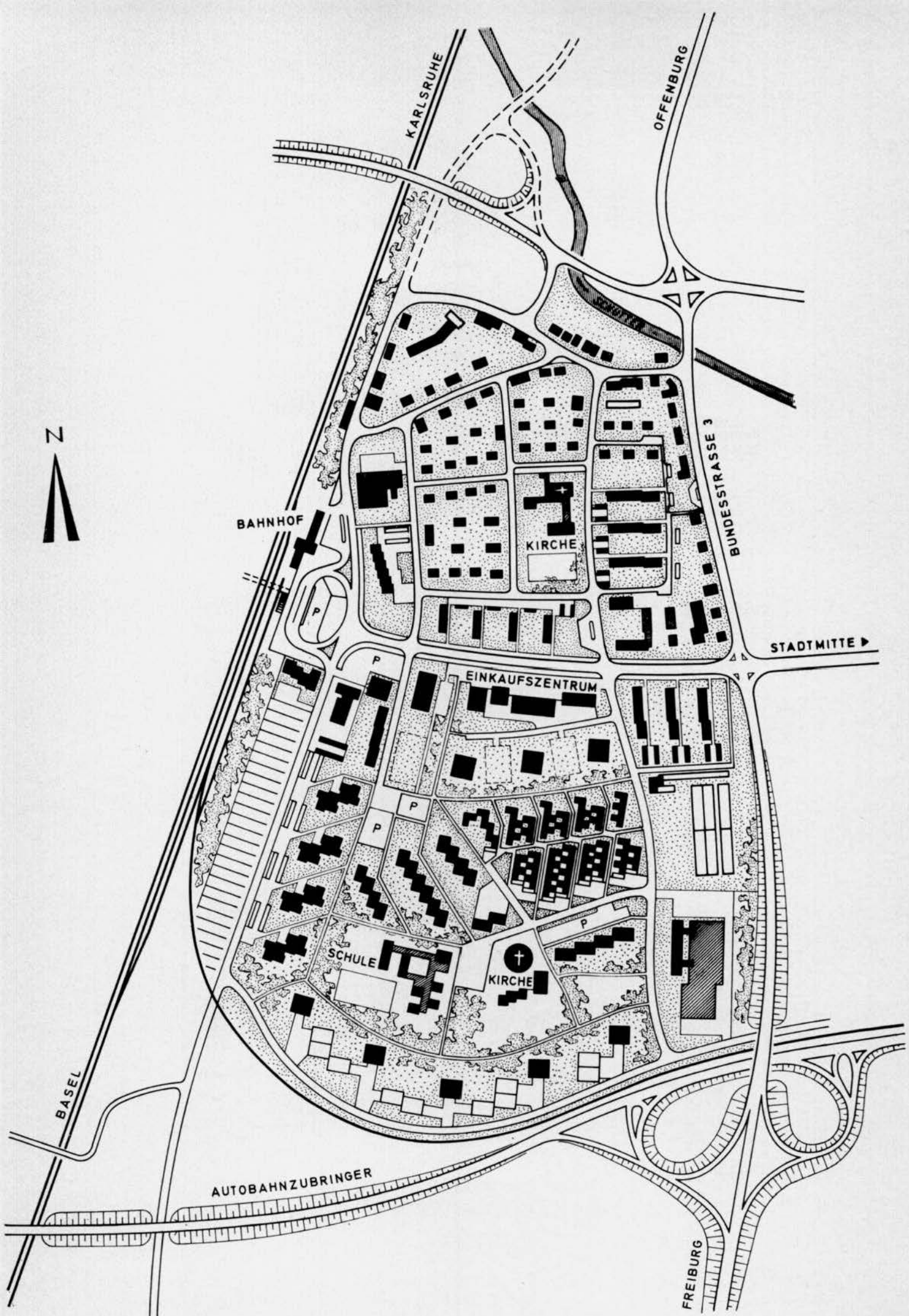
Abb. 10. Nahe der Bundesstraße 3, auf dem historischen Boden eines römischen Legionärlagers zur Zeit des Kaisers Vespasian, stehen diese drei bemerkenswerten Wohntürme. Ihre eigenartige Erscheinung ergibt sich aus der Konzeption eines fünfeckigen Grundrisses und der jeweils über Eck gedrehten Anordnung der einzelnen Stockwerke. Um einen zylindrischen Kern mit Treppe und Aufzug gruppieren sich in jeder Etage drei Wohnungen, die ihr Tageslicht ausschließlich über die geräumigen Eckbalkone erhalten. Der äußere Wechsel zwischen geschlossenen Betonwandflächen und Balkonnischen läßt eine lebendige Architektur entstehen, die sich jedoch nicht nur in ästhetischer Hinsicht, sondern auch von der Wohnfunktion her rechtfertigt. Ein ebenso origineller wie geistreicher Beitrag zum Thema Wohnhochhaus.



Abb. 11. Die eigenartigen Wohntürme auf dem historischen Boden eines römischen Legionslagers nahe der B 3 im Gewann „Glockengumpfen“.



Abb. 13. Bahnhofplatz im Baugebiet Kleinfeld.



KARLSRUHE

OFFENBURG



BAHNHOF

KIRCHE

BUNDESSTRASSE 3

STADTMITTE ▶

EINKAUFSZENTRUM

SCHULE

KIRCHE

BASEL

AUTOBAHNZUBRINGER

FREIBURG

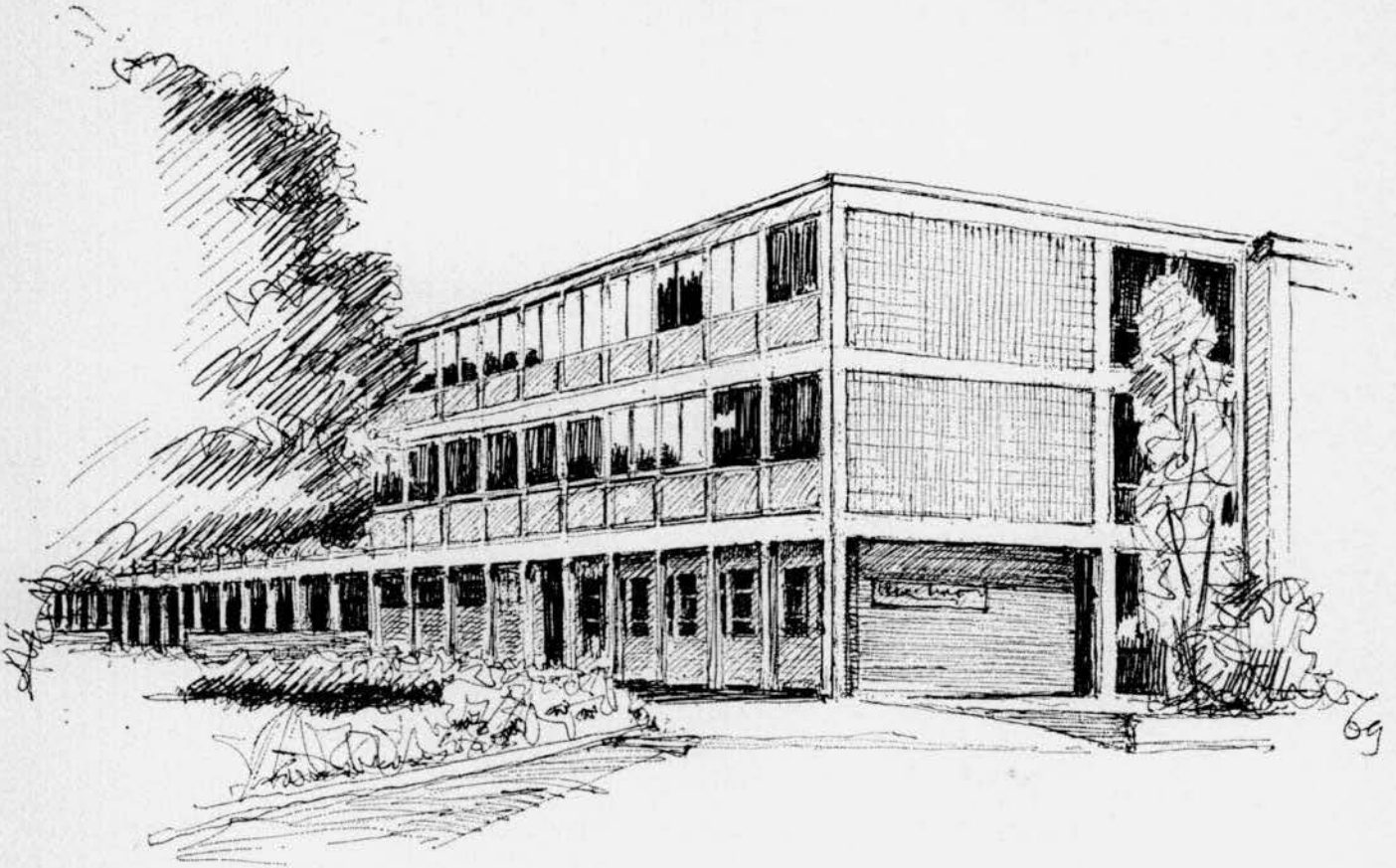


Abb. 14. Max-Planck-Gymnasium.

← Abb. 12. Das Baugebiet KLEINFELD (alte Gewinnbezeichnung) zwischen der Bundesstraße 3 und der Bahnlinie Karlsruhe–Basel. Hier entsteht ein völlig neuer Stadtteil, der nach seinem endgültigen Aufbau etwa 5000 Bewohner zählen wird. Wo sich vor sechs Jahren noch Wiesen und Äcker dehnten, durchziehen heute Straßen das Gelände, sind Wohnblocks errichtet, Grünflächen und Parkplätze angelegt, erheben sich Hochhäuser zu einer neuen Stadtsilhouette: sichtbarer Ausdruck des Aufbauwillens und der Entwicklungskraft der Stadt. Die Größenordnung des Gebietes und die günstige Verkehrslage, vornehmlich auch mit dem neuen Bahnhofgebäude, dem großzügig angelegten Bahnhofplatz und der von da direkt zur Stadtmitte führenden Schwarzwaldstraße, setzen hier den Schwerpunkt der westlichen Stadterweiterung. Die vielgestaltige Struktur der Gesamtanlage, wesentlich ergänzt durch eine Reihe öffentlicher Gemeinschaftseinrichtungen (Schule, Kindergärten, Einkaufszentrum, Gaststätten, Freizeitanlagen u. a.) läßt erwarten, daß sich dieser Bereich zu einem lebendigen städtischen Organismus entfalten wird.

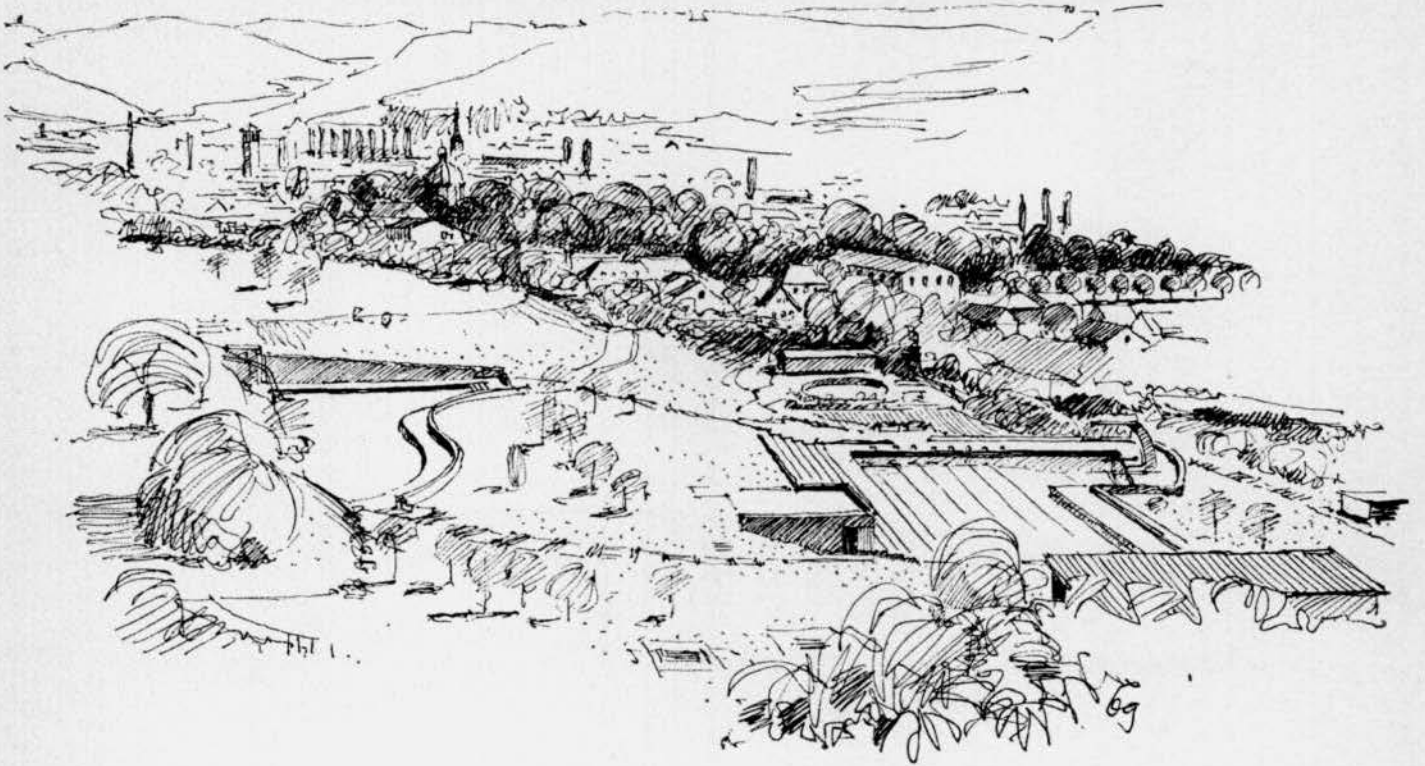


Abb. 15. Terrassenbad am Südhang des Schutterlindenberges mit Blick auf die Stadt und weitere Umgebung.

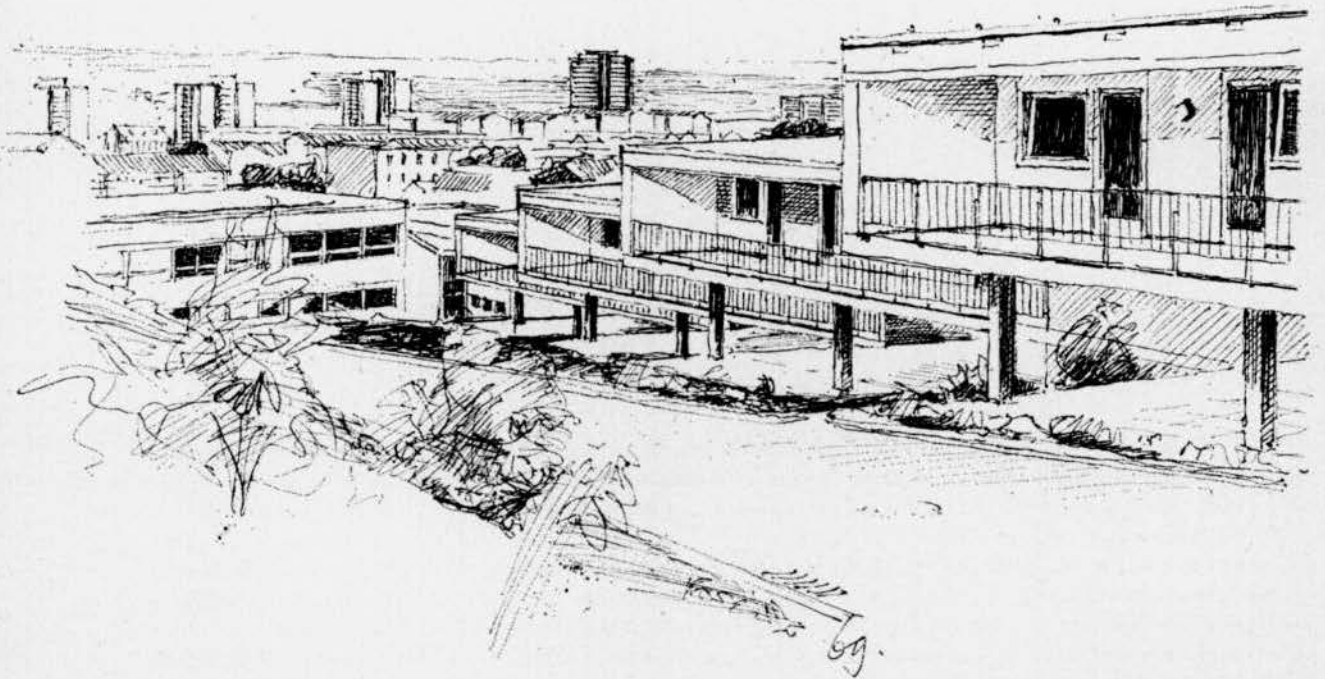


Abb. 16. Das evangelische Kinderheim am Südhang des Schutterlindenberges mit der eigenartigen Terrassenbauweise. Im Hintergrund die Hochhäuser im Baugebiet Kleinfeld.

Die Große Kreisstadt Offenburg

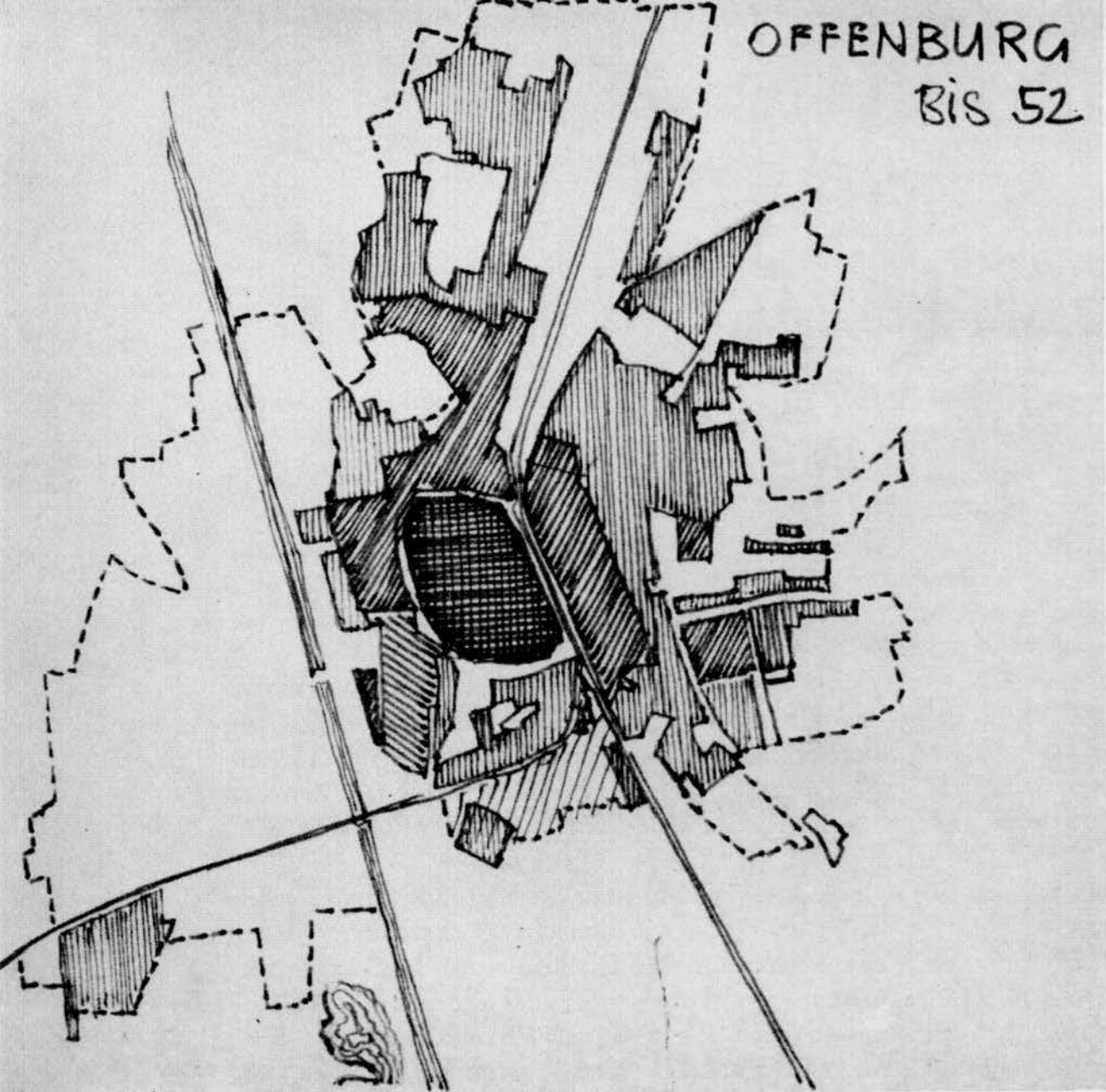
von Hans Brettar

Die Stadt Offenburg hatte 1948 21 500 Einwohner. Im Jahre 1968 waren es 33 500. In 20 Jahren war also ein Einwohnerzuwachs von 12 000 Personen zu verzeichnen, d. h. die Einwohnerzahl ist in diesem Zeitraum um nahezu 60% angestiegen. Daraus läßt sich eine Entwicklung erkennen, die weit über dem mittelbadischen Durchschnitt liegt. Die bebauten Flächen haben sich in diesem Zeitraum mehr als verdoppelt (280 gegenüber 660 ha). Dies liegt nicht nur an der aufgelockerten Bauweise der neuen Wohngebiete (195 gegenüber 360), wesentlich fällt auch die Erweiterung der gewerblichen und industriellen Bauflächen ins Gewicht (45 gegenüber 200 ha). Allein der Bestand an städtischen Straßen hat sich von rd. 59 km im Jahre 1956 auf rd. 86 km im Jahre 1968 erhöht.

An diesen Zahlen läßt sich die Entwicklung einer Stadt grundsätzlich ablesen. Sinn dieses Berichtes ist es, zu erläutern, wie sich diese Entwicklung baulich darstellt. Dabei sind nicht nur die entstandenen Hochbauten zu berücksichtigen, nicht nur die neu hinzugekommenen Wohnungen oder die neu geschaffenen Arbeitsplätze. Vielmehr müssen auch alle von der Erweiterung einer Stadt verursachten Folgeeinrichtungen betrachtet werden: Straßen, Brücken, Geschäfte, Kindergärten, Schulen usw. (Jene technischen Folgeeinrichtungen, die im Bild der Stadt nicht sichtbar werden, sind zwar ebenfalls bedeutungsvoll, können aber in diesem Bericht nicht eigens erwähnt werden.)

Wesentliche Veränderungen bewirkt die Stadterweiterung auch auf die „alte“ Stadt in ihrer bisherigen Form. Das Geschäftszentrum, das mit seiner Kapazität eine bestimmte Einwohnerzahl versorgen kann, reicht nicht mehr aus. Die alte, bisher bestehende Form wird gesprengt. Besonders bei der Stadt Offenburg, deren Geschäfte sich innerhalb eines mittelalterlichen Stadtkerns mit einem sehr kleingliedrigen Grundriß entwickelt haben, werden diese Erscheinungen deutlich sichtbar. Bis jetzt haben sich Vergrößerungen und Erweiterungen noch überwiegend innerhalb der bestehenden Baulichkeiten abgespielt: Bisher nicht entsprechend genutzte Geschosse, Nebengebäude, Remisen und dgl. wurden noch ausgebaut. Die Fälle aber, wo diese vorhandenen Gehäuse nicht mehr ausreichen, mehren sich im Stadtzentrum.

Die Innenstadt ändert also durch die Entwicklung am Stadtrand nach und nach ihr Gesicht. Man wird dabei nur versuchen können, solche Tendenzen vernünftig zu lenken. Unterbinden läßt sich eine solche Entwicklung nicht, es

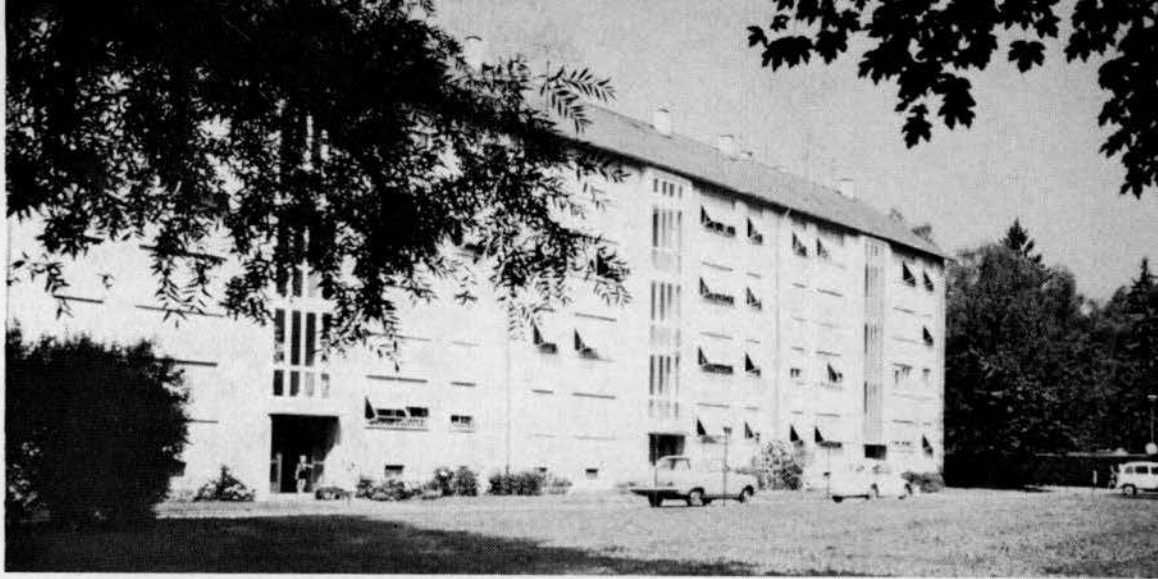


sei denn, man wolle das gesamte Wachstum einer Stadt aufhalten. Keinesfalls sind diese Veränderungen im Bild einer Stadt nur das Ergebnis städtebaulicher Absichten.

Ebenso wie im Stadtzentrum werden auch in den „ehemaligen“ Stadtrandgebieten Veränderungen hervorgerufen: Die Wohnschwerpunkte verlagern sich, die bisherige Nutzung der Gebäude verändert sich. Die neuen Baugebiete machen Folgeeinrichtungen notwendig, die nur z. T. in diesen Gebieten selbst errichtet werden.

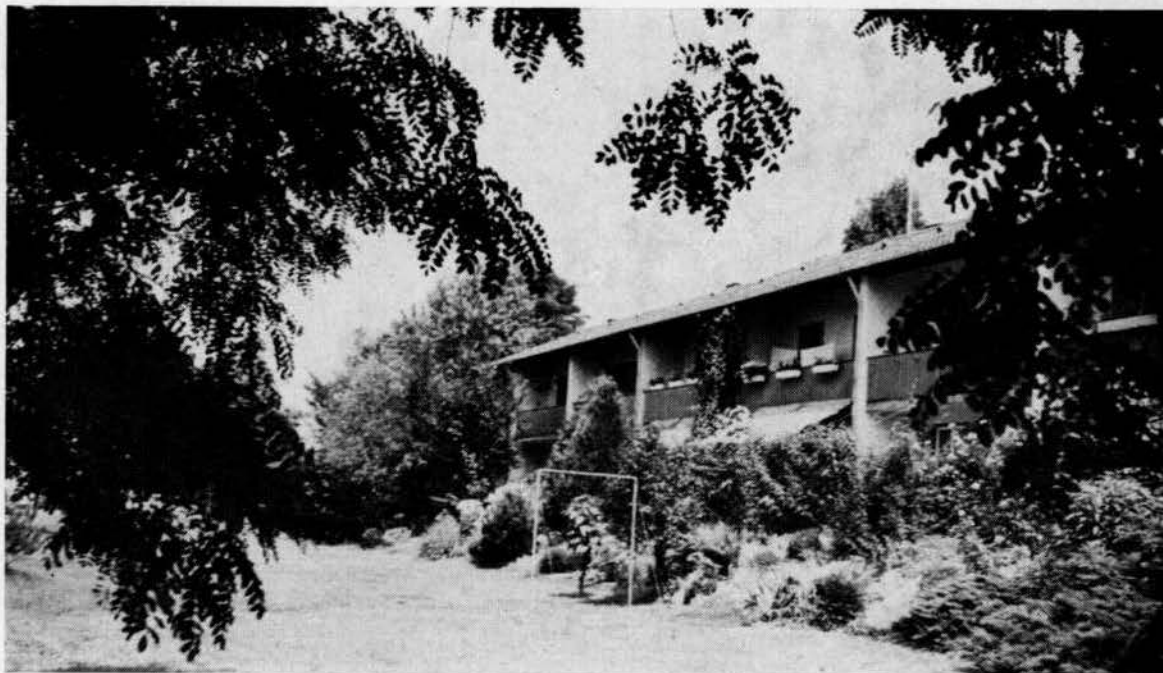
Ein Bericht über die bauliche Entwicklung einer Stadt sollte sich mit diesem Sachverhalt auseinandersetzen. Er sollte die äußere Erweiterung beschreiben und die damit zusammenhängenden inneren Veränderungen sichtbar machen. Eine architektonische Würdigung der im Berichtszeitraum entstandenen Bauwerke ist nicht zu erwarten. Die vor dem Berichtszeitraum vorhandenen Stadtteile sind nur insoweit zu berücksichtigen, als sie von den Erweiterungsfolgen berührt werden.

Mehrfamilien-Wohnhaus in den Klosterwiesen, 1952.



Schwierigkeiten bereitet die Gliederung des Berichtes. Eine rein chronologische Darstellung verwirrt, da die Sprünge von einem Baugebiet zum andern die Übersicht stören. Eine Beschreibung nach der Art der Bebauung läßt die Zusammenhänge der einzelnen Arten untereinander nicht deutlich genug werden. Am wenigsten ungeeignet erscheint es, von Baugebieten auszugehen und dazwischen die Folgen der Entwicklung in den bestehenden Stadtteilen zu beschreiben.

Die Kriegszerstörungen der Stadt Offenburg waren, verglichen mit anderen Städten, gering. Sie betrafen im wesentlichen das im Norden der Stadt gelegene Industriegebiet und die Bahnhofsanlagen. Allerdings hat sich auf dem Wohnungssektor nach dem Kriege die Beschlagnahme von rd. einem Viertel des gesamten Wohnungsbestandes durch die Besatzungstruppen sehr einschneidend bemerkbar gemacht. In dieser Zeit war es die Hauptsorge, zunächst einmal für die vorhandene Bevölkerung genügend Wohnraum zu schaffen. Außerdem kam schon bald



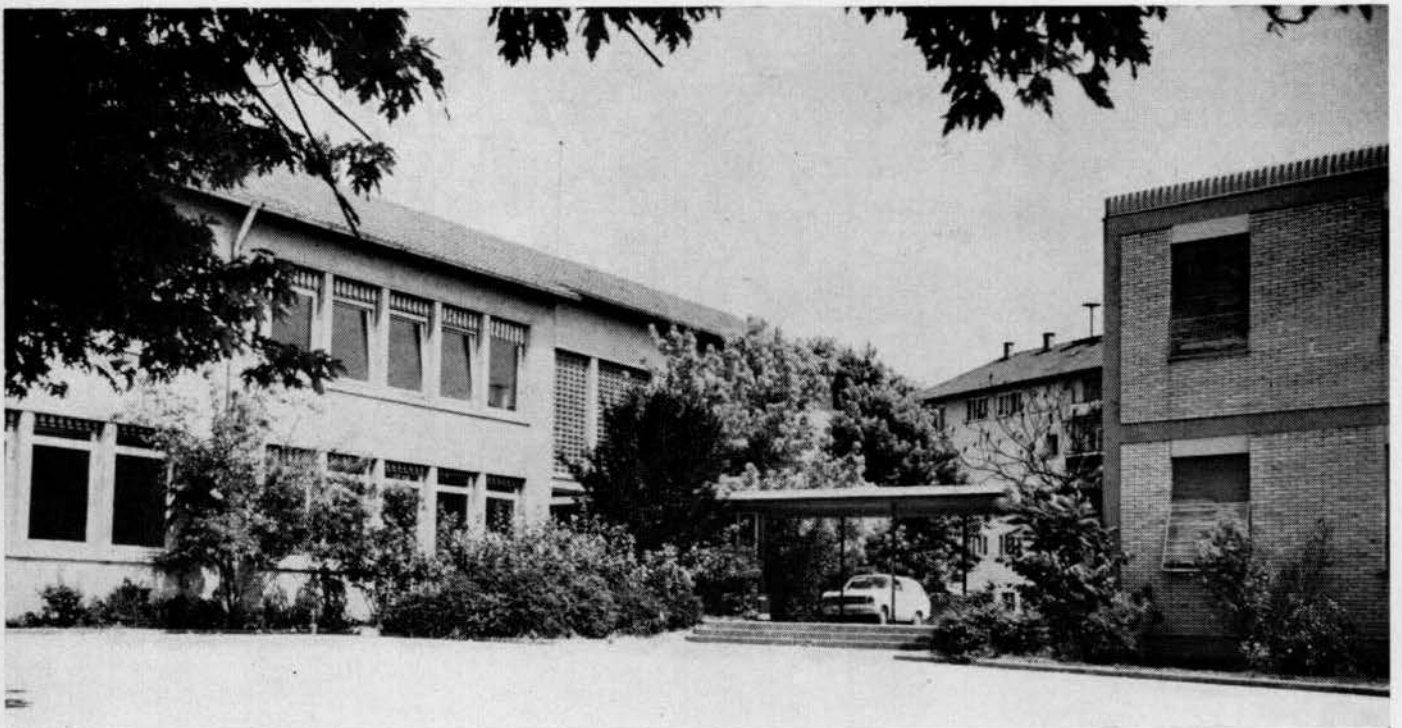
Albersbösch,
Teil des 1. Bauabschnitts
1952/53.

ein erheblicher Zustrom von Neubürgern (Flüchtlinge) hinzu (Einwohnerzahl 1946: 19580, 1950: 23350). Die bauliche Entwicklung in dieser Zeit ging sehr langsam vonstatten. Bis 1948 war so gut wie keine Bautätigkeit zu verzeichnen. 1948 wurden nur 22 Wohnungen gebaut (12 Privat, 10 Baugenossenschaften). Im Jahre 1949 waren es bereits 63 Wohnungen, davon noch 52 von privaten Bauherren. Ein großer Teil dieser Wohnungen wurde durch den Ausbau schon vorhandener Gebäude gewonnen. Bis zum Jahre 1952 wurde kein Baugebiet erschlossen, das für die Erweiterung der Stadt von Bedeutung gewesen wäre. Es wurden Baulücken geschlossen und vorhandene Randzonen aufgefüllt. Erwähnenswert ist allenfalls die Bebauung der Klosterwiese am alten Friedhof mit drei viergeschossigen Mehrfamilienhäusern.

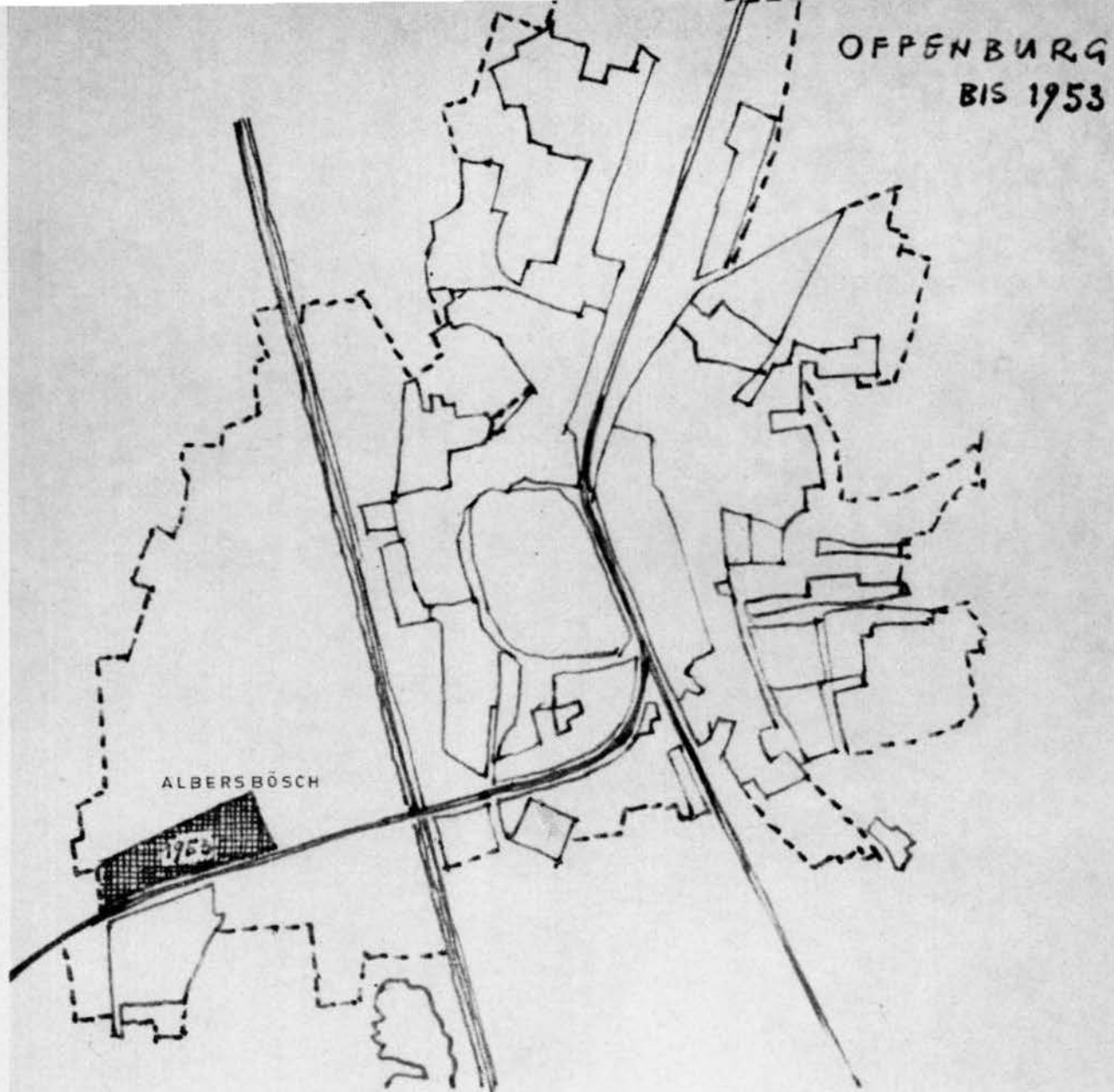
Die Gesamtzahl der Wohnungen in der Stadt Offenburg betrug 1952: 6097, die Einwohnerzahl 25110. Die daraus errechnete durchschnittliche Wohnungsbelegung von 4,1 Einwohner pro Wohnung gegenüber dem Normalwert 3,2 läßt deutlich den Fehlbestand erkennen. Neben dem Bedarf an Wohnungen für Neubürger war noch ein erheblicher Nachholbedarf für die vorhandene Bevölkerung zu decken.

Auch in der Innenstadt ist in dieser Zeit die Entwicklung kaum sichtbar. Die notwendigen Erweiterungen konnten im wesentlichen innerhalb der vorhandenen Gebäude untergebracht werden. Eine Maßnahme, deren Bedeutung auch erst in späteren Jahren sichtbar wurde, war die Verlegung der Firma Burda in die Kinzigvorstadt 1952. Damit wurde die Anlage eines großzügigen und modernen Industriebetriebes eingeleitet, dessen bauliche Entwicklung bis heute noch fort-

Albersbösch: die Eichendorffschule 1954, rechts die Erweiterung von 1962.



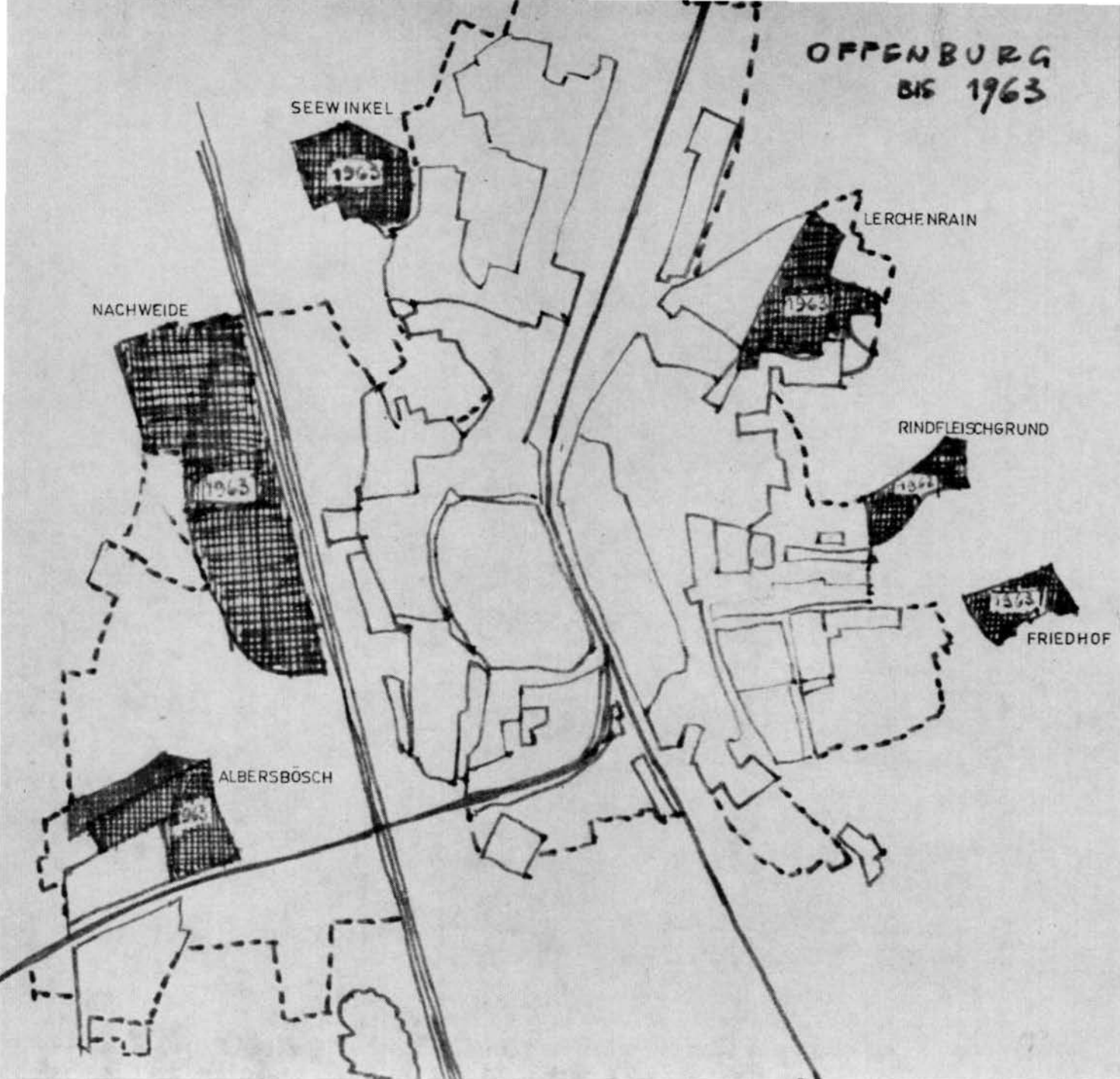
OFFENBURG
BIS 1953



dauert und der 1963 durch das „Burda-Hochhaus“ ein für das gesamte Stadtbild bedeutenden Akzent erhalten hat.

Auch für die Anlage eines neuen Messegeländes wurde durch diese Maßnahme der „Grundstein“ gelegt, obgleich dies im Stadtbild erst 1963 durch den Bau der Oberrheinhalle und die Einweihung des neuen Messegeländes sichtbar wurde.

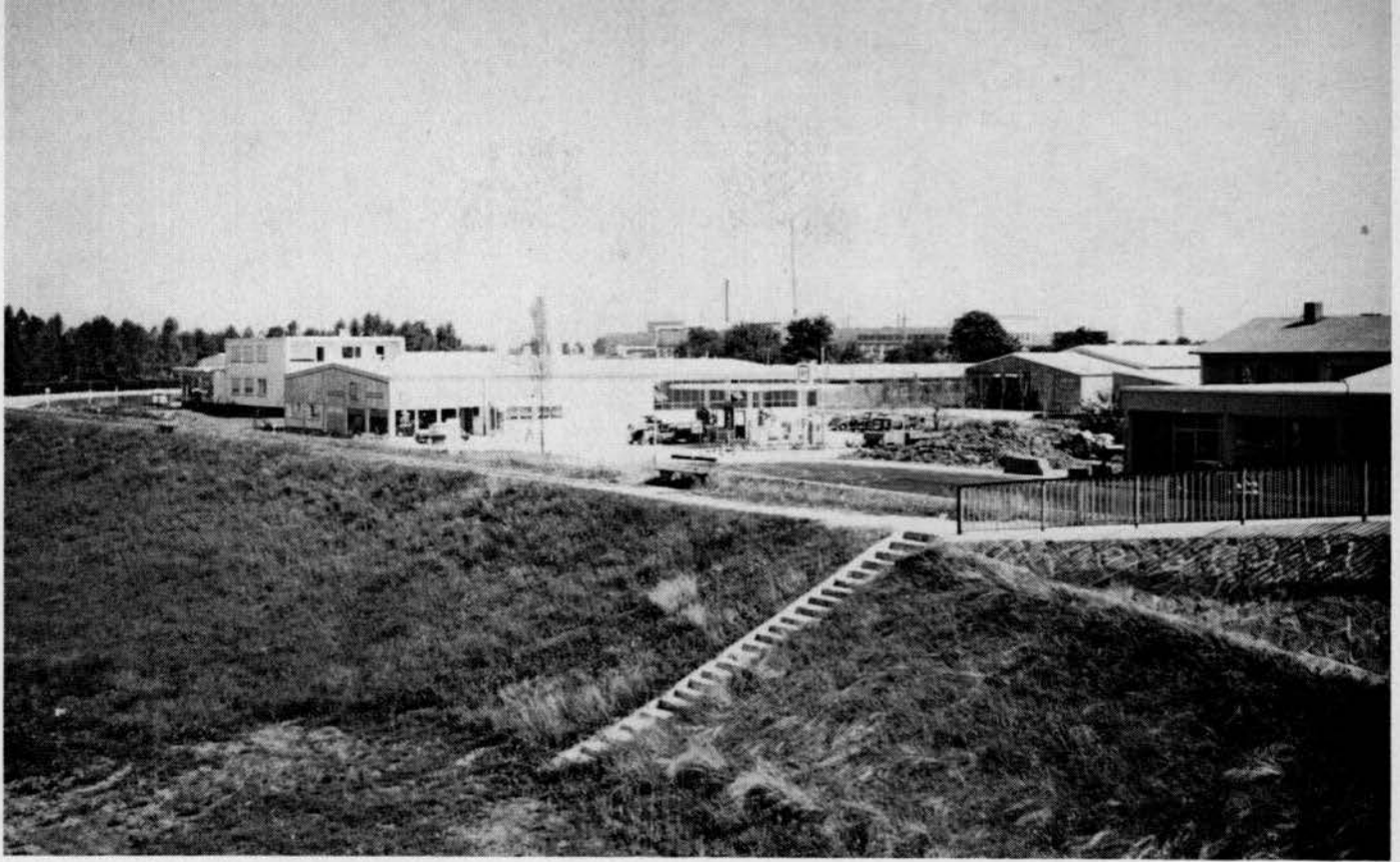
Das Städt. Krankenhaus, das im Jahre 1912 gebaut worden war, war der steigenden Bevölkerungszahl nicht mehr gewachsen. Die Einwohnerzahl 1919 betrug rd. 16000, 1952 rd. 25000. Zwar wurden vor dem Krieg die Röntgenabteilung und das Hauptbettenhaus erweitert, die wichtigsten Änderungen und Erweiterungen wurden jedoch später durchgeführt. Bereits in den Jahren 1950 bis 1952 wurde von Prof. Heinrich Müller, Karlsruhe, ein Gesamtbebauungsplan aufgestellt, auf dessen Grundlage der weitere Ausbau bis heute vorgenommen wurde: Die Augenabteilung 1953, das Wirtschaftsgebäude mit Küche, Wäscherei, Heizung und Schwesternunterkünfte 1954, ebenso die Kinderabteilung; die Operationsabteilung, Unfallambulanz, Apotheke, die Chefabteilung für Innere



Medizin und Chirurgie 1957, die Entbindungsstation 1959, ein Personalwohnhaus 1962. Heute sind rd. 50% der Gesamtanlage Neubauten.

Die Albersböchsiedlung, der Sprung über die Kinzig, hat die eigentliche neue bauliche Entwicklung der Stadt Offenburg eingeleitet. Der erste Bauabschnitt, zwischen Bahnlinie und Schutterwälder Straße, umfaßte 120 Wohnungen in zweigeschossigen Einfamilienreihenhäusern. Der weitere Ausbau der Siedlung ging zügig vonstatten. Bereits 1954 war im neuen Stadtteil „Albersbösch“ eine Schule, die Eichendorffschule, notwendig geworden.

Zu jener Zeit waren im Stadtgebiet östlich der Kinzig alle Baulandreserven aufgebraucht. Erst ab 1962 wurden im Osten, in den Hanglagen der Vorbergzone, wieder erwähnenswerte Neubaugebiete erschlossen: „Der Rindfleischgrund“



Industriegebiet „Seewinkel“. Im Hintergrund die „Chemischen Werke Offenburg“ 1961.

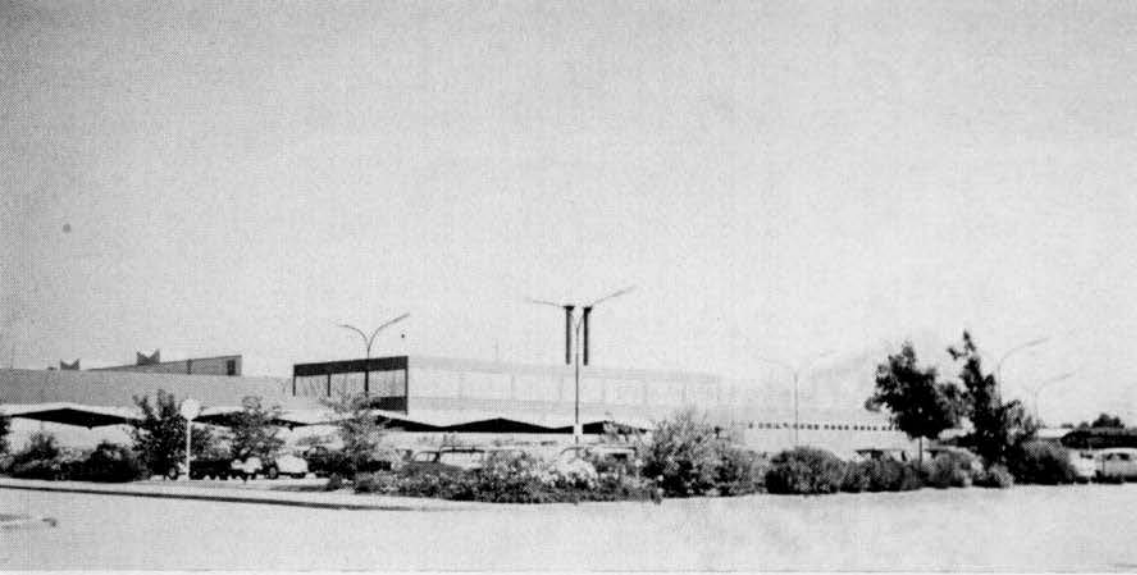
mit Einfamilienhäusern, der „Lerchenrain“ in gemischter Bauweise. Das Baugebiet „In der Wann“, das 1966 begonnen wurde, ebenfalls in gemischter Bauweise, ist als einziges von seiner Größe und Einwohnerzahl (1600) her für die Stadtentwicklung wirklich bedeutend.

Vorerst konzentriert sich die bauliche Entwicklung jedoch auf das linke Kinzigufer, westlich und südlich der Stadt. Erwähnenswert ist lediglich die Sanierung des „Uhlgrabens“, die 1954 mit dem Bau von 4 Laubenganghäusern und insgesamt 40 Wohnungen eingeleitet wurde.

Sehr bedeutsam für die Stadtentwicklung war, daß auch in den Jahren 1961 bis 1963 zum ersten Mal wieder große Gewerbe- und Industriegebiete erschlossen werden konnten. Im Nordwesten der Stadt, „Im Seewinkel“, siedelte sich 1961 die Firma Beiersdorf mit den Chemischen Werken Offenburg an (östlich der Kinzig). Westlich der Kinzig begann 1963 die Erschließung des Industriegebietes „Nachtweide“. Neben zahlreichen kleineren und mittleren Betrieben entstand hier auch ein Großbetrieb der Elektroindustrie (Telefunken).

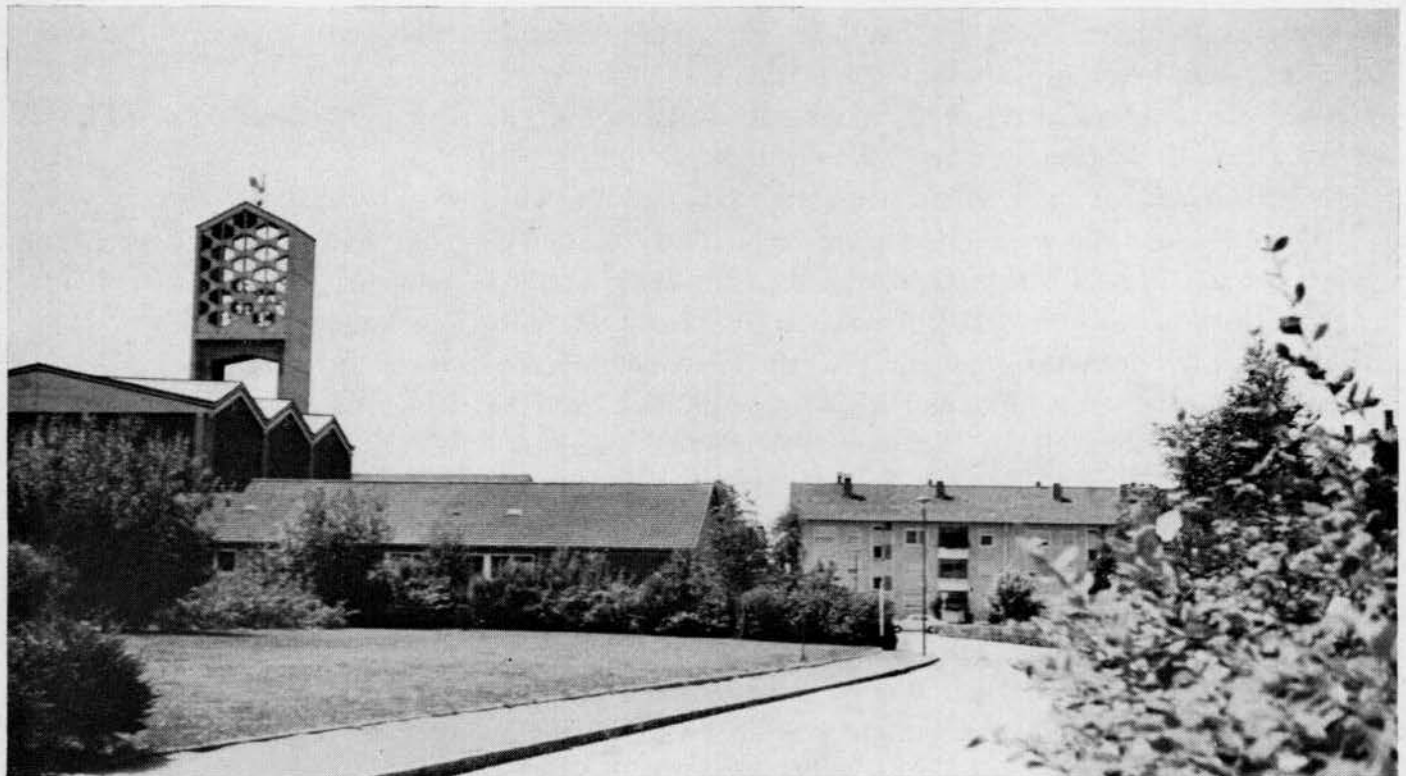
Die „erste“ Siedlung Albersbösch muß erweitert werden. Das Gelände nördlich der Schutterwälder Straße bis zum Autobahnzubringer wird erschlossen. Eine Vergrößerung der Eichendorffschule ist bereits 1962 notwendig. Der gesamte Stadtteil kann nach der Planung rund 6000 Einwohner aufnehmen. 1963 wird bereits mit der Bebauung eines neuen Wohngebietes westlich der Kinzig begonnen, mit Uffhofen. Dieser Stadtteil, der für rd. 3000 Einwohner vorgesehen ist, liegt am nördlichen und westlichen Rand eines Baggersees (Gifzisee). 1964 wird an diesem See ein Strandbad gebaut, das als erster Bauabschnitt für ein Naherholungszentrum gedacht ist.

Industriegebiet
„Nachtweide“
(Telefunken) 1963.

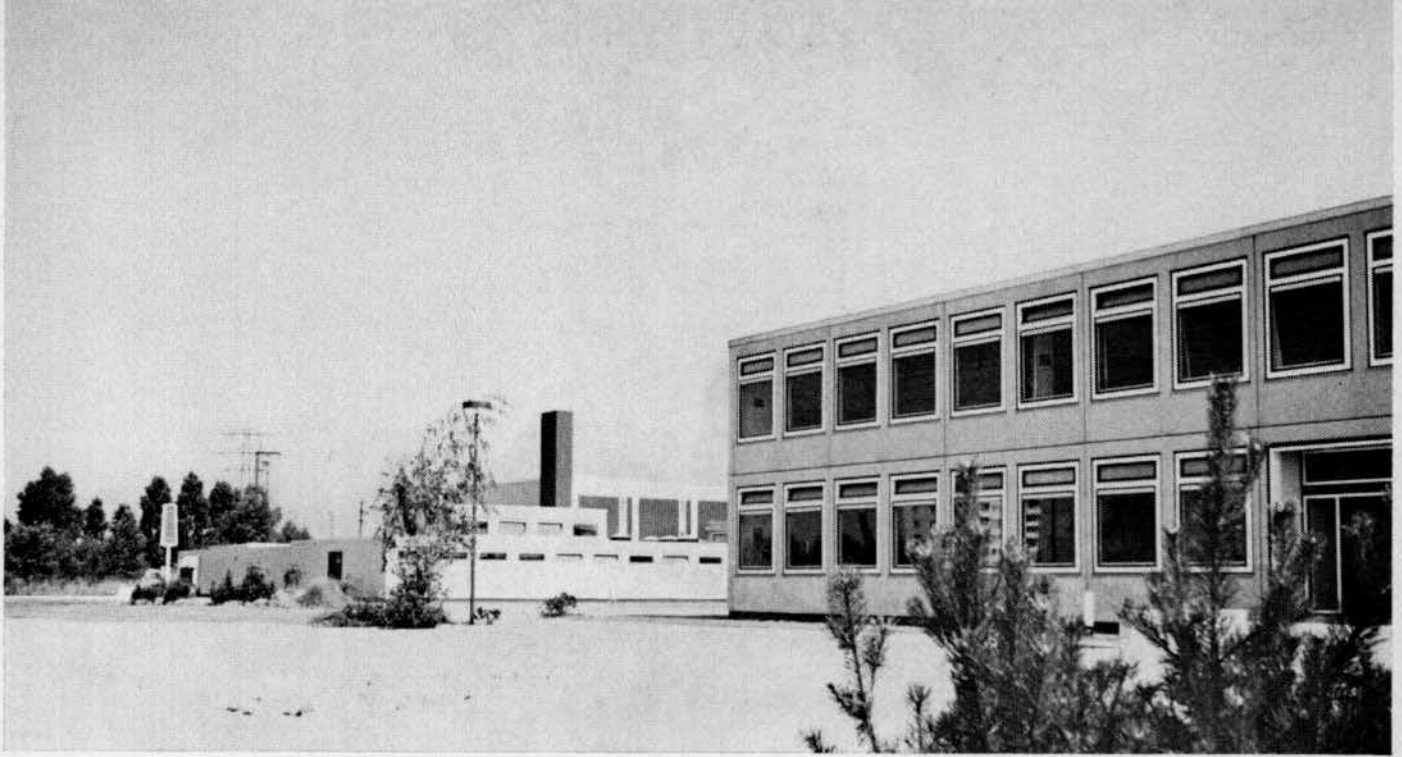


Eine Schule für dieses Baugebiet, die Adenauer-Schule, wird 1964 fertiggestellt.

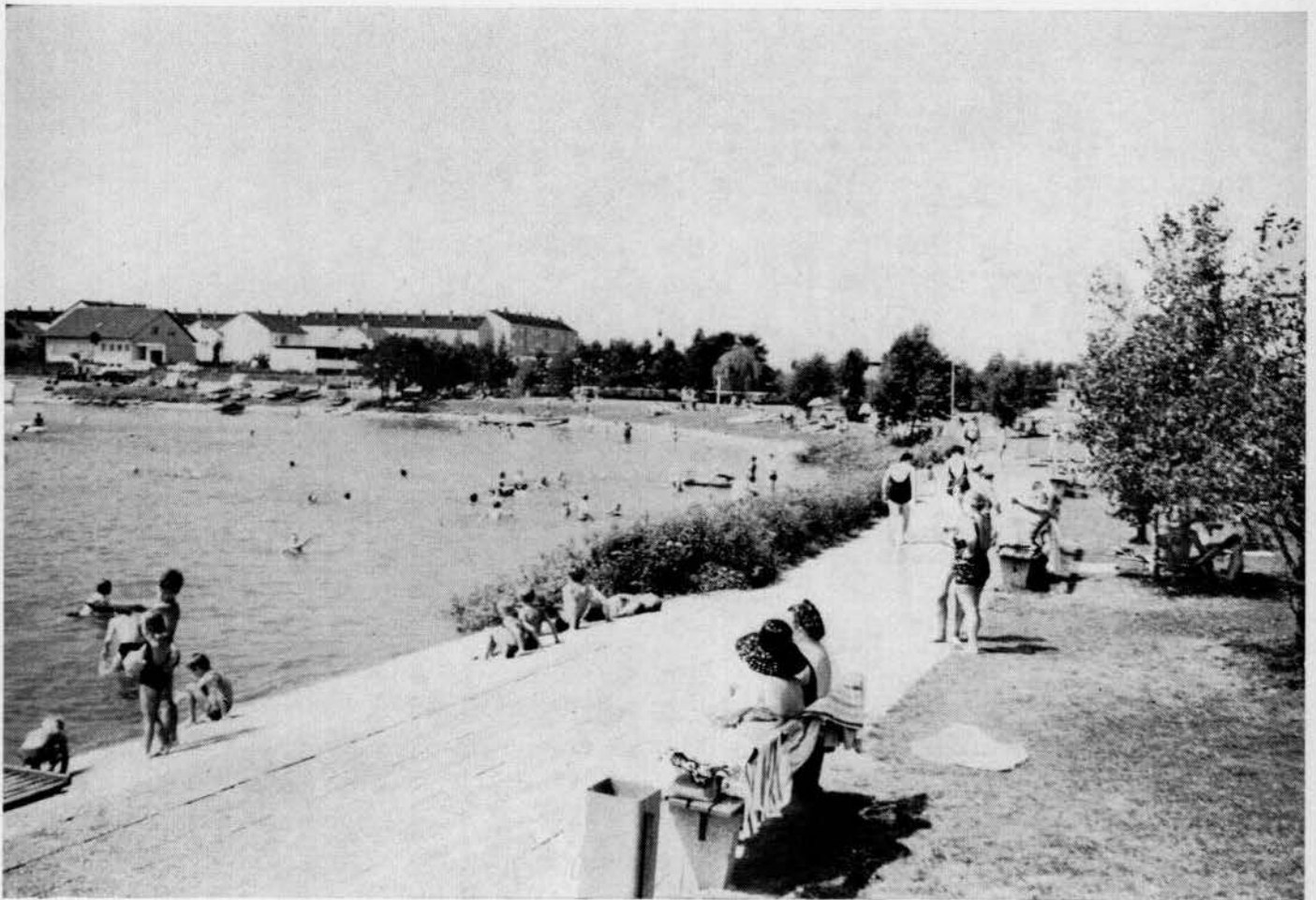
Bis 1963 zählt die Stadt Offenburg fast 30000 Einwohner. Die Anzahl der Wohnungen beträgt rd. 9100. Allein in Albersbösch wohnen um diese Zeit bereits 4000 Menschen. Der Nachholbedarf an Wohnungen vermindert sich. Die wesentlichen Neubauvorhaben dienen der Aufnahme des tatsächlichen Bevölkerungszuwachses. So werden allein im Jahr 1964 752 Wohnungen (größtenteils im Stadtteil Uffhofen) gebaut, durch die im wesentlichen der Bedarf für die Arbeitskräfte der neuen Industriebetriebe gedeckt werden soll.



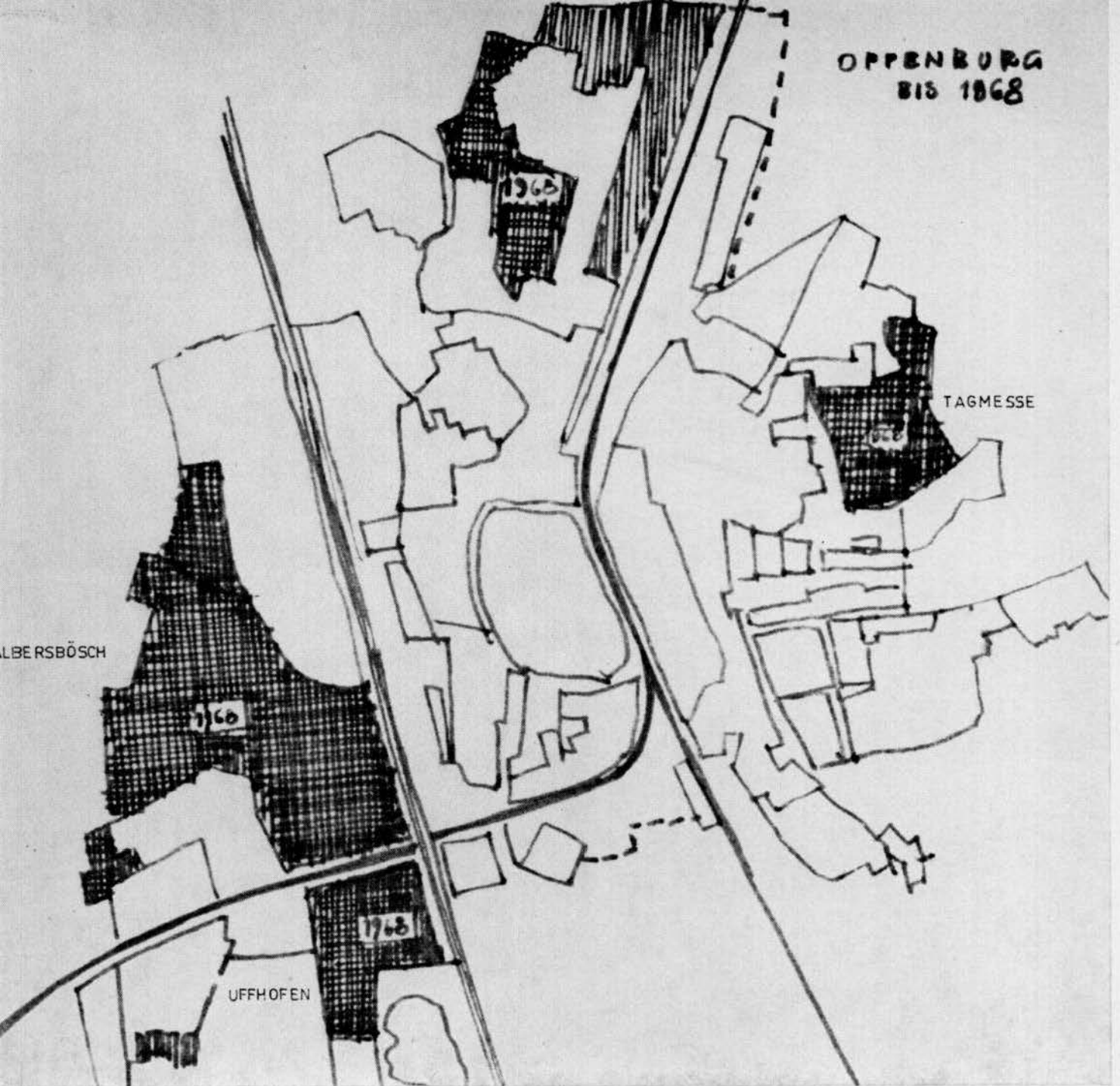
Albersbösch-Erweiterung: Evangelisches Gemeindezentrum.



Die Konrad-Adenauer-Schule in Uffhofen, 1967.



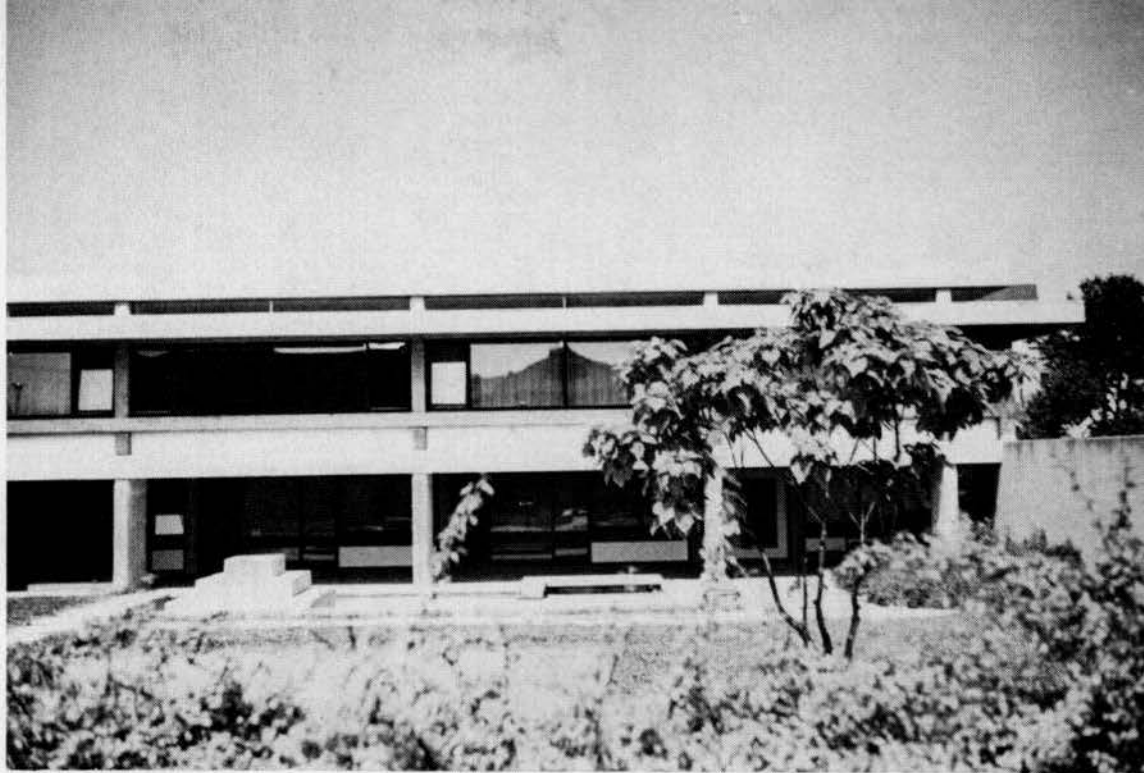
Erweiterungsgebiet Uffhofen: Strandbad Gifz (1969). Im Hintergrund die 1963 begonnene Wohnsiedlung.



Inzwischen entstehen auch Gemeinschaftsanlagen im übrigen Stadtgebiet. Bei diesen Veränderungen spielen Sanierungsnotwendigkeiten überalterter Anlagen eine nicht unwesentliche Rolle.

Auf den Waldbachwiesen, im Norden der Stadt, wird 1960 eine neue Volksschule gebaut, die die überbelegten Schulen in der Wilhelmstraße entlasten soll. Der Bau eines neuen Gymnasiums, des Okengymnasiums, das bislang auch in dem alten Schulgebäude an der Wilhelmstraße untergebracht war, wird 1963, ebenfalls in den Waldbachwiesen, vollendet. Hier zeigen sich Ansätze für ein Schulzentrum in diesem Teil der Stadt (Schulzentrum Nord), für dessen weiteren Ausbau mit Sonderschule, Realschule usw. heute bereits konkrete Pläne vorliegen.

Albersbösch-
Erweiterung.
Der Kindergarten im
katholischen Gemein-
zentrum an der
Kolpingstraße, 1966.

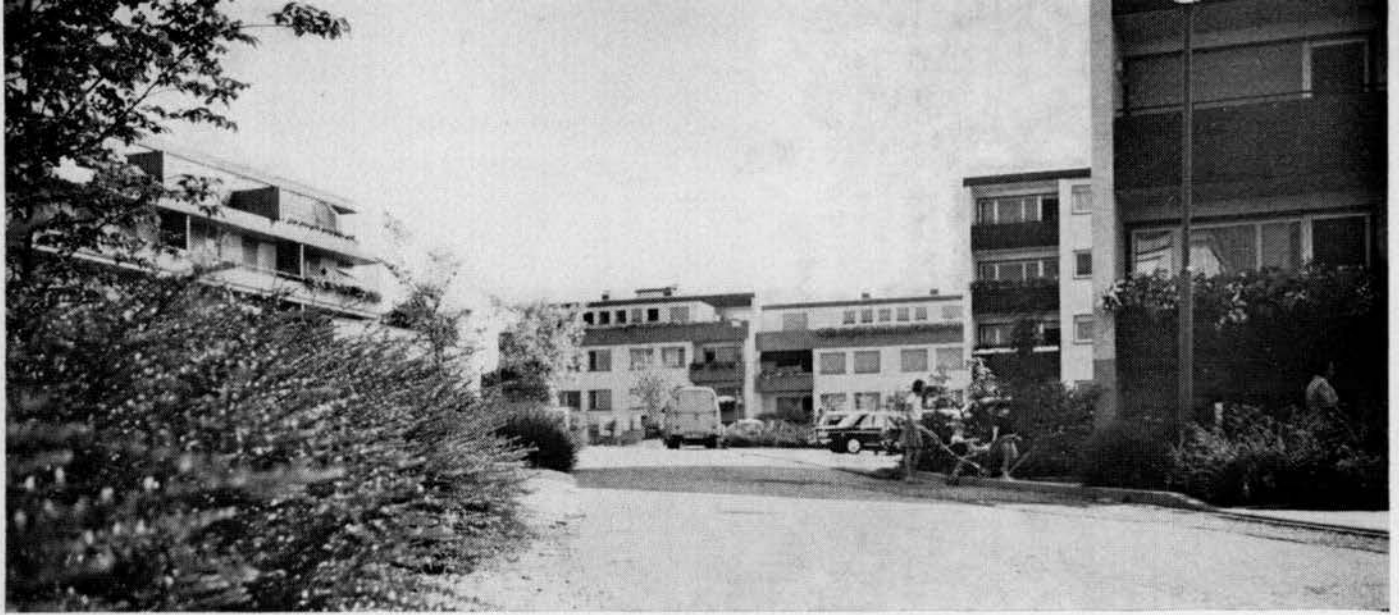


Erwähnt werden muß auch der Bau des St.-Josefskrankenhauses am Frauenweg im Jahre 1956, mit späteren Erweiterungen.

Ebenfalls in der Oststadt, Am Frauenweg, wird 1960 der neue Stadtfriedhof Weingarten angelegt.

Für die Anlage eines Bürgerparkes (mit Theater, Bibliothek, Hallenbad, Einrichtungen für die Jugend) wurde 1965 ein Wettbewerb durchgeführt. Das Hallenbad, als erster Abschnitt, ist bereits im Bau.

Auch andere Folgeeinrichtungen dürfen bei der Betrachtung der Stadtentwicklung nicht außer acht gelassen werden, auch wenn es sich dabei nicht um Anlagen handelt, die in der flächenmäßigen Ausdehnung einer Stadt sichtbar werden und die die Stadt auch finanziell nicht unmittelbar betreffen. Sie prägen aber mit das Gesicht dieser Stadt: Gemeint sind Einrichtungen für Handel und Gewerbe, Geschäfte, Kaufhäuser, Banken und sonstige Dienstleistungsbetriebe. An ihrem Vorhandensein läßt sich die Bedeutung einer Stadt ablesen. Auf die Veränderungen, die im Stadtbild davon bewirkt werden, wurde zu Beginn des Berichtes schon hingewiesen. Beispiele dafür sind in Offenburg die Neu- und Umbauten der Geschäftshäuser Boschert, Quelle und Keilbach. Hier geht es nicht mehr um einzelne Gestaltungsfragen, um Möglichkeiten der Anpassung an den vorhandenen Bestand, auch nicht um ästhetische oder architektonische Absichten. Im Vordergrund steht die Frage, die Entwicklung zu bejahen oder sie aufzuhalten. Eine Alternative besteht dabei allenfalls theoretisch. Praktisch wird jedoch die Weiterentwicklung die Frage zu ihren Gunsten entscheiden, d. h. man hat sich mit ihr auseinanderzusetzen und ihre städtebaulichen Auswirkungen in vernünftige Bahnen zu lenken. Für die dichtbebauten Altstadtgebiete sind Sanierungspläne aufzustellen. Der Bedeutungs- und Funktionswandel, den diese Gebiete mitmachen, muß – auch baulich – auf eine zufriedenstellende Art ermöglicht werden.



Das in der Oststadt seit 1966 entstandene Wohnviertel „In der Wann“.



Bundesstraße 3 in Offenburg-Süd. Im Hintergrund das neue Stadtviertel Uffhofen.

Auf eine wesentliche Komponente in der baulichen Entwicklung der Stadt Offenburg ist schließlich noch einzugehen: Die Bewältigung der immer größer werdenden Belastungen durch den Verkehr. Diese Verkehrsbelastung hat ihre Ursache nicht nur im zusätzlichen Verkehrsaufkommen, das im Anwachsen der Stadt begründet ist. Gleichzeitig damit steigt auch der Bestand an Kraftfahrzeugen pro Einwohner. 1968 kam auf 3 Einwohner in Offenburg 1 Kraftfahrzeug. Im Nahbereich der Stadt ist dieses Verhältnis 4 : 1. Das sind bereits großstädtische Entwicklungen. Es sei darauf hingewiesen, daß in den fünfziger Jahren Städte wie z. B. Köln für 1975 bis 1980 für ihre Verkehrsplanungen ein Verhältnis von 8 : 1 angenommen hatten.

Offenburg 1969, Übersichtsplan. →



1968 wurde ein neuer Kinzigübergang geschaffen zur Entlastung des älteren Übergangs: die Otto-Hahn-Brücke.

In den wenigen Zahlen, die zu Beginn des Berichtes genannt sind, wird auch der Zuwachs an Straßen von 1956 bis 1968 erwähnt. Eine Selbstverständlichkeit, so scheint es; denn wo gebaut wird, wo man wohnt oder arbeitet, werden auch Straßen benötigt. Aber durch die in den neuen Stadtteilen entstehenden Straßen werden auch Verbindungswege zwischen den einzelnen Stadtteilen gebraucht, und die Straßen in den Altbaugebieten müssen für den hinzukommenden Verkehr aufnahmefähig gemacht werden.

Gerade bei der Stadt Offenburg sind die Verbindungen der einzelnen Stadtteile untereinander durch zwei scharfe in Nordsüdrichtung verlaufende Zäsuren erschwert: durch die Kinzig und durch den sogenannten Bahngraben.

Beim Bahngraben wurde durch drei neue Brückenbauwerke (Unionbrücke 1956, Zähringerbrücke 1966, Stegermattbrücke 1968) die Situation wesentlich verbessert. Aber auch die noch bestehende alte Brücke (Schulbrücke) wird über kurz oder lang durch ein leistungsfähigeres Bauwerk ersetzt werden müssen.

Für die Verbindung zwischen den westlichen Neubaugebieten und der „Stadt“ war man bis 1968 auf eine Kinzigbrücke angewiesen. Bis dahin lebten in den neuen Wohngebieten schon rd. 10000 Menschen. Das gesamte Industriegebiet West war nur über diese Brücke zu erreichen. Außerdem hatte sie den gesamten Verkehr von der Bundesstraße 3 (die 1960 von Süden her ausgebaut worden war, aber in nördlicher Richtung weiter durch das Stadtgebiet führte) und vom Autobahnzubringer (ebenfalls 1960) aufzunehmen. Ein wesentlicher Schritt für die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse konnte erst 1968 mit dem Bau der Verbindungsstraße Nord (zwischen Straßburger – Heinrich-Hertz-Straße) und der Otto-Hahn-Brücke getan werden. Ergänzt wird diese Maßnahme noch durch die Weiterführung der B 3 nach Norden. Eine dritte Kinzigbrücke im Süden wird in Verbindung mit der Südtangente zwischen der Bundesstraße 3 und der Ortenberger Straße bald eine weitere Verbesserung bewirken.

Neben diesen Maßnahmen, die den fließenden Verkehr betreffen, sind vor allem im Stadtzentrum Verbesserungen für den ruhenden Verkehr notwendig, d. h. für den ins Zentrum drängenden Verkehr müssen ausreichend Parkplätze geschaffen werden. Es läßt sich deutlich erkennen, daß die benötigten Parkflächen nicht mehr in ebenerdigen Anlagen angeboten werden können. Deshalb ist bereits in den Sanierungsplänen, die 1963/64 begonnen wurden, ein Parkhochhaus an der Lange Straße vorgesehen. Die Bewältigung dieser Probleme ist um so dringender, als sich sonst große Geschäfte und Einkaufszentren am Stadtrand ansiedeln (EZO). Die Innenstadt droht dadurch zu veröden.

Es ist damit zu rechnen, daß die bisherige Entwicklung der Stadt, wie überhaupt die bisherige Entwicklung in Mittelbaden anhält. Schon heute ist die Stadt das regionale Zentrum dieser Landschaft, und ihre Bedeutung ist weitaus größer, als das sonst bei Städten von 30000 bis 35000 Einwohnern der Fall ist.

Voraussetzung zu dieser Entwicklung war nicht nur die günstige Verkehrslage der Stadt:

Bundesautobahn – Bundesstraße 3 – Bundesstraße 33 –
Eisenbahnlinie Frankfurt – Basel und Schwarzwaldbahn.

Mitbestimmend war auch die Lage zu den Großstädten Karlsruhe – Freiburg, deren Einflußbereich nicht mehr in unseren Raum hineinreicht. Offenburg wird dadurch zu einem neuen Schwerpunkt zwischen diesen beiden bestehenden Schwerpunkten. Man kann aber für die Zukunft, wenn diese Entwicklungschancen genutzt werden sollen, nicht nur von der eigentlichen Stadt, von der politischen Gemeinde innerhalb sehr enger und sehr zufälliger Grenzen ausgehen. Vielmehr ist die gesamte städtische Landschaft, die – trotz dieser politischen Grenzen – sich herausgebildet hat, in die Betrachtungen einzubeziehen. Also Offenburg mit jenen umliegenden Orten, die vorwiegend auf die Stadt hin orientiert und z. T. schon mit ihr baulich zusammengewachsen sind.

Der Nahbereich Offenburg hat heute rd. 55000 Einwohner. 33000 leben davon in der Stadt Offenburg. Die Bevölkerungszunahme im mittelbadischen Raum hat sich im wesentlichen auf die Nahbereiche Kehl und Offenburg konzentriert; ebenso die Zunahme an Arbeitsplätzen. Geht man davon aus, daß in der Besiedlungsdichte dieses Gebiet unter dem Landesdurchschnitt liegt, so kann man – bei der Standortgunst des Raumes Offenburg – noch für längere Zeit mit einer gleichbleibenden oder gar mit einer steigenden Entwicklung rechnen. Im Durchschnitt der letzten Jahre betrug der Bevölkerungszuwachs 21 Personen pro 1000 im Nahbereich der Stadt Offenburg.

Bis 1985 wäre demnach eine Einwohnerzahl für diesen Bereich von rd. 76000 erreicht, bis zum Jahre 2000 könnte sich diese Zahl fast verdoppeln, also auf mehr als 100000 ansteigen. Wenn auch über solche Zeiträume hinweg keine konkreten Pläne aufgestellt werden, muß man doch schon in den Festlegungen für die nahe Zukunft die Möglichkeiten für solche Entwicklungen offenhalten.

Gleichzeitig mit dem Wachstum im Nahbereich der Stadt ist aber auch jene für die gesamte Region bedeutsame Tendenz aufzunehmen und zu entwickeln:

JAHR	EIN - WOHNER	WOHNUNGS- BESTAND	WOHNUNGSBAU	SCHULBAU
1951	+ 858 24 200	+ 293 5 839		
1952	+ 910 25 110	+ 258 6 097	BEGINN DES GEBIETES KLOSTERWIESE BAUGEBIET ALBERSBÖSCH ALT	
1953	+ 900 26 010	+ 411 6 508	12 FAM. WOHNHAUS COTTER-NES-WEG BEGINN DER FEUERBACHSIEDLUNG	NEUBAU GEWERBESCHULE
1954	+ 1178 27 188	+ 387 6 895	4 LAUBENGANGHÄUSER MIT 40 WOH- NUNGEN IM GEBIET STEGERMATT	NEUBAU EICHENDORFFSCHULE
1955	+ 248 27 436	+ 205 7 100		UMBAU WIRTSCHAFTSOBERSCHULE ERRICHTUNG KINDERGARTEN SCHILLERGYMNASIUM AUSBAU SCHILLERGYMNASIUM
1956	+ 119 27 755	+ 270 7370	BAUGEBIET BLÖCHLE UND LERCHENRAIN	NEUBAU EINER TURNHALLE IN DER GYMNASIUMSTR.
1957	- 67 27 688	+ 223 7 593		
1958	- 373 27 315	+ 164 7 757		
1959	+ 746 28 061	+ 219 7 976	BAUGEBIET ALBERSBÖSCH NEU	NEUBAU EINES KINDERGARTENS AM KRUMMER
1960	+ 190 28 251	+ 312 8 288		NEUBAU WALDBACHSCHULE
1961	+ 299 28 550	+ 205 8 493		NEUBAU EINES KINDERGARTENS SCHAUENBURGSTR.
1962	+ 667 29 217	+ 274 8 767		ERWEITERUNG EICHENDORFFSCH. NEUBAU EINER TURNHALLE WALDBACHSCHULE
1963	+ 602 29 819	+ 314 9 081	BAUGEBIET UFFHOFEN UND RINDFLEISCHGRUND	NEUBAU OKENGYMNASIUM
1964	+ 1 034 30 853	+ 752 9 833		
1965	+ 993 31 846	+ 332 10 165	BAUGEBIET IN DER WANN	ERWEITERUNG SCHILLERGYMNASIUM
1966	+ 478 32 324	+ 332 10 497		
1967	+ 336 32 660	+ 371 10 868	BAUGEBIET STÖCKFELD	NEUBAU ADENAUERSCHULE
1968	+ 725 33 385	+ 303 11 171	BAUGEBIET GIFIZ UND OBERÖRTLE	EINREICHUNG DES BAUGESUCHES FÜR DAS KREISSCHULZENTRUM

ÖFFENTLICHE BAUVORHABEN	INDUSTRIE + GEWERBE	STRASSENBAU
NEUBAU VEREINSHAUS TURNGEMEINDE 1846		
	NEUBAU BETONWERK K. WACKER NEUBAU DRUCKEREIGEBÄUDE BURDA	
STÄDT. KRANKENHAUS AUGENABTEILUNG	NEUBAU KIESAUFBEREITUNGSWERK GEBR. UHL	
STÄDT. KRANKENHAUS OPERATIONSFLÜGEL	NEUBAU KAUFHAUS SPINNER NEUBAU VERWALTUNGS + ARBEITSGEBÄUDE ANNE BURDA NEUBAU BANK + BÜROGEBÄUDE RHEIN-MAIN AG	
NEUBAU ST. JOSEFS KRANKENHAUS	NEUBAU TECHN. PRÜFSTELLE T.U.V. ERRICHTUNG RANNEYBRUNNEN	STAND 59 050 m
NEUBAU EINES ALTERSHEIMES IN ALBERSBÖSCH VEREINSHAUS MIT WOHNUNG UND TRIBÜNE FÜR OFV		U-ANGEL, ALBERSB. NORD ZUGANG 2 730 m STAND 61 780 m
NEUBAU DER BEZIRKSSPARKASSE		NEUBAUGEBIET OST ALBERSB. NORD, HEUGASSE VOGESENSTR. ZUGANG 2 120 m
STÄDT. KRANKENHAUS ENTBINDUNG		STAND 1959 63 900 m
ALTERSKRANKENHEIM EV. KIRCHENGEM. BRACHFELD NEUANLAGE FRIEDHOF AM FRAUENWEG NEUBAU EINES JUGENDHEIMES AM KRUMMER		INDUSTRIE-WEST, ALBERSB. NORD ZUGANG 650 m STAND 64 550 m
	FABRIKGEBÄUDE BEIERSDORF	IM SEEWIKEL INDUSTRIE-WEST
STÄDT. KRANKENHAUS PERSONALHAUS NEUBAU MESSEHALLE UND MEHRZWECKHALLE	NEUBAU VERW. HOCHHAUS BURDA FOTOSTUDIO, MODEVERLAG ANNE BURDA	UFFHOFEN HILDBOLTSWEIER NEUBAUGEBIET OST ZUGANG 11 040 m
UMBAU DES KAPUZINERKLOSTER		STAND 1964 75 590 m
STRANDBAD GIFIZ ABBRUCH KORNSTR. 4 VERWALTUNGSGEBÄUDE WASSERWIRTSCHAFTSAMT	FABRIKANLAGE TELEFUNKEN G.M.B.H. BETR. GEBÄUDE A. REIFF + CIE	
EINREICHUNG DES BAUGESUCHS FÜR DIE STAATL. INGENIEURSCHULE EV. KIRCHENZENTRUM WICHERNSTR.	SCHNITTMUSTERFABRIK ANNE BURDA EINKAUFSZENTRUM UFFHOFEN A. SPINNER LADENZENTRUM AHORNALLEE EDEKA	NEUBAUGEBIET OST ZUGANG 2 594 m STAND 78 184 m
UMGESTALTUNG SALZHAUS KATH. GEMEINDEZENTRUM KÖLPINGSTR.		ALBERSBÖSCH UFFHOFEN, TULLASTR. HILDBOLTSWEIER GOTTSWALD
ABBRUCH - SANIERUNG GOLD-SCHUTTER-WEBERG ABBRUCH ZÄHRINGERSTR. 19 + 21		ZUGANG 4 592 m STAND 1967 82 776 m
NEUBAU ALTERSHEIM PRÄDIKATURSTR.	WERKHALLE KLASS NEUBAU EINER FABRIK KRATZER KG	NEUBAUGEBIET OST LERCHENRAIN INDUSTRIE WEST ZUGANG 2 979 m STAND 85 755 m

Der Ausbau Offenburgs als wesentliches Dienstleistungszentrum für den Raum Mittelbaden.

Dabei ist in erster Linie an die Vermehrung von Bildungseinrichtungen und an die Förderung und den Ausbau von Einrichtungen für das Gesundheitswesen sowie für Handel und Verkehr zu denken.

Die Konsequenzen aus diesen Entwicklungsmöglichkeiten – in einem Raumordnungsplan dargestellt, der auf einem langfristigen Konzept aufbaut – ergeben das Bild der „Stadt von morgen“:

1. Funktionsfähiges und gut ausgebautes Zentrum (Sanierung),
2. gut zugeordnete Wohngebiete, die mit geeigneten Bauformen dichter als bisher anzulegen sind, um einer Zersiedlung der Landschaft vorzubeugen,
3. ausreichende Schaffung neuer Arbeitsstätten, die günstig zu den Wohngebieten liegen müssen,
4. ausreichende Erholungsplätze,
5. ein gut ausgebautes und funktionsgerechtes Verkehrssystem, das eine wirk- same Verbindung zwischen den einzelnen Bereichen ermöglicht.

In Anlehnung an die im Landesentwicklungsplan vorgesehenen Entwicklungsachsen wird – von Offenburg ausgehend – eine Stadtlandschaft entstehen, in der die Bürger sich wohlfühlen, Wohnung, Arbeit und Erholung finden.

Die Kreisstadt Kehl am Rhein

von Wilhelm Mechler

Das Bild der Stadt Kehl, so wie es sich heute darbietet, läßt nicht ahnen, welche tiefgreifenden Veränderungen der Ort auf diesem kleinen Raum im Laufe weniger Jahrhunderte unterworfen war. Die Geschichte Kehls ist die der Fähren, der Brücken, der Straßen, des Handels, sie ist vor allem aber Kriegsgeschichte. Wie kein anderer Ort im Westen Deutschlands war die Stadt in vielen Kriegen umkämpft, oft von Belagerungen, Beschießungen und Brandschatzungen heimgesucht worden, so daß sie schon vor den Zerstörungen 1944/45 kein erkennbar historisches Gesicht besaß. In öfterem Wechsel von Zertrümmerung und Neubeginn, im vielfachen Herrschaftswechsel konnte sie sich nie organisch und ungestört entwickeln. Bestimmend für ihr Schicksal in guten und in schlechten Zeiten waren die Lage am Rhein und die Entwicklung zur Rheinübergangsstelle der mächtigen Stadt Straßburg.

Nicht nur die schicksalhafte Verbundenheit Kehls mit politischen Vorgängen in Westeuropa schlägt sich in der Baugeschichte Kehls nieder, sondern auch die Entwicklung eines kleinen Fischer- und Flößerdorfes zu einem befestigten



Ein Stück des im 2. Weltkrieg zerstörten Kehls.

Brückenkopf, dann zu einer stark ausgebauten Vauban-Festung mit der sich in ihr entwickelnde Stadt, dann zu einer unbefestigten Industrie-, Grenz- und Kreisstadt mit ausgedehnten Rheinhafenanlagen.

Wiederholt ist Kehl zerstört worden, fünfmal war die Festung und das mit und in ihr entstandene städtische Gemeinwesen in französischem Besitz; 1870 war Kehl die einzige deutsche Stadt, die Zerstörungen erlitt. Nachdem die Bevölkerung in den ersten zehn Monaten des Zweiten Weltkrieges schon die Stadt hatte verlassen müssen, wurde am 23. November 1944 die Evakuierung durch die Wehrmacht wieder befohlen. Nach Beendigung der Kampfhandlungen (7. Mai 1945) konnten nur die Bewohner der beiden südlichen Ortsteile Sundheim und Kronenhof zurückkehren. Die stehengebliebenen Häuser Kehls wurden von Tausenden Straßburgern und von französischen Soldaten bewohnt. Erst das Abkommen von Washington (8. April 1949) beseitigte die Furcht vor einer dauernden Annexion und legte die etappenweise Rückgabe der Stadt und des Hafens bis 1953 fest. In 42 Räumungsabschnitten erfolgte von Süden nach Norden die Freigabe der Stadt.

Die Zerstörungen

So erlitt Kehl gegen Ende des Krieges und nach dem Kriege in voller Schwere wieder sein altes Schicksal. Der größte Teil der Weinbrennerstadt mit dem Bahnhof und ein Teil des „Dorfes“ Kehl wurden zerstört, die anderen Stadtteile und besonders das Industriegebiet im Rheinhafen hatten schwere Schäden erlitten.



Die Stahlbeton-Rheinbrücke unserer Zeit mit nur einem Pfeiler im Strombett und einer Höhe, daß die Rheinschiffe bequem darunter durchfahren können.

Als am 15. April 1945 – etwa drei Wochen vor dem Waffenstillstand – französische Truppen die menschenleere Stadt besetzten, waren 6% von Kehl zerstört, beim letzten Termin der Freigabe (8. April 1953) betrug die Beschädigungen ein Vielfaches dieser Zahl. Von den 1740 Wohngebäuden waren 501 total zerstört und 313 mehr oder weniger stark beschädigt. Das gleiche Bild bot sich im Tiefbau: Kanalisation, Wasserversorgung, die Straßen und die elektrischen Leitungen waren entweder beschädigt, abgenutzt oder überholungsbedürftig. Durch Vernichtung des Gaskessels und Teilerstörung des Netzes war die Gasversorgung ganz ausgefallen.

Während die anderen deutschen Städte bald nach 1945 mit der Enttrümmerung und 1948 mit dem Aufbau beginnen konnten, wurde den Kehlern erst nach der Wiederbesiedlung (1949–1953) der Wiederaufbau ermöglicht. Die als „Spätheimkehrer“ bezeichnete Stadt verfügte zunächst über keinerlei Einnahmequellen, diese konnten erst mühselig mit der Rückkehr der Bewohner geschaffen werden. In Berücksichtigung dieser außergewöhnlichen Lage haben Bund und Land jahrelang umfangreiche Hilfe gewährt.

Der Wiederaufbau – zugleich städtebauliche Neuordnung – begann 1950 unter schwierigen Verhältnissen und mußte sich in den ersten drei Jahren vorwiegend auf Instandsetzungsarbeiten beschränken, da die Freigabe – meist in kleinen Häusergruppen – zunächst nur Teildispositionen erlaubte und da Richtung und Größe der Freigaben nicht von deutscher Seite bestimmt werden konnten. Gefördert durch die wieder eingerichtete Stadtverwaltung, ermöglichten die zurückkehrenden Baufirmen und Handwerker die Instandsetzung des noch vorhandenen Wohnbestandes.

Im „Raumordnungsplan Kehl“ wurden staatlicherseits die Grundlagen für die städtebauliche und wirtschaftliche Entwicklung gelegt. Das Wiederaufbauprogramm gliederte sich in die beiden Teile: Wiederaufbau der kommunalen

Einrichtungen und Förderung der Wirtschaft. Mit fünf Sanierungsprogrammen wurde versucht, Stadt und Wirtschaft wieder lebens- und entwicklungsfähig zu machen.

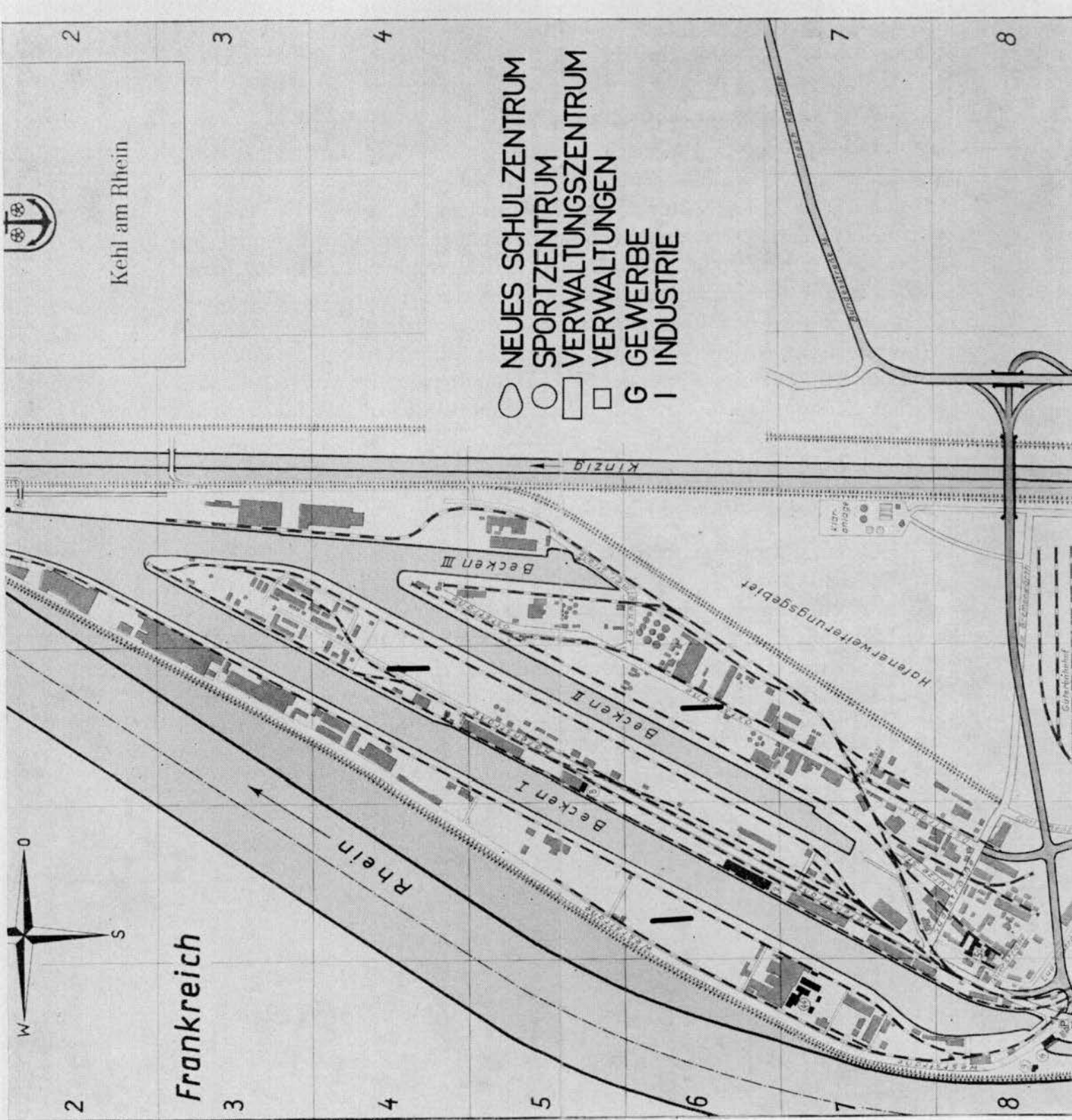
Auf dem kommunalen Sektor wurden bei Instandsetzung und Neubau nach Möglichkeit moderne Grundsätze und Erfahrungen berücksichtigt und den Einrichtungen eine Stadt mit 20000 Einwohnern zugrunde gelegt. In den Jahren 1953–1956 führte die Stadt folgende Maßnahmen durch: Wiederherstellung der Straßen, der Wasser- und Energieversorgung, der Kanalisation, des Rathauses, des Krankenhauses, Neubau der Kläranlage, eines Schlachthofes, des städtischen Bauhofes und eines Feuerwehrgerätehauses, Instandsetzung der Anlagen und der städtischen Wohnungen. Gesprengte Westwallbunker wurden auf Kosten des Landes beseitigt.

Umlegung im Bahnhofs- und Rheinbrückenviertel

Bei der Planung des Wiederaufbaues im Norden der Stadt und bei der Erbauung eines neuen Bahnhofes ergaben sich Schwierigkeiten und jahrelange Verzögerungen dadurch, daß – von der internationalen Rheinschiffahrt schon lange gefordert – die beiden Kehler Rheinbrücken um 3,3 m erhöht werden mußten, um den Schiffen auch bei hohem Wasserstand die Durchfahrt zu ermöglichen. Die Auswirkungen dieser berechtigten Forderung waren tiefgreifend: der neue Bahnhof mußte weiter nach Osten errichtet werden, mit der Folge, daß die

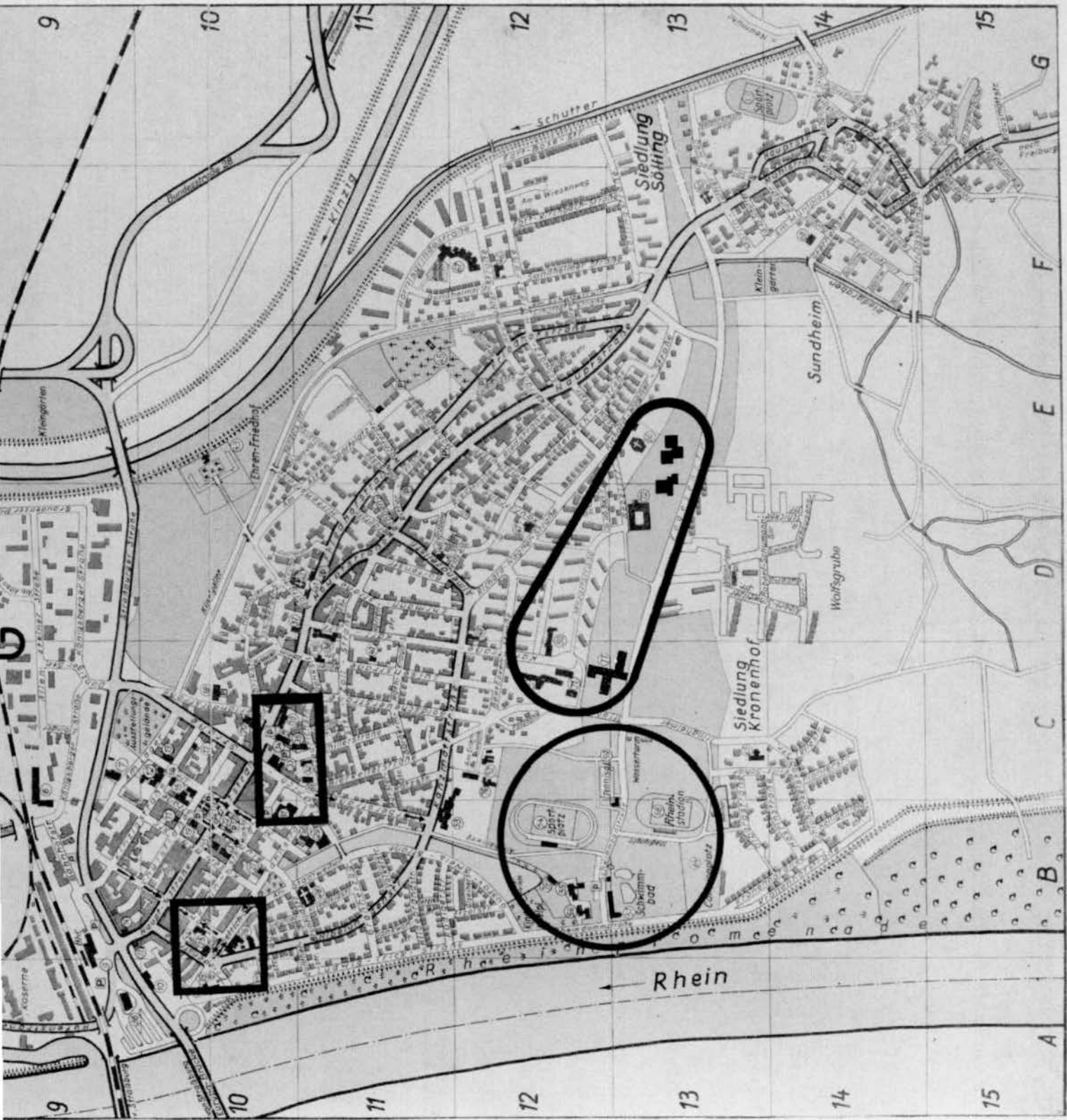
Der neue Kehler Hauptbahnhof.





Stadtplan von Kehl a. Rh. mit Angabe der Verwaltungs-, Schul-, Sport-, Gewerbe- und Industriezentren.

Richtung der Haupt- und Geschäftsstraße nicht mehr, wie früher, auf das Empfangsgebäude des Bahnhofes geführt und daß die Auffahrtsrampe der neuen, erhöhten Straßenbrücke über die Hauptstraße hinaus sich erstreckt hätte. Um weiterhin eine gute Verbindung der Stadt mit dem Bahnhofsvorplatz einerseits und der Hauptstraße mit dem neuen Brückenaufgang andererseits zu erreichen, mußten die auf den bisherigen Bahnhof senkrecht führenden Straßen abgebogen



und in eine neue Fluchtlinie gebracht werden. Dieses „deutsche Tor zu den westeuropäischen Ländern“ erforderte im Zeitalter der zunehmenden Motorisierung und der friedlichen Entwicklung eine besonders gute Gestaltung. Die „Umlegung“ und der Wiederaufbau in diesem Viertel haben sich verzögert, weil erst die Brücken- und Bahnplanungen geklärt werden mußten. Die Eisenbahnbrücke wurde 1956 um 0,7 m und 1966 um 2,6 m gehoben, während die neue



Stadtteil „Wolfgrube“ im Werden. Im Mittelgrund das Schulzentrum.

Luftbild Gebert. Freigegeben Reg.-Präsidium Südbaden, Nr. 30/113.

Straßenbrücke, weiter oberhalb als die frühere erstellt, die gewünschte Höhe erhielt und als „Europabrücke“ 1960 dem Verkehr übergeben wurde. Sie ist im oberrheinischen Raum die bedeutendste Ost-West-Achse. 1968 benützten 7,2 Mill. Personen, 2,3 Mill. Pkw und 100 000 Lkw die Brücke. Mit der 2. Höherlegung der Eisenbahnbrücke wurde auch der neue ansprechende „Grenzbahnhof“ fertiggestellt. Als „Deutsch-französischer Gemeinschaftsbahnhof“ sind alle Bahn-, Zoll- und Grenzschutzdienststellen beider Staaten gleichzeitig in ihm untergebracht.

Wohnungsbau

Die zurückkehrenden und neu zuziehenden Einwohner, welche in der sich langsam erholenden Stadt Arbeit und Verdienstmöglichkeit fanden, konnten nur im Zuge des Wiederaufbaues der Gebäude Wohnungen finden. 1958 wurde der Vorkriegsstand an Wohnungen wieder erreicht. Die zunehmende Industrialisierung und die Geschäftsbelebung machten weitere entlastende Wohnungsbauprogramme notwendig. Durch das Wohnungs-Sonderbauprogramm 1958/59 wurden im erschlossenen Baugebiet Niedereichwinkel und im Sölling 226 Sozialwohnungen und in einem demonstrativen Bauprogramm in Kehl-Süd 102 Wohnungen in der Nähe der nach 1950 für die Soldaten und Angehörigen der Besatzung errichteten 23 Wohnblocks erstellt. In den 60er Jahren erstellten

private Bauherren im Stadtteil Sölling-Nord 270 Wohneinheiten in Blocks mit 1-, 2- und 3-Zimmer-Wohnungen.

Der weitere wirtschaftliche Aufstieg, die Vergrößerung bestehender und die Niederlassung neuer Industriebetriebe führten zur Erschließung eines neuen Stadtteiles, zur Errichtung eines Wohntrabanten. Nach dem Beschluß des Gemeinderates wurde hierzu das Gewann Wolfsgrube im Süden der Stadt (zwischen Sundheim und Kronenhof) ausersehen. 1965 wurde mit der Erschließung, 1966 mit der Bebauung in der Trägerschaft von Baugenossenschaften begonnen. Der Bebauungsplan sieht vor:

440 Mietwohnungen und etwa
130 Eigenheime

für etwa 1800 Einwohner. Seit der Wiederbesiedlung bis 1967 wurden für den Wohnungsbau 29 Mill. DM aus öffentlichen und zinsverbilligten Mitteln zur Verfügung gestellt. Folgende Zahlen ermöglichen einen Vergleich mit der Vorkriegszeit und geben über die Phasen der Wiederbesiedlung Aufschluß:

	Bevölkerungszahl	Zahl der Gebäude	Zahl der Wohnungen
1939	12200 Einwohner	1740	4230
1946	509 Einwohner		
		1953	926
1956	11370 Einwohner	1718	3385
1957	11825 Einwohner	1785	3860
1968	15000 Einwohner	2024	5160
1969	15800 Einwohner	2122	5376
1970	16015 Einwohner	—	5556

Kehls Industrie im Rheinhafenviertel

Vor dem 2. Weltkrieg war der Rheinhafen Kehl mit seinen drei Becken und einer Wasserfläche von 56 ha mehr Umschlagshafen als Industriehafen. Durch die bis Basel und Rheinfeldern erfolgte Schiffbarmachung des Oberrheins verlor Kehl von seiner Bedeutung als Umschlagshafen, da ein großer Teil des bisherigen „Hinterlandes“ (das südliche Oberbaden und die Schweiz) sich auf andere Häfen umstellte. Auch sind mehrere zerstörte Industriebetriebe nicht wieder aufgebaut oder in Betrieb genommen worden. Damit war für Kehl eine neue Situation entstanden, zu deren Lösung hauptsächlich Ansiedlung industrieller Werke in Betracht kam. Wegen des besonderen Schicksals der Stadt haben Bund und Land durch steuerliche Vergünstigungen die Industrieansiedlung erleichtert. Die Umstellung ist recht gut gelungen: während vor dem Kriege 1100 Menschen im Hafengebiet beschäftigt waren, sind es heute 4000. Damit ist der Umschlags- und Industriehafen mehr und besser als zuvor die Grundlage für die wirtschaftliche Existenz vieler Bewohner Kehls, des Hanauerlandes und des Landkreises.



Ein Teil des Sportzentrums Kehl. *Luftbild Gebert. Freigegeben Reg.-Präsidium Südbaden, Nr. 30/114.*

Unter den zahlreichen Industriebetrieben – von der Hafenverwaltung bestens betreut – heben sich besonders heraus: Schleuderbetonwerk, Drahtwerk, Furnier- und Spanplattenwerke. Elektrostahlwerk, Schiffswerft, Betriebe des Eisenbaues, der Bauindustrie und anderer Holzverarbeitender Firmen. Kraftfutterwerke, Speditions-, Schiffs- und Kohlenfirmen.

Dieses Gebiet der vielseitig orientierten Kehler Industrie im Norden der Stadt, jenseits der Bahnhofanlagen, der Eisenbahnlinie und des neuen ausgedehnten Rangierbahnhofes, wird ergänzt durch ein 26 ha großes Areal für Kleinindustrie und Gewerbe im „Läger“. Es befindet sich östlich des Bahnhofsviertels zwischen Hafen und Stadt und jenseits des Autobahnzubringers. Auch von den Wohngebieten ist es gut zu erreichen. So hat sich in Kehl – jetzt im Herzen des sich bildenden Europas – ein reges Wirtschafts- und Geschäftsleben entfaltet. Seit 1958 leitet mit Geschick und Tatkraft Bürgermeister Dr. Trudpert Müller die Stadt.

Erholungs- und Sportzentrum

Es konnte auch mit Erfolg versucht werden, den städtebaulichen Grundsatz „Arbeiten-Wohnen-Erholen“ zu verwirklichen. Während also im Norden der Stadt die Zone für Industrie und Gewerbe verläuft, konnten im Süden – durch von Osten nach Westen verlaufende Verkehrsbänder getrennt – Wohn- und Erholungsgebiete errichtet werden. Im Süden, unmittelbar neben den schönen Wegen und Anlagen des Rheinvorlandes mit seinen gepflegten Rasen und den für das Rheintal charakteristischen Pappelbeständen, bietet ein Erholungs- und Sportzentrum

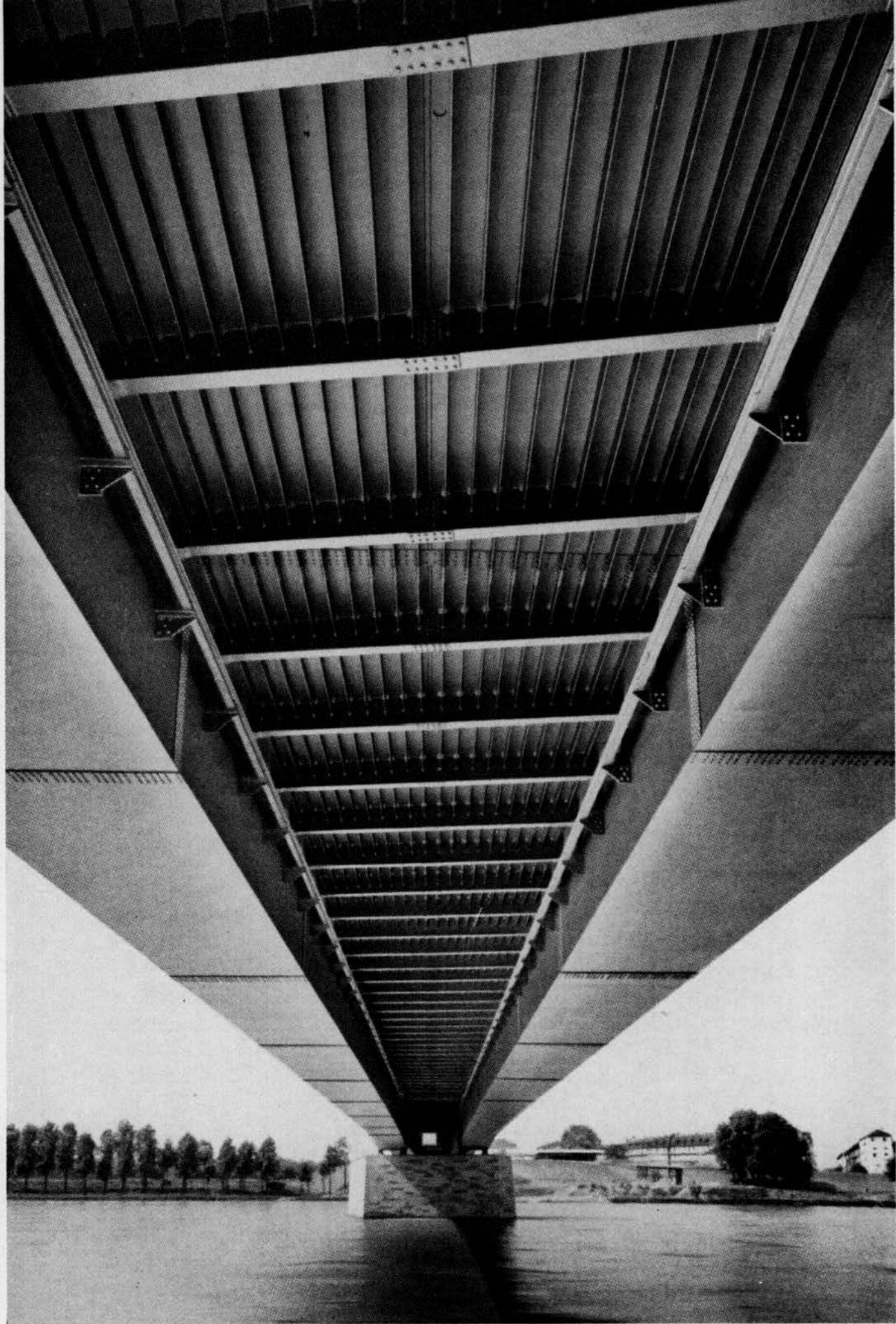
Ruhe und Entspannung. So zieht sich – dem Flächennutzungsplan entsprechend – ein Grüngürtel von den Rheinbrücken über das Rheinvorland um die Stadt, im Süden bis an die Schutter und die Kinzig im Osten, trennt die Stadtteile Sundheim und Kronenhof von der übrigen Stadt und begleitet die Einfahrt in die Stadt auf dem Autobahnzubringer von der Kinzigbrücke her. Hier im östlichen Teil befinden sich der Stadtfriedhof und der Soldatenfriedhof mit 2400 Gräbern. Im westlichen Teil des Grüngürtels, in unmittelbarer Nähe des Rheines und des schönen Altrheines, liegen die Sporteinrichtungen: Schwimmbad, Rhein-Stadion und Plätze der Turnerschaft mit zwei Aschenbahnen, Tennisplätze, ebenso Camping-Platz, Jugendherberge und das „Haus der Jugend“ mit dem Blick auf den Altrhein.

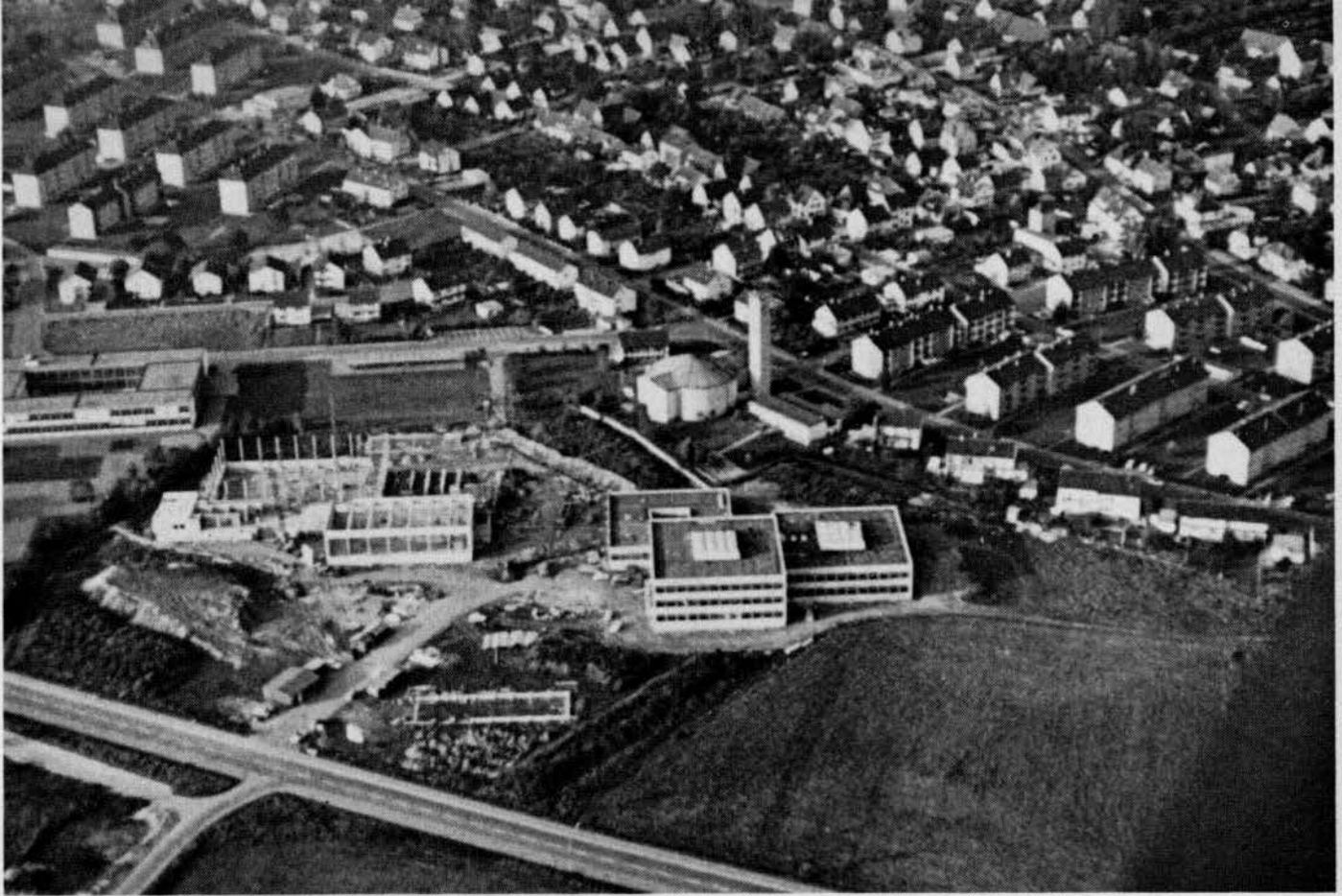
Die Lösung der Verkehrsprobleme

Nach der Wiederherstellung der Gemeindestraßen galt es, bei dem ständig auch über die Grenzen zunehmenden Verkehr, die Verbindungswege, welche seit je Kehl und Straßburg zu wichtigen Knotenpunkten machen, den Erfordernissen der Zeit entsprechend, auszubauen. Es zeigte sich auch in Kehl, daß der Straßenbau mit der zu raschen Motorisierung nicht Schritt halten konnte. In und um Kehl stellten sich nach 1953 der Verkehrspolitik folgende Aufgaben:

1. Gute Straßenbrücken über Rhein und Kinzig mit gutem Anschluß über die B 28 an die in den 50er Jahren entstandene Autobahn Karlsruhe–Basel.
2. Besserer Ausbau der Nord-Süd-Verbindung auf der B 36, der alten Römer- und Frankfurter Straße, und, nachdem der Plan einer direkten und flüssigen Verbindung von der Stadt in das Hafengebiet über eine Hochstraße im Bahnhof- und Brückengebiet nicht verwirklicht wurde,
3. Ein neuer Hauptzugang zum Hafengebiet von Osten, von der B 36 her, mit dem weiteren Ziel, einen beträchtlichen Teil des Verkehrs von und zum Hafengebiet aus der Stadt herauszuhalten.

Alle diese Planungen sind inzwischen verwirklicht worden: die 1960 fertiggestellte, vierspurige „Europa-Brücke“ vermittelt den stärksten Reiseverkehr nach Frankreich und Spanien und besitzt wie die 1967 gehobene Eisenbahnbrücke die von der Rheinschiffahrt verlangte Höhe. Seit dem Herbst 1968 ist die Ost-West-Verbindung von der Rheinbrücke bis zur Autobahn unter Umgehung von fünf Ortschaften ausgebaut worden als eine vierspurige und (bis zum Sander Kreuz) kreuzungsfreie Schnellstraße, so daß „Kehl gewissermaßen an der Autobahn liegt“. Die B 36 hat in den letzten Jahren nördlich und südlich von Kehl einen großzügigen Ausbau erfahren und kann auch den starken Verkehr zum Hafen- und Industriegebiet aufnehmen, wenn im Jahre 1970 die Hafenzufahrt-Ost mit der neuen nördlichen Kinzigbrücke fertiggestellt sein wird. Eine dritte Straßenbrücke über die Kinzig verbindet seit Oktober 1969 Sundheim mit Neumühl und der alten B 28. Durch eine Verlängerung der Vogesenstraße (sie berührt den südlichen Grüngürtel und das neue Schulzentrum) ist eine direkte Verbindung der





Gymnasium Kehl mit dreifach teilbarer Sporthalle samt Schwimmhalle im Bau; dahinter Kirche Sankt Maria und Hebel-Schule. *Luftbild Gebert. Freigegeben Reg.-Präsidium Südbaden, Nr. 30/118.*

südlichen Stadtteile mit der B28 und dem Zubringer über diese dritte Kinzigbrücke vorgesehen, ebenso eine Trassierung der B 36 südlich von Kehl; dies dürfte auch zu einer spürbaren Entlastung der Hauptstraße in der Stadt führen.

Schulische und kulturelle Bauten

Bei ihrer Rückkehr fanden die Kehler die Schulgebäude unzerstört vor. Nach gründlicher Instandsetzung reichten die Schulräume in den ersten Jahren aus. Die Zunahme der Bevölkerung und der Geburtsjahrgänge, die bauliche Ausdehnung nach Süden (Niedereichwinkel) und nach Südosten (Sölling), die Gründung und der Ausbau der Realschule, die Entwicklung des Gymnasiums wieder zu einer Vollanstalt, die Einrichtung einer Sonderschule führten dann auch hier zu einer Schulraumnot. Im späteren Schulzentrum entstanden Gebäude für die Handelslehranstalten, für die Landwirtschaftsschule sowie für eine französische Volksschule und mitten im Stadtteil Sölling eine Grundschule mit zunächst fünf, später (1968) mit elf Klassenzimmern. Für die Jugend des Niedereichwinkels hauptsächlich entstand 1964 im Grüngürtel ein großes Volksschulgebäude als Atrium-Anlage, die „Hebel-Schule“. Bald wurde auch für die Realschule ein eigenes Schulhaus notwendig, sie erhielt ein stadt eigenes Schulgebäude (1926

← Europabrücke: Untersicht, die viele technische Einzelheiten zeigt.



Die neue Kehler Stadthalle als Mehrzweckhalle.

errichtet), welches bisher an den Landkreis zur Unterbringung der Gewerbeschule vermietet war. Infolge der Kündigung durch die Stadt baute der Landkreis eine neue große Gewerbe-Schule (1968), aus zwei versetzten Baukörpern bestehend, am südlichen Stadtrand neben der Handels- und der Landwirtschaftsschule, deren Schulträger ebenfalls der Landkreis ist. Die „Tulla-Realschule“ konnte dann im Herbst 1968 ihr nun eigenes Gebäude mit 14 Klassenzimmern beziehen.

Das Gymnasium, welches 1969 in 23 Klassen 620 Schüler hatte, war in all diesen Jahren im alten Schulgebäude in der Schulstraße untergebracht. Der Gemeinderat hat für den notwendigen Neubau ein städtisches Gelände im neuen Schulzentrum bei der „Hebel-Schule“ bestimmt. Dort entsteht nun in drei miteinander verbundenen Baukörpern von verschiedenen Höhen ein Schulhaus mit 25 Klassenzimmern und den erforderlichen Fach- und Verwaltungsräumen, daneben eine dreiteilige Sporthalle für beide Schulen, sowie ein Kleinhallenbad (24 m × 10 m) für die Schulen und die Bevölkerung. Die Fertigstellung dieses bisher größten Bauvorhabens der Stadt (Kostenvoranschlag 8,9 Mill.) ist für Herbst 1970 vorgesehen. Eine inzwischen notwendig gewordene Erweiterung der Realschule ist auf ihrem jetzigen Grundstück beabsichtigt. Außerdem hat die Stadt für Schulen und Vereine in den letzten Jahren zwei Turnhallen errichtet, bei der Falkenhausen-Schule und die „Guts-Muths-Halle“ bei der Realschule.

Die Errichtung neuer Wohnbezirke im Süden hatten auch zwei Kirchenbauten

zur Folge: die „Martin-Luther-Kirche“ am Nordrande Sundheims und die Kirche „St. Maria“ im Niedereichwinkel.

Zur besseren Versorgung der Kranken wurde das Städtische Krankenhaus seit 1959 in drei Baustufen erweitert, modernisiert und rationeller gestaltet; es besitzt jetzt 190 Betten. In der schönen Lage neben dem Krankenhauspark erstand ein Schwesternheim.

Ein wichtiges Bauwerk der Stadt wurde noch nicht erwähnt: die Stadthalle. Sie ist großzügig geplant und vielseitig verwendbar. Seit ihrem Bestehen 1960 hat sie ihre Daseinsberechtigung und Notwendigkeit immer wieder bewiesen, eignet sie sich doch für Veranstaltungen aller Art, für Theater, Konzerte, Vorträge, Tagungen und für Feiern. Sie ist Mittelpunkt des kulturellen und geselligen Lebens der Stadt und des Hanauerlandes geworden, eine Brücke auch zum Elsaß und zu Frankreich.

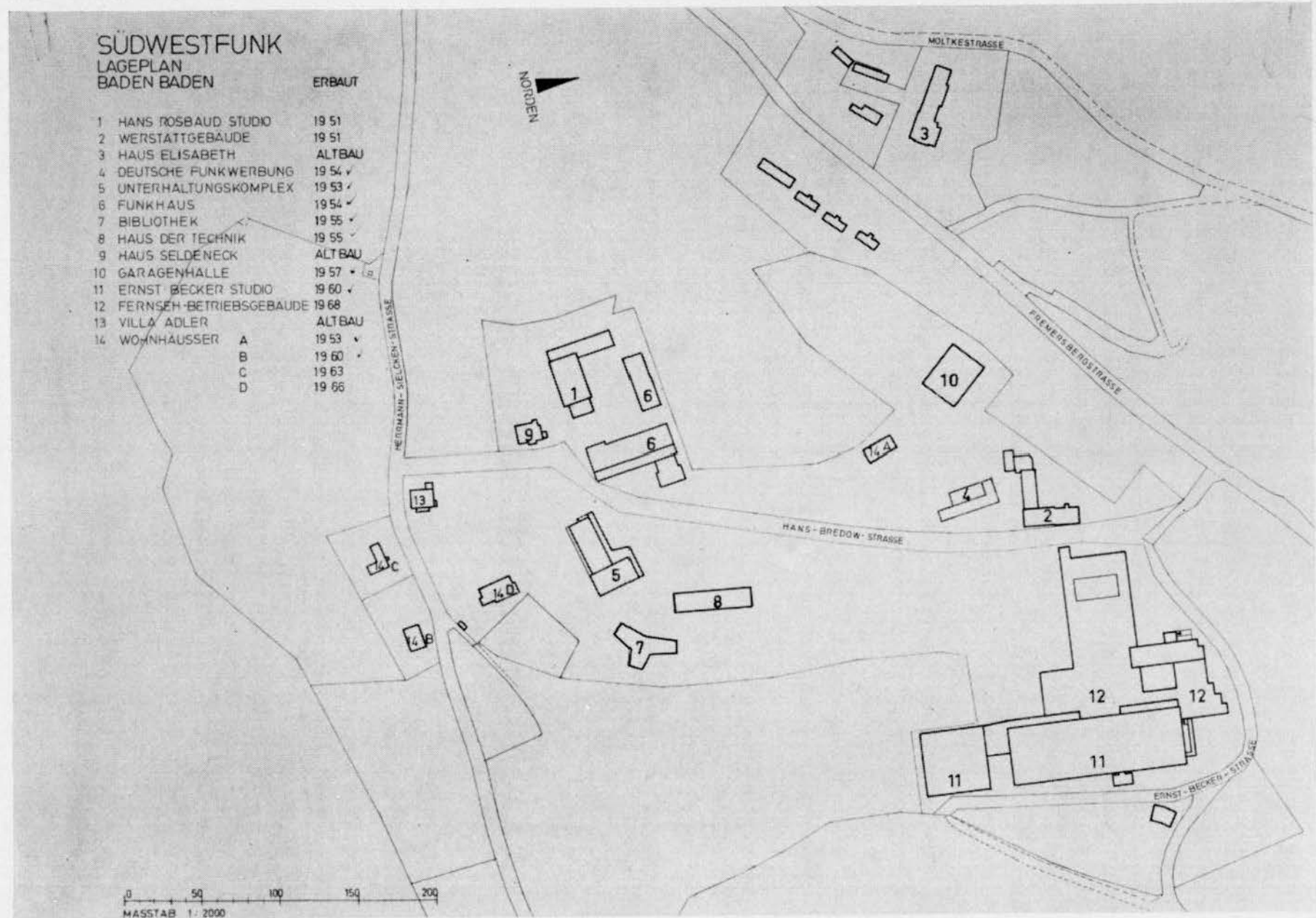
Kehls städtebauliche Planungen und Entwicklung seit 1953 haben wesentlich dazu beigetragen, daß die Stadt an der Grenze, am Rhein und an den Brücken ihre Aufgaben in unserer Zeit erfüllen kann: die Menschen zusammenzuführen, der Verständigung und dem Frieden zu dienen. In täglicher Berührung mit Menschen vieler Nationen, mit den Soldaten der französischen Garnison und ihren 2600 Angehörigen entsteht jene Aufgeschlossenheit für die Aufgaben Kehls, das durch Brücken und Straßen zu einem Bindeglied zwischen Frankreich und Deutschland geworden ist.

Die Kreisfreie Stadt Baden-Baden

von Julius Kraetz

Von einem eigentlichen Wiederaufbau nach dem verlorenen Krieg nach dem Jahre 1945 kann man nicht reden, denn die Stadt hatte während des Krieges durch Luftangriffe oder Beschießungen mit Ausnahme der Angriffe auf Oos nicht gelitten. Dennoch hat sich auf dem Gebiet des Aufbaus nach dem Kriege bis heute so viel getan, daß es der Mühe wert ist, davon zu sprechen und soweit tunlich, es auch zu zeigen. Wollte man streng vorgehen, so müßte der zur Verfügung stehende Raum allein zur Aufzählung der geleisteten Arbeiten gefüllt werden.

Am 12. April 1945 rückte die französische Armee im Oostal ein. Die Bäder, das Kurhaus, das Theater, sämtliche Hotels, Fremdenheime, die Villen, Tausende von Wohnungen, Zimmer, Läden, Garagen, Betriebe wurden beschlagnahmt. Baden-Baden wurde zur Zentrale der französischen Besatzungszone erklärt. Im



Ein ganzes Stadtviertel hat der Südwestfunk zwischen der Hermann-Sielken-, der Fremersberg- und der Ernst-Becker-Straße.

Hotel Stephanie residierte der Gouverneur der französischen Zone, im Kurhof, später im Bahnhof, amtierte General König. Eine Fülle französischer Verwaltungen kam an, Militär und Zivil, die Familien folgten. Baden-Baden war eine französische Militär- und Beamtenstadt geworden. Man sprach von 30–50000 Franzosen. Dazu kamen wohl noch 40000 deutsche Einwohner.

Dieser Beanspruchung waren die Versorgungsbetriebe für Gas, Wasser, Strom, Verkehr nicht gewachsen.

Die Stadt verwaahlte. Die Wohnungsnot war unerhört. Der von der Besatzungsmacht beauftragte geschäftsführende Oberbürgermeister sah sich einem Berge von nicht zu lösenden Aufgaben gegenüber. Endlich gab es im Jahre 1948 45 neue Wohnungen, ein Tropfen auf einen heißen Stein. Nach der Währungsreform konnte man an die Beseitigung des Mülls denken und die Straßen mit Decken versehen. An die überlastete Kläranlage ging man auch. Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerk erfuhren die ersten Überholungen. Der Leisbergstollen wurde zum größten Wasserspeicher der Stadt umgewandelt. Das Krankenhaus wurde, soweit möglich, modernisiert, in der Villa Hohenstein ein vorläufiges Kinderkrankenhaus eingerichtet. Man begann, die durch Reparationskahlhiebs schwer mitgenommenen Wälder aufzuforsten.

Die Versorgungsämter, als da waren das Ernährungsamt, die Hausbrandstelle, das Wohnungsamt, das Wohlfahrtsamt, bemühten sich um die Beseitigung der größten Notstände.

Doch, da ja vom Aufbau gesprochen werden soll, sei eines der ersten großen Bauvorhaben erwähnt. Es wird wohl in nächster Zeit Änderungen erfahren. Damit es nicht vergessen werde, sei es anbei festgehalten.

Die Friesenberghöhe war zu allen Zeiten ein beliebtes Ziel für einen kleinen Spaziergang. Die Kuppe mit ihrem alten Waldbestand und der davorliegenden großen Wiese schenkte dem Kurgast die schönste, näher zu erreichende Aussicht über Stadt und Oostal. Dieser Bestand unserer Kurlandschaft wurde natürlich beschlagnahmt und für Einwohner und Fremde gesperrt.

Auf Geheiß der Besatzungsmacht mußten Badener Handwerker eine kleine Barackenstadt dort oben errichten, nachdem der Wald schwer aufgelichtet worden war. Man legte eine Garnison dort hinauf, vielleicht mit der Absicht, eine militärische Radiostation daselbst einzurichten. Die Baracken wurden sorgfältig und gediegen in bester handwerklicher Arbeit errichtet und konnten den französischen Soldaten sehr wohl als gesunder und schöner Aufenthalt dienen. Jetzt, im Jahre 1969, wurde die Kuppe endlich der Stadt wiedergegeben, nachdem inzwischen an anderer Stelle ein Ersatz errichtet worden war. Hierorts stellt man sich vor, daß die Baracken beseitigt werden könnten, um an anderem Ort verwendet zu werden, daß der Wald wieder nachgepflanzt werden wird und die große Reihe der Sitzbänke, den Waldsaum entlang, wiederkommen werde, eine kleine Schutzhütte wieder erbaut wird und dieser wertvolle Teil unserer Kuranlagen den früheren Besuch und die Bewunderung derer, die sich der geringen Mühe des Besteigens unterzogen haben, aufweisen wird. Die kleine Barackenstadt da oben könnte bald vergessen sein. Daß sie aber nicht vergessen wird

wünscht der Chronist. Der Friesenberg aber sollte alsbald unter strengen Naturschutz gestellt werden.

Eine weitere, in unsere Landschaft tief eingreifende Veränderung durch eine Fülle großer Bauten verdanken wir dem Südwestfunk. Diese Institution wurde verursacht durch einen Befehl der Militärregierung für die gesamte französische Zone, die ja ihren Sitz in unserer Stadt hatte und eben einen für diese Zone eigenen Sender verlangte. Am 31. März 1946 klang zum ersten Mal das Pausenzeichen aus Mozarts Zauberflöte durch den Äther. Es ging zunächst sehr bescheiden zu. Das Hotel „Elisabeth“ in der Moltkestraße nahm als erstes den Betrieb auf. Es folgten das Café Grethel und der Tannenhof, auch einige Barackenbauten im Thiergartenviertel. Man gab das Gelände zwischen Fremersberg und Yburgstraße von der Villa Turgenjew ab bis hinauf zur Korbmatt – ein prachtvoller Landschaftsteil – dem Südwestfunk als Eigentum und zur Bebauung frei. Mit staunenswerter Großzügigkeit ging man ans Werk.

1951 entstand das Rosbaud-Studio, ein Konzertsaal nach neuesten, akustischen Erkenntnissen errichtet, für ein Riesenorchester und 350 Plätzen für Zuhörer, in dem seit seiner Errichtung schon viele bedeutende musikalische Darbietungen kreiert wurden. Ohne handwerkliche Hilfe geht es aber nicht ab, so entstand noch im gleichen Jahr das Werkstattgebäude am unteren Beginn der Hans-Bredow-Straße. Das Haus „Elisabeth“ blieb nach inneren Veränderungen erhalten.

1953 entstand der Komplex für die Unterhaltung und das Wohnheim für den musikalischen Leiter, 1954 Funkhaus und Funkwerbung, 1955 Haus der Technik und Bibliothek, 1957 die Garagenhalle, 1960 das riesengroße Ernst-Becker-Studio und ein weiteres Wohnhaus an der Hermann-Sielckens-Straße, 1963 noch ein Wohnhaus neben dem vorhin erwähnten, 1968 auch das Fernseh-Betriebsgebäude im Anschluß an das Ernst-Becker-Studio. Man darf dem gestaltenden Architekten der Hochbau-Abteilung des Südwestfunks die Anerkennung nicht versagen, daß er sich bemühte, die Gebäude so in die Landschaft einzulegen, daß das Gelände einigermaßen erhalten blieb. Beim Ernst-Becker-Studio und dem Fernsehbetriebsgebäude war die Programmforderung für den Architekten allerdings derart umfangreich, daß eine industriemäßig wirkende Endlösung entstand, die man in Baden-Baden zu genehmigen jahrzehntelang verhinderte. Es steht zu hoffen, daß eine großzügige Umpflanzung die ärgsten Härten dieser Funkfabrik im Laufe der kommenden Jahre vermindern wird.

Das Bauamt der Stadt Baden-Baden hatte ebenfalls seine Sorgen. Die vorrangigste war die Beschaffung von Wohnungen, damit dieser Not gesteuert werde.

Durch Ausbau und Neubau konnten im Jahre 1949 60 Wohnungen angeboten werden. Zwei städtische Wohnblocks wurden begonnen. Baureifes Gelände sollte bereitgestellt werden, Müllabfuhr und Straßenreinigung wurden geregelt, Gehwege und überbelegte Straßen wieder besser beleuchtet. Wichtig waren bei der starken Beanspruchung der Bau eines Hauptsammelkanals und die Einrichtung einer Versuchs-Kompostanlage. Erneuerungen und Erweiterungen des Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerkes wurden durchgeführt. Der Omnibus-



Der neue, erweiterte Augustaplatz mit dem Omnibusbahnhof und dem Parkplatz.

verkehr lebte auf, große Waldteile wurden neu aufgeforstet und die Schädlinge bekämpft. Die Währungsumstellung belastete die Fürsorge der Stadt schwer. Die Schulen verlangten ihr Recht, die Bäder- und Kurverwaltung konnte das Inhalatorium, aber auch das Kurhaus wieder übernehmen, das Theater wieder eröffnen.

Schritt um Schritt gings aufwärts. 1950 gab es wieder 36 Wohnungen. Die

Mädchen-Realschule kam in den dafür hergerichteten Flügel des Palais Hamilton, die Städt. Sammlungen in den Eingangsbau vom Neuen Schloß und endlich eröffnete man am 1. April dieses Jahres wieder die Spielbank. Auf Anordnung der Besatzungsmacht und deren Anforderungen war es notwendig, ein neues Bauamt zu eröffnen, mit Baurat Aurich an dessen Spitze. Er führte die Bauten aus, die für die starke französische Garnison gebraucht wurden. Untergebracht werden mußten Zivilisten, französische Offiziere, auch französische Unteroffiziere, alle mit Familien, und schließlich die Soldaten. Es entstanden ganze Stadtteile, sowohl rechts der Oos, vor allem aber links von ihr.

Für den flüchtig durchgehenden Kenner der alten Landschaft sieht es so aus, als ob in Baden-Baden und Oos die Bebauung restlos geschlossen worden wäre. Die Aufgaben dieses Sonderbauamts sind noch nicht beendet, es wurde als Staatliches Hochbauamt II unter Baudirektor Aurich endgültig eingerichtet. Aus den Planungen über die ausgeführten Bauten ist zu erkennen, daß eine respektable französische Stadt entstand, in der es an nichts fehlt. Angefangen vom Sitz des Generals über die Verwaltungsgebäude zu den Kasernen. Es gibt ein Unteroffiziershotel, ein solches für Offiziere, die nötigen Schulen bis hinauf zum Lyzeum und Technikum, eine große Anzahl von Wohngebäuden für die Familien, kurzum zwischen Baden-Baden und Baden-Oos entstand auf der linken Seite ein französisches Baden-Baden. Da aber ohne Versorgung mit Wasser, Gas, Strom, die Ableitung von Abwässern und Beseitigung der Abfallstoffe und Anlage von befestigten Straßen, deren Beleuchtung, Telefonanschlüssen und Verkehrseinrichtungen an ein wirkliches Wohnen nicht zu denken ist, war das Bauamt der Stadt voller Arbeit und Sorgen.

So kam schließlich unter Verantwortung des heutigen Städt. Baudirektors Dr. Ing. Straub im Jahre 1953 der Generalbebauungsplan an die Öffentlichkeit. Das Klärwerk, neu errichtet, war bereits 1952 in Betrieb genommen. Das Forsteinrichtungswerk, für die Zeit vom 1. Oktober 1949 bis 30. September 1958 festgelegt, lief bereits. 80 Einfachwohnungen im Bruch konnten bezogen werden. Das alte Staatliche Landesbad wurde zu einem modernen Rheumakrankenhaus durch das Staatliche Hochbauamt unter Oberbaurat Weber erweitert, die Röntgenabteilung des Städt. Krankenhauses auf den modernsten Stand gebracht. Die Kunsthalle wurde von der Besatzungsmacht freigegeben, dem Roten Kreuz für das Josefinen-Entbindungsheim von der Stadt ein Darlehen genehmigt.

Eine groß ins Auge fallende Leistung war das weiträumige, in jeder Beziehung gelöste Schwimmstadion, das Hardbergbad, das 1952 eingeweiht werden konnte. Die Versorgung mit Wasser stellte immer wieder Ansprüche. Deshalb mußte die verstärkte Belieferung mit Wasser vom Grundwasserwerk aus durchgeführt werden. Und nun die andere größere Sorge des Städt. Tiefbauamts: das Verkehrsproblem. Der Ausbau des Augustaplatzes mit seinem Obusbahnhof wurde genehmigt und in Angriff genommen.

Es bleibt das unbestrittene und unvergeßliche Verdienst des Oberbürgermeisters Dr. Schlapper, im November 1955 die Fahrt nach Paris gemacht zu haben und mit der Zusicherung zurückzukommen, daß Baden-Baden von jetzt an als erste



Teilstück des Autobahnzubringers in Baden-Baden-West. Südlich und nördlich davon große Neubauviertel, zum Teil die Baugruppen für die Stationierungstreitkräfte.
Luftbild freigegeben durch Innenministerium Baden-Württemberg Nr. P 01 430. Aufn.: Willy Pragler, Freiburg i. Br.

deutsche Stadt der Besatzungszone zwischen Karlsruhe und Innsbruck beschlagnahmefrei werden wird. Das Städt. Tief- und das Hochbauamt konnten an die Durchführung weiterer großer Aufgaben gehen. Neben der Lösung kleinerer Forderungen, wie der des Ausbaues des Leopoldsplatzes, die Inbetriebnahme des Kompostwerkes, der Verbesserung der Stadtbücherei, Erstellung einer Flüssiggasanlage im Gaswerk und einiger Trafostationen, konnte man jetzt an den großen Bau der Zubringer-Anlage und der wichtigen hygienischen Anlage eines modernen Schlachthofes gehen. Die einwandfreie Errichtung des Zubringers von der Bundesautobahn bis in die Stadt hinein dauerte mehrere Jahre.

Dem Heft Baden-Baden, Aufbau 1946 – 1958, entnehme ich wörtlich: Für das Jahr 1956 Erweiterung des Friedhofs Oos, Bau einer Einsegnungshalle im Friedhof daselbst, Erweiterung Friedhof Lichtental, Geländeerschließung in der Schußbach, Ausbau des östlichen Teiles der Ooser Bahnhofstraße, Ausbau der Schwarzwaldstraße, Erschließung des Krippenhofgeländes, Durchbruch der Ooser Rathausgasse zur B 3, Erschließung Obere Breite und Blutfeld, Neubau der Bernhardusbrücke, Ausbau der Kreuzung Sinzheimer Straße/Ooser Bahnhofstraße und schließlich die wichtige Neuerrichtung eines Wasserhochbehälters am Tannenweg bei Oos.

Für das Jahr 1957: Fertigstellung Zubringer, Erschließung Industriegebiet Oos, zwei Blocks Schlichthäuser bei der Bildeiche (14 Wohnungen), Errichtung eines Tierheims, Wohnungen in der Gartenstraße, Neubau einer Hochdruckgasbehälter-Anlage. Für das Jahr 1958: Neben der Doppelförsterei in Oberbeuern und dem Kinderhort in der Stefaniestraße, für das Städt. Krankenhaus Bau eines Schwesternheims mit Kinderstation. Dann aber begann der große

Das technische Meisterwerk Oostalviadukt des Autobahnzubringers bei der Überquerung des Oostales, 450 m lang. Dahinter beginnt das Neubaugebiet Balg.

Aufn.: Foto-Werbung Haarfeld, Heilbronn





Die erste Großgarage in Baden-Baden beim Bahnhof. Seitdem entstanden mehrere Groß- und Tiefgaragen in der Stadt.

Aufn.: Photo-Tschira, Baden-Baden

Neubau einer Mädchenvolksschule für die Altstadt bei der Rettig- und Stefanienstraße, im Metzeneracker der Bauhof mit Teermischanlage, das Kinderheim am Hardberg, der Schlachthof wurde in Betrieb genommen, für den Zubringer der 450 m lange Viadukt errichtet, Arbeiten am Kurmittelhaus wurden begonnen, auch der Wasserbehälter am Annaberg so gut wie neu erbaut. Nicht vergessen soll sein, daß beim Stadtbahnhof die erste Großgarage entstand.

Zwar erhielten die Badener Familien zu Weihnachten 1958 ein prachtvoll ausgestattetes Heft durch Oberbürgermeister Dr. Schlapper mit besten Wünschen überreicht, das Rechenschaft gab über den von 1946 bis 1958 geleisteten Aufbau der Stadt Baden-Baden, doch blieb es natürlich nicht bei den in diesem Heft gezeigten Leistungen. Wie das Leben weitergeht, so geht auch der Aufbau unserer Stadt weiter. Die beiden Staatlichen Hochbauämter unter Oberbaurat Weber und Baudirektor Aurich, das Städt. Tiefbauamt unter Baudirektor Dr. Ing. Straub und das Hochamt unter Oberbaurat Wendt, das Gartenbauamt bei der Kurdirektion unter Gartenbaurat Rieger, die Baudirektion des Südwestfunks waren seit dem Jahre 1958 dauernd vor neue Aufgaben gestellt, so daß die Schilderung des Aufbaues nichts versäumen darf.

Die ewige Sorge könnte wohl das Verkehrsproblem darstellen. Der Zubringer von der Bundesautobahn zur Stadtmitte gab die so ersehnte Möglichkeit, über die Schwarzwaldhochstraße schon die in unserer Gegend gelegenen Höhen mit

Sanatorien und Hotels zu gewinnen. Schwieriger war es, die hereinströmende Wagenfülle unterzubringen. Beim Stadtbahnhof wurde die schon erwähnte erste Großgarage erbaut, der Augustaplatz für eine solch kleine Stadt schon etwas reichlich bemessen, dürfte trotzdem noch größer sein. Ganz in seiner Nähe entstand die zweite Großgarage mit großzügigen Ladenbauten und Büros. Doch faßte man bei der Kurdirektion den wirklich kühnen Entschluß, das Projekt des Ingenieurs Pflüger durchzuführen und vor dem Kurhaus eine Tiefgarage mit ihren modernen Bequemlichkeiten einzubauen. Mit Tüchtigkeit und Glück gelang das Vorhaben. Die Tiefgarage hat sich bereits hervorragend bewährt. Gleichzeitig war man geradezu gezwungen, den alten Gartensaal vor der Gefahr eines Einsturzes zu bewahren, nach dessen Sicherung Dach und Saaldecke abzunehmen und nach den alten Plänen wieder einzubauen. Auch dieses schwierige, so lange gefürchtete Vorhaben gelang. Der Weinbrenner-Saal ist gerettet.

Der Chronist erlaubt sich bei dieser Gelegenheit, noch auf andere baukünstlerische Leistungen hinzuweisen. Von Staatsoberbaurat Rolf A. Weber wurde eine protestantische Kirche im Stadtteil Oos-Scheuern aufgrund eines von ihm selbst gewonnenen Wettbewerbs errichtet. In seiner Eigenschaft als Bauamtsvorstand renovierte er die Klosterkirche Lichtental. Auch die alte Spitalkirche beim neuen Augustabad wurde, nachdem sie eben zugunsten dieses Augusta-

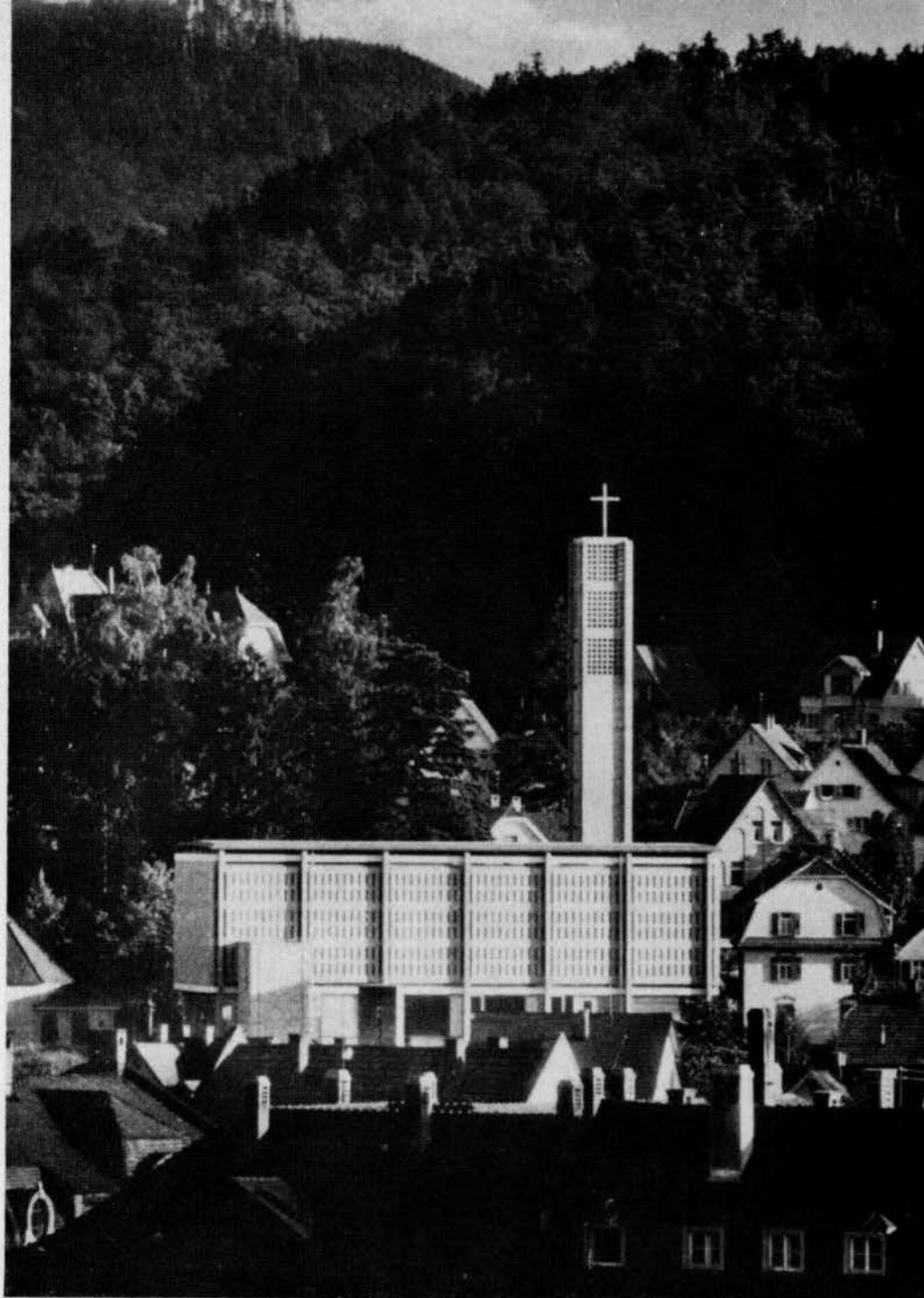


Der Weinbrennersaal
im Kurhaus
Baden-Baden nach seiner
technisch notwendigen
und stilgerechten
Neuherrichtung.

*Klischee:
Kurverwaltung
Baden-Baden*

Die neue evangelische Paulus-Kirche in Oos-Scheuern mit ihrer eigenartigen Wandgestaltung.

Aufn.: Photo-Tschira, Baden-Baden



bades an der Westseite verkürzt werden mußte, mit viel Liebe und Verständnis wieder instandgesetzt. Eine gründliche Überholung erfuhr auch die alt-ehrwürdige Stiftskirche, nachdem der Kruzifixus des Nikolaus von Leyden vom ehemaligen Friedhof in den Chor der Stiftskirche gerettet werden konnte.

Eine ebenfalls künstlerisch bedeutende Leistung gelang dem Gartenbaurat Rieger. Neben den zahllosen Blumendekorationen der Kurhausräumlichkeiten aus Anlaß der jeweiligen Festivitäten mußte er eine ganze Reihe größerer Arbeiten durchführen. Der Michaelsberg wurde durchgearbeitet und in die Kurlandschaft besser eingefügt. Es verschwanden die Einfassungen des Kurgartens und erlaubten, besonders nach Beendigung der Tiefgarage, größere Grünflächen anzuordnen. Die Lichtentaler Allee war lange Zeit am Sterben. Niemand wollte daran rühren. Gartenbaurat Rieger korrigierte diese so empfindliche Anlage durch

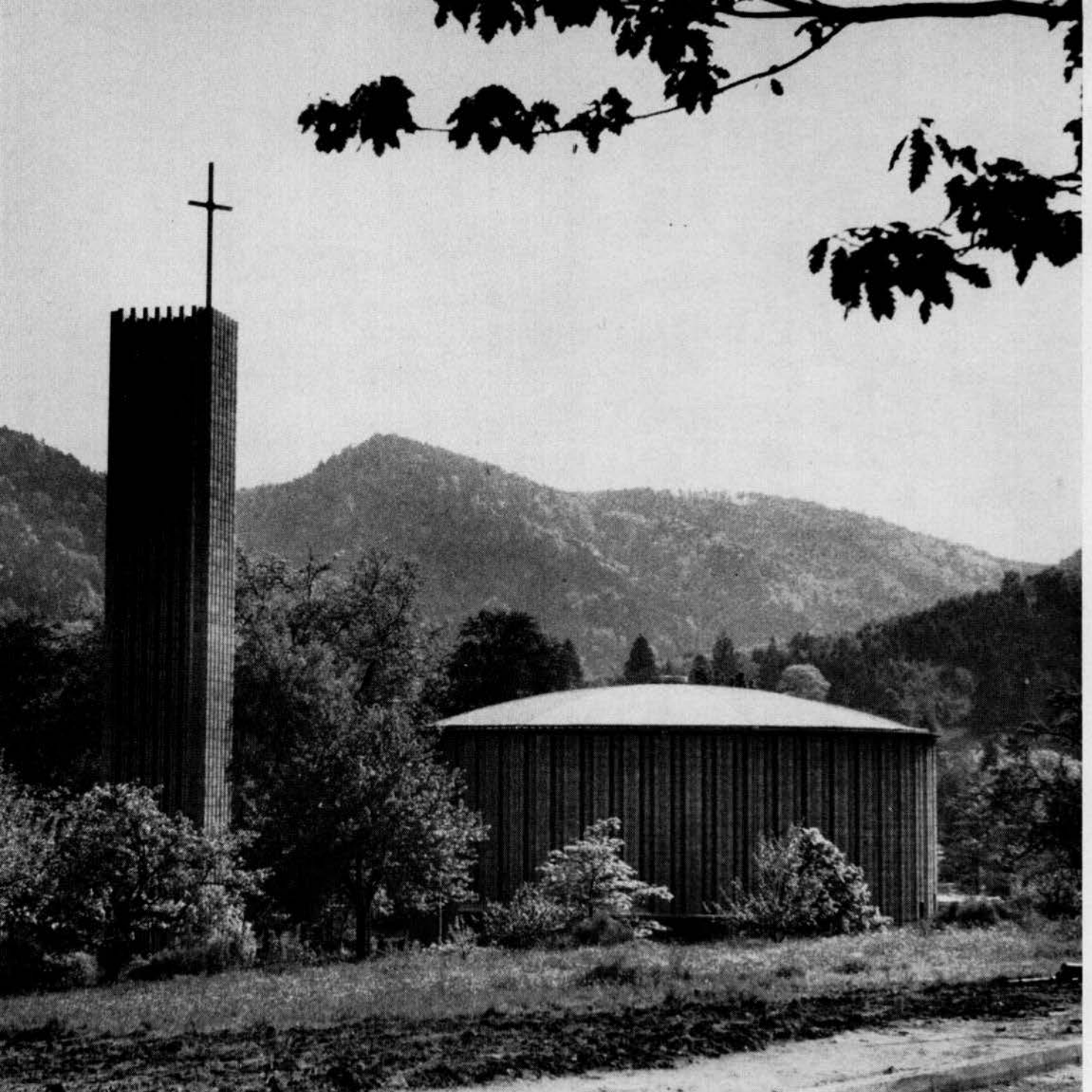




Das 1968 eröffnete Kongreßhaus, eingefügt in die Parklandschaft an der Oos. *Aufn.: Manfred Schaeffer, Karlsruhe*

und bepflanzte mutig die abgegangenen Teile mit Tulpenbäumen. Nach Fertigstellung des Kongreßhauses konnte auch die rechte Oosseite gut in die vorhandene Parklandschaft einbezogen werden. Eine besonders dankbar gewordene Gestaltung gelang mit der Einrichtung des Kleingolfplatzes auf der alten Eislaufwiese und der von turnierfähigen Tennisplätzen. Die Gönneranlage wurde unter Schonung des Laegerschen Entwurfs in einen Rosengarten verwandelt. Auch in der äußeren Lichtentaler Allee wurde zugegriffen. Die abgängigen Kastanien des sogenannten Kaiserweges an der Oos mußten fallen. So konnte man die großen Flächen bei der Villa Merck (Biron) mit einer Dahlienanlage auf dem linken Ufer bis hinauf zum Kloster Lichtental zusammenziehen. Man wandelt heute in einem Park vom Badischen Hof bis zum Kloster. Zum Schutz vor einer Verpappelung schuf der Gartenbaurat im Michelbach (Waldseetal) einen weiteren See, aber auch einen solchen im Rotenbachtal, nachdem das neue Augustabad fertiggestellt war und der ganze große Bereich zwischen dem alten Friedrichsbad, dem neuen Augustabad und weiter das Tal entlang zu einer Anlage mit guter

← Die grundlegend erneuerte Stiftskirche; im Chor das vom alten Friedhof hierher versetzte berühmte Kreuz des Nikolaus von Leyden. *Aufn.: Photo-Tschira, Baden-Baden*

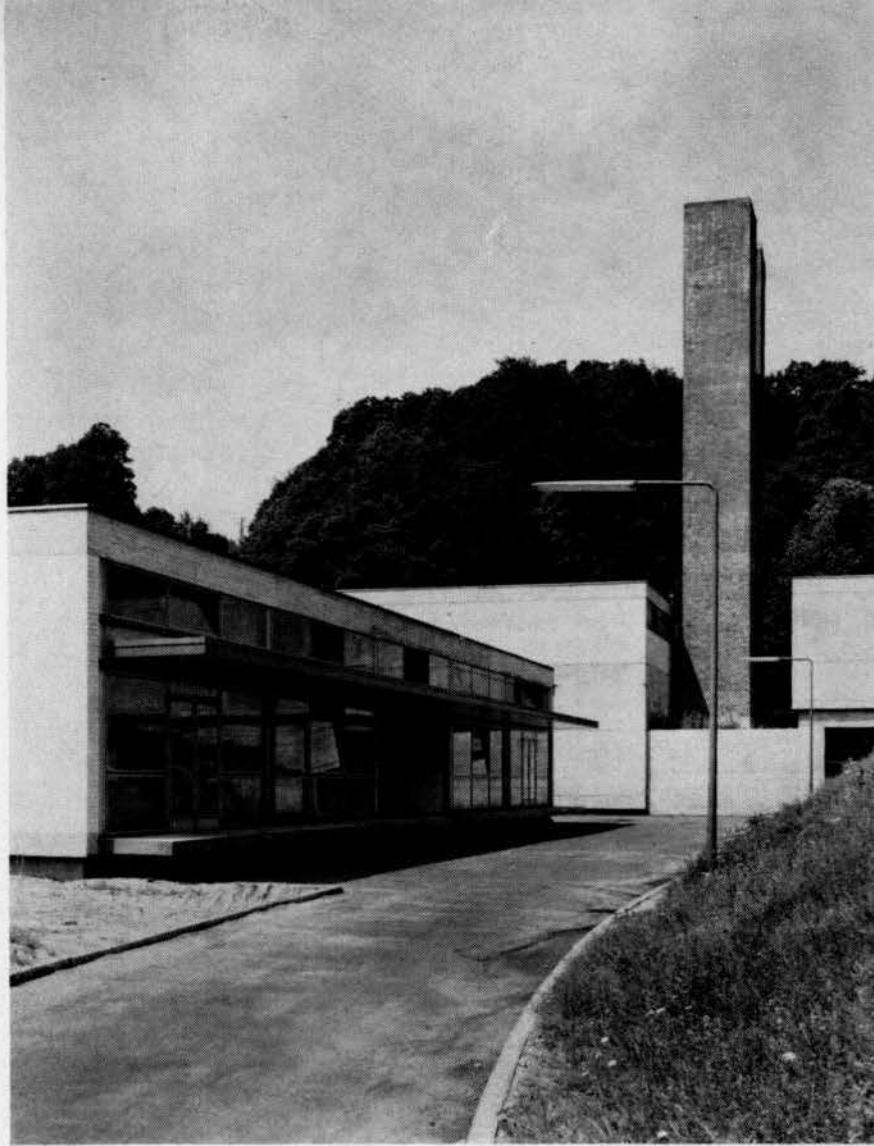


Die neue katholische Kirche St. Josef. Ein interessanter Rundbau mit abgesetztem Glockenturm. Die Umgebung ist schon vollständig verbaut.

Aufn.: Photo-Tschira, Baden-Baden

Landschaft geworden war und auch hier das, was bisher so sehr in Baden fehlte, nämlich ruhige Wasserflächen, in denen sich die Umgebung tief spiegelt, gewonnen war. Für die weitere Pflege der Tallandschaft wurde ein Landschaftspflegeplan ausgearbeitet, in den auch die Friedhofserweiterungen einbezogen wurden. Um größere Sportveranstaltungen durchführen zu können, wurde auf traditionsreichem Boden, nämlich auf der Aumatt beim Ooswinkel, ein großzügiges, modernes Stadion errichtet und die Verkehrswege aller Art von Oos bis zur Innenstadt mit Liebe und Sorgfalt eingegrünt, auch als Ersatz für die geopfertten Bäume.

Das Zentral-Heizwerk mit dem Wäschehaus davor.
Aufn.: M. Schöttle, Mannheim



Im Jahr 1952 schließlich schrieb die Kurdirektion zusammen mit der Stadtverwaltung zum ersten Mal den Wettbewerb für die Internationale Rosen-Neuheiten-Prämierung aus. Bundeskanzler Adenauer wurde bei dieser ersten Gelegenheit Ehrenbürger unserer Stadt.

Eine Fülle großer Aufgaben mußte auch das Staatsbauamt I unter Führung von Oberbaurat Weber übernehmen. Auch ohne Zerstörung durch Bombenangriffe mußte vieles Veraltete erneuert oder moderner ausgebaut werden. Die einzige leidtragende Kirche in Lichtental wurde wiederhergestellt, das traditionsreiche, aber total veraltete Hotel Messmer – nicht mehr zu retten – verschwindet, teils einer Grünanlage weichend, in seinem neueren Teil den Bühnengestaltern als Atelier überlassen werdend.

Schon im Jahre 1950 richtete man die älteste Spielbank Deutschlands in den prachtvollen Sälen im Nordwestflügel des Kurhauses wieder ein. Das Landesbad erweiterte man zu einem nach neuesten Erkenntnissen umgestalteten großen Rheumakrankenhaus. Auch die Trinkhalle aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde erweitert und modernisiert. Vorläufig wurde auch das Fangohaus neueren Bedürfnissen noch angepaßt, das stattliche Friedrichsbad in allen Teilen nach heutigen Ansprüchen umgebaut. Weitere Arbeiten am Kurhaus gingen parallel nebenher, die oberen Gesellschaftsräume wurden neu gestaltet,



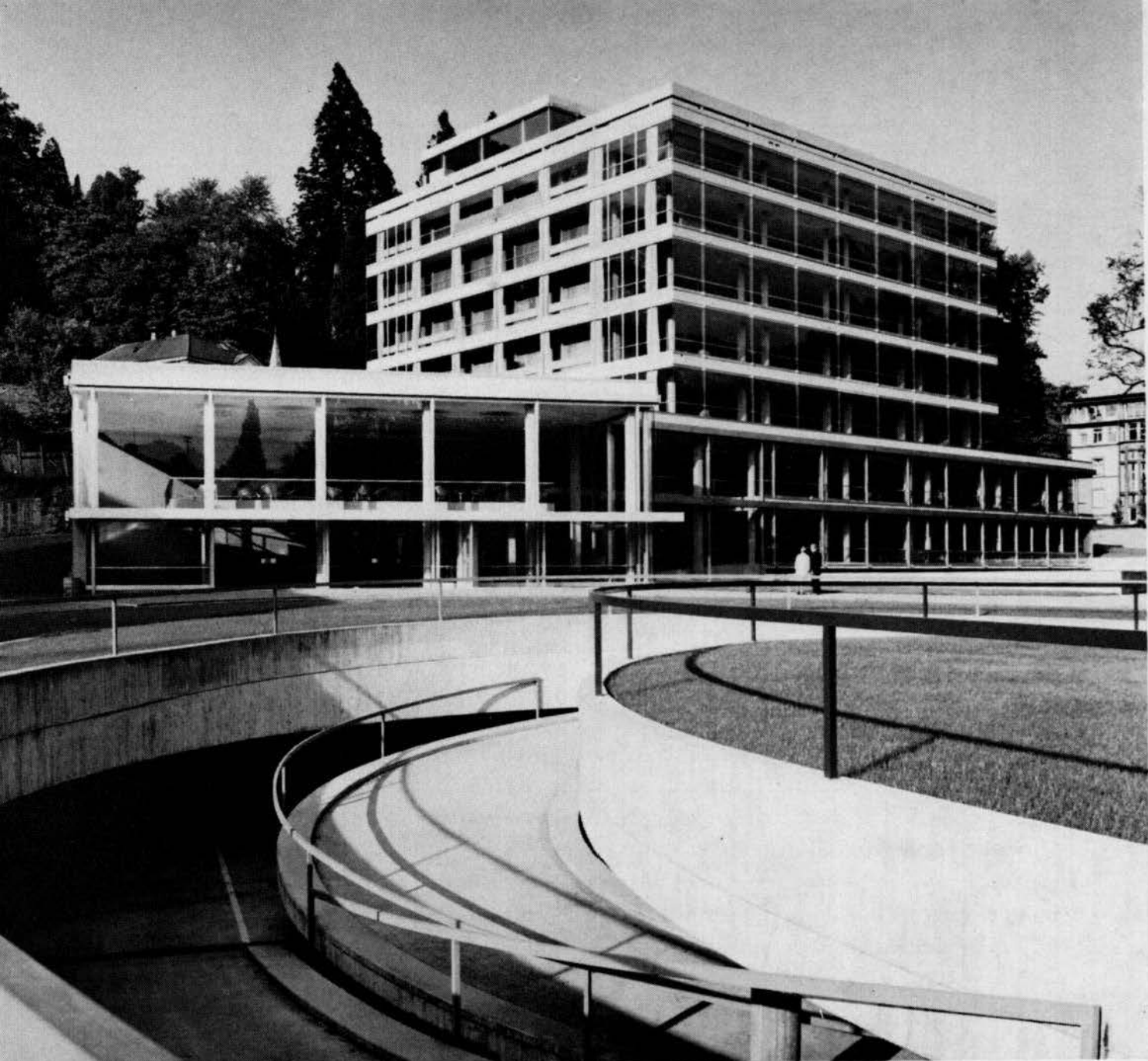
für gute Beleuchtung am Eingang zu den Kolonaden gesorgt, ein Palmenhaus für die Kurgärtnerei erbaut, der große Bühnensaal und dessen Beleuchtung modern instandgesetzt. Auch das Finanzamt und das Staatliche Forstamt verlangten ihr Recht. Aber die größte Aufgabe begann im Jahre 1960. Zur Vorbereitung auf das, was da kommen sollte, mußte das Rotenbächel umgeleitet, später zwischen Steighausplatz und Landesbad verdohlt werden. Das von Krohmer gegen Ende des Barock erbaute, damals herrschaftliche Bezirksspital durch Abbruch geopfert, wie früher schon ein Teil der Westseite der Spitalkirche. Es kam notwendigerweise zur Erbauung eines Fernheizwerks im Steinwald mit weitreichendem Heizkanal, zu einer Unterstation für die gesamte Wasserversorgung der Bäder und einem Hochbehälter am Hungerberg samt Zuführungsstraße nach den verschiedenen Unterstationen. Es entstand in den folgenden Jahren das sogenannte große und neue Augustabad mit allen nach neuesten medizinischen Erkenntnissen eingerichteten Behandlungsmöglichkeiten, einer Tiefeinfahrt für die Autos, auch einem prachtvollen Thermalschwimmbad im obersten Stockwerk. Und nun nochmals zurück zur Lichtentaler Allee.

Der ältere Teil des weltbekannten Hotels Stephanie war derart unmodern geworden, daß eine Wiederinstandsetzung und Modernisierung unmöglich geworden war. Genau wie das Hotel Messmer schließlich der Spitzhacke zum Opfer fiel, mußte auch dieser Teil des Stephanie fallen. Der neuerbaute Teil konnte gerettet, allerdings dann mit hohen Kosten zum Haus des Kurgastes umgebaut und für den Bedarf der Kurdirektion sehr repräsentativ umgestaltet werden. Auf dem freiwerdenden Gelände errichtete man das Kongreßhaus, ebenfalls mit Tiefgarage und mit einer diese zudeckende Brunnen- und Gartenanlage. Die die Gebäude umgebende Gartengestaltung wurde mit bestem Geschmack in den Park der Lichtentaler Allee eingefügt.

Die Erbauung des neuen Augustabades dauerte natürlich mehrere Jahre. Es mußten zuerst abgebrochen werden: das alte Augustabad, die Zentralwaschanstalt, das Fangohaus, das Inhalatorium, die Zähringer Schule, das Pfarrhaus des Klosters zum Heiligen Grab – der Pfarrer wurde im alten Forsthaus beim Neuen Schloß untergebracht –, Nebengebäude des Klosters, die alte Kapelle Mariä Gnadenbrunn und, da wir doch beim Abbrechen sind, auch die für heutige Verhältnisse unbewohnbar gewordene Höllengasse. Ein großer Glücksfall stellte sich dabei ein. Im Pflutterloch fand sich bei Bohrungen noch eine neue Warmwasserquelle.

Von 1960 ab baute man an dem neuen Kurmittelhaus. Schließlich war man 1966 soweit, auch die Anlagen und den Römerplatz fertigzustellen, wobei auch die alten römischen Badruinen weitgehend gesichert werden konnten. Heute ist die jahrelang dauernde Mühsal beim Anblick dieser Leistung schon bald vergessen.

← Baden-Baden vom Hauptbahnhof aus nach Westen. Die vielen Neubau-Wohnviertel sind hier schön zu erkennen, ebenso der ganze Autobahnzubringer (1956–1958) bis zum Stadtbahnhof mit seiner kühnen Linienführung. Im Westen gegen die Rheinebene die Gebäudegruppe des Flugplatzes, südlich (links) davon das Industriegebiet Oos. *Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 2|8590. Luftbild Albrecht Brugger, Stuttgart*



Das neue Kurmittelhaus Augustabad im neugestalteten Rotenbach-Kurbezirk mit Autoaufzug; im obersten Geschosß das prächtige Thermalbewegungsbad. *Aufn.: M. Schöttle, Mannheim*

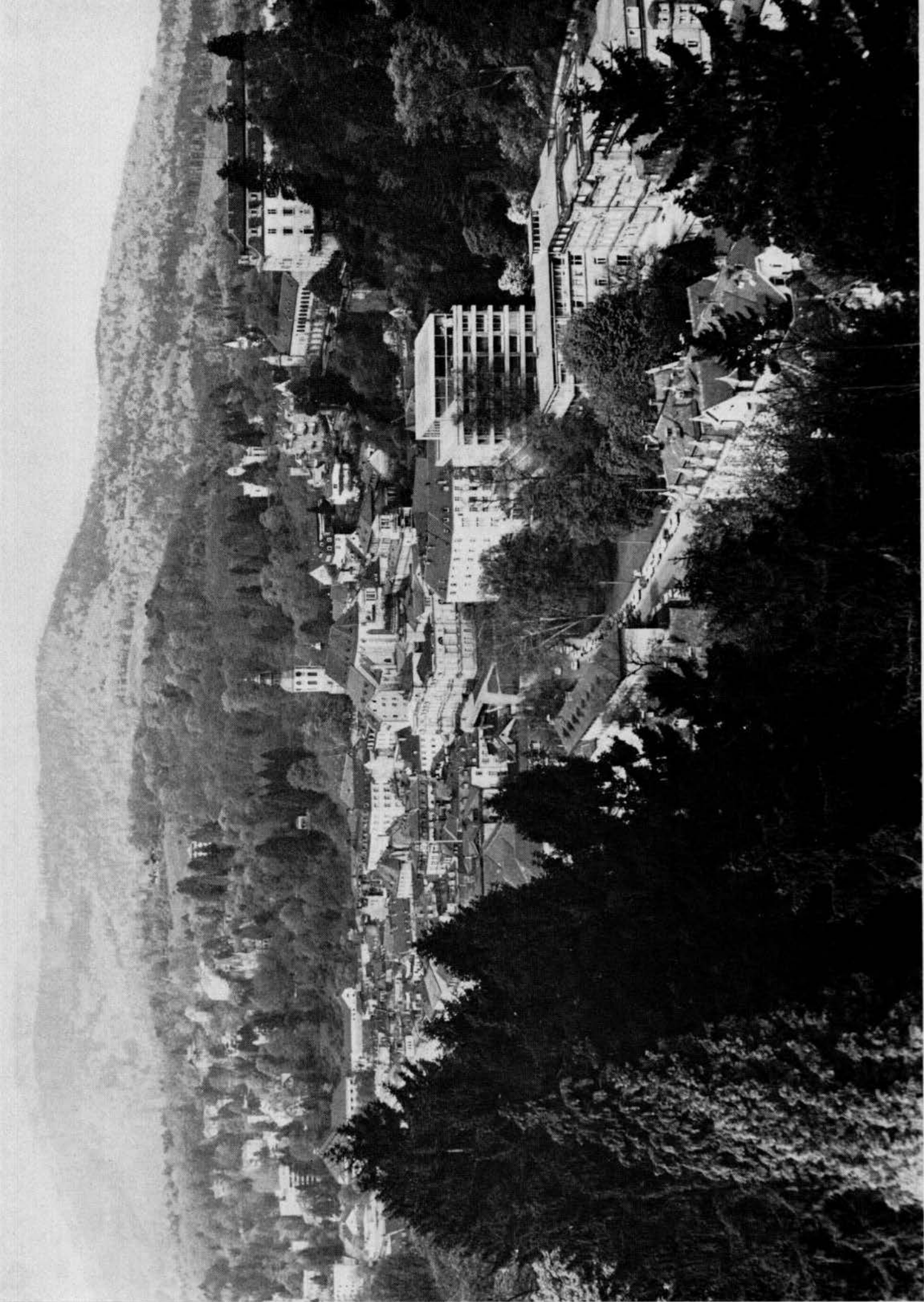
Parallel zu diesen Bauleistungen errichtete das Städt. Hochbauamt die schon erwähnte Mädchenvolksschule, erneuerte das Bühnenhaus des in den Jahren 1961 vollendeten Kleinen Theaters, erweiterte am Klärweg, am Gymnasium Hohenbaden, an der Geroldsauer Schule, am Richard-Wagner-Gymnasium, an der Schule Oos und übergab 1964 für den Stadtteil Baden-Scheuern die nach dem Abbruch von 1961 von Grund auf neu erbaute große, modernsten Anforderungen gerecht werdende Theodor-Heuss-Schule dem Schulamt. Man erweiterte die Handelsschule und erbaute für den Stadtteil Balg die Pavillonschule. Auch die Erstellung einer Reithalle wurde nicht vergessen. Schließlich begann man am Bau eines neuen Hallenbades in der Bertholdstraße im Januar 1968 und wird mit Erstellung einer Feuerwache ebenfalls alsbald beginnen. Eine Wiederinstand-

setzung soll nicht vergessen sein. Im August 1962, am letzten Rennsonntag, brannte der Chirurgieflügel des Städt. Krankenhauses ab. Seine Instandsetzung bei den schwierigen Krankenhausverhältnissen machte viele Sorgen und kostete viel Geld.

Noch eine städtische Einrichtung: zur Unterstützung des weiteren Ausbaues wäre das Gewerbeförderungsamt zu erwähnen, das 1954 von der Stadt Baden-Baden eingerichtet wurde unter Leitung des Direktors Wilhelm Kücke, der manche Jahre mit Erfolg wirkte. Man übertrug demselben Mann 1959 auch die Direktion des Flugplatzes für Baden-Oos, über den auch noch manches zu sagen wäre. Das Gewerbeförderungsamt hatte nun die Aufgabe, lokalen Unternehmungen finanzielle Unterstützung zu geben, doch auch u. U. solchen Firmen zu helfen, die geeignet für den Kurort waren, um einen gleichmäßiger werdenden Jahresverdienst zu ermöglichen. Es gelang, eine ganze Reihe von Unternehmungen hierher zu bringen, die den Vorteil hatten, keinen Lärm zu machen und keine Fabrikschornsteine zu brauchen, als da wären: Verlage, Graphische Betriebe, Kosmetikunternehmungen und ähnliches.

Das Gewerbesteueraufkommen sowohl der Badener Geschäfte wie das der zugewanderten Unternehmungen schlug kräftig zu Buche. Der Verdienst vieler Arbeitnehmer machte sich im Konsum bemerkbar. Es konnten 100 Badener Betriebe gefördert werden, 94 Unternehmungen wurden neu angesiedelt.

Der Flugplatz zu Baden-Oos wurde am 5. September 1909 eröffnet. Neben der Zeppelin-Luftschiffhalle entstanden eine kleine Werkstätte und ein Büro. Die Luftschiffhalle wurde aufgrund des Vertrages von Versailles abgebrochen. Die Zeppelin-Luftschiffe sind heute Museumsstücke. Der Oberrheinische Zuverlässigkeitsflug vor dem Ersten Weltkrieg wurde von hier aus gestartet. Nach dem Zweiten Weltkrieg beschlagnahmte die Besatzungsmacht den Flugplatz und brachte viel Betrieb, doch durfte von deutscher Seite aus der Flugplatz schließlich mitbenutzt werden. Die Sorge, daß man einen militärischen Düsenmaschinenhafen einrichten würde, konnte abgewendet werden. Die Stadt gründete schließlich 1958 die Flughafengesellschaft mbH und überließ den Flugplatz dieser Gesellschaft am 1. August 1959. Aus kleinsten Anfängen wurde von jetzt an ein Verkehrslandeplatz entwickelt, der heute zu den frequentiertesten der Bundesrepublik gehört. Es kam nicht nur zur Übernahme des alten Bestandes, sondern auch zu eigenen umfangreichen Investitionen. Der Flugplatz Baden-Oos blieb auf Unterstützung der Öffentlichen Hand angewiesen. Wie wichtig der Flughafen wurde und weiter werden wird, zeigen einige Zahlen: Im Jahre 1960 gab es 23202 Flugzeugbewegungen, im Jahre 1968 deren 63512. Eine Reihe von interessierten Unternehmungen haben sich dabei angesiedelt, nämlich das Flugzeugwerk Becker GmbH, die Motorflug GmbH (Lizenzträgerin der Bell-Hubschrauber-Fabrikation der USA), die Industrieflug-GmbH, die Luftfahrt-Service-GmbH, die Benzin- und Petroleum-AG Hamburg. Die Flughafengesellschaft mbH möchte nun natürlich für den zivilen Nutzer des Flugverkehrs den Platz so ausbauen, daß er den Erfordernissen der Kur- und Bäderstadt entspricht. Nötig wäre vor allem eine einwandfreie Start- und Landebahn. Doch sind so manche



Planungen z. Z. noch in der Schwebe. Wir aber können nur wünschen und hoffen, daß bei den praktischen Ausführungen Baden-Oos gut wegkomme.

Zum Schluß dieser ganzen Schilderung soll nicht vergessen werden, daß auch eine große Zahl von Privathäusern seit dem Weltkrieg in Baden-Baden entstanden ist. Es sind dies Wohnhäuser größeren, mittleren und kleineren Ausmaßes bis zu den villenartigen Bungalows. Da die Stadt Baden-Baden alles Interesse daran hat, seinen bebauten Teil im Tal zu erhalten, die umliegenden Höhen möglichst von Bebauung freizuhalten, um den hiesigen landschaftlichen Charakter zu schonen, ist es nahezu unmöglich, noch neue Bauplätze im inneren Teil zu finden. Man möchte die Bauliebhaber veranlassen, sich im Westen gegen den Talausgang anzusiedeln. Die Stadt ließ sich von Prof. Strickler von der TH Karlsruhe einen tüchtig durchgearbeiteten Plan fertigen, nachdem die Gegend um Balg all das aufnehmen soll und kann, was in Baden-Baden Wohnung nehmen möchte.

← Der neugestaltete Kurbezirk Rotenbachtal, wo die neuerrichteten oder veränderten Großbauten (Friedrichsbad, Kloster zum Heiligen Grab, Augustabad, Landesbad) jetzt auch städtebaulich günstig zur Wirkung kommen, dahinter das Neue Schloß, eine Terrasse tiefer die Stiftskirche mit Rathaus usw., kennzeichnendes Bild der parklandschaftlichen Auflockerung des Stadtbildes. *Aufn.: Photo-Tschira, Baden-Baden*

Die Große Kreisstadt Rastatt

von Karl Küpper

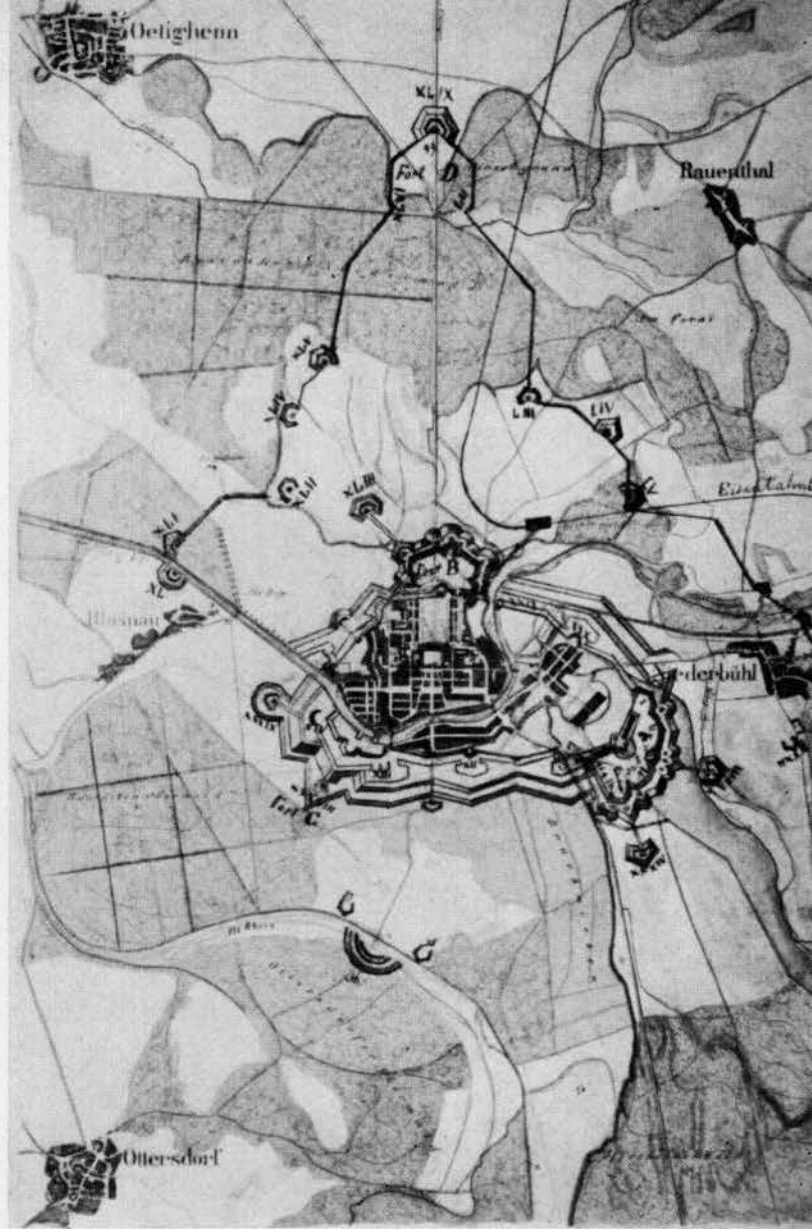
I.

Als am 8. Mai 1945 die deutsche Wehrmacht die Waffen niederlegte und damit die bewaffnete Auseinandersetzung des zweiten Weltkrieges ihr Ende fand, lagen annähernd 40% des baulichen Bestandes der Stadt Rastatt in Trümmern. Das bebaute Gebiet der Stadt war nahezu wieder auf die Fläche zusammengeschrumpft, die schon nach dem ersten Weltkrieg das Stadtgebiet ausmachte und damals kaum über den Bereich der im Jahre 1890 aufgelassenen Festung hinausgekommen war. Zerstört waren insbesondere das Bahnhofsgebiet und die Bahnhofstraße. Aber auch im eigentlichen Stadtkern waren nicht unerhebliche Lücken entstanden. Auch mehrere Bauten von historischem Wert sind der Zerstörung zum Opfer gefallen.

Die Einwohnerzahl der Stadt war während des Krieges auf etwa die Hälfte ihres früheren Bestandes zurückgefallen. Die männliche Bevölkerung, soweit sie den Krieg bis dahin überstanden hatte, befand sich fast ausnahmslos in Gefangenschaft. Auch Männer, die während des Krieges in der Stadt verblieben waren, waren nach der Einnahme der Stadt im April 1945 zur Arbeitsleistung nach Frankreich weggeführt worden. Viele Familien befanden sich noch in Evakuierungsgebieten. Dennoch herrschte erhebliche Wohnungsnot, denn die nach der Besetzung in die Stadt gekommenen Truppen hatten nicht nur Kasernen und militärische Gebäude für sich in Anspruch genommen, sondern darüber hinaus auch in sehr großem Umfang Wohnungen und sonstige Räume für sich beschlagnahmt. Kaum einer der früheren Einwohner der Stadt konnte nach Kriegsende noch über seine Wohnung verfügen. Wer selbst seine Räume nicht für Besatzungszwecke hatte zur Verfügung stellen müssen, mußte mindestens Teile seiner Wohnung samt Einrichtung und den notwendigen Gebrauchsgegenständen einheimischen Mitbewohnern überlassen, die ihre Wohnung verloren hatten. Daß die in deutschem Besitz befindlichen Wohnungen mit zwei, drei oder gar noch mehr Familien belegt waren, war nach Kriegsende durchaus die Regel.

Heute, 25 Jahre später, erinnert nur da und dort im Stadtgebiet noch eine Baulücke daran, daß hier einmal ein Gebäude gestanden hat, das dem Krieg zum Opfer gefallen ist. Insgesamt sind die Spuren des Krieges beseitigt. Die Stadt ist ohne Einrechnung der hier lebenden Angehörigen der Stationierungstreitkräfte auf annähernd 28000 Einwohner gewachsen. Zum alten Stadtgebiet, wie

Während der Festungszeit war die Wohnstadt Rastatt nur klein.



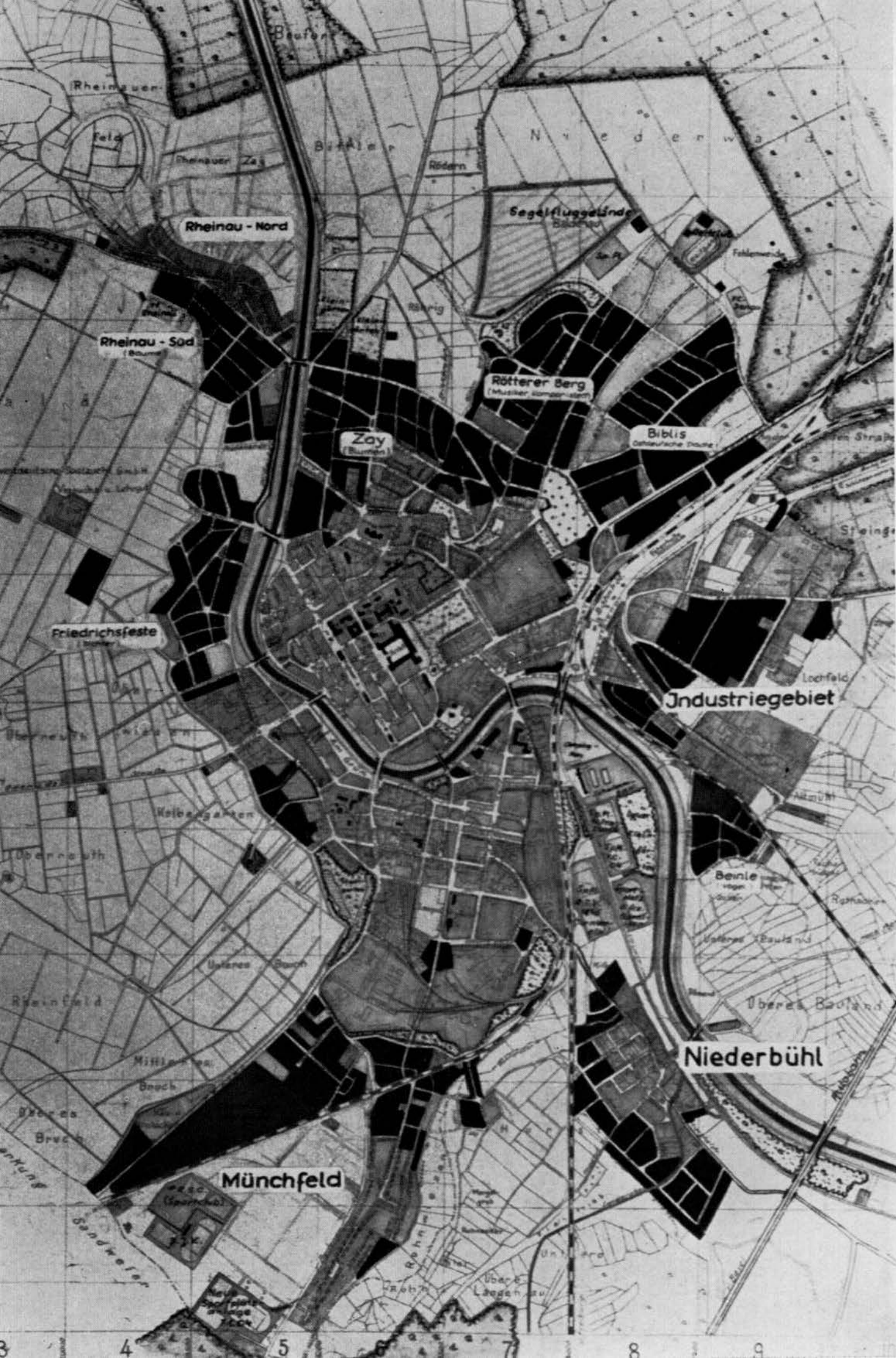
es vor dem zweiten Weltkrieg bestanden hat, sind eine ganze Reihe neuer Stadtteile hinzugekommen. Die bebaute Fläche des Stadtgebietes ist gegenüber 1939 auf etwa das Fünffache des damaligen Bestandes angewachsen.

Die Stadt hat nicht nur ihr äußeres Bild, sondern auch ihren Charakter wesentlich geändert. Aus der ehemaligen Residenz- und späteren Garnisonsstadt ist eine moderne Wohn- und Industriestadt geworden, die sich in Erinnerung an ihre Entstehungszeit und im Hinblick auf die im Stadtkern noch vorhandenen baulichen Zeugen dieser Zeit immer noch gerne Barockstadt nennt.

II.

Wenn man sich heute rückschauend den Ablauf der baulichen Entwicklung der Stadt seit 1945 vergegenwärtigt, dann zeichnen sich deutlich mehrere nach der jeweiligen Aufgabenstellung zeitlich und räumlich voneinander verschiedene Bauabschnitte ab.

Am Anfang dieser Entwicklung steht die Zeit der Trümmerbeseitigung und notdürftigen Instandsetzung von Gebäuden und Versorgungsanlagen, in der es



Rheinau - Nord

Rheinau - Süd
(Baum)

Zoy
(Baum)

Rötterer Berg
(Musiker-Komplex)

Biblis
(Industrielle Zone)

Friedrichsfeste
(Bauwerk)

Industriegebiet

Niederbühl

Münchfeld



Die wiederaufgebaute Bahnhofstraße von Rastatt.

Klischee: Stadt Rastatt

für den einheimischen Bedarf kaum Baumaterial oder Arbeitskräfte gab und die darum auch kaum zu einer Veränderung des im Jahre 1945 entstandenen Zustandes führen konnte.

An einen Wiederaufbau und Neuaufbau war erst in der Zeit nach 1948 zu denken, nachdem durch Wiedergewinnung der Selbstverwaltung, Währungsreform und Übergang zur freien Marktwirtschaft die Voraussetzungen für eine wiederbeginnende wirtschaftliche Entwicklung gegeben war. Der Wohnungsbau mit dem Ziel der Wiederbeschaffung des verlorengegangenen Wohnraums war vordringliche Aufgabe und gleichzeitig ein Beginn für die Wiederingangsetzung der Wirtschaft. Dieser Wiederaufbau wäre allerdings kaum in Gang gekommen, wenn nicht Staat und Gemeinden die Geschädigten und Bauwilligen tatkräftig unterstützt hätten. Die Stadt Rastatt unter ihrem damaligen Oberbürgermeister Max Jäger hat auf diesem Gebiet in den Jahren 1949–1955 Besonderes geleistet. Sie hat nicht nur, wie andere Gemeinden, durch Übernahme von Bürgschaften die Erlangung von Darlehen bei den öffentlichen Darlehensgebern ermöglicht, sondern sie hat darüber hinaus auch selbst durch Aufnahme von Kommunaldarlehen, die sie als Baudarlehen an Bauinteressenten weitergegeben hat, zur Finanzierung des Wiederaufbaues in der Stadt beigetragen. Dank dieser Initiative und Mitwirkung der Stadt konnten schon in diesem Zeitabschnitt die

← Plan der heutigen Stadt Rastatt, auf dem die geschlossenen Neubaugebiete durch dunkle Tönung ersichtlich gemacht sind. Die Namen der Neubaustadtteile sind ergänzt durch Namen in Klammern (z. B. Bäume, Blumen, Dichter usw.). Dies soll andeuten, daß die dortigen Straßen nach Bäumen, Blumen, Dichtern usw. benannt wurden, so daß man sich leichter orientieren kann.

Klischee: Stadt Rastatt



Teilansicht der Karlschule, rechts deren neuester Bauteil.

Klischee: Stadt Rastatt

wesentlichsten Baulücken der Innenstadt geschlossen und der besonders stark zerstörte Baubereich Bahnhofstraße im wesentlichen neu aufgebaut werden.

Entsprechend dem Ziel, verlorengegangenen Wohnraum möglichst rasch zu ersetzen, sind in diesem Bereich und in diesem Zeitabschnitt fast ausschließlich mehrgeschossige Gebäude mit einer jeweils großen Anzahl von Wohnungen, häufig mit Geschäftsräumen im Erdgeschoß, entstanden.

Noch während man mit diesem Wiederaufbau im engeren und engsten Sinn beschäftigt war, stellte sich aber eine neue Bauaufgabe aus der Umsiedlung der Heimatvertriebenen.

Im Gebiet der französischen Besatzungszone waren nach 1945 keine Vertriebenen aus den durch den Krieg verlorengegangenen deutschen Gebieten aufgenommen worden. Sie hatten zunächst fast ausschließlich in überwiegend landwirtschaftlichen Gebieten, wie Schleswig-Holstein und Bayern, Aufnahme gefunden, wo sie aber auf die Dauer wegen der mangelnden Arbeitsmöglichkeit nicht sesshaft werden konnten. Es kam eine Umsiedlung in Gang. Es galt, den aus dem Osten Vertriebenen eine neue Heimat zu schaffen, in der sie endgültig Fuß fassen konnten. Damit trat der Siedlungsgedanke in den Vordergrund. Nach den gegebenen Verhältnissen konnte es sich nur um sogenannte Kleinsiedlungen

handeln. Ansätze zu solchen Eigenheimsiedlungen waren in Rastatt schon vor dem Kriege zuerst im Baugebiet Zay, dann im Münchfeld entstanden, so daß man zunächst nur dort weiterzubauen brauchte. Dazu kam dann die Eigenheimsiedlung im Beinle, auf der Rheinau und an den Randgebieten der Friedrichsfeste. Selbstverständlich wurde nicht nur für Heimatvertriebene gebaut. Auch andere haben sich in diesen Gebieten Eigenheime geschaffen. Es wurden auch nicht nur Einfamilienhäuser, sondern auch größere, meist allerdings nur zweigeschossige, Mehrfamilienhäuser gebaut.

Zeitlich nahezu gleichlaufend stellte sich eine weitere Bauaufgabe, nämlich die Schaffung von Wohn- und Versorgungsräumen für die Angehörigen der Stationierungsstreitkräfte. Nachdem das Besatzungsstatut durch den Truppenstationierungsvertrag abgelöst worden war, wurde es notwendig, für die Angehörigen der Stationierungsstreitkräfte zur Entlastung des noch engen Wohnungsmarktes einen eigenen Wohnungsbestand zu schaffen. Die Aufgabe wurde durchgeführt von der Bundesvermögensverwaltung. Bauten und Wohnungen dieser Art unterschieden sich hinsichtlich Größe und Ausstattung wesentlich von dem, was man in der damaligen Zeit für die einheimische Bevölkerung schaffen konnte. Es wurden an verschiedenen Plätzen im Stadtgebiet Wohnblocks, zum Teil aber auch Reihenhäuser, erstellt, die sich ohne weiteres in das heutige Stadtbild einfügen. Schwerpunktmäßig treten sie in Erscheinung am Richard-Wagner-Ring, im Baugebiet Friedrichsfeste und am Westring.

III.

Diese eben geschilderten drei Bauaufgaben – Wiederaufbau zerstörter Gebäude, Schaffung von Wohnungen und Eigenheimen für Heimatvertriebene und Schaffung von Wohnungen für Stationierungsstreitkräfte – waren mit Ende der fünfziger Jahre im wesentlichen abgeschlossen. Damit hat aber die Bautätigkeit keineswegs aufgehört. Sie hat, so möchte man sagen, dann sogar erst recht eingesetzt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse hatten sich normalisiert. Die ortsansässige und die neu hinzukommende Industrie hatte zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen und damit zu einer Bevölkerungszunahme geführt. Man strebte auch

Teil der Neubauten
beim Richard-Wagner-
Ring in Rastatt.





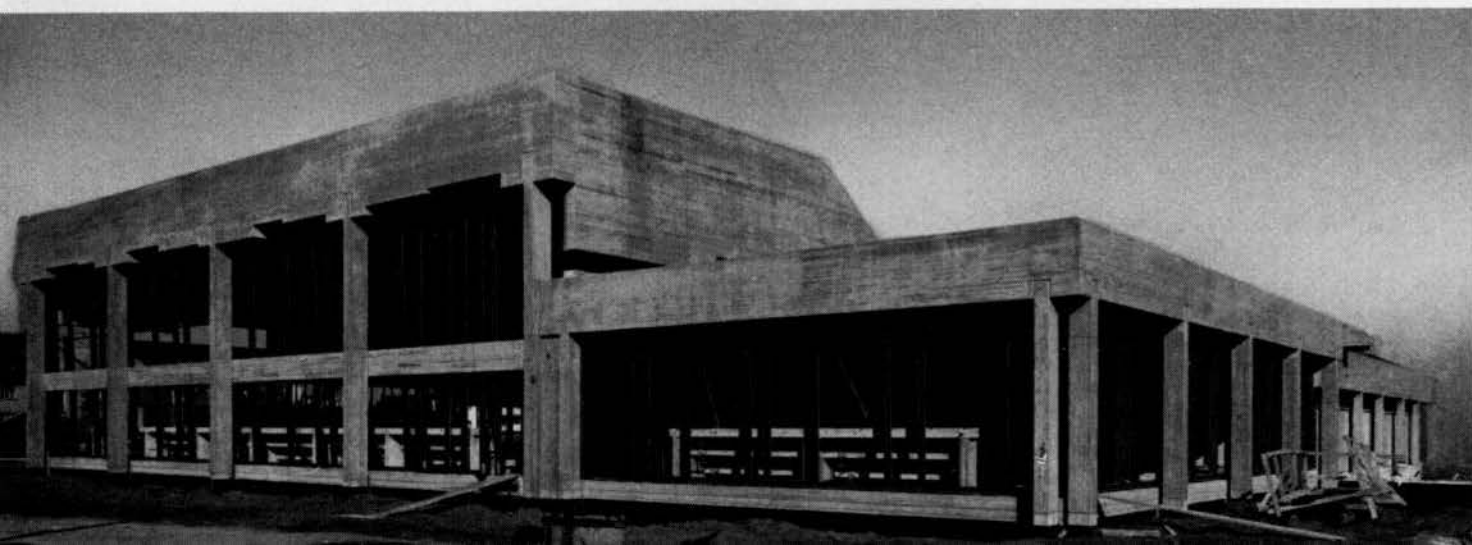
Das neue Verwaltungsgebäude der Firma Hofbrauhaus Hatz an der Kapellenstraße bei der Post.

Klischee: Stadt Rastatt

heraus aus der bis dahin immer noch gegebenen wohnungsmäßigen Enge und teilweisen Primitivität. Wer irgend konnte, strebte nach dem größeren Eigenheim, mindestens aber nach der besseren Mietwohnung.

Daraus ergab sich in Rastatt eine Bauentwicklung, die ihren Niederschlag gefunden hat in den Baugebieten Biblis, Röttererberg und Rheinau-West mit Oberwald, von denen jedes seinen eigenen Charakter hat. Das Baugebiet Röttererberg wurde zum bevorzugten Wohngebiet für einen gehobenen Wohnbedarf, hauptsächlich in Eigenheimen. Das Baugebiet Biblis – ebenso wie Oberwald – ist überwiegend mit Mehrfamilienhäusern bebaut, während das Gebiet Rheinau-West ohne besonderen Schwerpunkt sowohl Eigenheime wie mehrgeschossige Miet-

Das städtische Hallenbad im Rohbau am Leopoldsring.



Das Neubaugebiet
Oberwald mit Hoch-
bauten in der
Weststadt.



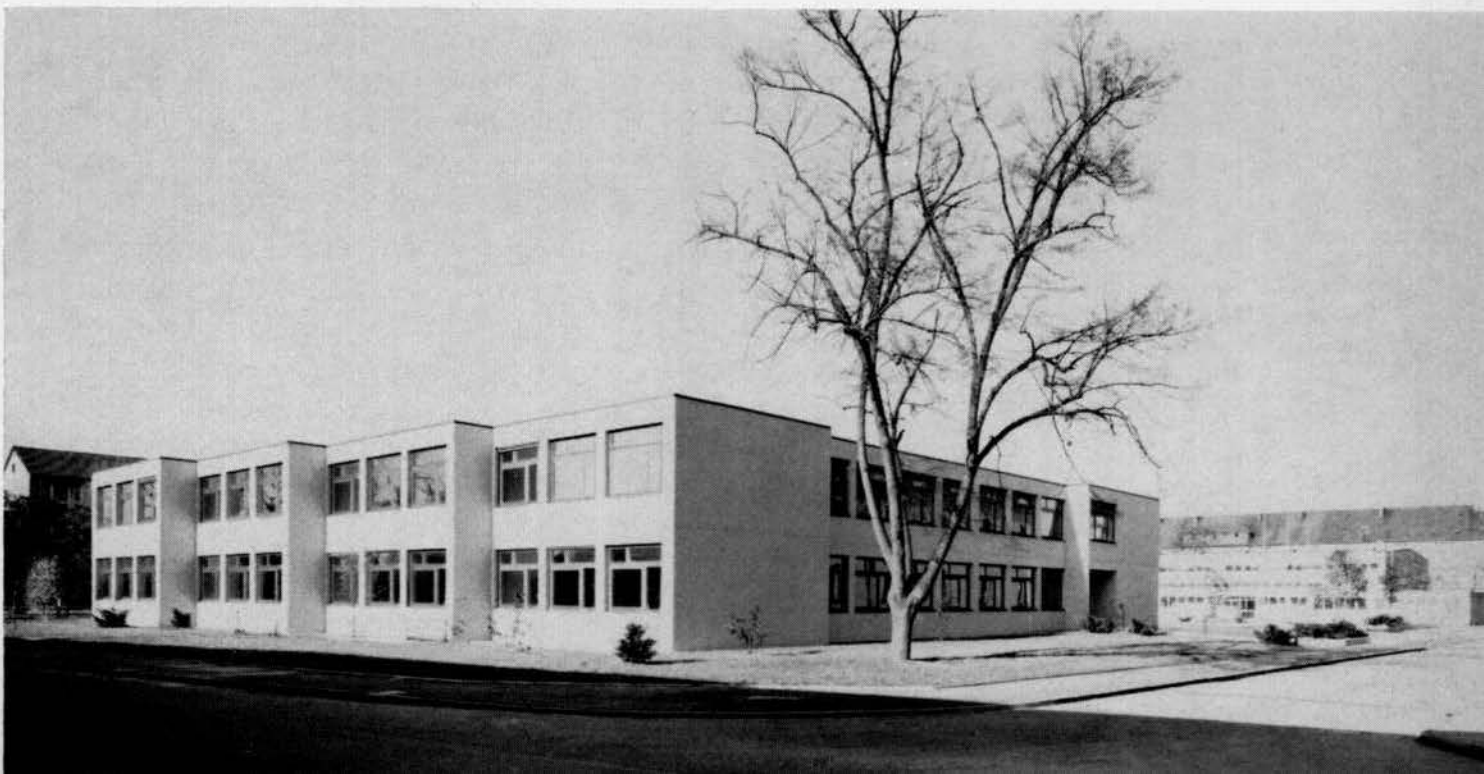
wohnungshäuser aufweist. In den Gebieten Biblis und Oberwald sind auch die ersten Hochhäuser, jeweils drei 11 geschossige Punkthäuser entstanden. Zu ihnen hat sich inzwischen noch ein 16geschossiges Hochhaus bei der sogenannten Neuen Brücke links der Murg gesellt.

IV.

Damit ist in der Nennung und Charakterisierung der seit 1945 entstandenen Baugebiete etwa der heutige Stand erreicht. Die Darstellung der baulichen Entwicklung der Stadt wäre aber nicht vollständig, wenn sie sich nur auf eine Aufzählung der entstandenen neuen Stadtgebiete und deren Charakterisierung beschränken würde.

Die Bautätigkeit der letzten 20 Jahre bestand nicht nur aus Wohnungsbau. Eine Voraussetzung für die Vermehrung des Wohnungsbestandes war das

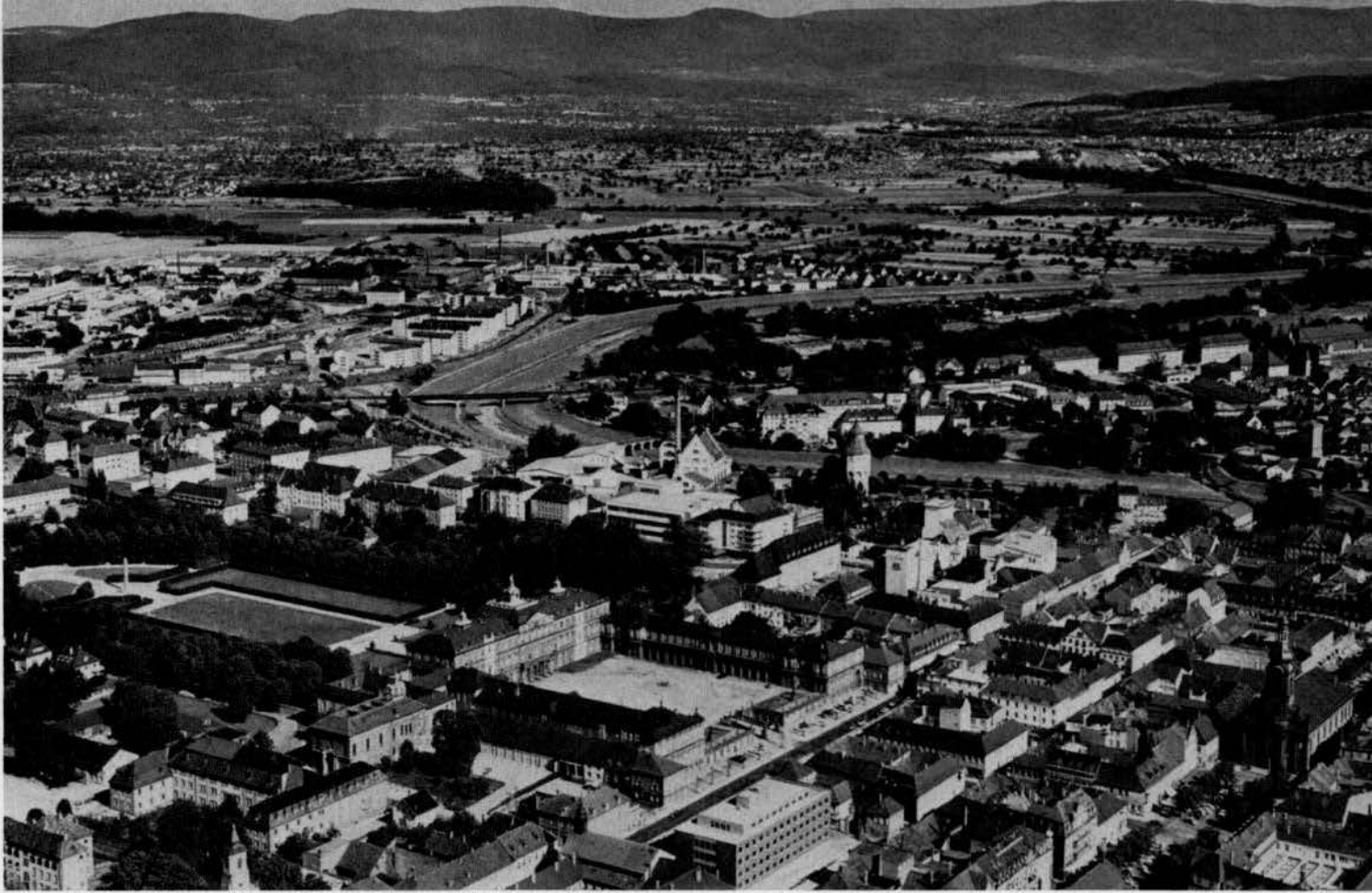
Die neue Realschule am Leopoldsplatz.





Das Personalgebäude des neuen Kreiskrankenhauses an der Rheintorstraße.

Vorhandensein oder die gleichzeitige Schaffung von Arbeitsplätzen bei der ortsansässigen und benachbarten Industrie. Tatsächlich haben sich in den letzten Jahren eine ganze Reihe von neuen industriellen und gewerblichen Betrieben in Rastatt angesiedelt, und die vorhandene Industrie hat ebenso wie die ansässigen Handels- und Dienstleistungsbetriebe ihre Produktionsanlagen und Geschäftsräume in beachtlichem Umfang vergrößert und erneuert. Es ist hier nicht der Ort, durch Aufzählung all dieser Betriebe ein Bild von der wirtschaftlichen Entwicklung in der Stadt Rastatt in den letzten Jahren zu geben. Was hier interessiert, ist nur die Auswirkung industrieller und gewerblicher Anlagen auf das Stadtbild. Dabei haben sich beachtliche Veränderungen ergeben. Am bemerkenswertesten ist wohl der Umstand, daß man die industriellen Bauten nicht mehr wie früher möglichst weitab von den Wohngebieten im Osten der Stadt – hinter der Bahn – zu konzentrieren suchte, sondern daß man im Interesse der Verkürzung des Weges von der Wohnung zur Arbeitsstelle bestrebt war, solche Betriebe, die ihrer Umgebung nicht lästig sein können, auf geeignete Plätze im ganzen Stadtbereich zu verteilen. Dadurch sind sowohl am Nord- wie am Südeingang der Stadt beachtliche, in ihrer baulichen Gestaltung durchaus aner kennenswerte Bauten entstanden, die dem Besucher der Stadt von vornherein einen Eindruck vom wirtschaftlichen Leben der Stadt vermitteln. Ähnliches kann man auch von der Innenstadt sagen, in der in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Geschäftshausbauten und zeitgemäßen Verkaufsräumen entstanden sind.



Von der Stadtmitte nach Osten. Im Vordergrund die neugestaltete Herrenstraße mit dem neuen Landratsamtsgebäude. Jenseits vom Schloßbezirk der wiederaufgebaute Stadtteil mit der Bahnhofstraße. Östlich der Bahnlinie das Industriegebiet mit neuen Wohngebieten, südlich davon Schwimmbad und Sportzentrum.

Klischee: Stadt Rastatt

V.

War die Erneuerung, Ausweitung und Neuschaffung von industriellen und gewerblichen Bauten eine der Voraussetzungen für den umfangreichen Wohnungsbau der letzten Jahre, so waren andererseits die zahlreichen Bauten der öffentlichen Hand eine Folge der stetig wachsenden Bevölkerungszahl und der veränderten Lebensverhältnisse. Als Bauherren auf diesem Gebiet sind zu nennen, die Stadtverwaltung, die Landkreiselbstverwaltung, die Kirchen und – soweit es sich um die Schaffung von Sportstätten handelt – in gewissem Umfang auch einzelne Vereine.

Auch hier kam man im Laufe der Jahre vom Bescheidenen zum Anspruchsvollen. Es gibt eine gewisse Befriedigung, wenn man weiß, daß einer der ersten öffentlichen Bauten, den die Stadt Rastatt erstellt hat, das Altersheim in der Herrenstraße war, daß man dann zum Bau von Kinderschulen und Schulhäusern kam, dazwischen einen städtischen Verwaltungsbau und ein Werksgebäude für die Stadtwerke errichtete um schließlich – zeitlich überschneidend – auch Sportstätten und öffentliche Anlagen zu schaffen.

Insbesondere im Schulhausbau hat sich die Stadt in den letzten Jahren stark engagiert. Man möchte sagen, es ist kaum ein Jahr vergangen, in dem nicht an einem Schulhaus geplant oder gebaut wurde, und man möchte annehmen, daß



Der große Fabrikneubau der Firma Landis & Gyr im Gewinn Lohfeld.

der sogenannte Bildungsnotstand, mindestens soweit er sich auf den räumlichen Sektor erstreckt, für die Stadt Rastatt bald keine Bedeutung mehr haben sollte.

Besondere Erwähnung unter städtebaulichem und architektonischem Gesichtspunkt unter den städtischen Schulbauten bedarf das im Jahre 1965 fertiggestellte Tullagymnasium zwischen Mozartstraße und Danziger Straße. Die Stadt hat hier für den naturwissenschaftlich-mathematischen Schulsektor in großzügiger Weise ein Schulhaus erstellt, das voraussichtlich vielen Generationen von Schülern und Lehrern dienen wird und das in seiner Ausstattung kaum irgendwelche Wünsche offenläßt. Das inmitten einer Grünanlage gelegene wohlgegliederte Gebäude stellt auch in seiner äußeren Gestaltung einen Höhepunkt unter den bis jetzt erstellten städtischen Gebäuden dar.

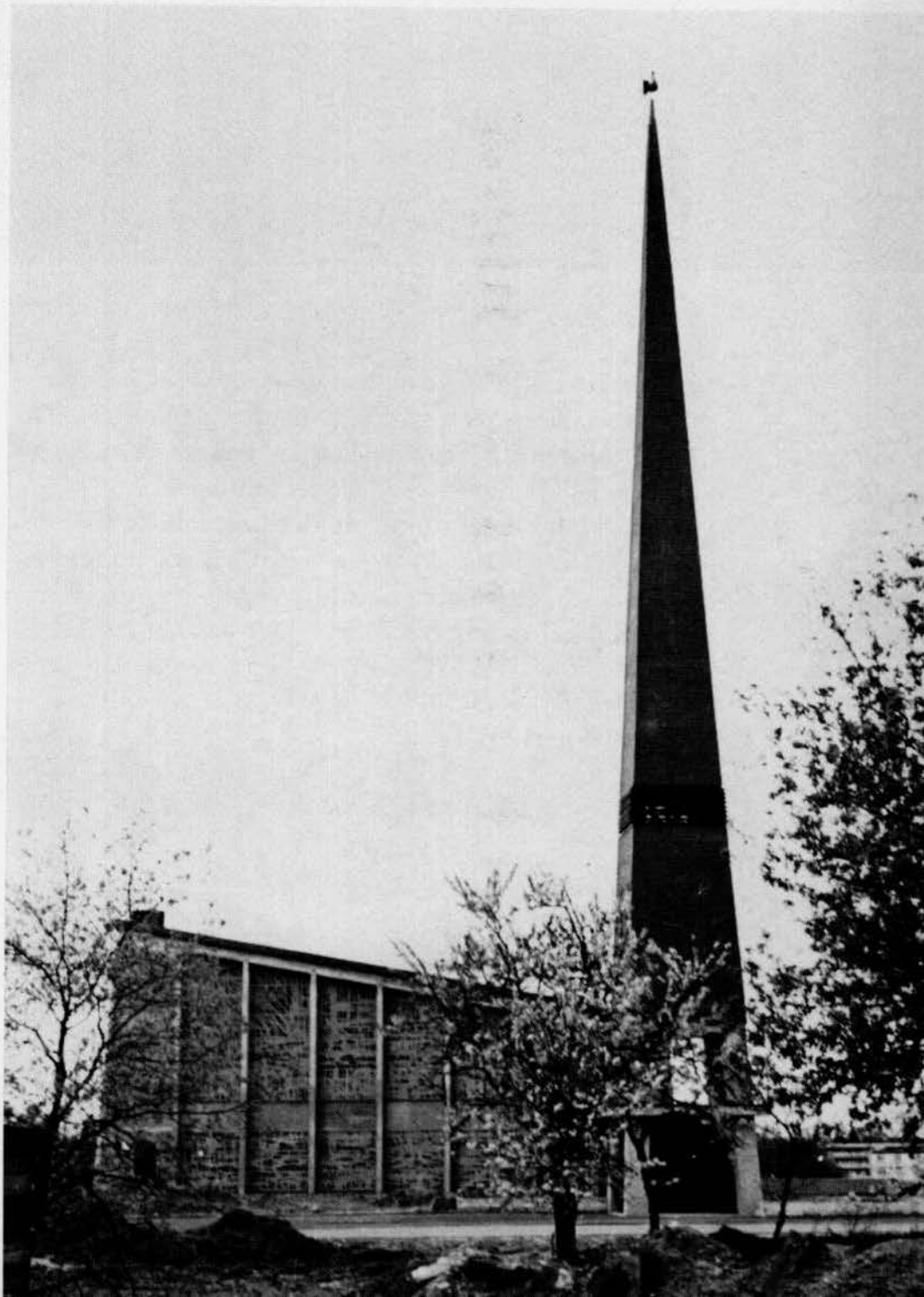
Nicht zu übersehen in ihrer Auswirkung auf das Stadtbild sind auch die teils von der Stadt geschaffenen und teils mit ihrer Unterstützung entstandenen Sportanlagen und die verschiedenen Grünanlagen. Am Südrand der Stadt, unmittelbar am Sandweierer Wald, ist ein neues großes Fußballstadion entstanden, daneben mehrere Sportplätze einzelner Vereine und als Besonderheit der sogenannte Münchfeldsee, der dem mitgliederstarken Fischereiverein als Freizeitstätte dient.

An der Lützwener Straße, auf dem ehemaligen Leopoldplatz, ist als Mehrzwecksporthalle die Carl-Diehm-Halle entstanden. Das städtische Schwimmbad am Schwalbenrain wurde durch ein weiteres Schwimmbecken erweitert, und am Leopoldring ist jetzt das zukünftige städtische Hallenbad im Bau. Auch mehrere Turnhallen sind erstellt worden. Es gibt überhaupt kaum eine Sportart, die in Rastatt etwa wegen Fehlens geeigneter Anlagen nicht ausgeübt werden könnte und zu deren Förderung die Stadt nicht beigetragen hat.

Von ähnlicher städtebaulicher Bedeutung wie das eben erwähnte Tullagymnasium sind die in den letzten Jahren durch den Landkreis Rastatt in der Stadt erstellten Gebäude, die Gewerbeschule am Richard-Wagner-Ring (Röttererberg), das Kreiskrankenhaus auf dem Areal zwischen Luzian-Reich-Straße, Ludwigsfeste und Rheintorstraße und das neue Verwaltungsgebäude der Landkreisselbstverwaltung an der Herrenstraße. Jedes der drei Gebäude – beim Krankenhaus handelt es sich schon um einen Gebäudekomplex – zeichnet sich durch Großzügigkeit in der Anlage und Gestaltung aus und trägt wesentlich zur Eigenart

des heutigen Stadtbildes bei. Im Zusammenhang mit dem neuen Landratsamtgebäude verdient besondere Erwähnung die durch den Landkreis durchgeführte liebevolle Instandsetzung und Erneuerung des sogenannten Rossihauses, eines der ganz wenigen, der in ihrer ursprünglichen Gestalt noch erhalten gebliebenen Barockgebäude der Stadt Rastatt.

Unter den von kirchlicher Seite erstellten Gebäuden verdient besondere Hervorhebung die am Westrand des Röttererbergs entstandene Kirche der evangelischen Johannispfarrei, deren Turm sich als markantes Zeichen in die Stadtsilhouette einfügt. Auch die katholische Kirche hat noch in den fünfziger Jahren im Baugebiet Zay einen äußerlich betont anspruchslos gestalteten Kirchenbau der Pfarrei Maria Königin entstehen lassen. Außer diesen beiden Kirchen sind in den letzten Jahren, verteilt auf die einzelnen neuen Stadtgebiete, auch mehrere sogenannte Gemeindezentren der Kirchen entstanden. Auch der Erweiterungsbau



Die neue
evangelische Johanneskirche
auf dem Röttererberg.



Neubaugebiet Biblis mit den drei ersten Hochhäusern und dem Einkaufszentrum. *Klisbee: Stadt Rastatt*

des erzbischöflichen Studienheims – früher Konvikt – gehört in den Kreis der von kirchlicher Seite erstellten Bauten. Man darf allen diesen aus der allgemeinen Entwicklung der Stadt bedingten Bauten bestätigen, daß sie nicht unerheblich zur Bereicherung des Stadtbildes beitragen.

Nicht ganz unerwähnt im Zusammenhang mit den unmittelbaren Beiträgen der öffentlichen Hand zur baulichen Entwicklung der Stadt in den letzten Jahren sollen auch diejenigen Leistungen bleiben, die man im allgemeinen unter den Begriff Tiefbau zusammenfaßt. Der Nachholbedarf der Stadt in diesem Bereich

Das Tulla-Gymnasium an der Danziger Straße.



Die Kreisgewerbeschule
auf dem Röttererberg.



war im Hinblick auf den wirtschaftlichen Tiefstand zwischen den beiden Kriegen in Rastatt besonders groß. Dazu hat jedes neue Stadtgebiet neue Versorgungsanlagen, neue Straßen, neue Beleuchtungen usw. gefordert. Man kann hier nur summarisch sagen: Es ist außerordentlich viel auf diesem Gebiet in den letzten Jahren geleistet und damit zur Verbesserung des Stadtbildes beigetragen worden.

VI.

Wer sich heute aus eigener Anschauung ein Bild von der Entwicklung, die die Stadt in den letzten zwei Jahrzehnten genommen hat, machen will, dem sei folgender Weg empfohlen:

Ausgehend vom neuen städtischen Verwaltungsgebäude am ehemaligen Paradeplatz unterhalb des alten Rathauses kommt man mit wenigen Schritten durch die Lyceumstraße zum neuen Landratsamt, dann vorbei an dem im Innern völlig neugestalteten Ludwig-Wilhelm-Gymnasium zum Kreiskrankenhaus an der Luzian-Reich-Straße. Von dort läßt sich über die im alten Bestand gebliebene

Teil der
Bungalow-Siedlung am
sogenannten Außenfort.





Teilaufnahme von Rastatt mit Blick vom Turm der Stadtpfarrkirche über das Rathaus nach Nordwesten. Rechts vom Rathaus das neue Verwaltungsgebäude der Stadt neben der Fruchthalle. Weiter oben ein Teil der Neubaugebiete Friedrichsfeste, Rheinau und Zay. *Klischee: Stadt Rastatt*

Ludwig-Wilhelm-Straße das Baugebiet Röttererberg und Biblis mit der neuen Gewerbeschule und dem Tullagymnasium erreichen. Über den Richard-Wagner-Ring kommt man zur Karlsruher Straße mit den dort neu erstandenen Bauten des gewerblichen Sektors, um dann am Nordende der Stadt über die Berliner Straße und durch das Neubaugebiet Röttererberg zur Kirche der Johannis-pfarrei an der Schubertstraße zu kommen. Von dort aus dann stadteinwärts wieder zur Gewerbeschule und über den Richard-Wagner-Ring in westlicher Richtung am Baugebiet Zay entlang zu den Stadtgebieten Rheinau, Oberwald und Friedrichsfeste, von wo man etwa über die sogenannte Schließbrücke (untere Stauschleuße) durch die noch der Sanierung harrende Unterstadt wieder zum Ausgangspunkt zurückkommt.

Ein weiterer Rundgang kann sich dann erstrecken von der Stadtmitte in westlicher Richtung über den Leopoldsring vorbei an dem z. Z. im Bau befindlichen städtischen Hallenbad zur Kehler Straße mit den dort befindlichen Industriebauten und über das jetzt gerade in der Bauausführung befindliche Baugebiet Münchfeld hinaus zu den Sportanlagen am Südrand der Stadt und zum Münchfeldsee. Zurück führt von dort der Weg durch die Siedlung stadteinwärts zur

Karl-Schurz-Schule und zur Carl-Diehm-Halle am Leopoldsplatz, dann durch das ebenfalls dringend sanierungsbedürftige alte Stadtgebiet des Stadtteils Dörfel zur Karlsschule an der Franzbrücke und von dort wiederum über Bahnhofstraße/Kapellenstraße und Kaiserstraße zur Stadtmitte.

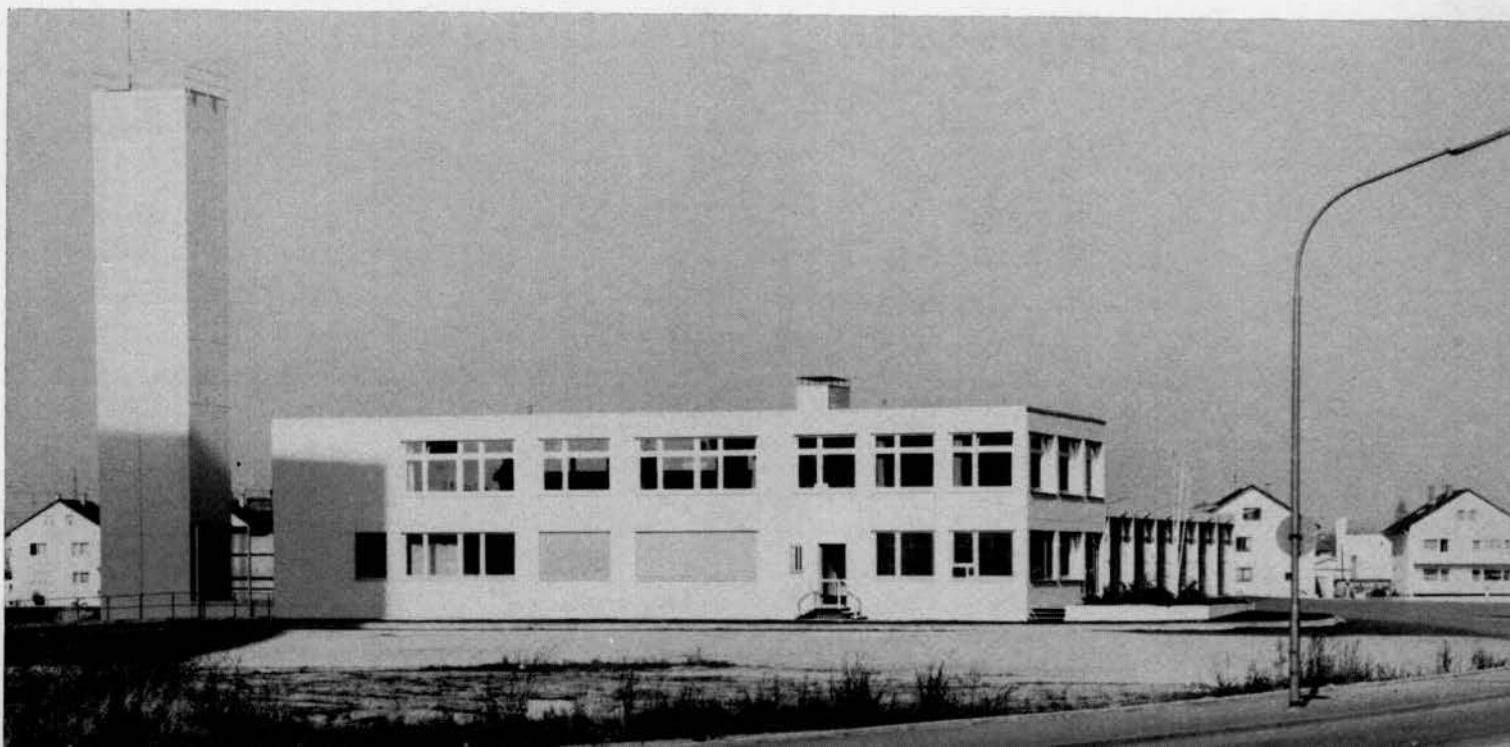
Nach solchem Weg, dessen Ausdehnung man allerdings nicht unterschätzen sollte, wird man bestätigt finden, daß sich die Stadt nach allen Richtungen kräftig erweitert hat, daß sich heute rund um den alten Stadtkern in sehr abwechslungsreicher Gliederung neue Stadtviertel mit bemerkenswerten Bauten anschließen, zwischen die sich noch reichliche Grünflächen einfügen. Man wird erkennen, daß die Stadt noch mitten in ihrer Entwicklung steht, daß auch jetzt tatkräftig für die Zukunft gebaut wird, daß aber auch manches noch zu leisten ist, um die sich um den innersten Stadtkern herumlegenden Altstadtgebiete dem Stand der neuen Stadtgebiete anzugleichen.

VII.

Am Ende einer solchen Betrachtung reizt die Frage: Ist Rastatt eine schöne Stadt?

Die Frage ist nicht ganz leicht zu beantworten, denn schon der Maßstab, aus dem man ein Urteil über die ästhetischen Qualitäten einer Stadt herleiten will, ist ungewiß. Wenn man aber davon ausgeht, daß als wertbildende Faktoren für ein solches Urteil die Lage in der Landschaft, die Anordnung von Straßen und Plätzen der Stadt, das Aussehen von Gebäuden und Gebäudekomplexen, das Vorhandensein von künstlerisch oder historisch wertvollen Bauten und ein ausgewogenes Verhältnis von Wohn-, Arbeits- und Erholungsflächen in Betracht kommen, dann wird man der Stadt Rastatt schon eine gute Note erteilen dürfen. Wer vorsichtig sein will, wird vielleicht sagen, die Stadt hat im Verhältnis zu anderen Städten ähnlicher Struktur jetzt schon viel ästhetisch Reizvolles zu bieten, sie hat darüber hinaus in weit größerem Maß als andere Städte Möglichkeiten, in einer verständigen Weiterentwicklung des Vorhandenen zu einer schönen Stadt zu werden. Ob und wie die Stadt einmal dieses Ergebnis erreichen wird, hängt wesentlich davon

Das Feuerwehrgerätehaus an der Plittersdorfer Landstraße.



ab, wie sie mit dem vor ihr liegenden Problem der sogenannten Altstadtanierung fertig wird. Dabei hat sie immerhin den Vorteil, daß sie zu einer Zeit entstanden ist, zu der man schon sehr viel Sinn für Stadtplanung hatte und in der man, gemessen an damaligen Verhältnissen, schon durchaus großzügig zu planen und zu gestalten wußte. Der ursprüngliche Stadtplan von Rastatt ist ein Musterbeispiel barocker Städteplanung. Sanierungsbedürftig sind heute diejenigen Gebiete, die damals schon als Vorstädte bezeichnet waren und in denen in den armen Zeitläuften des beginnenden 18. Jahrhunderts diejenigen Bürger sich ansiedelten, die sich wirtschaftlich ein mindestens zweigeschossiges Gebäude nach den für die Innenstadt vorgeschriebenen Baumodellen nicht leisten konnten. Wenn es gelingt, diese zwischen der Innenstadt und den in unserem Jahrhundert entstandenen Stadtrandgebieten liegenden Teile der alten Stadt, eben die Georgenvorstadt, Augustavorstadt und Ludwigvorstadt neu zu gestalten und organisch zu einer Erweiterung des Stadtkerns werden zu lassen, dann wird Rastatt unter allen Umständen zu den schönen Städten unseres Landes zu rechnen sein.

Man möchte hoffen, daß die Lösung dieser Zukunftsaufgabe unter Beteiligung der breitesten Öffentlichkeit stattfindet, denn Städtebau ist nicht nur Sache der Technik und Finanzierung, er ist vielmehr Gestaltung des Lebensraumes für Generationen und ist auch Ausdruck des Lebenswillens der jeweils lebenden Generation. Er ist damit im weitesten Sinn eine kulturelle Aufgabe, an der mitzuwirken jeder berufen ist, dem der Sinn für Gemeinschaftsaufgaben noch nicht ganz abhanden gekommen ist.

Die Schätze der Ortenauer Heimatmuseen

Das Wolfacher Heimatmuseum

von Josef Krausbeck

Wenn man seine Anfänge beachtet, die Zeit, in der Franz Disch, damals Bürgerschulvorstand in Wolfach und Stadt-Archivar, Verfasser der überaus reichhaltigen „Chronik der Stadt Wolfach“, mit dem Sammeln verschiedenster alter Stücke begann, die sonst sicher verlorengegangen wären, so kann das Wolfacher Museum auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Denkt man an die Zeit, die es endlich ermöglichte, daß die gesammelten „Altertümer“ durch die Heimatfreunde Glasmaler Georg Straub, Kunstmaler Eduard Trautwein,

Wolfach um 1655.
Stadtmodell von
Oskar und Eugen Neef
nach der Zeichnung von
Joh. Jak. Mentzinger.



Buchdruckereibesitzer Albert Sandfuchs, Kaufmann Josef Krausbeck und Post-schaffner Raimund Armbruster zu einem Museum vereinigt wurden, das in der einstigen Küche des früher fürstenbergischen Schlosses seine Unterkunft fand, so sind es seit diesem sichtbaren Beginn des Heimatmuseums im Jahr 1938 über dreißig Jahre. Nur kurz war die Zeit, die man dieser in vielen Dingen provisorischen Schau heimatlicher Gegenstände gewährte. Die bald darauf folgenden Kriegsjahre brauchten diesen schönen Raum für Zwecke der „allmächtigen“ Partei, so daß man schon 1941 das Museum aufheben mußte. Georg Straub, der daran mit so viel Liebe geschafft hatte, mußte mithelfen, die vielen mühevoll zusammengetragenen Sachen notdürftig zu verpacken, um sie in die damals ebenfalls der Partei geopfert Schloßkapelle zu schaffen, daß sie dort bis nach dem Krieg „aufgehoben“ würden. Von einem sorglichen „Aufbewahren“ war aber bald keine Rede mehr, denn bald kamen zu den Museumssachen noch allerhand Dinge dazu, kamen auch allerlei Leute herzu, die darin wühlten und suchten und manches mitnahmen. Zum Glück hatte Straub noch viele Leihgaben den Spendern zurückgeben können, so daß man sie für den späteren Neubeginn wiederbekommen konnte. Etliche der wertvollsten Stücke, so drei Statuen der Gotik, konnten in einen Tresor im Turm der kath. Stadtkirche geborgen werden. Als 1945 die Franzosen einrückten, war glücklicherweise ein Kommandeur bei ihnen, der Sinn für den Wert alter Gegenstände hatte und veranlaßte, daß sie anderweitig in Sicherheit kamen. Mit einigen damals jungen Leuten konnte ich dann (ich muß dies alles erzählend bringen, denn ich war nun hauptsächlich mit dem Museum beschäftigt, so sehr, daß ich es vom Persönlichen nicht trennen kann. Man möge dies nachsehen und nicht als Überheblichkeit werten.) die erhalten gebliebenen Stücke des Museums im früheren Lokal des Männergesangsvereins Liederkranz im Ostflügel des Schlosses, jetzt zum Finanzamt gehörend, unterbringen. Dort hielt jener Kommandeur dann Besichtigung, wobei ich ihm für die



Eingang zum Wolfacher Heimatmuseum mit dem kunstgeschmiedeten Gitter des Schlossermeisters Wilhelm Krausbeck.

Aufnahme: Rupprecht

Rettung der heimatlichen Werte danken konnte. Allerdings erbat er sich als „Douceur“ für die Rettung der Museumstücke etliche der Krippenfiguren von der schönen Weihnachtskrippe der Schloßkapelle, die auch unter die Museumstücke gekommen waren. (Man vergleiche den Bericht über das Neuwerden der Schloßkapelle, „Ortenau“ 1967 und Sonderdruck daraus, der in der Kapelle zu bekommen ist.) Später landeten die Museumstücke in einer Remise des Schloßspeichers, ein Aufenthalt, der ihnen sehr schlecht bekam.

Da infolge des 1947 entstandenen Schloßbrandes, infolge Unterbringung von Schulräumen im Schloß, wie auch wegen der Benützung noch erhaltener Räume für die Besatzungsmacht und für die Büros der neugegründeten „Dorotheenhütte“ vorerst kein Platz war, um das Museum wieder einrichten zu können, wurde es 1959, bis man wieder Räume bekam, und zwar wieder im Westflügel des Schlosses, diesmal aber nicht die ehemalige Schloßküche, sondern zwischen dem mittleren Treppenhaus und dem sog. Hungerturm. Und in diesen Räumen, insgesamt sind es sieben, zu denen sich noch das Verlies des „Hungerturmes“ gesellt, konnte 1959, also vor zehn Jahren, das Wolfacher Heimatmuseum wieder errichtet werden.

Wieder konnte mir dabei Glasmaler Georg Straub sehr behilflich sein, wie schon 20 Jahre zuvor. Dann halfen sehr tüchtig mit: Schreiner Emil Lorenz und auch Schreiner Emil Schatz, Friseurmeister Heinrich Oberle als passionierter Mineraliensammler, Korbmacher Wilhelm Sartory und die Obermeisterin der Damenschneiderinnen Frl. Anna Fehrenbacher. Später kamen dazu noch Frl. Marie Schmider, die von etwa 1961 ab die Leitung des Museums übernahm, wie auch der von Lahr zugezogene Spezialist für Bodenforschung, Reinhard Knau-

senberger, der besonders durch Grabung und Funde sich bedeutende Verdienste um Wolfachs Heimatkunde erwarb.

Eine übergroße Vielfalt an Gegenständen stand zur Verfügung, wartete auf Instandsetzung, auf Konservierung, später auch auf Registrierung. Geldliche Sorgen kamen genügend zu allem dazu, denn wie könnte man ein Museum ohne Geldmittel aufbauen.

Es ist das Verdienst Bürgermeister Martins und seiner Stadträte, daß nicht nur diese damals städtischen Räume zur Verfügung gestellt wurden, sondern daß auch immer wieder Geldmittel bereitstanden, die zur Anschaffung von Vitrinen benötigt wurden wie auch zum Erwerb vieler Stücke, die als einmalige Gelegenheiten angeboten wurden.

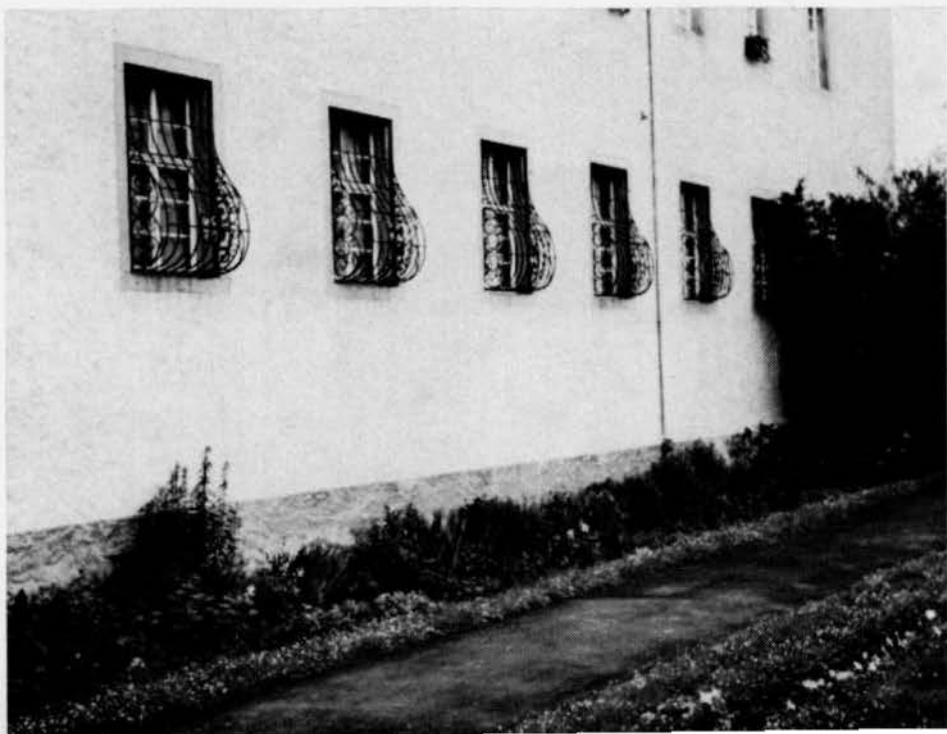
Wieder stellten auch viele Bürgerfamilien wertvolle Stücke aus ihrem Besitz zur Verfügung, teils als Leihgaben, teils als Geschenke, die besonders zu Dank verpflichten, außerdem wieder Stücke, die fürs Museum käuflich erworben werden konnten.

Schade, daß wir nicht die doppelte Anzahl Räume haben! Wolfachs Vergangenheit und die Tradition der Umgebung wären reich genug, ein viel größeres Museum mit erlesenen Stücken zu füllen!

Zur Sicherung des Museums wurde an die rundbogige Eingangstür ein repräsentables Gitter, das kunstgeschmiedete Meisterstück des Schlossermeisters Wilhelm Krausbeck, angebracht, nach dem Entwurf von Georg Straub.

An die Fenster gegen den Stadtgraben waren ebenfalls Gitter erforderlich. Die Firma Schlosserei Krausbeck hatte solche noch lagernd, die um die 1910er Jahre Meister Wilhelm Krausbeck sen. für die Villa Stößer, den sog. Lorenzhof in Oberwolfach gefertigt hatte (heute Mathemat. Institut) und die dann ein späterer Besitzer nimmer wollte. Es sind schöne Korbgitter, die in ihrer Renaissance-Art vortrefflich zum Schloß passen.

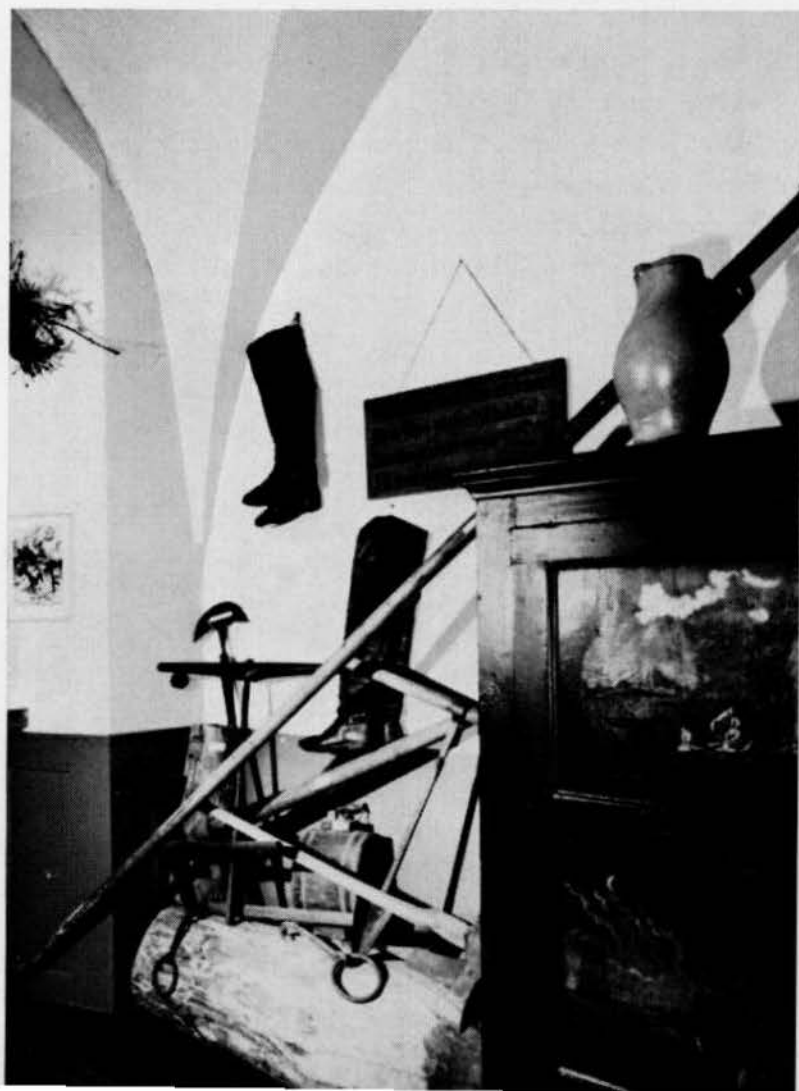
Es war nicht leicht, unter den vielen Dingen eine gewisse Ordnung zu finden, sie in den großen Räumen (besonders dem großen Saal und dem langen Gang) einigermaßen sinnvoll zusammenzustellen. Mehrere kleine Räume wären hierfür geeigneter gewesen. Auch war es nicht leicht zu sondieren, auszulesen, was



Korbgritter
am
Heimatmuseum.

geeignet wäre und was man evtl. für später zurückstellen sollte. Dann wieder galt es zu überlegen, daß ein Museum in Wolfach nicht allein den Raum der eigentlichen Stadt betrifft, daß vielmehr die Verzahnungen gerade geschichtlicher und kultureller Art ins ganze Gebiet des Landkreises Wolfach übergreifen. Ja, wegen dem Besuch aus dem ganzen Landkreis, z. B. von Schulen, wurde es nötig, eben auch Dinge aus jenen Orten zu übernehmen und zu zeigen, wo kein Museum möglich ist, wo aber durch solche Dinge und an dieser Stätte der Heimatgedanke und die Wertung heimatlicher Kultur gefördert werden müssen. Deshalb mußte man auch die sonst heute bei Museen übliche Tendenz, nur einige ganz besondere Dinge zu zeigen und alles zweit- oder dritrangige auszuschließen, weithin zurückdrängen. Denn es galt hier ja, möglichst vielseitig alle Bevölkerungsschichten ansprechend, einen Einblick in Leben und Geschichte unsrer Heimat zu geben.

Dies ist auch im Hinblick auf die zahlreichen Kurgäste aus allen Weltgegenden nötig, die doch auch mehr sehen wollen, als man sonst in den großen Museen als Kostbarkeiten sieht. Daß man hierbei oft genug gezwungen ist, bei Erwerb wie bei der Aufstellung strenge Maßstäbe anzulegen, um nicht aus einem Heimatmuseum ein Raritäten- oder gar Kitschkabinett zu machen, dürfte selbstverständlich sein. Eine Vielfalt jedoch läßt sich, wie aus erwähnten Gründen ersichtlich, nicht vermeiden, wenn auch neben der Vielfalt auf einige ganz besondere Dinge das Schwergewicht gelegt werden muß. So sind es einige ganz besonders typische Dinge, die eben für unser Gebiet einmalig sind, die inmitten der Vielfalt hervorgehoben werden, denen ein größerer Raum zuteil werden mußte, ja, die trotz des Raummangels sogar mit einem eigenen Raum bedacht werden mußten. Dies gilt



Flößergeräte und holländischer Schrank.

Aufnahme: Rupprecht

Münzen aus einheimischem Silber
in der Mineraliensammlung.

Aufnahme: Rupprecht



z. B. vor allem für die Flößerei und den Bergbau, für die Stadtgeschichte und das Brauchtum.

1. Die Flößerei, einst Wolfachs Haupterwerbstätigkeit, hier mindestens schon seit dem 13. Jahrhundert in Schwung, hat mit Recht in diesem Museum einen ganzen Raum erhalten, in dem nicht nur sämtliche noch erhältliche Geräte dieses Gewerbes zu sehen sind, sondern auch all das Viele, das damit zusammenhängt, Bilder aus Holland mitgebracht, ein schön bemalter Schrank aus Holland, Geschirr, das gleichzeitig an den Kobalthandel erinnert, holländische Tabaksdosen, Medaillen, der letzte holländische Goldgulden aus der Schifferschaftskasse, Bilder in Gestalt von Foto-Reproduktionen, Gemälden, Stichen, Zeichnungen, zwei Modelle von Flößen, noch von alten Flößern gemacht, die Truhe, durch die einst die Millionen der Schifferschaft gingen, die große Trommel, die von der Schifferschaft in Straßburg gekauft und 1818 der Stadtkapelle geschenkt wurde, ein Lehrbrief aus Bamberg, der daran erinnert, wie die Beziehungen der Schifferschaft von den Flößen auf dem Rhein bis zu den Handelsbetrieben am Main reichten. Eine Kürbisflasche erinnert daran, daß einheimische Flößer bis nach Ungarn und Siebenbürgen kamen, um dort auf Theiß und Marosch zu flößen. Ganz besonders sollen die vielen Zeichnungen des Schiltacher Kunstmalers Heinrich Eyth genannt werden, der seine Lehre in Wolfach machte und der schon als 14jähriger Junge interessante Zeichnungen von der Flößerei machte, die mit ihren Angaben von Lohn- und Arbeitsverhältnissen wertvolle Dokumente darstellen, wie auch die Studien von Arbeitsgeräten der Flößerei, vom gleichen Künstler gezeichnet, einzigartige Erinnerungsstücke an diese große Zeit des Kinzigtäler Holzhandels verkörpern. Es war eine besonders günstige Gelegenheit für unser Museum, daß uns diese Studien Heinrich Eyths zum Erwerb angeboten wurden. Die Flößerabteilung des Wolfacher Museums stellt schon eine Besonderheit dar, die wir heute wohl noch gar nicht recht in ihrem Wert schätzen können.

2. Der Bergbau hat in unserer Gegend wohl auch schon mindestens 7 Jahrhunderte Geschichte auf sich. In Wolfach hatte man schon um 1300 eine Silberwaage, nach der man Silber taxierte: „Silber Wolfacher Gewägs“. Bei den vielen



Freiheitsbrief der Gräfin Udilhild von Fürstenberg und ihrer Söhne, 1305.

einstigen Gruben (es sollen insgesamt über 500 gewesen sein!) hat der Mineraliensucher viele Möglichkeiten zum Finden seltener und oft sehr schöner Mineralien. Dem wird ebenfalls durch einen speziellen Raum Rechnung getragen. Zunächst konnte die umfangreiche Mineraliensammlung des Polizei-Wachtmeisters Josef Sartory als Grundstock erworben werden. Neben vielen Stücken, die Friseurmeister Oberle dem Museum gab, sind es dann besonders die ausgesuchten schönen Stücke aus der Sammlung des hiesigen Mineralienkenners Oberpostschaffner Raimund Armbruster, die die Stadt fürs Museum erwarb. Leider konnte die ganze Sammlung nicht hierbleiben, der Betrag dafür wäre für ein Städtle wie Wolfach zu hoch gewesen, so wurde die Sammlung geteilt. Das Naturkundemuseum in Freiburg erhielt die Hälfte. Hier sind es ungezählte Stücke seltener Mineralien aus dem ganzen Schwarzwald, die das Auge jedes Kenners erfreuen.

Daß dabei besonders die einheimische Schwerspatgrube Klara auf dem Schwarzenbruch mit herrlichen Stücken vertreten ist, darf selbstverständlich sein. Aber auch die vielen alten Gruben, die in Wittichen, im Wildschapbach, im Fronbach, auf der Erzwäsche (Hohberg), in der Haslacher, Einbacher, Harmersbacher Gegend waren, sind durch erlesene Schaustücke vertreten. Silber aus Wittichen, Silbermünzen, die die Fürstenberger aus Wolftäler Silber prägen ließen, dürfen ebenso wenig vergessen werden, wie die zahlreichen angeschliffenen Halbedelsteine, etwa aus dem Liehbachtal oder die prächtigen Kristalle, Fluorite, Pyrite usw. aus vielen Gruben und Halden. Kobalt und uranhaltige Steine sind ebenfalls vertreten. Karten über die Bergwerksreviere, Darstellungen alter Bergbaubetriebe, Grubenlampen, Miniaturen des Wolfacher Malers Joseph Moser, die die Bergwerkstracht um 1800 zeigen, ergänzen diese Abteilung und geben ihr das Gepräge, das sie zum Ziel vieler Mineralienfreunde von weit her macht.

Um den Besuchern der Mineraliensammlung auch die Schönheit leuchtender Fluorite zu zeigen, wurden solche in einer kleinen Spezialvitrine dem Licht ultravioletter Bestrahlung ausgesetzt. Dabei bieten auch die uranhaltigen Mineralien

aus Menzenschwand und dem Witticher Gebiet in ihrem zauberhaften Leuchten eine besondere Augenweide.

3. Als dritten Hauptteil unsres Heimatmuseums kann man wohl die Stadtgeschichtliche Abteilung bezeichnen. Diese ist, soweit es sich machen ließ, im kleinen Vorraum untergebracht vor dem sogenannten Hungerturm, einem einstigen Befestigungs- und Gefängnisturm der Stadt, nach Funden bei Grabungen wohl zu Beginn des 13. Jahrhunderts, wenn nicht noch früher, erbaut. Und dieser Vorraum zeigt an der einen Längswand die Rundung des Turmes und hat einen vermutlich auch erst im 17. Jahrhundert angebrachten Zugang zum untersten Verlies, das ursprünglich unterirdisch war, damals aber ebenerdig aufgefüllt wurde. Vor etlichen Jahren haben wir späteren Steinplattenbelag entfernt und durch Grabungen die vermutlich ursprüngliche Tiefe von etwa vier Meter unter dem Erdboden wieder freigelegt. In diesem Vorraum sind nun Dinge aus der Stadtgeschichte untergebracht, angefangen mit Funden von der mittleren Steinzeit an über die jüngere Steinzeit, über die Bronzezeit bis in die Zeit der Römerherrschaft. Aus römischer Zeit sind es neben kleineren Funden von Terra sigillata besonders Münzen vom ersten bis vierten Jahrhundert. Als besonderes Schmuckstück eine Goldmünze des Kaisers Trajan, die vor etlichen Jahren im Kinzigtal gefunden wurde und die die Stadt Wolfach dann für das Museum kaufte. Sehr



Vorraum vor dem Hungerturm mit alten Waffen, Gebäuderesten und Bürgerwehruniformen.

Aufnahme: Rupprecht



Eingang zum unterirdischen Verlies
des Hungerturmes
im Wolfacher Heimatmuseum.

Aufnahme: Rupprecht

gut gearbeitete Tonscherbenreste, wie sie hier an vielen Stellen der Stadt bei Umbauten und Grabungen zutage traten, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — zeugen von tüchtigen Töpferwerkstätten und mögen, da Handwerksbetriebe nur in Städten sein durften, Beweise sein, daß die Stadt (beiderseits der Kinzig) schon um 1200 bestanden haben muß. Der gleichen Bestätigung mögen auch Münzen aus dieser Zeit dienen, die man beiderseits der Kinzig gefunden hat, so einen Etschkreuzer, der auf Tiroler Bergleute schließen läßt. Urkunden in schönen Originalen von 1305 an, ein Stadt-Gesetzbüchle von 1347, der alte Siegelstock der Stadt aus dem 16./17. Jahrhundert, dann Bilder von Brand- und Eisgang-Katastrophen, alte Stiche und Gemälde, die Wolfachs einstiges Gesicht zeigen, steinerne Reste alter Gebäude vom 15. Jahrhundert an, Waffen aus den letzten 500 Jahren, dabei eine Bauern-Hellebarde aus dem Bauernkrieg, die Uniformen der einstigen Bürgerwehr. Erinnerungen an die alte Gerichtsbarkeit (dabei ein sogenanntes Hexen- oder Zauberbüchle), Hand- und Fußschellen aus hiesigen Gefängnissen leiten über zum unterirdischen Verlies des Hungerturms, während in den beiden rechts und links anstoßenden Räumen ein schön gearbeitetes Modell der Stadt um 1655, nach dem Bild Joh. Jak. Mentzingers (gefertigt von Oskar und Eugen Neef), dann die große Stadtwaage, die Wolfacher Elle und das Wolfacher Klaftermaß (weithin für den Holzhandel „Maßgebend“) das Kapitel Stadtgeschichte abrunden.

4. Eine vor allem von Fachleuten der Volkskunde, Dozenten wie Studenten, sehr beachtete und deshalb oft besuchte Abteilung gilt der **V o l k s k u n d e** unserer Heimat. Da ist besonders die Schau einmaliger Kostbarkeiten aus dem überaus reichen Brauchtum der Wolfacher Fasnet, die Aufmerksamkeit findet. Ganz seltene

Stücke alter Larven, Gewänder, Texte und Plakate sowie allerlei zugehöriger Gegenstände künden davon, daß Wolfach das vielfältigste Fasnetbrauchtum des schwäbisch-alemannischen Raumes besitzt. Aber auch das Gebiet des bäuerlichen Brauchtums, das gerade im Landkreis Wolfach sich noch überaus vielgestaltig zeigt, ist vertreten. Trachten, z. Tl. in ihrer Entwicklung der letzten hundert Jahre, häusliche Gegenstände, ein Himmelbett, bemalte Schränke, Hinterglasbilder, Erinnerungen an alte Mühlen, ein alter Webstuhl mit Vorlagenbuch, Trachtenbilder und „Känsterle“ seien erwähnt, besonders auch das sonst wohl in keinem Museum zu findende Exemplar eines Kinzigtäler Hochzeitmaiens. Nicht vergessen sollen aber hier auch werden die handgemalten Moritatentafeln aus dem letzten Jahrhundert, die auch kaum sonstwo noch anzutreffen sind, dazu auch eine Drehorgel von 1850, Spielkarten des 17. Jahrhunderts, Jagd- und Fischereigeräte.

Prächtige Stücke enthält die Sammlung kirchlicher Kleinkunstwerke. Als Leihgabe der Katholischen Pfarrgemeinde Wolfach glänzen hier alte Votivgaben aus der Pfarrkirche, der Schloßkapelle und der Wallfahrtskapelle St. Jakob, alte Rosenkränze, Medaillen, Schmuckstücke aus Silber, Granat, Bernstein, Halbedelsteinen, z. Tl. aus dem fernen Holland gebracht, z. Tl. in einheimischen Werkstätten gefertigt. Aber unter den religiösen Kostbarkeiten des Museums dürfen auch nicht vergessen werden die Krippe der Schloßkapelle mit über 50 geschnitzten Figuren aus dem 18. Jahrhundert, der Krippenfelsen dazu, gebastelt aus einem aufgezupften Glockenseil, eine schöne Madonna um 1320, eine um 1500 mit Spuren eines Bildersturmes, ein „Känsterle“, das vermutlich aus Wittichen stammt, wie auch der holzgeschnitzte „Guller“, den ein 85 jähriger Bauer fertigte, wie er solche für die großen Hofkreuze vielfach machte.

Und alles dies, wie draußen im Leben, inmitten des Vielerlei von Geräten aus Küche und Haushalt, von Handel und Gewerbe, von kunstvollen Schmiedeeisenarbeiten, von gußeisernen Ofenplatten, von Erinnerungsstücken aus dem Kur- und Badebetrieb oder vom Reisen aus vergangener Zeit. Keramiken aus alten Werkstätten Wolfachs, wie auch aus den Fabriken von Zell, Hornberg und Schramberg schließen sich an.

Und besonders erwähnt müssen die zahlreichen Gemälde und Studienzeichnungen werden, Porträts in Öl und Aquarell, Konstruktionszeichnungen vergangener bäuerlicher Bauweise, Illustrationen zu Werken Hansjakobs. Eine ganze Reihe

Studien von Konrad Schmider.

Aufnahme: Rupprecht



einheimischer Künstler ist hier vertreten: Die beiden Hildebrands und Joseph Moser aus Wofach, Konrad Schmider aus dem benachbarten Kinzigtal, die Schiltacher Gebrüder Karl und Heinrich Eyth, die Haslacher C. Sandhaas und L. Blum, der bekannte Gutacher Professor W. Hasemann.

Es ist kaum ein Ort des Kreises Wolfach, der in diesem Museum der Kreisstadt nicht vertreten wäre.

Leider ist, wie schon eingangs erwähnt, der Platz für diese Menge an heimischen Kulturdenkmälern viel zu eng, so daß manches zu gedrängt beisammen ist und deshalb nicht, wie erwünscht, zur vollen Geltung kommen kann. Vieles ist zunächst auch nur als *g e s a m m e l t* zu betrachten, jetzt, da es noch zu kriegen ist, in der Hoffnung, dafür später einmal doch weiteren Raum zu finden, in einer Zeit vielleicht, in der das jetzt gesammelte Gut längst nimmer zu bekommen wäre.

Beim Gedanken an eine evtl. Auflockerung mag der Plan kommen, die zahlreichen Stücke aus dem religiösen Bereich später auf der Galerie der Schloßkapelle auszustellen, die ja ohnehin mit Stadtgeschichte und Brauchtum eng verbunden ist und stets im Zusammenhang mit einer Museumsbesichtigung besucht wird.

Vielleicht gibt sich dann auch Platz, die jetzt schon vorhandene und recht ansehnliche *G l a s - S a m m l u n g* unterzubringen, daß hier Gläser aus vergangener



◀ Alt-Wolfacher Tracht im Heimatmuseum.

▼ Gotische Madonna um 1320.



Zeit gezeigt werden können, wie sie im Schwarzwald hergestellt wurden und wie sie sich, auch teils von weither kommend, im Besitz alter Wolfacher Familien befinden. Diese Glas-Sammlung dürfte auch im Zusammenhang mit der Besichtigung der Wolfacher „Dorotheenhütte“ ein besonderes Interesse finden. Dabei sollen auch die kunsthandwerklichen Glasmalereien des bis 1959 hier wirkenden Glasmalers Georg Straub eine würdige Erinnerungsstätte finden.

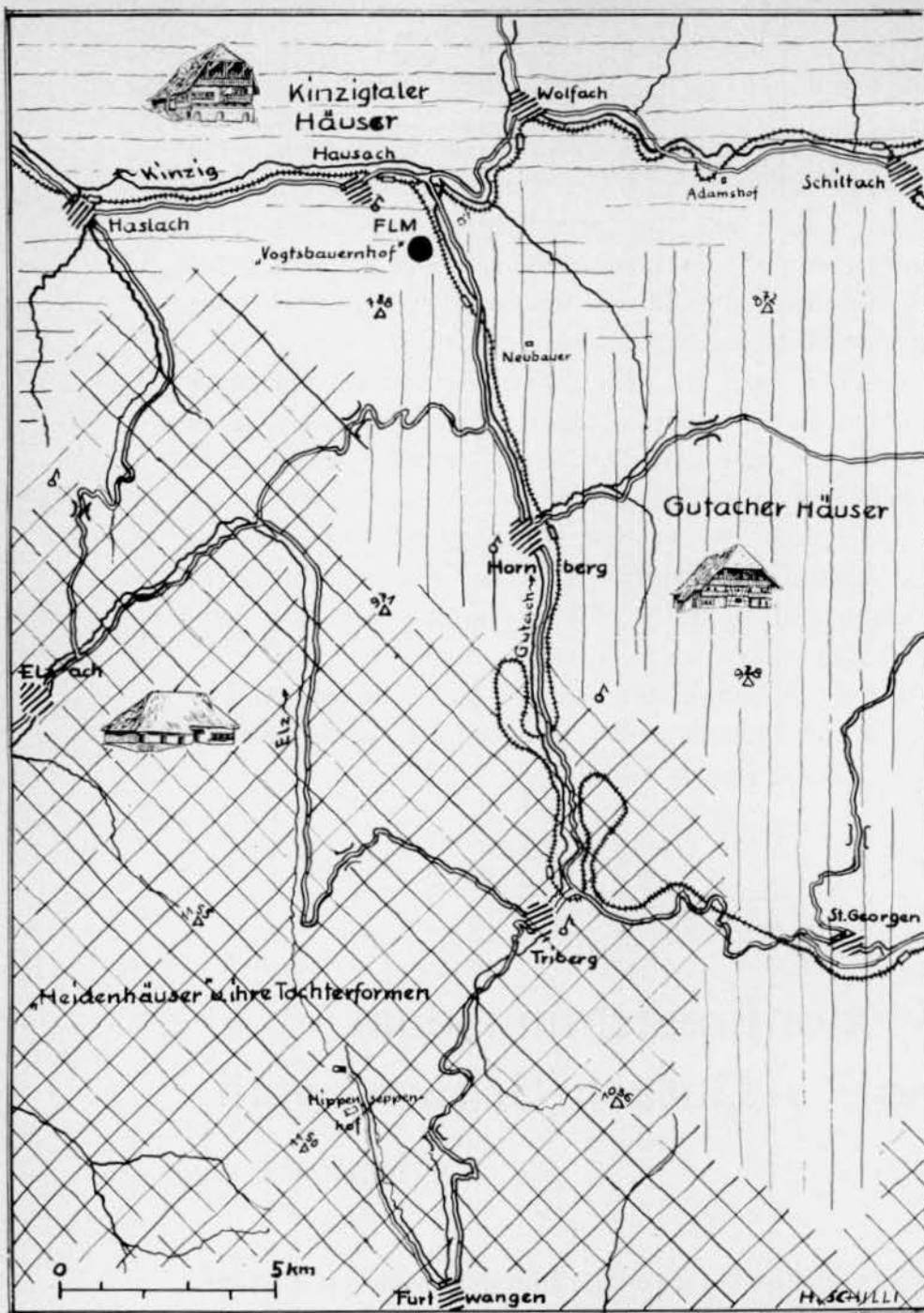
Ein Heimatmuseum mit vielen Dingen aus dem ganzen Bereich des Wolfacher Landkreises stellt dieses Museum dar, eine Sammlung voll bunter Vielfalt, darin das Leben unsrer Vorfahren zu uns und künftigen Generationen sprechen will, mit Großem und Kleinem, mit Frohem und Leidigem, wie es eben ein Stück Heimat darstellt. Es will aber auch eine ständige Mahnung sein, die besonders bei den vielen Besuchen von Schulklassen deutlich wird, die von den Vorfahren überkommenen Werte zu achten und zu ehren und sie vor Verderb oder Verschleudern in fremde Gegenden zu schützen.

Dem möge auch die Bitte der Museumsleitung dienen, dieser Sammlung jene Dinge anzuvertrauen, die sonst der Heimat verlorengehen, daß sie so auch für spätere Generationen Erinnerung und Freude bedeuten.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald

von Hermann Schilli

„Freilichtmuseen sind wissenschaftlich geführte (zumindest nach wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichtete) volkskundliche Sammlungen ganzheitlich dargestellter Siedlungs-, Bau-, Wohn- und Wirtschaftsformen in freiem Gelände.“
„So lautet die 1966 auf einer Arbeitstagung der Leiter einiger europäischer Freilichtmuseen in einem der schönsten europäischen Freilichtmuseen, in Bokrijk/Belgien, erarbeiteten Definition. Der Gedanke des Freilicht-, Freiluft- oder des Freilandmuseums kommt aus den skandinavischen Ländern, deren Anlagen auch heute noch beispielhaft sind. Skansen bei Stockholm war das erste (1891). Es folgten Lyngby bei Kopenhagen (1901), Maihaugen bei Lillehammer (1901), Aarhus in Dänemark (1909), Seuvasaari bei Helsinki (1909), Bygdoj bei Oslo (1914). Weitere Freilichtmuseen entstanden 1911 in der Tschechoslowakei in Roznow pod Radhostem, 1918 in Arnhem in Holland, 1921 in Barcelona, 1929 in Cluj (Klausenburg), 1936 in Cloppenburg (Oldenburg) und im gleichen Jahr in Bukarest. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden Freilichtmuseen eröffnet in Odense (Dänemark), Halifax (England), Bokrijk (Belgien), Kommern (Eifel),

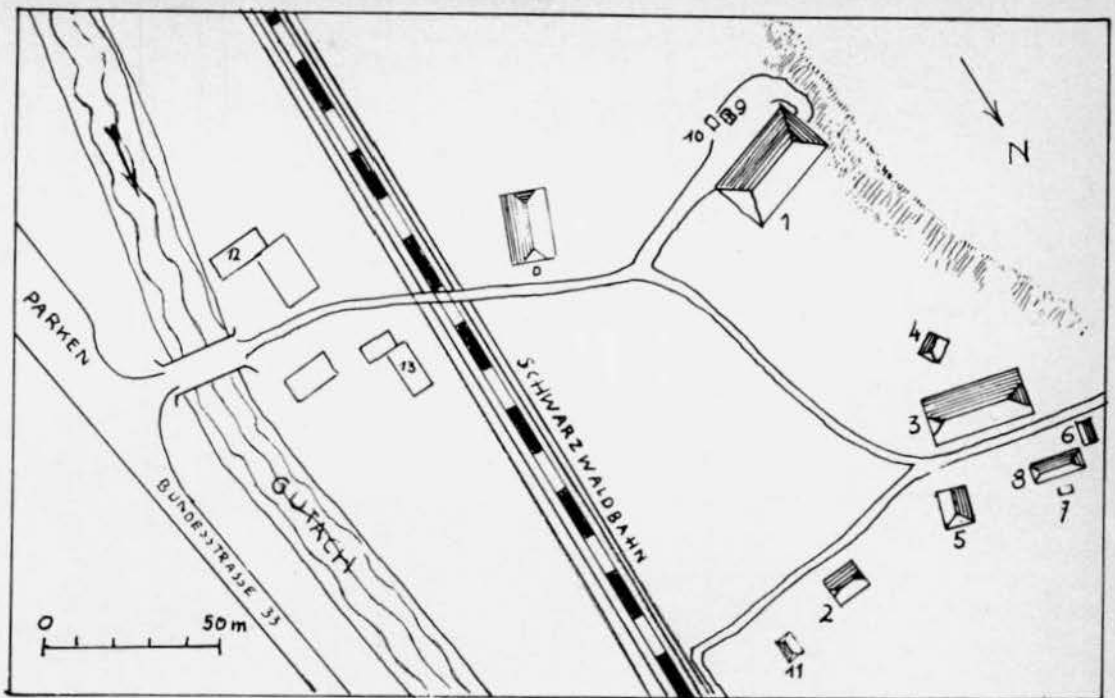


Die alten Hausformen
im Landkreis Wolfach.

Riga, Maria-Saal und Graz-Stübing (Österreich), Molfsee/Kiel, Detmold und in Hagen ein Freilichtmuseum technischer Kulturdenkmäler. In der Schweiz ist 1969 mit dem Aufbau eines Freilichtmuseums auf dem Ballenberg bei Brienz begonnen worden, dessen Kostenaufwand auf 16 Millionen Franken veranschlagt ist. Daneben gibt es eine ganze Anzahl von weiteren kleineren Freilichtmuseen und Einzelobjekten (Denkmalshöfe).

In unseren Tagen ist die Anlage von Freilichtmuseen zu einem kulturpolitischen Anliegen geworden. Der Umbau unserer überalterten Bauernhöfe ist in vollem Gang, an die Stelle der Überlieferung tritt die Technik, und in wenigen Jahren werden die traditionellen Bauten, die bis vor kurzem unseren Landschaften ihr eigenes Gesicht gegeben haben, verschwunden sein. Von dieser Umformung werden die Landstriche am stärksten erfaßt, die einen großen Bestand an über-

Lage des Freilichtmuseums Vogtsbauernhof:
 0 Pfortnerhaus, 1 Hippenseppenhof,
 2 Leibgedinghäusle, 3 Vogtsbauernhof,
 4 Speicher (Kinzigtäler bzw. Gutacher Art),
 5 Mühle, 6 Back- und Brennhäusle,
 7 Bienenhäusle, 8 Sägemühle, 9 Kapelle,
 10 Speicher (Hochschwarzwälder Art),
 11 Hanfreibe, 12 und 13 Gaststätten.



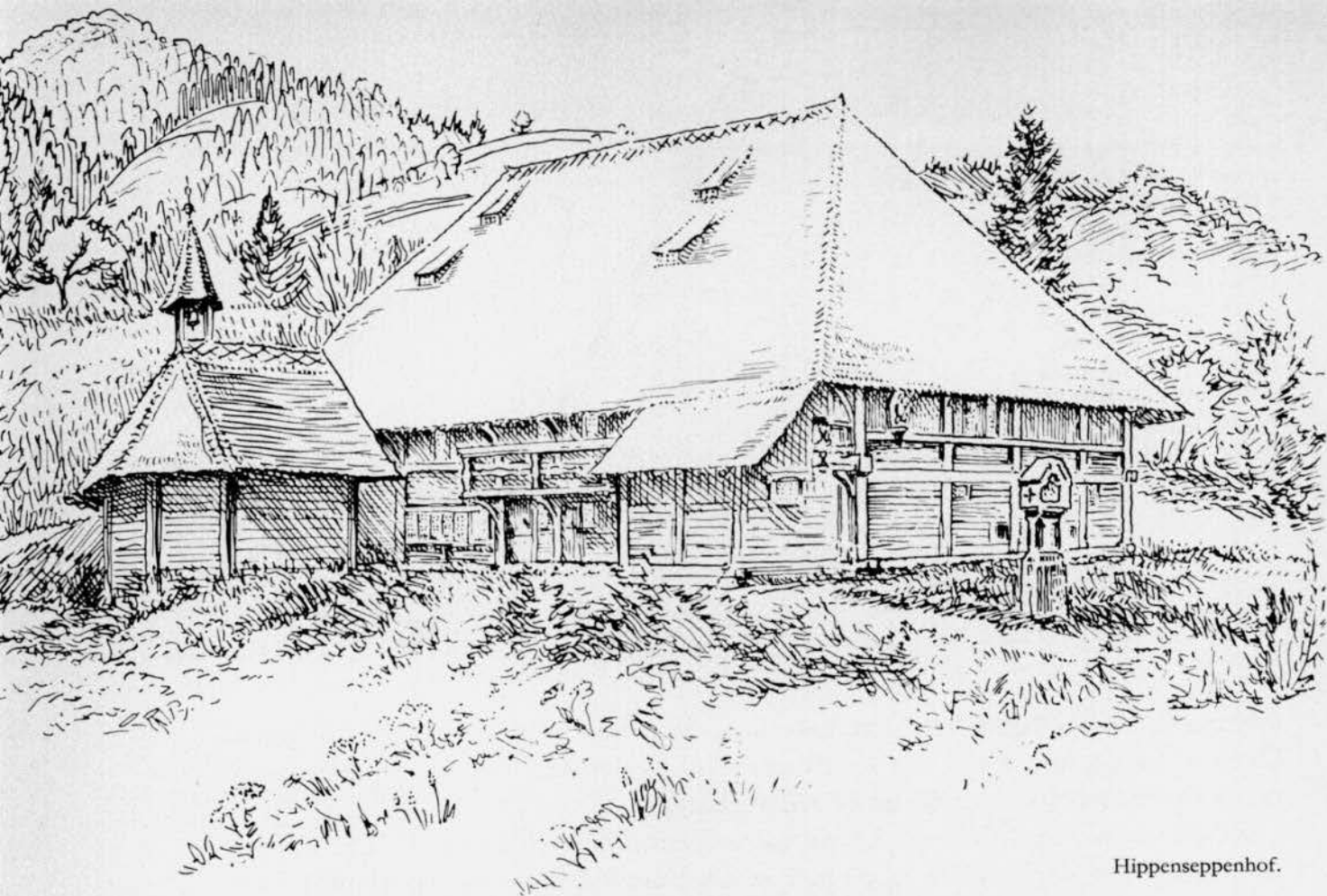
kommenen und damit erneuerungs- und zugleich umgestaltungsbedürftigen Häusern haben und deren wirtschaftliche und hygienische Struktur gebieterisch neuzeitliche Arbeits- und Wohnweisen verlangt.

Zu diesen stark gefährdeten Landschaften gehört der Schwarzwald. Die besonders gelagerten Verhältnisse haben hier in der Vergangenheit sieben Hausformen mit zum Teil recht unterschiedlichen Baugedanken entstehen lassen. Von diesen Typen sind das Hotzenhaus bereits ganz, das Kinzigtäler Haus bis auf wenige Stücke aus der Landschaft verschwunden, und die Zahl der „Schwarzwälder Heidenhäuser“ kann an den Fingern einer Hand abgezählt werden.

Es war daher ein Glücksmonat, als im März 1963 das Freilichtmuseum in Gutach mit dem Erwerb des abgängigen „Vogtsbauernhofes“, der dem Typ des Gutacher Hauses angehört, als Brücke zur Arbeits- und Lebenswelt der alten

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“, Gutach/Schwarzwald. 1 Hippenseppenhof; 2 Leibgedinghäusle; 3 Vogtsbauernhof; 4 Speicher (Kinzigtäler bzw. Gutacher Art); 5 Sägemühle.

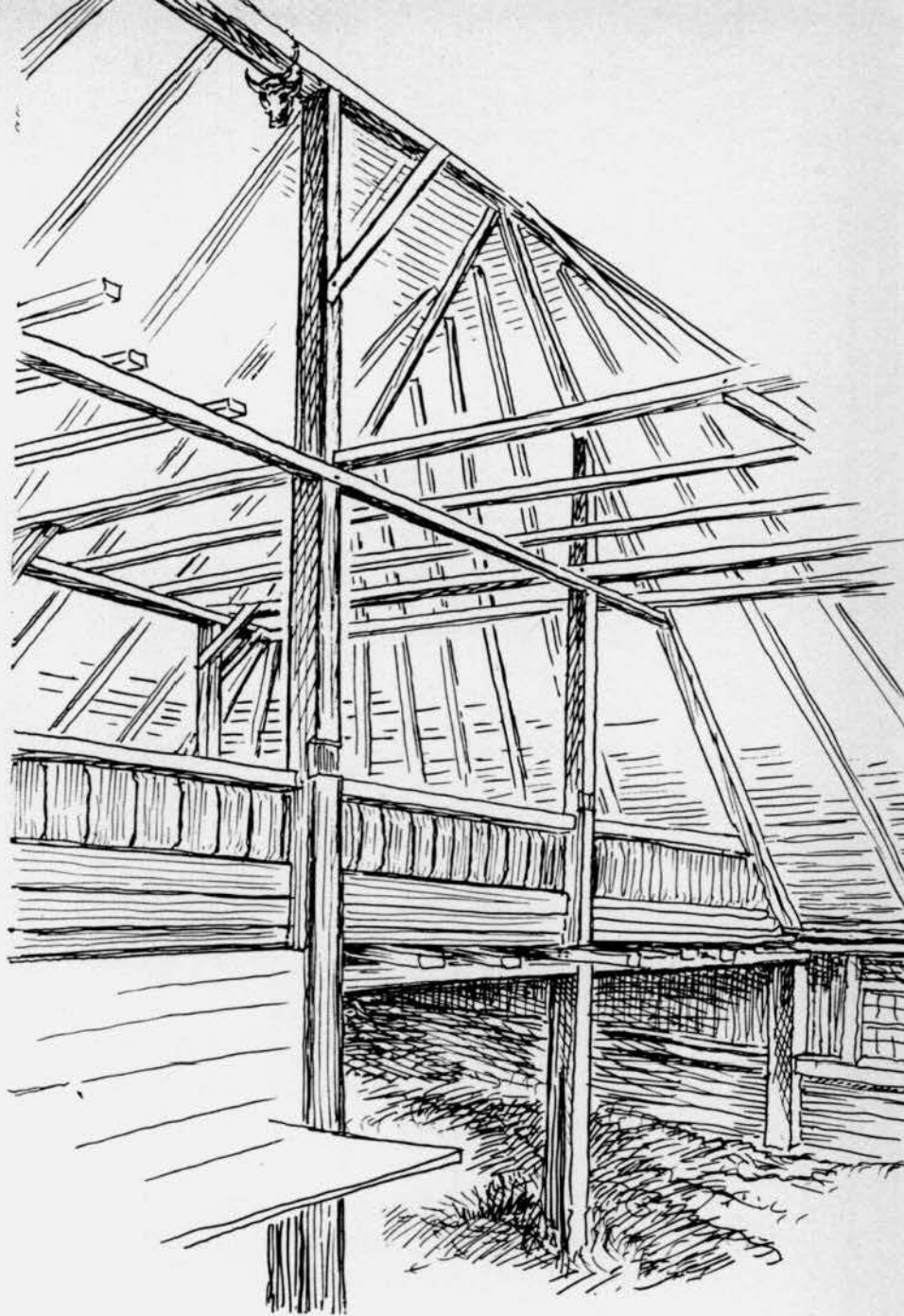




Hippenseppenhof.

Schwarzwälder begründet werden konnte. Bei der Wahl war ausschlaggebend, daß er in einem Tal steht, in dem sich in einmaliger Weise die drei eindrucksvollsten Schwarzwaldhäuser begegnen: das Gutacher Haus, das Kinzigtäler Haus und das Haus des Hochschwarzwaldes, das „Heidenhaus“ (Abb. 1). Damit bot sich hier die einzigartige Gelegenheit, durch Zuerwerb diese drei Haustypen nebeneinander zu zeigen und damit ein bescheidenes Freilichtmuseum aufzubauen. (Die restlichen Schwarzwälder Hausformen werden in Modellen im Maßstab 1 : 20 im „Vogtsbauernhof“ zur Aufstellung gelangen.) Die Landesregierung von Baden-Württemberg und der Landkreis Wolfach haben das Vorhaben durch großzügige Hilfe ermöglicht, Altregierungspräsident Dichtel sowie das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Freiburg haben es sehr gefördert. Zu danken haben wir auch dem Augustinermuseum in Freiburg und dem Vorstandsmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden, Herrn Professor Dr. Otto Basler, die mit Leihgaben und Schenkungen mitgeholfen haben, ein Bild von der Lebensweise der alten Schwarzwälder zu entrollen. Endlich sei noch Herrn Zimmermeister Jakob Schneider in Gutach gedacht, der uns nie im Stich gelassen hat.

Ein weiterer Gesichtspunkt für die Wahl des Objektes ist sein Standort gewesen. Der Hof und das inzwischen entstandene Freilichtmuseum liegen für Besichtigungen außerordentlich günstig, denn sie sind sehr leicht zu erreichen. Das Museum befindet sich etwa 2 km südlich der Kinzigbrücke zwischen Hausach und Wolfach und ist wenige hundert Meter von der Bundesstraße Hausach-Triberg entfernt. Von dieser Straße aus ist es zu sehen, so daß die großen Dächer jedem Schwarzwaldreisenden sofort auffallen (Abb. 2).



Hippenseppenhof, Dachgerüst.

Es bietet heute als Kernstück den „Vogtsbauernhof“, der hier 1570 erbaut worden ist, dazu ein „Schwarzwälder Heidenhaus“, den „Hippenseppenhof“, und ein Leibgedinghäusle, ein „Stöckli“, in vorwiegend Kinzigtäler Bauweise (Abb. 3). Auf der Hofflur des „Vogtsbauernhofes“ sind des weiteren alle Nebengebäude aufgestellt, die zum Bild dieses Hofes um 1800 gehörten. Es sind dies ein Speicher, eine Mühle mit Gerstenstampfe und eine Sägmühle. Diese Begleitbauten sind im Laufe der letzten 140 Jahre abgebrochen worden, weil der Hof in den Wirren der napoleonischen Zeit als geschlossenes Hofgut aufgegeben und geteilt wurde. Die nachfolgenden Besitzer wurden zu Arbeiterbauern, deren kleine Wirtschaften diese Nebengebäude nicht mehr benötigten. Nur das Back- und Brennhausle ist aus alter Zeit erhalten geblieben. Desgleichen steht noch heute das ehemalige „Stöckli“. Auf seinen Erwerb wurde verzichtet, weil es



Hippenseppenhof, Stube.

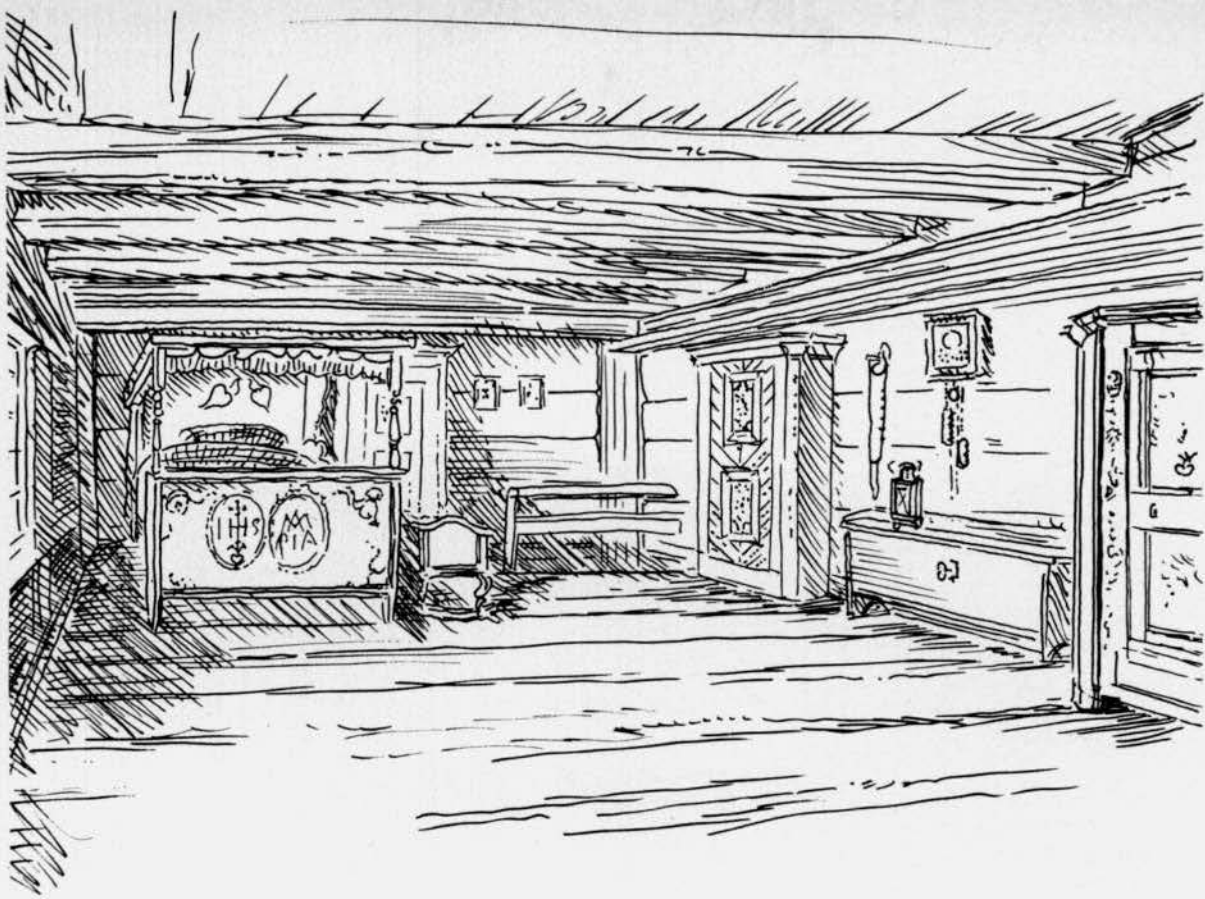
inzwischen stark umgebaut worden ist. An seiner Stelle ist ein altes, Holzgezimmertes Leibgedinghäusle übertragen worden.

Die Standorte der neu aufgestellten Haustypen sind so gewählt, daß sie einmal ihre geographische Verbreitung andeuten – gutachaufwärts die „Heidenhäuser“, im Mittelpunkt die Gutacher Häuser und gutachabwärts die Kinzigtäler Formen – und daß zum andern der Besucher bei seiner Einkehr einen Gang durch die Schwarzwälder Hausgeschichte macht, der vom „Heidenhaus“ über das Kinzigtäler zum Gutacher Haus führt.

Bevor wir diesen Gang antreten, seien einige Bemerkungen zum Aufbau und zur Einrichtung der zu besuchenden Bauten vorausgeschickt, die für alle Schwarzwaldhäuser gelten, so daß wir uns später auf die Anführung der Besonderheiten der einzelnen Typen beschränken können.

Der Schwarzwald mit seinem feucht-kühlen Klima erlaubt seinen Bewohnern nur die Viehzucht in Verbindung mit einer bescheidenen Feld-Gras-Wirtschaft, für die das Eindachhaus, in dem alles Platz findet: die Menschen, die Tiere und die Früchte der Felder und Matten, die gegebene Hausform ist. Dabei versteht es sich wohl von selbst, daß hier im Wald, wo der Werkstoff vor der Haustür steht, diese Häuser aus Holz gebaut sind. Alle Schwarzwälder Häuser sind daher Ständer-Bohlen-Bauten.

Bei dieser Bauweise wird die äußere Form des Hauses durch ein Gerippe von mächtigen, weit gestellten Holzsäulen umschrieben. Die Säulen sind durch waagerechte Riegel ausgesteift. Die Gefache der Wandsäulen sind mit Vierkanthölzern („Federschwellen“), Bohlen („Flecklingen“) oder Brettern ausgesetzt, je nach



Hippenseppenhof, Schlafkammer.

dem Verwendungszweck des Raumes. Die Decken und die Fußböden bestehen ebenfalls aus Flecklingen. Sie sind durch Schlitz in den Riegeln von außen eingeschoben. Der letzte eingeschobene Fleckling, der „Schub“, ist länger und ragt daher zumeist vor die Hauswand.

Bei der Ausfachung der Wände sind die Öffnungen für die großen Fensterflächen ausgespart. Oben und unten sind diese Öffnungen von kräftigen Sturz- und Gesimsbalken begrenzt, die von der Ecksäule bis zur nächsten Wandsäule in der Schmal- wie in der Eingangslängseite des Hauses laufen. Die Fensterumrahmungen und die Glasflächen springen dabei um 8–12 Zentimeter über die Flucht der Säulen vor. Die großen Glasflächen mußten den Bewegungen des hölzernen Hauses entzogen werden. Sie sind daher in viele kleine Scheiben aufgeteilt, die unverkittet in den Sprossen sitzen. Hierdurch ergab sich außen das schöne architektonische Schmuckglied des „alemannischen Erkers“ bzw. des „alemannischen Fensterbandes“, und im Innern entstand der trauliche „Herrgottswinkel“ ohne jegliche ästhetische Nebenabsicht. Der Fenstererker, das Fensterband und die weit gestellte Ständer-Flecklingswand dürfen zu Recht als alemannisch gelten. Die mächtigen, von der Sonne und dem Rauch warm braun getönten Hölzer, die sichtbare kraftvolle Konstruktion und das reiche Sprossenwerk der sich in der Sonne spiegelnden Fenster sind ausgesprochen schwarzwälderische Besonderheiten.

Über dem Hauskörper baut sich das gewaltige Dach auf, das bei den drei aufgestellten Häusern unterschiedlich gestaltet ist. Der Dachraum ist jedoch bei allen Schwarzwalddhäusern vom Hang aus über eine Brücke, die „Hocheinfahrt“,



Leibdinghäusle.

hinweg befahrbar. In den ungleichen Dachgefügen und in den voneinander abweichenden Grundrissen treten uns drei verschiedene Baugedanken und damit drei Haustypen des Schwarzwaldes entgegen, die zusammen mit ihren Modifikationen das Bild der Schwarzwälder Kulturlandschaft geprägt haben.

Die innere Ausgestaltung aller Schwarzwaldhäuser ist gleich. Sie spiegelt die einfache und doch geformte Lebenshaltung der Schwarzwälder wider. In jedem Schwarzwaldhaus ist die Stube die Seele des Hauswesens. In ihr lebt die Schwarzwälder Familie. Hier spielen die Kinder, hier werden die kleineren Familienfeste gefeiert, hier tätigt der Bauer seine Geschäfte, und in der Stube werden die Bauersleute vor ihrem letzten Gang aufgebahrt. Sie hat zwei Brennpunkte, um die das Leben kreist. Der eine Brennpunkt ist der „Herrgottswinkel“ mit der „Herrgottssäule“. Im „Herrgottswinkel“ versammelt sich die Hoffamilie zum Gebet, zum Essen und bei Besuch. In den ehemals vorderösterreichischen und fürstenbergischen und damit katholischen Landen, den Verbreitungsgebieten der „Heidenhäuser“ und des Kinzigtäler Hauses findet sich in der Nische der „Herrgottssäule“ eine Muttergottesstatue. In dem einstmals württembergischen, also evangelischen Hoheitsbereich, in dem der „Vogtsbauernhof“ steht, wird in der Nische die Bibel oder ein Andachtsbuch aufbewahrt.

Diagonal gegenüber dem „Herrgottswinkel“ finden wir in der Ecke den großen Kachelofen mit der „Kunst“, die Stätte der Behaglichkeit. Hier ist die Schwätzecke der Familie an den langen Winterabenden und der bevorzugte Platz der Alten. Alles, was die Hausgemeinschaft braucht, ist hier zu finden. Über dem „Ofenstängli“ hängen Kleidungsstücke zum Trocknen, tägliche Gebrauchsgegenstände vom Rasiermesser über den Kamm bis zur Kleiderbürste liegen auf dem Gesims der „Kunst“. Die Stiefel stehen unter dem „Ofestei“ des Kachel-

ofens. Im „Kunstloch“, einer Öffnung zwischen der unteren und der oberen Kunstbank, werden bei Bedarf die Speisen warmgehalten.

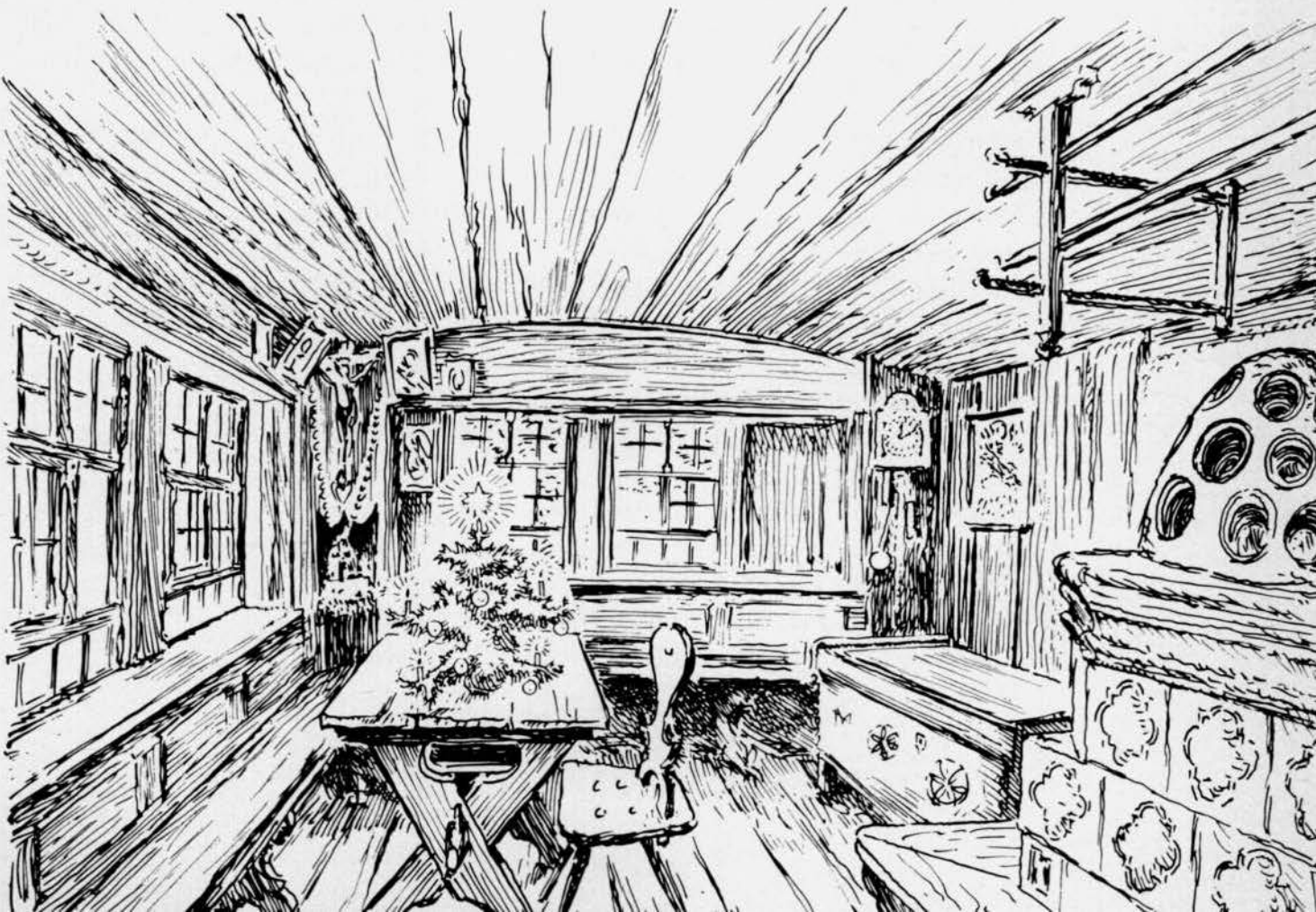
Das Feuerloch des Kachelofens mündet in die Küche. Der Kachelofen ist mit der „Kunst“ gekoppelt. Die „Kunst“ ist ein Nebenofen, der aus 1–2 übereinander angeordneten Bänken besteht, die von Rauchkanälen, „Zügen“, durchlaufen sind. Durch diese Züge streichen die Abgase des Küchenherdes und erwärmen dabei die „Kunst“. Sie strahlt daher immer eine milde Wärme aus, die man hier zumeist auch an kühlen Sommertagen sehr gut vertragen kann.

Das Bild der Küche wird im wesentlichen bestimmt durch den Herd und den über ihm sich öffnenden gewaltigen Rauchfang. In unserm Freilichtmuseum ist die Entwicklung des Kochherdes vom Tischherd des 16. Jahrhunderts über den ersten Sparherd des Konstanzers „Konrad Zwick und anderer“¹⁾ bis zum ersten transportablen Küchenherd mit Kochlöchern und Ringen in Originalstücken zu verfolgen. Die Küchen sind schornsteinlos.

Der Schmuck der Schwarzwaldhäuser ist sehr bescheiden. Er soll nicht nur zieren, sondern vor allem dem Haus und seinen Bewohnern Segen bringen und Unheil abwehren. Zu diesem Zweck sind auf den Bügen (schräg gestellte kurze Hölzer, die der Unterstützung der Längshölzer und der Dachbalken dienen) unseres „Heidenhauses“ vorchristliche Heilszeichen in Käsefarben aufgemalt. Hierher gehören auch die mumifizierte Ochenschädel unter den Dachfirten des „Hippenseppenhofes“ und des „Vogtsbauernhofes“, ferner die geheimnis-

1) Brief von Blarer an Calvin vom 21. 12. 1556, Corpus reformatorum, Volumen XLIV, Braunschweig 1877.

Leibdinghäusle Stube.



vollen, in alte kultische Regionen zurückreichenden Ritzzeichen auf der Stubenwand des „Vogtsbauernhofes“ und auf den Tennwänden des „Hippenseppenhofes“ sowie die Wagenräder, die auf der oberen Veranda des „Vogtsbauernhofes“ stehen.

Ebenso bescheiden ist der Hausrat. Er besteht aus un- und bemalten Truhen („Trögen“) und Schränken und „gehimmelten Bettladen“. Unter den Bildern sind die Hinterglasmalereien bemerkenswert.

Ein Gang durch das Museum soll nunmehr die drei Haustypen erläutern und zugleich einen oberflächlichen Einblick in die Geschichte der Schwarzwälder Hausformen vermitteln. Er beginnt beim ältesten Haustyp, einem „Schwarzwälder Heidenhaus“, dem „Hippenseppenhof“, auf den der Besucher zuerst stößt. Das Äußere dieses Hofes wird den Blick des Besuchers bereits beim Betreten des Museumsgeländes auf sich ziehen. Mit seiner wuchtigen, eigenbrütlerischen Erscheinung hebt er sich eindrucksvoll ab von den übrigen Bauten des Museums (Abb. 4).

Der Beschauer erblickt zunächst nur das gewaltige Dach mit dem ihm zugekehrten Vollwalm und einen schmalen Streifen der Hauswände. Erst beim Näher-treten vermag er auf der Südseite, hinten am Hang, den wärmesuchenden Wohnteil am Fensterband zu erkennen. Der Wirtschaftsteil liegt stirnseitig unter dem Vollwalm. Das Haus erscheint herb, geduckt und schwer, aber auch heimelig.

Dieser Haustyp ist im Unterschied zu den übrigen Schwarzwaldhäusern über einem Schwellenkranz aufgerichtet. Aus den Schwellen bis zum Dachfirst wachsen mächtige Säulen, „Hochsäulen“ genannt, die Haus- und Dachgerüst zu einer konstruktiven Einheit verbinden. Es ist dies die Bauweise, die im Mittelalter im südwestdeutschen Sprachgebiet üblich gewesen ist. (Abb. 5).

Die Schwarzwälder des 18. Jahrhunderts, die das hohe Alter und die Andersartigkeit dieses Typus sehr wohl erkannten, verlegten den baugeschichtlichen Ursprung in die Zeit der „Heiden“ und nennen daher diese Bauten „Heidenhäuser“.

Unser „Hippenseppenhof“ ist einer der letzten Vertreter dieser mittelalterlichen Bauweise. Er wurde 1599 erstellt, zu einem Zeitpunkt, als diese Konstruktion im Schwarzwald bereits aufgegeben war. Vereinzelt zeigt aber auch er bereits Ansätze zur neuen Bauweise.

Mittelalterlich sind die Stellung im Gelände mit dem Wohnteil im rückwärtigen Gebäudeteil und den Stallungen vorn heraus, die Hochsäulenkonstruktion und die Anplattungen, welche die Säulen und die Riegel auf der Ostseite miteinander verbinden sowie deren Sicherungen. In die Fugen dieser Anplattungen sind die Holznägel schräg eingeschlagen, eine Verbindung, die noch in vormittelalterliche Zeiten zurückgeht.

Den Übergang von der mittelalterlichen zur neuzeitlichen Zimmerungsweise zeigen die drei liegenden Stuhlsäulen über dem Wohnteil auf der Südseite. Offensichtlich traute der Ersteller nicht ganz dieser Konstruktion, die in diesem Jahrhundert aufgekommen war, denn die korrespondierenden Säulen auf der Nordseite hat er in der ihm geläufigen Art senkrecht gestellt.



Das Hauptgebäude Vogtsbauernhof, links das Speicherhaus, drum herum die hier nicht sichtbaren sonstigen Bauten des Freilichtmuseums.

Die Hochsäulenbauweise bedingte die querfirstige Aufteilung des Hauskörpers und förderte die Zweigeschossigkeit, die im 15. Jahrhundert – die ältesten „Heidenhäuser“ stammen aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts – bei den Bauernhäusern eine Seltenheit gewesen ist. Die Folge der Zweigeschossigkeit ist die deckenlastige Erntebergung, die wiederum diesen Typ vom Kinzigtäler Haus abhebt. Die Bodenaufteilung des Wohnteils ist zweiraumbreit; an der Südseite liegt die Stube, daneben, gegen Norden, die Küche. Über der Stube befindet sich die Schlafkammer der Bauersleute. Die Kammern für das Gesinde sind im Obergeschoß auf der südlichen Längsseite in die Heustöcke eingebaut.

In der Küche steht der Tischherd, der aus der Umgebung von Furtwangen stammt.

Der „Hippenseppenhof“ stand im rund 35 km entfernten Katzensteig bei Furtwangen, also in einer Gegend mit einem rauhen, regenreichen und winterlichen Klima. Er ist daher mit Schindeln gedeckt.

Neben dem „Hippenseppenhof“ sind eine Hofkapelle und ein Hochschwarzwälder Speicher aufgestellt. Die Kapellen gehörten vom Ende des 17. Jahrhunderts an zum Bild der Hochschwarzwälder Bauernhöfe. Das Altarbild des einfachen barocken Säulenaltars zeigt Johannes den Täufer, den Schützer der Hirten und Herden, den Eremiten Antonius, den beliebten Helfer bei Nöten von Mensch und Vieh, der von den Bauern hierzulande zutraulich „Sautoni“ genannt wird, wohl nach seinem Attribut, einem Schweinchen, den hl. Andreas, der angerufen

wird um Heirat und Kindersegen und endlich den hl. Simon, Patron der Holzfäller, alles Heilige, die zum Lebenskreis der Wälder Vieh- und Holzbauern in engster Beziehung stehen.

Der Hochschwarzwälder Speicher ist im Gegensatz zum Kinzigtäler bzw. Gutacher Speicher sehr einfach. Er stellt eine im Querschnitt fünfeckige Vorratskiste dar, die mit einem Satteldach abgedeckt ist. Das Ganze ist gegen Bodenfeuchtigkeit auf Pfähle gestellt. In seinem Innern werden die Frucht, die Lebensmittel und die Grundstoffe für die Kleidung aufbewahrt. Das hintere Ende umschließt eine kleine Geheimkammer, eine „Kalt“, in der das Bargeld und die Rechtsurkunden aufbewahrt wurden.

Die „Heidenhäuser“ und ihre Tochterformen erfüllten bis zum Ende des ersten Weltkrieges den Hochschwarzwald und das obere Gutachtal. Zu Beginn unseres Jahrhunderts stand noch ein „Heidenhaus“ im 3 km entfernten Sulzbächle. Heute beginnt das Verbreitungsgebiet dieser Hausart 8 km oberhalb unseres Museums (Abb. 1).

Unterhalb des „Hippenseppenhofes“ ist ein Leibgedinghäusle, ein „Stöckli“, aufgestellt, das als solches zum „Vogtsbauernhof“ gehört, aber hier den zweiten Haustyp, das Kinzigtäler Haus, vertreten muß (Abb. 8). Leider fehlten uns die Mittel, um ein Kinzigtäler Bauernhaus aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, wohl das letzte seiner Art, das uns angeboten war, zu versetzen. Wir sind jedoch glücklich, daß wir an diesem „Stöckli“ wenigstens die Hauptmerkmale des Kinzigtäler Hauses aufzeigen können: die nachmittelalterliche Trennung von Haus- und Dachgerüst, wobei das Dachgerüst eine Übergangsform von der Hochsäulenbauweise zum Dachgerüst mit liegenden Stühlen und die Kinzigtäler Halbwalme aufweist, die Deckung mit Stroh, die Eingeschossigkeit, die bodenlastige Erntebearbeitung, bei der das Heu vom Erdboden bis unter den Dachfirst aufgehäuft wird und die merkwürdige „Schlupf-, Rauch-“ oder „Nußbühne“ mit der darunterliegenden gewölbten Stubendecke.

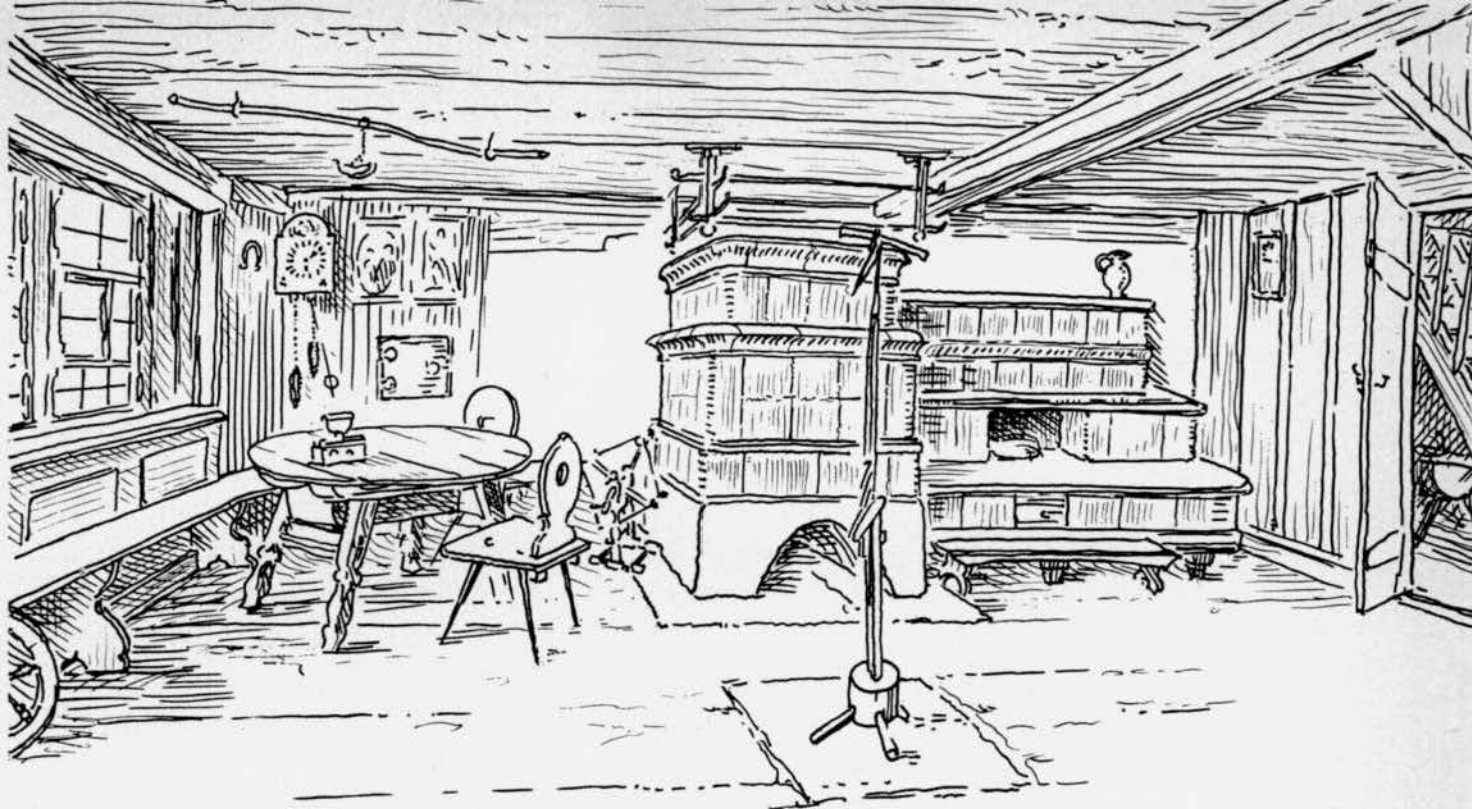
Die Wölbung der Stubendecke im Kinzigtäler Haus und die Veranden, die sowohl zum Kinzigtäler wie zum Gutacher Haus gehören, sind ohne den Einfluß des benachbarten Straßburg nicht denkbar. Das Kinzigtal ist in der Vergangenheit ein Nebenland des Elsaß gewesen (Abb. 9).

Die „Schlupf-, Rauch-“ oder „Nußbühne“ ist ein Zwischengeschoß, das sich zwischen die Stubendecke und den Dachboden schiebt (Abb. 9). Sie ist der umgewandelte „Halbstock“ der Häuser im Vorland von Straßburg. In diesem Zwischengeschoß, in das man nur hineinschlüpfen kann, wurden früher die Nüsse getrocknet. Zugleich zog der Rauch durch diese Bühne ins Freie; daher die Bezeichnungen.

Im Innern des „Stöcklis“ sind bemerkenswert der „Tiroler Ofen“ in der Stube und der erste transportable Küchenherd mit Ringen in den Kochlöchern aus den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts in der Küche.

Dieses Häuschen wurde 1652 als „Stöckli“ des 3 km entfernten Neubauernhofes erstellt.

Das Kinzigtäler Haus ist heute bis auf wenige, bereits umgestaltete Exemplare



Eß- und Schwätzecke in der Stube des „Vogtsbauernhofes“. Neben dem Ofen die „Kunst“.

aus der Landschaft verschwunden. Einst stand es entlang der Kinzig und der Rench und in deren Nebentälern. Nur im Seitental der Kinzig, das von Haslach gegen Süden ins Elztal führt, und im Gutachtal konnte sich dieser Typ nicht durchsetzen. Über die Wasserscheide von Elz und Kinzig wirkten zu starke Heidenhauseinflüsse, und mit dem Gutachtal betreten wir das Territorium der Herzöge von Württemberg, die mit ihren Bauordnungen von 1568 ab hier einen neuen Typus, das Gutacher Haus, schufen.

Diesen Typ verkörpert der „Vogtsbauernhof“, der als Haus des württembergischen Talvogtes als erstes nach diesen Bestimmungen 1570 an seinem Standort erbaut worden ist (Abb. 10).

Die „Neue Bauordnung des Fürstentums Württemberg“ vom 1. März 1568 forderte, daß die Küche aus Gründen der Feuersicherheit in die Mitte des Wohnteils gelegt und ihre Wände mit Mauerwerk ausgeriegelt werden mußten. Ferner wurden ein „Schlot“, der Vorläufer unseres heutigen Schornsteins, und Verzäpfungen anstelle der bisher üblichen Verplattungen verlangt. Das Erscheinungsbild wird daher weitgehend von dem Fachwerkkern in der Mitte der Schauseite bestimmt. Hinzu treten die zahlreichen Veranden, die aus dem Elsaß über das Kinzigtäler Haus ins Gutachtal gekommen sind. Das hellere Fachwerk inmitten des dunklen Holzgehäuses im Verein mit den Veranden hat diesen Typ zum malerischsten Haus des Schwarzwaldes gemacht, das den Ruhm der Schwarzwaldhäuser begründete.

Die Zimmerung ist nachmittelalterlich; der zweigeschossige Hauskörper ist für sich aufgestellt, und auf ihn ist das Dachgerüst gesetzt, das mit seinen liegenden Stühlen seinerzeit hochmodern gewesen ist.

Das Dach endet über den Schmalseiten des Hauses mit Halbwalmen. Es ist mit Stroh gedeckt.

Auf der Eingangs- und Traufseite sind eine Vorrichtung zum Mahlen von Obst und eine Mostpresse untergebracht, die beide aus dem 17. Jahrhundert stammen. Auf der entgegengesetzten Seite stehen ein „Buchstein“, ein 1,25/1,70/0,80 m großer Trog aus Sandstein, in dem mit Buchenasche und mit heißem Wasser „gebucht“, gewaschen wurde, und eine Sauerkrautstande aus Sandstein.

Auf der Hofreite des „Vogtsbauernhofes“ sind alle Nebengebäude wieder aufgestellt, deren ein Schwarzwaldhof bis in unser Jahrhundert hinein als Selbstversorgungsbetrieb bedurfte. Es sind dies: der Speicher, die Mühle, das Back- und Brennhaus, das „Stöckli“ und die Sägemühle.

Der Speicher ist von Kinzigtäler Art und damit aufwendiger gebaut als die Speicher des Hochschwarzwaldes. In der Vergangenheit war er die Schatzkammer und zugleich der beste Zeuge für den Wohlstand des Hofes. Er wird von einem laubenartigen Gang, dem „Trippel“, umlaufen und ist immer gestelzt. In seinem steinernen Untergeschoß lagerten die Mostfässer, das Brot, die Äpfel und die zu überwinternden Gartenfrüchte. Das hölzerne Speichergehäuse diente den gleichen Aufgaben wie der bereits geschilderte Hochschwarzwälder Speicher. Eine Besonderheit unseres Stückes ist seine Zweiräumigkeit. Die zweite, kleinere Speicherhälfte wurde als Vorratsraum des Leibgedingers, aber auch als Schlafkammer der heiratsfähigen Töchter benutzt.

Des weiteren sind bemerkenswert die mächtige Türe mit ihrem Schloß, das mit einem 25 cm großen Schlüssel zu öffnen ist, die Heilszeichen, das Füllhorn, die Malkreuze sowie die Pflugschar als Attribut eines selbstbewußten Bauerntums.

Der Speicher stand beim Lehmannshof in Oberharmersbach. Er ist dort 1606/26 erstellt worden.

Die Mühle wurde 1609 erbaut. Sie gehörte zum 9 km entfernten Adamshof im Vorderlehengericht. Sie ist gekoppelt mit einer Stampfe.

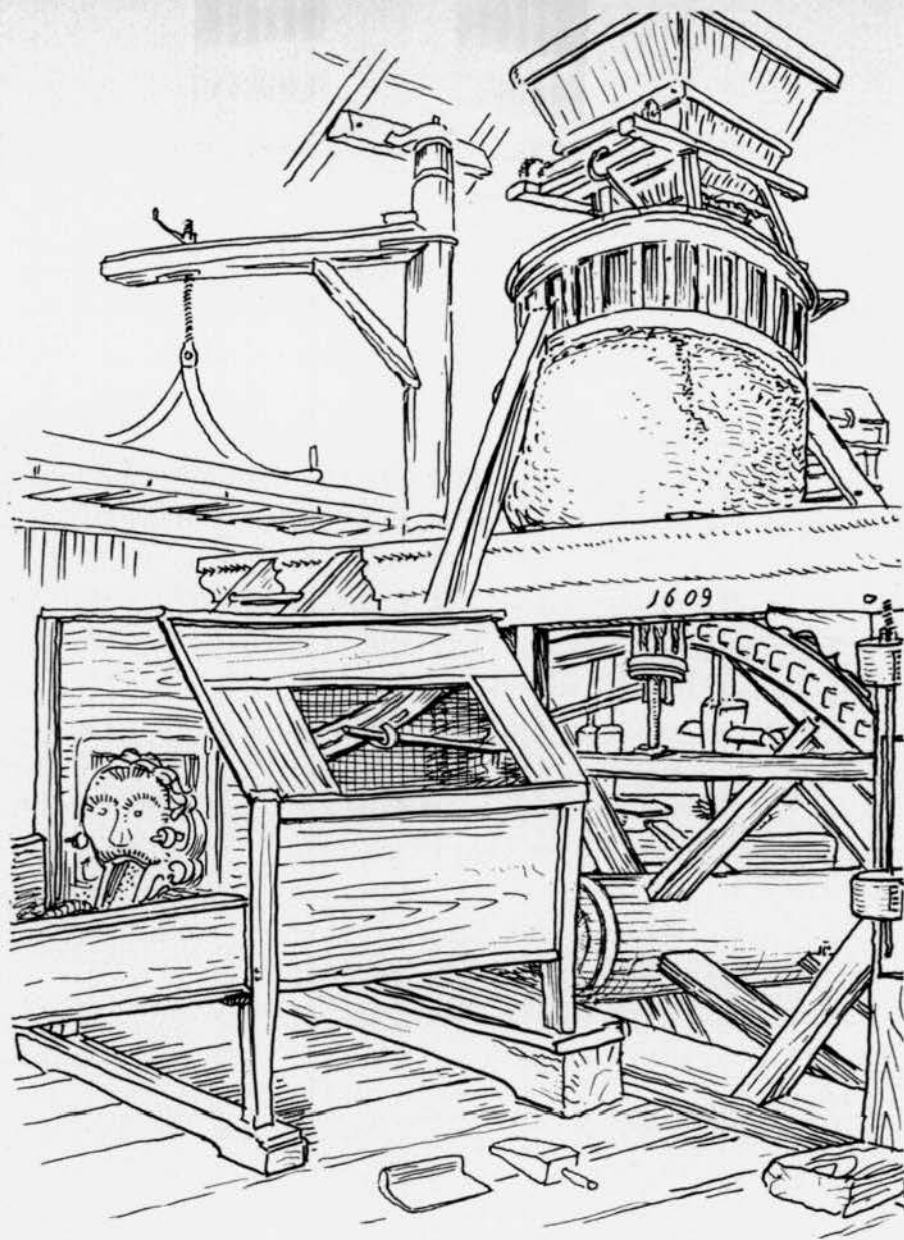
Das Triebwerk dieser Mühle besteht aus Wasserrad, Wellbaum, Kammrad, „Spindelwagen“ oder „Kolben“ (Stock- oder Korbgetriebe, Ritzel), Lang- oder Mühleisen, Boden- und Läuferstein und dem Einschütt-Trichter, dem „Trimel“ oder „Tromella“. Es ist mittelalterlich, wie der Hortus deliciarum²⁾ beweist, in dem diese Teile abgebildet sind. Der Beutelkasten, in dem das Mehl von der Kleie getrennt wird, kam erst im 16. Jahrhundert dazu. Ihn ziert ein „Kleiekotzer“, eine geschnitzte Fratze, die die Kleie in das Kleietrögle speit³⁾ (Abb. 12).

An die „Kleiekotzer“ knüpfen sich zwei Überlieferungen. Nach der einen soll er unguten Mächten den Eintritt in den Beutelschlauch verwehren. Die gleichen Masken besitzen vielfach die Kinzigtäler Schwarzwaldhäuser des 17. Jahrhunderts. Von diesen Köpfen ist bezeugt, daß sie das „Schrättele“, ein böses Etwas, abwehren sollten. Merkwürdigerweise tragen diese Hausköpfe und „Kleiekotzer“ eher hausbackene, freundliche, denn dämonische, abschreckende Züge.

²⁾ Der Hortus deliciarum ist ein Erbauungsbuch, das die Äbtissin des Klosters St. Odilien im Elsaß, Herad von Landsberg, um 1190 verfaßt hat.

³⁾ Die Mühle wurde dem Museum vom Straßenbauamt Offenburg geschenkt. Leider hat der Vorbesitzer den „Kleiekotzer“ vor dem Abgang der Mühle veräußert, so daß wir uns mit einer Nachbildung begnügen müssen.

Innenansicht der Mühle.



Die andere Überlieferung besagt, daß ein Bürgermeister von Langenordnach namens Straub als erster „Kleiekotzer“ angefertigt haben soll.

Bei der Stampfe werden zwei Stößel durch Arme, die in den Wellbaum eingelassen sind, hochgehoben und dann fallen gelassen. Sie diente noch vor wenigen Jahren zum Stampfen der Gerste.

Beachtenswert ist die Dachbedeckung der Mühle. Mit ihr werden die zwei Deckungsarten vorgeführt, die bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts im Schwarzwald üblich waren: das ältere Ähren- oder Wirrstrohdach, das immer auf die steileren Walme, so auch bei unserer Mühle, aufgebracht wurde, und das jüngere Schaubendach, das im Unterschied zum Ährendach obenauf gebündelt und gleichsam gestrahlt erscheint.

Eine große wirtschaftliche Bedeutung kam in der Vergangenheit dem unscheinbaren Back- und Brennhäusle zu. Der Backofen diente nicht allein dem Brotbacken. In ihm standen Hürden mit Äpfeln, Birnen, Zwetschgen, Rübenschnitzeln und Kohlblättern. Ferner wurde er zum Rösten des Hanfes gebraucht.

Die Brennvorrichtung ist alt. Das hier gebrannte „Chriesewasser“ wurde in großen Mengen nach Straßburg verkauft.

Dieses Häuschen ist, wie bereits erwähnt, noch Altbestand des ehemaligen Hofgutes „Vogtsbauernhof“.

Hochinteressant und nicht alltäglich ist die Sägemühle, von den Schwarzwäldern „Klopf-“ und „Plotzsägi“ geheißen. Technisch gesehen ist sie die „Großmutter“ unserer heutigen Gattersäge. Sie ist eine der ältesten Maschinen des Abendlandes, die bereits Villard de Honnecourt beachtenswert gefunden hat, denn er hat sie in einer Zeichnung um 1245 festgehalten.

Ihr Einblattgatter wird durch Zapfen, die im Wellbaum stecken, um die Schnitthöhe hochgeschlagen. Von oben „plotzt“ dann das Gatter durch sein Gewicht in seine Ausgangslage zurück, schneidet das Holz und erzeugt dabei das klopfende oder „plotzende“ Gerumpel. Zugleich wird der Baumstamm, der zersägt werden soll, gegen das Sägeblatt geschoben (Abb. 13).

Unsere „Klopf“- oder „Plotzsägi“ war bis 1964 auf dem Willmershof in Schwärzenbach in Betrieb. Sie wurde dort 1673 erbaut.

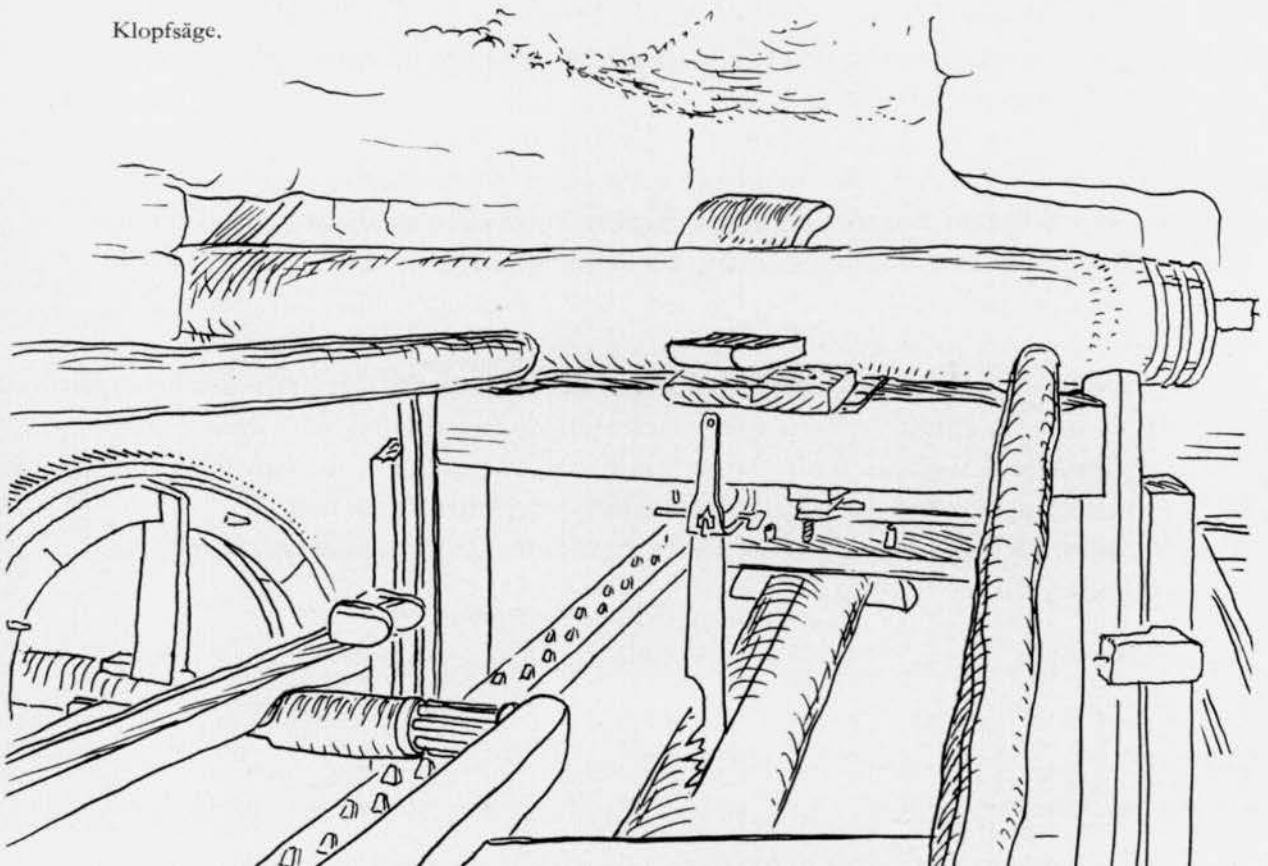
Unterhalb des Leibgedinghäusles findet der Besucher ein weiteres technisches Denkmal, eine Hanfreibe. Mit ihr wurde der Hanf nach dem Entsaamen, Entknoten und Rösten gebrochen. Sie besteht aus einem Reibbett, einem runden Sandsteinblock von 2,4 m Durchmesser und einem Reibstein, der als granitene Walze in der Form eines Kegelstumpfes auf dem Reibbett abrollt. Der Antrieb erfolgt durch ein Wasserrad, dessen senkrechte Drehbewegung durch ein Stockgetriebe (Ritzel) in eine waagerechte, langsamer verlaufende Drehbewegung umgesetzt wird (Abb. 14).

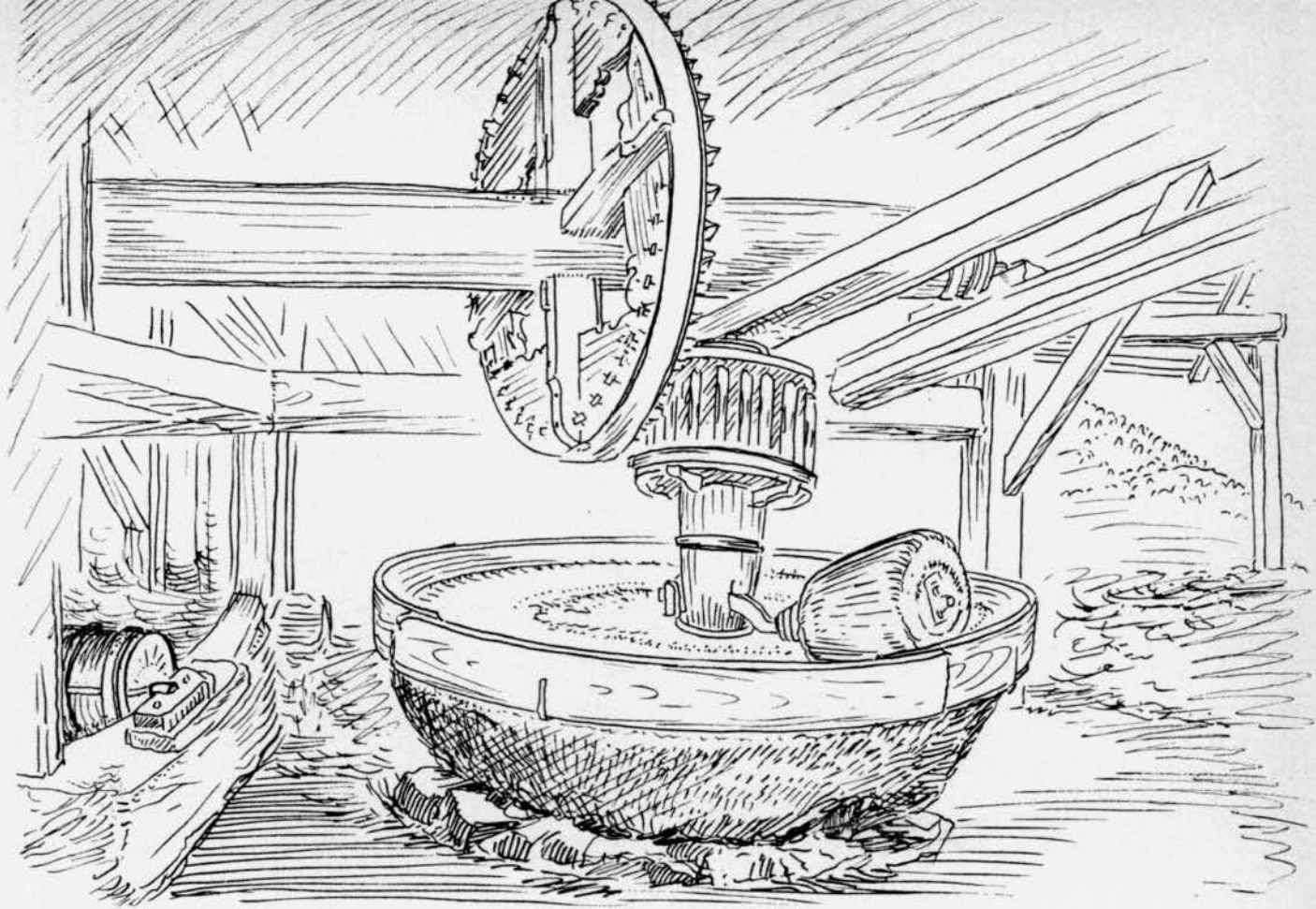
Die Hanfreibe ist verbunden mit einer Stampfe. Sie stand im nahegelegenen Steinach.

Endlich sei auf den Bienen-Freiständer mit den „alemannischen Rümpfen“ und auf die Grenzsteine aufmerksam gemacht.

Ein Grenzstein steht zwischen dem „Vogtsbauernhof“ und dem Leibgedinghäusle. Er deutet zeichenhaft die Grenze an zwischen dem evangelischen Württemberg mit dem „Vogtsbauernhof“ und dem katholischen Fürstenberg mit dem

Klopfsäge.





Hanfreibe.

Leibgedinghäusle und damit die Scheide zweier Kulturkreise, die sich so eindrucksvoll am Äußeren und in den Stuben dieser beiden Bauten zum Ausdruck bringen.

Der zweite Grenzstein, der bei der Hanfreibe steht, bezeichnet die Grenze zwischen den Gebieten der Herzoge von Württemberg und der Edelfreien von Falkenstein, die im Bereich des Gutacher Hauses begütert waren.

Damit ist unser Gang durch das Museum beendet. Er sollte nur einen Überblick geben. Die reiche Ausstattung der Einzelbauten konnte nur angedeutet bzw. gestreift werden. Ein Besuch des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ wird daher dringend empfohlen. Er ermöglicht, etwas Ländliches zu erleben und vermittelt ein anschauliches Bild von der Lebens- und Arbeitswelt der alten Wäldler. Die Begegnung mit der Vergangenheit mag den Besucher dabei anregen, Vergleiche anzustellen zwischen unserer und der „guten alten Zeit“. Das Museum ist ferner ein Ort der Entspannung und der Unterhaltung und empfiehlt sich als Ziel einer Wanderung in seiner schönen Umgebung. Zwei gut geführte Gaststätten am Rande des Museums sorgen für leibliche Erfrischung. So fehlt es nicht an Erfolg und Wiederhall (1969: 139000 Besucher), und das ist erfreulich, wo die kulturellen Aufgaben so klar auf der Hand liegen.

Schrifttum:

Schilli H., Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald. (Museumsführer)

Die Zeichnungen fertigten H. Richter, Herford i. W., und H. Schilli, Freiburg i. Br., zum Teil sind sie dem Museumsführer entnommen.



Eingangsgebäude zum Triberger Heimatmuseum mit Sgraffitowand von Viktor Mezger, Überlingen.

Tribergs Heimatmuseum — mehr als nur eine Augenschau

von Günter Krusche

Das Triberger Heimatmuseum dürfte unter den bundesdeutschen Museen dieser Art das besuchteste sein. Rund 130 000 Gäste pro Jahr durchwandern die vielen Räume. Es braucht keine Zuschüsse, sondern wirft sogar Rendite ab. Sie wird in beachtlichen Neuerwerbungen, für bauliche Ausgestaltungen, Ankäufe und fürs Archiv verwendet, um die Anziehungskraft weiter zu steigern. Dazu gehört der 1969 unter erheblichen Schwierigkeiten angelegte unterirdische Bergwerksstollen. Er ist rund 30 m lang, mit Holz und Stempeln zum Teil fachgerecht verbaut. In Wandvitruinen beherbergt er eine Stein- und Mineraliensammlung, speziell auf den Schwarzwald abgestimmt. Sie wurde von einem Kinzigtäler Sammler erworben.

Besitzer des Museums ist der 1841 gegründete Gewerbeverein, heute Heimat- und Gewerbeverein. Ein großer Ausstellungsraum, in welchem nur Mitglieder ihre Verkaufsstände haben, zumeist mit Andenken und speziellen Schwarzwaldprodukten gefüllt, erfreut sich steigender Umsätze. Den Mitgliedern des Vereins (Jahresbeitrag 5,— DM) steht kostenlos eine reichhaltige Bibliothek zur Ver-



Schwarzwälder Dorfkapelle, ein Orchestrion mit beweglichen Figuren, das Ernst Blessing, Unterkirnach, 1934 eigens für das Museum schuf.

fügung, deren vielseitiger Bücherbestand laufend ergänzt wird. Alljährlich stattfindende Studienreisen im In- und ins benachbarte Ausland werden für die Mitglieder durchgeführt. Der Verein unterstützt diese Exkursionen durch beträchtliche Zuschüsse. Gilt es Triberger Wohlfahrtseinrichtungen zu unterhalten, Unternehmungen heimatgeschichtlicher Art zu fördern, hilft der Verein durch Darlehen oder Spenden. Er ist also dank seines florierenden Museums eine „Gutleute-Vereinigung“ bester Prägung, welche auch die Herausgabe der umfangreichen, reich illustrierten „Geschichte der Stadt Triberg“ (von Wilhelm Maier und Karl Lienhard) finanzierte.

Im Triberger Heimatmuseum werden nicht nur die Augen, sondern auch die Ohren beschäftigt; denn es singt und klingt in vielen Räumen. Orgel- und Flötenuhren der alten Uhrenbauer lassen auf Wunsch ihre Weisen ertönen, Singvogel-dosen und -käfige zwitschern mit ihren Gefiederten, „Pfeiferfiguren“ entzücken besonders die vielen ausländischen Besucher. Drehorgeln aus den klassischen Waldkircher Werkstätten können tönend bewegt werden, und die vielen alten Orchestrien werden mit Wonne in Betrieb gesetzt. Auf Orchestrien aller Prägungen ist das Museum spezialisiert. Nicht selten, daß gerade die Ladies aus den USA und Kanada, ganze Reisegesellschaften die Räume durchfluten, Vertreterinnen technisch perfektionierter Länder, in Begeisterung geraten, wenn es klingt. Läßt die „Schwarzwälder Dorfkapelle“, ein Orchestrion mit lebensgroßen, beweglichen Figuren, ihre altväterlichen Weisen erklingen, fangen manche der Damen spontan an zu schunkeln oder tanzen gar. Kenner lauschen gern dem „Welte-Mignon“,

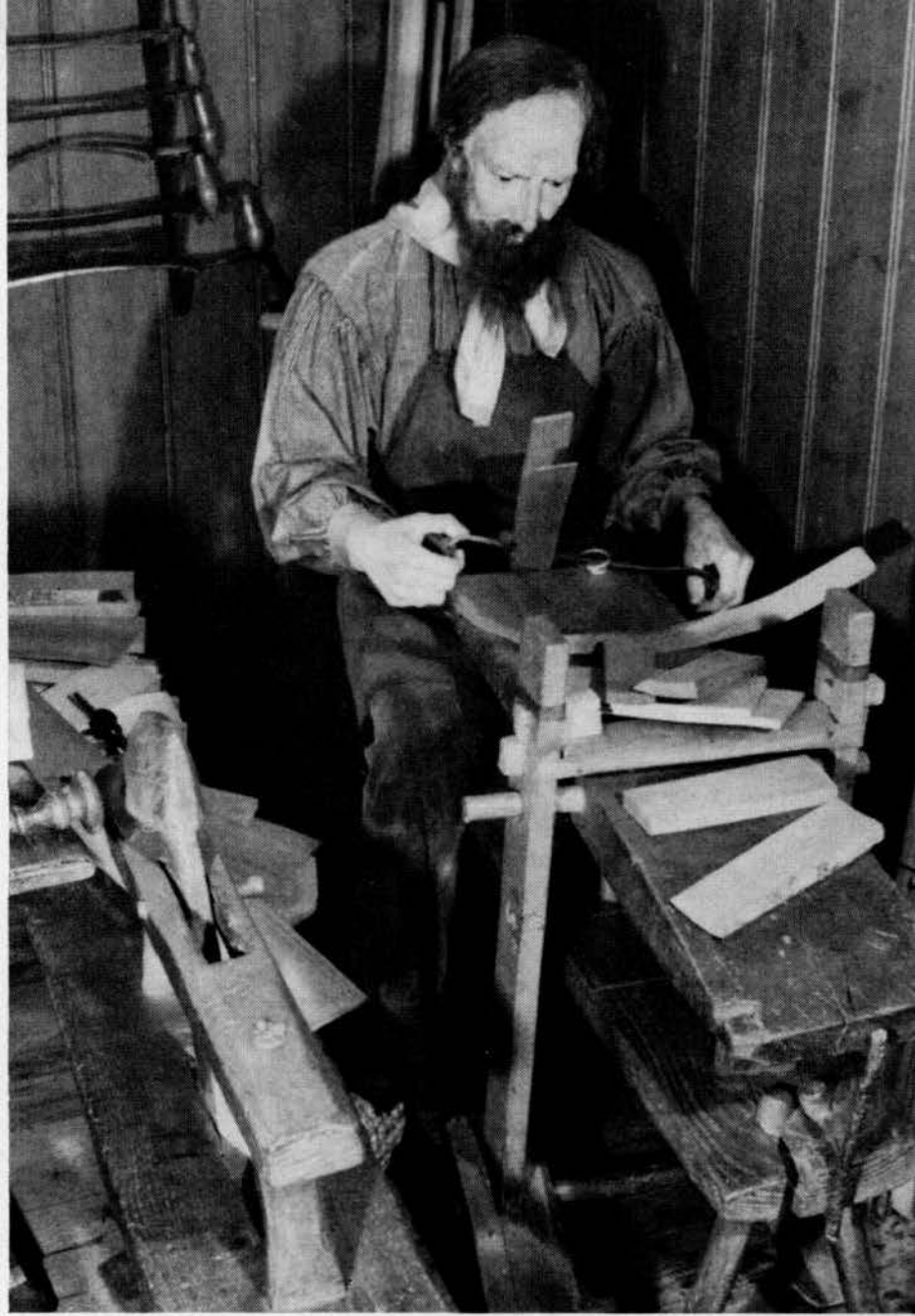


Triberger Uhrenträger
mit der Krätze auf dem Rücken,
Schaufenster und Musterkoffer des
Uhrenangebotes.

einem pneumatischen Klavier, das einst unsern Vätern aus der Vor-Radiozeit Konzertgenüsse in die gute Stube zauberte. Pianisten von Rang, die breiten Papierbänder tragen ihre Autogramme, spielten für die Herstellerfirma Welte in Vöhrenbach-Freiburg, die schon ab 1866 eine Filiale in New York besaß. Die Wiedergabe klassischer Musik durchs „Welte-Mignon“ ist so vorzüglich, daß moderne Schallplattenfirmen Aufnahmen schnitten. Kein Wunder, daß Film, Fernsehen, der Hörfunk (Schulfunk) fast aller deutschen Sender die klingenden und sich bewegenden Schätze des Museums schon besuchten und immer wieder Neues entdecken. Buchautoren und Illustrationsfotografen studieren die Ausstellungsstücke und sezieren sie in Zeitschriften und Fachpublikationen. Nicht vergessen sei das in langer Arbeit der Natur nachgestaltete kurven- und tunnelreiche Teilstück der Schwarzwaldbahn um Triberg mit der genialen Kehrtunnel-Lösung Robert Gerwigs, Vorbild für viele Gebirgsbahnen danach (1873). Rasselnd durchfahren elektrisch gesteuerte Minizüge nach Geldeinwurf Kurven, Kehren, Tunnels und den Bahnhof Triberg.

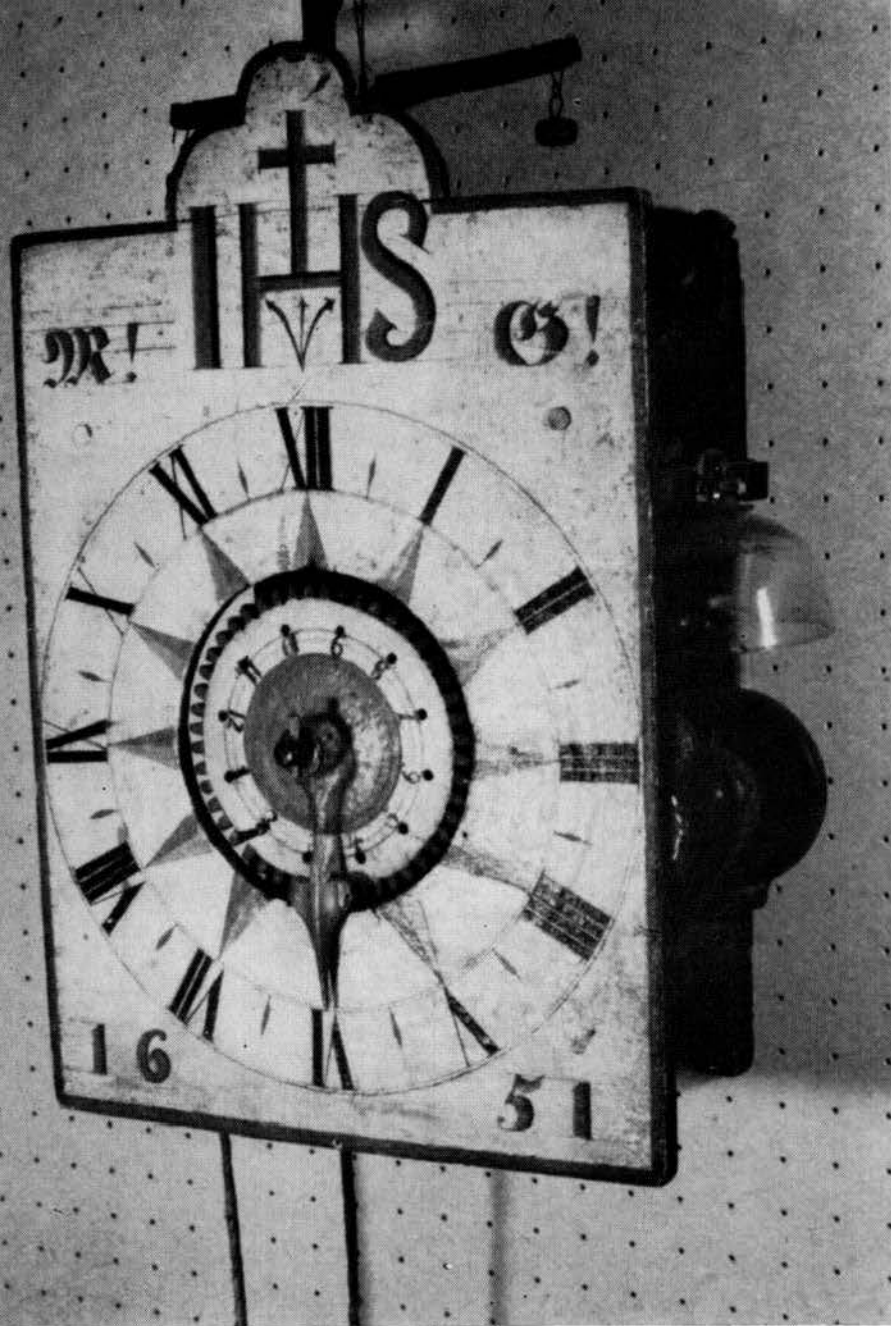
„Schnefler“ beim Schindelmachen am „Schnittesel“.

Die Schneflerei, Herstellung von allen nur erdenklichen Dingen aus Holz, hielt sich am längsten in Bernau am Feldberg. Zuletzt wurden meistens nur nette Andenken gefertigt. Auch die Schindelmacherei ist am Aussterben. Begrüßenswert, daß die Staatlichen Forstämter bei ihren Waldarbeiterhäusern um Triberg, besonders im Rohrhardsberggebiet, dem silbergrauen Schindeldach, das so recht zur Schwarzwaldlandschaft paßt, die Treue halten.



Das Museum, das von Mitte Mai bis Mitte Oktober durchweg von 8 bis 18 Uhr, die übrige Zeit von 9 bis 12 und 14 bis 17 Uhr geöffnet ist, entstand aus den kargen Schätzen eines Bezirksmuseums. Es war im formschönen Fachwerkhaus des „Mesnerhäusles“ an der Wallfahrtskirche untergebracht. Als man es 1914 für seine Museumsaufgabe herrichtete, stieß die Spitzhacke eines Arbeiters beim Lupfen der Türschwelle auf einen großen, irdenen Hafen. Er war mit 594 Silbermünzen zweier Jahrhunderte gefüllt. Noch heute ist es unbekannt, wer diesen Schatz einst verbarg. Eine Auswahl der Münzen ist in einer Glasvitrine im Eingangsraum des Museums zu besichtigen.

Daß Tribergs Heimat- und Gewerbeverein das Museum besitzt, verdankt es Hermann Schwer, dem Begründer der modernen weltbekannten SABA-Werke in Villingen. Er gab ihnen, aus der Enge des Triberger Tales in die Weite der Baar geführt, die Möglichkeit großartiger Entwicklung, nachdem schon seine Vorfahren in Triberg die „Schwarzwälder Apparate Bau Anstalt“ aber auf anderer Produk-



Diese Waag-Uhr von 1651 mit Glasglockenschlag und Holzräderwerk dürfte die älteste des Museums sein. Das auffallende Zifferblatt mit nur einem Stundenzeiger fixiert die Zeitangabe durch römische Ziffern. Das bekannte IHS-Zeichen, fast altarmäßig im Uhrenschild-Kopf untergebracht, ist von M G-Buchstaben flankiert. „Seligmacherzeichen“ und „Mit-Gott“-Losung zeugen vom frommen Sinn des wohlhabenden Auftraggebers, der wahrscheinlich diesen Zeitmesser als Hochzeitsgabe schaffen ließ.

tionsbasis betrieben. Die Ehrenwand im Eingangsraum erinnert in Text und Bildern an den großherzigen Stifter und seine ums Museum besorgte Frau.

Wo immer Holz sich bietet, angefangen von den Eingangstüren über Balken, Treppen und Nischen, war Carl Josef Fortwänglers Schnitzmesser am Werk. Sein Vater machte aus dem weit verbreiteten Schwarzwaldnamen Furtwängler eine „o“-Abart, weil er nach England fortzog. Dem eigenwilligen Meister, der sich nie wiederholt, ist zusätzlich eine „Fortwänglerstube“ gewidmet. Auch Tribergs sehenswerter Rathaussaal ist ein Werk Fortwänglers, des Schnitzersepp. Die Eingangshalle ist auch Hauptversammlungsort der wichtigsten Orchestrien und mannigfaltig gefüllter Vitrinen. Nicht zu übersehen die Fülle der farbenfreudigen Schwarzwaldtrachten in lebensgroßen Figuren oder Puppen zu Brauchtumsgruppen zusammengestellt. Nicht zu übersehen das Hasemann-Gemälde (Kopie) „Triberger Wallfahrt“, das Trachten- und Wallfahrtsgeschichte von „Maria in der Tanne“ in sich vereinigt. Ein Nebenraum bringt die alte Kunst des Strohflechtens in Erinnerung,

Strohflechterin. Die Flechterei, aus Italien übernommen und durch Obervogt Huber (1785—1816) in Tribergs Landschaft besonders gefördert, lebte in Heimarbeit und Handarbeitsunterricht in den Schulen bis um die Jahrhundertwende und darüber hinaus in den Dörfern. Robert Gerwigs Uhrmacherschule in Furtwangen (1850) sorgte als „Mädchen für alles“ durch Prämierungen von im Schwarzwald erzeugtem Flechtstroh, Flechtware und Veranstaltung von Ausstellungen, daß die Flechterei lange lebendig blieb. Noch heute gibt es als beliebte Andenken Strohflechtwaren.



die einst neben Uhren-, Löffel- und Glasherstellung zur Frühindustrie des Schwarzwaldes zählte. Geschmackvolle Steingutwaren aus Hornberg, Zell am Harmersbach und Tennenbronn fehlen nicht. Der Deckenfries zeigt in realistischen Darstellungen markante Szenen aus der Schwarzwaldgeschichte (Kelten roden Wald, Römerinvasion, Bau von Klöstern durch Benediktiner auf dem Schwarzwald, Köhlerei, Entstehung von Tribergs Wallfahrt „Maria in der Tanne“, Flößer auf Wolfach und Kinzig, alte Postkutsche auf Paßfahrt, erster Personenzug der Schwarzwaldbahn auf Tribergs Bahnhof, Frachtfuhrwerk in strengem Winter, Holzfäller, alte Bauernsäge im Hinterprechtal, Langholzfuhrwerke, „Holländer“ genannt, weil die stattlichsten Stämme nach Holland gefloßt wurden. Inneres einer alten Sägemühle, Schnefler, Glasbläser, Löffelschmiede, altes Eisenhammerwerk und moderne Technik).

Zu einer „Stubengadde“ führt, nachdem man eine Schneflerwerkstatt besichtigen konnte, eine Stiege hoch. Diese Bauernschlafstube birgt außer dem üblichen



Uhrmacherwerkstätte um 1800 mit zahlreichen alten Werkzeugen. Rechts an der Wand Schneereifen verschiedener Formen, Schi und Schibindungen.

Mobiliar um 1800 kleine Kostbarkeiten, so alte Liebesbriefe, wahre Wunder an Geduld, Scherenschnitt-Technik und Schreibkunst. Direkt darunter breitet sich die historische Uhrenmacherwerkstatt. Daß sich hier, wie auch anderwärts, Hinterglasmalereien und frühe Erzeugnisse aus des Schwarzwalds Wintersportentwicklung ein Stelldichein geben, sei hervorgehoben. Zu beachten ist die aufschiebbare Deckenlucke. Durch sie ließ man im Winter die warme Werkstattluft zur Schlafstube, Zeichen altväterlicher Sparsamkeit trotz Holzreichtums. Der folgende Uhrensaal erdrückt den Besucher nicht durch Überfülle, gibt ihm aber wohldosiert eine Entwicklungsschau der Schwarzwalduhr. Der bebilderte „Begleiter durch die Schätze des Triberger Heimatmuseums“ erläutert die einzelnen Uhren wie auch vieles andere aus dem Museum in Erzählform. Eine Treppe tiefer landet man bei Tribergs Geschichte mit interessanten Urkunden und Büchern, Ausgrabungsfunden von Tribergs Burghügel, den Traditionsmasken der Fasnet: Teufel, Spättle, Federschnabel und alten Bildern. Das wertvollste ist ein Original von Carl Ludwig Frommel (1789—1863), dem späteren Karlsruher Galeriedirektor. Er besuchte 1812 erstmals Triberg und seine erst 1810 durch Obervogt Huber zugänglich gemachten Wasserfälle. Das Aquarell, welches das alte Triberg vor dem Stadtbrande von 1826 zeigt, schwelgt als typische Vedute in Einzelheiten. Alte gußeiserne Ofenplatten, aus der Zeit der „Bibelöfen“, stammen zumeist aus dem schon erwähnten „Mesnerhäusle“. Verschiedene Heiligenfiguren, alte Arbeiten, ihre Schöpfer sind zum Teil bekannt, der letzte Hauptmann der Bürgerwehr und das Alt-Triberg-Diorama, vervollständigen die Zeugen der Ortsgeschichte. Nicht zu

Stuhllehne, gestaltet vom „Schnitzersepp“.



übersehen das Richtschwert der Triberger Henker mit seinen Gravierungen Rad und Galgen. Die Wasserfallstadt besitzt übrigens eine gute Fußstunde entfernt noch den Galgen in 1000 m Höhe an der „Fuchsfalle“. Immer wieder Interesse finden nach Durchwanderung des holzgeschnitzten Sitzungssaales (Fortwängler) die im nächsten Raum in Tischvitrinen ausgebreiteten Urkunden aus der Zeit der Vorbereitung und des Baues der Schwarzwaldbahn. Ausgestellt ist nur eine Auswahl, im Archiv gibt es mehr davon. Dazwischen alte Lampen fast antiker Form, wie sie die Mineure, meist Italiener, beim Bau der Tunnel in die Stollen mitnahmen. Es sind Öllampen, die Dochtzwickler fehlen nicht, die Messinghahnen zeigen noch wirkliche Hühnerhof-Hahnenformen. Im nächsten Raum lenkt das schon erwähnte Schwarzwaldbahn-Panorama mit den Elektrozügen die Blicke auf sich. Erwähnenswert auch die großflächige Holzbildhauerarbeit „Felstransport“, in dessen Nähe der Eingang zum eingangs erwähnten Bergwerkstollen liegt. An-

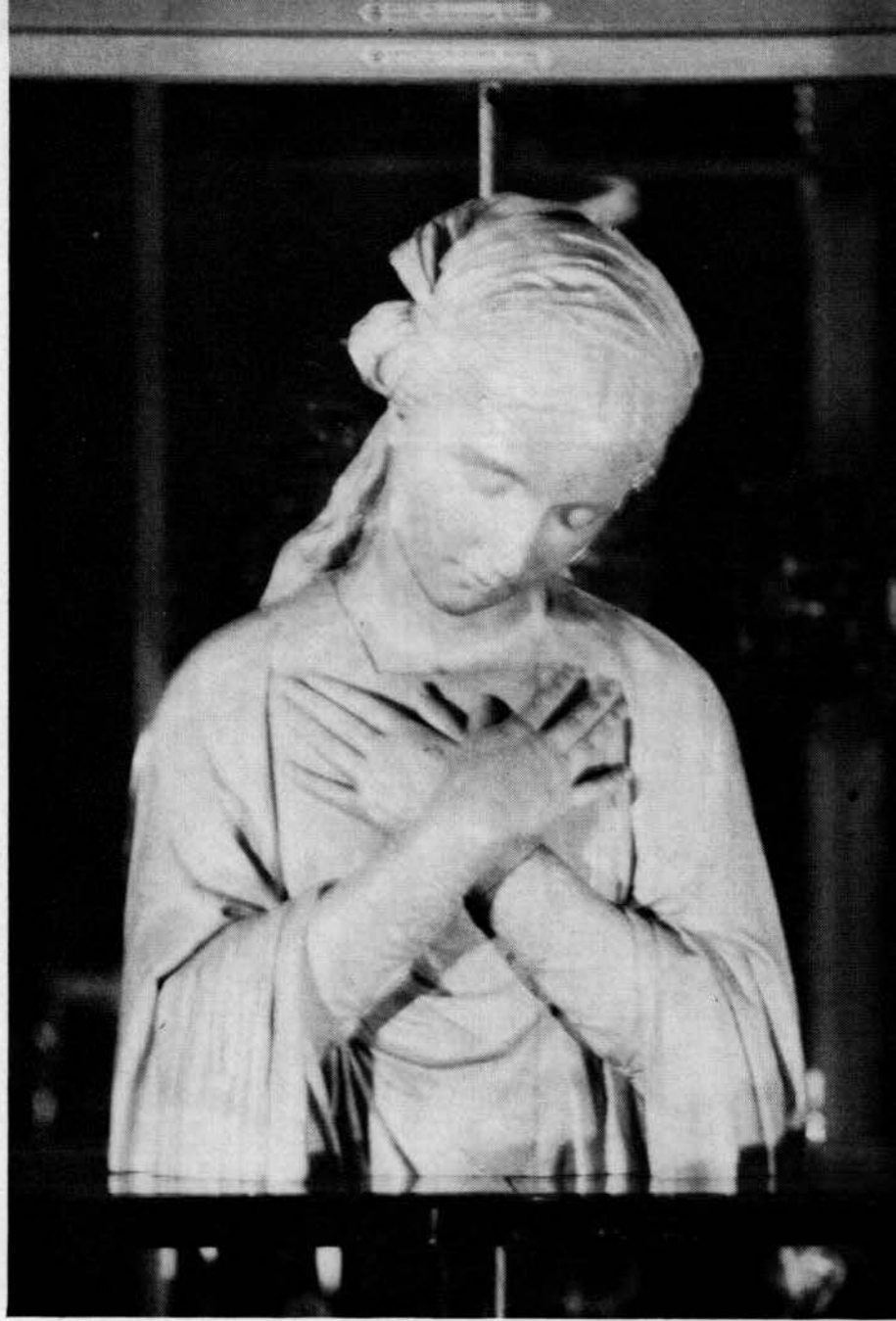


Alt-Tryberger Tracht. Der Strohzyylinder wird weit über Triberg selbst hinaus in örtlichen Variationen in den Trachtengruppen noch heute getragen.

geragt zu ihr wurde der Schnitzersepp durch den schwierigen Transport des mächtigen Granitfindlings von der hohen Wasserlewaldlandschaft zum tiefliegenden Bahnhof, wo er zum Bau des Gerwigdenkmals verwendet wurde. In Seitenräumen ist eine Feilhauerwerkstatt vergangener Zeiten und das Modell einer Wirtsstube untergebracht. Sie sollte den Wirten Anregungen geben, wie man eine heimelige Schwarzwälder Wirtsstube unter Verwendung des gemütlichen „Österreichofen“ mit seinen Napfkacheln einrichten könnte. An den Wänden die Kopien eines Villingener Ehepaares. Die Originale, 1838 von dem Furtwanger Maler Lukas Kirner (1794—1851) geschaffen, befinden sich in einer Privatsammlung in Lenzkirch. Ein Frauenbildnis, von dem „nährischen Maler“ Carl Sandhaas von Haslach signiert, zeigt Adelheid Faller, Löwenwirtin vom Triberger Marktplatz, die drei Ehemänner überlebte.

Nur dem Kenner fallen zwei bescheidene vorgeschichtliche Funde auf, doch wie

„Immaculata“, eine Arbeit des Triberger Schnitzers Josef Kaltenbach, Schüler des berühmten Meisters Matthias Faller, Gutenbach (1709—1791), dem „Wenzinger Kreis“ zugeordnet. Kaltenbach schuf 1788 auch die Türbekrönung am Ausgang der Frauenseite der Triberger Wallfahrtskirche. Unter seinen Schnitzermessern entstand auch der eindrucksvolle, von Wind und Wetter gezeichnete Corpus an der Fensterwand im Tribergsaal des Museums. Er gehörte zu einem alten Flurkreuze an der Hinteren Vogte am Blindensee, trotzte 200 Jahre der Zeit und verschwand spurlos. In einer Bauernscheune wurde er wieder entdeckt und gerettet.



wertvoll sind sie für Tribergs Landschaft! Die beschädigte Steinhacke (Original) aus Amphibolit wurde in 80 cm Tiefe beim Setzen eines Kirschbaumes von Wirt Jakob Aberle vor der Tür der Geutsche-Wirtschaft (950 m) gefunden. Beweis dafür, daß schon der Steinzeitmensch hier zu siedeln versuchte. Einen schönen Steinhammer (Nachbildung) mit bereits bronzezeitlichen Formen fand man bei Erdarbeiten unterhalb des Triberger Bahnhofs. Die Fundumstände, Knochen und Holzkohle in der Umgebung, deuten auf einen Lagerplatz hin, der vielleicht an einem Pfad lag, der vom unteren Kinzigtale die Verbindung zur Baar und umgekehrt suchte. Das Original befindet sich in Triberger Privatbesitz. Dazu kommt noch die Abbildung einer steinzeitlichen Pfeilspitze, die im Gebiet Vogte—Blindensee (1000 m) an der Gemarkungsgrenze Schönwald-Schonach gefunden wurde. Wurde sie im Körper eines in tieferen Lagen waidwund geschossenen Tieres bis zur Höhe getragen oder erstreckte sich das Jagdrevier von Steinzeitjägern bis

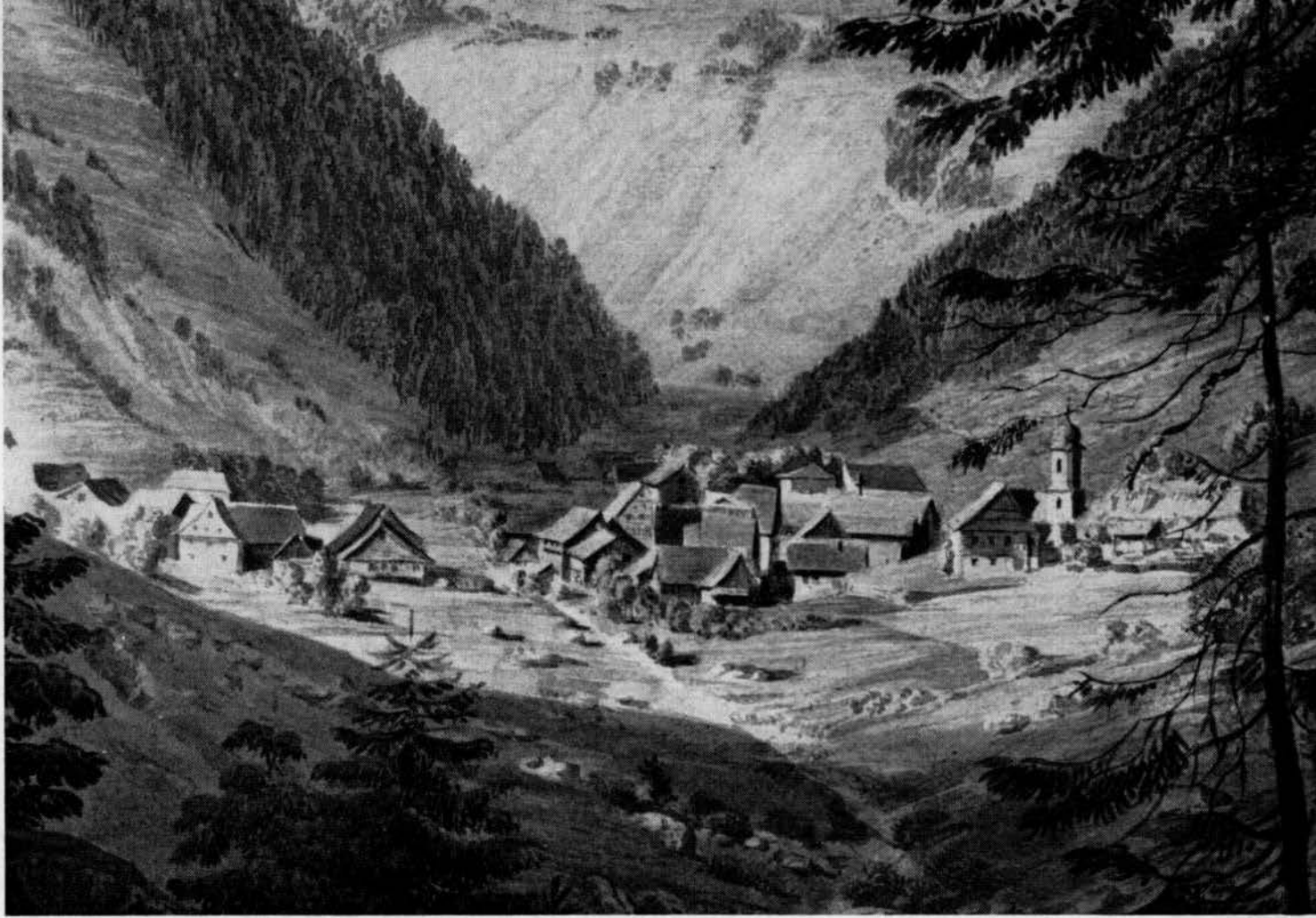


St. Wendelin mit seinem Hirten-Schaukelstock stammt aus den Schuppschen Werkstätten in Villingen. Ursprünglich stand die Figur in der alten Friedhofskapelle am Stadtausgang gegen Hornberg, die bei der Neuplanung der Stadt nach dem Brande von 1826 zwecks Schaffung der Hauptstraße an die felsige Riffhalde verlegt wurde. Beim Bombenangriff auf Tribergs Bahnhof 1945 wurde sie getroffen. Wie durch ein Wunder unzerstört blieb St. Wendelin und die Statue eines unbekanntes Heiligen mit Hirtenstab und romanischer Kirche unterm rechten Arm. Johann Schupp (1631—1713) in Villingen schnitzte auch die prachtvollen Altäre und die Kanzel der Wallfahrtskirche.

hierher? Funde angegebener Art sind für Museen, etwa der Ortenau, Alltäglichkeiten. Für Tribergs Höhenlandschaft aber haben sie Seltenheits- und einen interessanten besiedlungsgeschichtlichen Aussagewert.

Unter den Schauräumen ein umfangreiches Archiv

Nicht der Besucheröffentlichkeit zugänglich, aber doch ein wichtiger Teil des Museums ist das Archiv, das der gute Geist des Museums, Heimatforscher Wilhelm Maier, aufbaute und ordnete. Es enthält so viele alte und neue heimatgeschichtliche Literatur, daß dem Kenner die Augen übergehen. Dazu alte Bilder und Fotos, Zeitungsausschnitte über heimathistorische Spezialgebiete und Nachrichten über alle Orte der alten Herrschaft Triberg. Erwähnt seien das Tagebuch des Triberger Henkers und der gesamte Schriftwechsel des Gewerbe- bzw. Heimat- und Gewerbe-

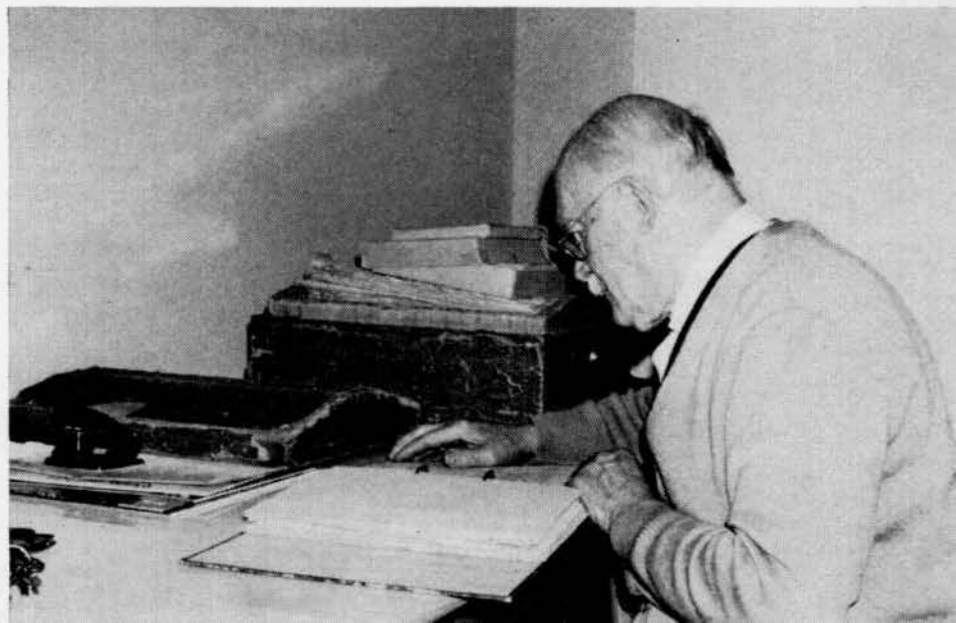


Ausschnitt aus dem Frommel-Aquarell im Tribergsaal. Es wird um 1812 datiert und zeigt das alte Tryberg vor dem Stadtbrande von 1826 vom Wasserfall aus gesehen.

vereins seit 1853. Ferner ist die Manuskript- und Notizensammlung des eifrigen Erforschers der Geschichte der Herrschaft Triberg, Pfarrer Konrad Kaltenbach, der aus Niederwasser stammt und im Stammbaum Heinrich Hansjakobs, den er schuf, seinen Platz hat, vorhanden. Umfangreich sind die Handschriften der „Dorer-Truhe“, des Verfassers der umfangreichen Chronik von Schönwald. Müßig, weitere der vielen Dinge des feuersicher gebauten Kellerraumes aufzuzählen. Ein hohe Ansprüche erfüllendes Foto-Kopiergerät erfaßt alte Originale, an welchen z. B. das Archiv der Wallfahrtskirche reich ist. Heimatforschern steht natürlich diese Sammlung des Museums zur Verfügung. Jedoch wird kein Stück mehr verliehen, schlechte Erfahrungen zwangen leider dazu.

Heimatforscher Wilhelm Maier,
der „gute Geist des Museums“,
bei Studien im Archiv.

Aufnahme: G. Krusche





Ehemaliges Kapuzinerkloster, heute das Hansjakob- und Heimatmuseum Haslach. Der kleinere Bau daneben ist die Loretto-Kapelle.

Das Haslacher Hansjakob- und Heimatmuseum

von Maria Schaettgen

Anlässlich des Trachtenfestes im Jahre 1899, bei dem auch der damalige Großherzog von Baden zugegen war, kam der Gedanke zum erstenmal auf, in Haslach ein Heimatmuseum zu errichten. 1912 war es dann soweit, dank der Initiative von Buchdruckereibesitzer Wilhelm Engelberg und Studienrat Otto Göller. Engelberg war ein unermüdlicher Sammler und sah in der Gründung des Hansjakob- und Heimatmuseums, dessen langjähriger Betreuer er auch war, seine bevorzugteste Lebensaufgabe. Zuerst war das Museum im Fürstenbergerhof untergebracht, wurde dann zwischen den beiden Weltkriegen in das ehemalige Kapuzinerkloster übergeführt. Während des letzten Weltkrieges mußte es geräumt werden. Durch Kriegseinwirkung waren die Räume zum Teil beschädigt und anderen Verwendungszwecken zugeführt und mußten baulich wiederhergestellt werden.

Die Klosteranlagen sind schon an und für sich ein bemerkenswertes geschichtliches Baudenkmal, sind sie doch die einzige noch in ihrem ursprünglichen Zustand erhaltene mittelalterliche Klosteranlage des Kapuzinerordens in ganz Süddeutschland. Graf Christoph von Fürstenberg stiftete das Kloster 1612. Nach seinem

frühen, unvorhergesehenen Tod übernahm sein Sohn Graf Friedrich Rudolf nach seiner Mündigwerdung die Verpflichtung seines Vaters und wurde der Bauherr und Gönner des Kapuzinerklosters. Am 12. November wurde der Grundstein gelegt. Planfertiger war Jakob Spring, der als Pater Vinzenz von Prunthuth den Bau leitete; Maurermeister waren Michael Steiner, der auch zugleich Steinmetz war, und Georg Hofacker aus Wolfach. Michael Steiner verfertigte auch die schöne Wappen- und Widmungstafel über dem Portal der Klosterkirche, die von der guten künstlerischen Fertigkeit des Handwerks in damaliger Zeit zeugt. 1635 war der Bau vollendet; doch schon 1632 zogen die Mönche ein. Innerhalb fünf Jahren fertigte Bruder Adam von Günzburg die drei Barockaltäre sowie die Kanzel in schöner Einlege- und Rocaille-Arbeit an. Immer wieder durch Kriegsgeschehnisse verhindert, konnte Weihbischof Gabriel Haug von Straßburg erst am 5. September 1661 die Klosterkirche sowie die von Graf Maximilian Franz 1657 gestiftete Loretto-Kapelle einweihen. Viele Jahre hindurch war das Kloster wesentlicher Mittelpunkt religiösen und karitativen Lebens im Kinzigtal, und vielfacher Segen ging von ihm aus. Im Zuge der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts, 1803, verstummten auch in Haslach der fromme Gesang und das Gebet der Mönche. Kirche und Kloster wurden vom Fürsten zu Fürstenberg in Besitz genommen. Die Stadt Haslach kaufte 1844 die gesamte Anlage für 3500 Gulden. Zunächst diente sie als Armenhaus. Bis heute ist noch ein Teil der Gebäulichkeiten für Wohnzwecke in Anspruch genommen.

Die Wiedereröffnung des Hansjakob- und Heimatmuseums fand im Sommer

Römische Grabplatte, die in Haslach gefunden wurde. Aufgestellt in der ehemaligen Sakristei des Kapuzinerklosters.



1953 in den baulich wiederhergerichteten Räumen des Klosters statt. Mit viel Liebe und Mühe hat Oberregierungs-Baurat Franz Schmider das Museum wiedererstehen lassen. Ihm haben die Haslacher es zu verdanken, daß sie wieder ein Museum besitzen, das weder ein Raritätenkabinett noch ein Kuriosum ist, sondern im Gezeigten sich die Bedeutung der Entwicklung der Stadt, ihres Handwerks und ihres kulturellen Lebens offenbart. Seiner wissenschaftlichen Exaktheit in der Heimatforschung, seinem starken Willen, gepaart mit Überzeugungskraft, mit großer Liebe zur Heimat und unermüdlicher Ausdauer, ist es gelungen, das Haslacher Hansjakob- und Heimatmuseum zu einem Zentrum zu machen, wie es in dieser Art nur wenige gibt.

In fünf Räume ist das Museum eingeteilt.

1. *Die Sakristei.* Sie bildet den Eingangsraum, und hier ist schon unser Kleinod, das wunderbar erhaltene römische Sandsteinrelief, eine Grabplatte, untergebracht, die schönste nördlich der Alpen aufgedeckte römische Skulptur. Bei Ausgrabung eines Fundamentes wurde sie 1913 mitten in der Stadt ans Tageslicht gefördert. Sie stellt ein römisches Legionärsehepaar dar. Hatte ein Legionär seine Dienstzeit abgetan, so konnte er in die Heimat zurückkehren oder an Ort und Stelle bleiben. Blieb er im fremden Land, dann bekam er ein großes Stück Land zur Verfügung und darauf ein Landhaus, eine sogenannte „Villa“, gebaut (daher der Ortsname „Weiler“). Als Entgelt mußte er dem Heer Brot und Früchte zur Verfügung stellen, daher trägt die Frau das Körbchen mit Früchten, der Mann das Brot, und zum Zeichen der Seßhaftigkeit trägt die Frau noch die Spindel in der Hand. Wie kommt nun solch ein römisches Kunstwerk nach Haslach? Dies macht uns eine Tafel kenntlich, auf der der Verlauf der Römerstraße von Straßburg nach Rottweil aufgezeichnet ist, die der Kinzig entlang mitten durch den Schwarzwald führt. Pinarius Cornelius Clemens eroberte mit seinen Legionen den Schwarzwald im Jahre 75 und 74 nach Christi Geburt. Die strategische Straße, die gleich anfangs des Jahres 74 unter Kaiser Vespasian durch das Kinzigtal erbaut wurde, führte durch den heutigen Stadtbezirk und stellte die kürzeste Verbindung zwischen dem Castell Argentoratum (Straßburg) und dem Castell in Waldmössingen bei Ulm her; also die Verbindung vom Rhein zur Donau. Diese Straße ist bis heute die große Verkehrsstraße geblieben Paris—Straßburg—Ulm—Wien. Auf ihr zog alles Kriegsgeschehen von eh und je durch, brachte unsägliches Leid und Not, aber auch immer wieder den Segen der Aufbaumöglichkeit und des Verdienstes für die Stadt und ihre Bevölkerung mit. Jedenfalls war in Haslach eine kleine römische Siedlung, wie es die anderen Funde noch bestätigen, die in einem Schaukasten untergebracht sind: Stücke von Amphoren, Sigillatascherben, Randstücke eines Fasses, Randstück eines Schultertopfes, Rand mit Schulteransatz eines Schulterkruges mit röhrenförmigem Ausguß, Randstück eines graubraunen Kochtopfes mit Deckelfalz und herzförmigem Profil, Randstück eines gefirnißten rätischen Bechers, ferner Boden und Wandstücke von Näpfen, Töpfen und Tellern (siehe Bad. Fundberichte 20. Jahrg. 1956). In „Weiler“-Fischerbach stieß man auf die Reste eines alten römischen Wachturmes. Davon erzählt eine provinzielle Römer-

Teil eines Saales im Hansjakobmuseum mit dem Bildnis Hansjakobs.



darstellung aus der Mitte der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, die in einer Mühle in Weilerfischerbach eingemauert und hier im Bilde zu sehen ist.

Ein altes Stehkreuz aus Klosterbesitz und zwei Holzschnitte von Professor Otto Laible, Hansjakob und Sandhas darstellend, schmückten noch den Raum. Die Fürsten hatten sich mit dem Bau des Klosters auch ein Erbbegräbnis geschaffen. In einer Fotografie ist die in Stein gehauene Krypta mit den drei großen Zinnsärgen und den Namensschildern zu sehen. Im Mittelgang der Klosterkirche konnte man hinabsteigen und gelangte durch einen Gang zur Krypta unter dem Chor der Kirche. Heute ist der Zugang zugemauert, denn man will die Zinnsärge erhalten.

2. *Der Mönchschor.* Nun kommen wir zum zweiten Raum, dem ehemaligen Mönchschor mit seinem hohen Gewölbe. Zwei Türen führen direkt in die Klosterkirche und dazwischen, jetzt verhangen, gibt ein kleines Fenster den Blick auf den Tabernakel frei. In diesem Raum verrichteten die Mönche ihr Chorgebet, wurden die Novizen an einem hölzernen Altaraufbau in die Liturgie der Messe eingeführt. Diesen Raum, immer geistigen Zwecken dienend, haben wir ganz dem Andenken des Priesters, Volksschriftstellers und Kulturphilosophen Dr. Heinrich Hansjakob geweiht. Frei im Raum, im Blickfeld des eintretenden Besuchers, steht das lebensgroße Bild des Schriftstellers und Stadtpfarrers von St. Martin in Freiburg, wie ihn der Kunstmaler Schmidlin als 73jährigen so lebenswahr dargestellt hat. An drei Wänden wird auf 16 Tafeln das Leben Hansjakobs in Wort und Bild dargestellt. Professor Otto Laible von der Kunstschule in Karlsruhe, auch ein Sohn unserer Stadt, hat verschiedene Bilder gezeichnet, die umrahmt sind vom Text, der den Werken Hansjakobs entnommen ist, so daß der Dichter gewissermaßen selbst hier sein Leben schildert. Einige Bilder sind illustriert von Kurt Liebich, dem Schwarzwalddmaler, der die meisten Bücher Hansjakobs illustriert hat. Die vierte Wand nimmt der altarähnliche Schrankaufbau ein; er verleiht dem Raum den kirchlichen Eindruck, der noch besonders betont wird durch religiöse Altarbilder des 18. Jahr-



Ehemaliges Refektorium des Kapuzinerklosters: Prächtige Plastiken, Möbel und Gemälde. Der Ofen ist das Meisterstück des Hafners Engesser. *Aufnahme: Photo-Grüninger*

hunderts aus der Stadtkirche, gemalt von Johann Markus Hermann aus Rottweil 1786, dem Großvater der Maria Ellenrieder, Konstanz. Das eine stellt St. Sebastian, den Stadt- und Pestpatron, dar, das andere ein Rosenkranzaltarbild; die Madonna mit dem Kind auf dem Arm überreicht dem Karmeliten-General Simon Stock einen Rosenkranz, als Attribut ein Hund mit brennender Fackel, rechts St. Katharina von Siena. Darüber ein großes Kruzifix aus klösterlichem Besitz. Ein „Kensterle“ aus der Barockzeit schmückt den Altaraufbau. Kensterle sind Holzgerahmte Glasschreine, die als Hausaltären in den Bürgerstuben während der kirchlichen Festzeiten aufgestellt wurden. Hier liegt ein in Tüchern und Bändern gewickeltes (gefetschtes) Christkind darin, umgeben von künstlichen Blumen und Früchten und einem kleinen Kreuz. Auf dem Altartisch liegt eine Zeichnung von Carl Sandhas, „Des Menschen Erdenwallen“ betitelt. Sie stellt einen Leichenzug dar. Was aber ganz besonders interessant ist, das ist der Fries. Sämtliche Symbole des Todes wie sie die alten Römer und Griechen, die nordischen Völker kannten und wie das Mittelalter und die Barockzeit den Tod darstellten. Man könnte sagen: Der Mensch ist vom ersten Tag, an dem er aus den Armen Gottes kommt, vom Tode bedroht, bis er durch Engel geleitet wieder in die Arme Gottes zurückfindet. Eine Bronze-Statuette Hansjakobs und seine Wiege vervollständigen die



Ecke im ehemaligen Refektorium. Am Fenster das Selbstporträt des „nährischen“ Malers Carl Sandhaas und Bilder von ihm.

Aufnahme: Photo-Grüniger

Einrichtung dieses Raumes. Vorübergehend hat auch ein Floß hier seine Aufstellung gefunden. Hansjakob schildert ja die Flößer, diese prächtigen Naturmenschen, und ihr gefährliches Handwerk in dem neu herausgegebenen Buch „Waldleute“.

3. Der neben dem Mönchschor gelegene schmale Raum, das ehemalige Pönitarium des Klosters, enthält in einer Reihe Schaukästen und an den Wänden Erinnerungsstücke an Hansjakob und seine Vorfahren, Portraitbilder aus jüngeren und älteren Jahren, Bilder von einzelnen Gestalten aus seinen Werken: Fürst auf Teufelsstein, Theodor der Seifensieder, Graf Magga, Lorenz in den Buchen, Valentin der Nagler, der Schniedermühle u. a. mehr. Daneben hat auch die Hausiererkiste seines Großvaters Xaver Kaltenbach Aufstellung gefunden. Hansjakob hat sie von Freiburger Künstlern und Handwerkern zu einem Bücherschränkchen umgestalten lassen und stellte sie in sein Studierzimmer. Eines Tages läßt er diese alte Tannenhholzkiste erzählen, was sie alles auf den Wegen über die Berge und Höhen, Schluchten und Täler zu den einsamen Gehöften der Schwarzwaldbauern alles erlebt hat auf dem Rücken dieses fleißigen Mannes; es ist eines seiner schönsten Bücher geworden und betitelt sich „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“. Er schildert darin den Schwarzwald in wunderbar eigener Weise sowie die Sitte und das Brauchtum dieser schlichten Menschen von der Geburt bis zum Grabe.



Jakob Gebele, 1601—1675, fürstenbergischer Landschaftsmaler im Kinzigtal. Nach einem Gemälde im Haslacher Museum.

Die weiteren Räume umfassen dann Dinge, die zum eigentlichen Heimatmuseum gehören, vor allem

4. *das Refektorium und der Flur.* Dieser Saal, der einstmalige Speisesaal der Mönche, hat sein eigenes Gepräge. Die schwere Balken- und Bohhlendecke, die fünf an der Längsseite aufgereihten Fenster, die weißgetünchten Wände und der einfache Holzboden entsprechen dem Geiste der Armut, wie er von den Kapuzinern gelebt und gepredigt wurde. An der westlichen Schmalseite, hinter der einst die Klosterküche lag, wurde an der Stelle, an der früher schon der von der Küche geheizte Ofen stand, ein Ofen mit gußeisernen Platten aus den Museumsbeständen aufgebaut. Auf den Platten sind Szenen aus dem Alten und Neuen Testament sowie Wappenbilder dargestellt. Ehedem hatte der alte Museumsofen noch die Aufgabe einer zentralen Heizquelle. In der Decke sind in regelmäßigen Abständen quadratische Öffnungen mit Schieber zu sehen. Über dem Refektorium waren die Schlafzellen der Mönche; verließen nun diese abends ihren geheizten Arbeitsraum, wurden die Schieber geöffnet, und die warme Luft konnte in die oberen Räume strömen.

In dem 80 qm großen Raum sind antike Möbel aus Haslacher Bürgerhäusern zur Aufstellung gekommen, zwei alte Truhen, Spinnräder für Wolle und Flachs, andere Gegenstände der Hanfbearbeitung wie Knittsche, Reibe, Hechel. Dazu kommt noch ein verstellbarer Spanleuchter mit dem dazugehörigen Spanhobel. Die Wände schmücken vier Ölbilder der früheren fürstenbergischen Beamten, des Simon Finckh von Waldstein, der von 1610 bis 1648 Oberamtmann der fürstlichen Verwaltung in Haslach war. Er muß ein wahres Finanzgenie gewesen sein, denn er hatte nicht nur die Finanzen der Fürsten in Ordnung zu halten, er mußte auch die Kontributionen an die durchziehenden Heere leisten, mal waren es die Schweden, mal die Österreicher, und der notleidenden Bevölkerung mit Rat und Tat zur



Erzpriester Jakob Lipp, um 1640—1701, Wohltäter der Stadt Haslach. Gemälde im Haslacher Museum.

Seite stehen; sein Nachfolger im Amt und Schwiegersohn Jakob Gebele, gebürtig 1601 aus Wolfach, gestorben 1675 in Haslach, und dessen ältester Sohn Simon Gebele von Waldstein, geboren 1627, als Amtmann gestorben 1709 in Haslach; seine Frau eine Gräfin Koboldt von Tambach. Vervollständigt wird diese Bilderreihe noch durch das Portrait des Dekans und Erzpriesters Jakob von Lipp, der 1640 bis 1701 in Haslach als Stadtpfarrer residierte. Diese hervorragende Persönlichkeit war der Sohn eines fürstenbergischen Beamten aus Haslach, studierte in Freiburg und Dillingen, wurde Magister und Rektor in Freiburg, von den Fürsten nach Haslach berufen, wirkte er zum Segen der Pfarrei. Er machte mehrere Stiftungen, baute eine kleine Kapelle und schenkte dem Stadtrat einen vergoldeten Pokal, wonach er sich nach stürmischen Sitzungen wieder den Frieden zutrinken sollte. Seinem Wappen begegnen wir auch sonst noch in Haslach wie hier auf dem Bild; so am Pfarrs-Käppele, seiner Stiftung, als Wappenstein und in der Gottesacker-Kapelle an der Empore als holzgeschnittene Wappentafel und da noch mit der päpstlichen Tiara gekrönt. Wegen seiner Verdienste um die Übersetzungen der päpstlichen Rundschreiben in die europäischen Sprachen wurde ihm der Titel eines Protonotars verliehen, und er konnte zu seinem Familienwappen noch die päpstliche Tiara fügen.

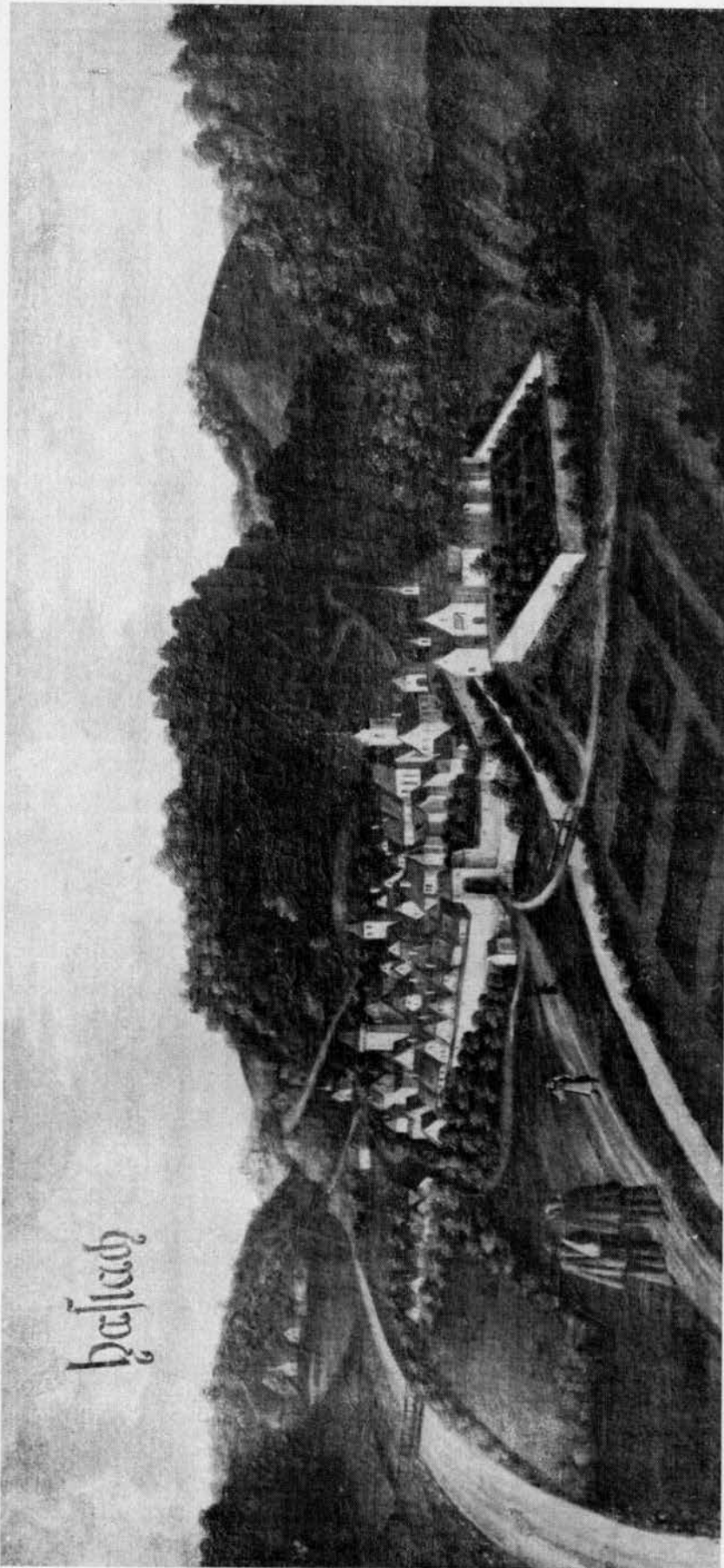
In einer Wandnische hat eine spätgotische geschnitzte Holzplastik, die heilige Katharina mit Rad, ihren Platz gefunden. Geschnitzte Holzfiguren aus der Barockzeit, eine farbig gefaßte Madonna, eine ihrer Fassung beraubte Nepomukstatue, sind auf Konsolen an den Fensterpfeilern aufgestellt. Eine Kreuzigung aus derselben Zeit ist an der östlichen Schmalwand angebracht, darunter auf einer Kommode eine alte Bibel mit schönen Stahlstichen von 1575, gedruckt bei Gerwig Colensium. In einer Glasvitrine neben der Türe können wir die Bürgertracht der Haslacher Frauen, die bis etwa 1900 getragen wurde, betrachten, sowie die verschiedenen Trachtenhauben des Kinzigtals: die barocke Goldhaube der Mühlen-

bacherin, die mit bunten Glasperlen bestickte Haube der Steinacherin und die mit roten Bändern geschmückte der Wolfstätlerin.

In drei Fensternischen sind die bemerkenswertesten Bilder des Haslacher Malers Carl Sandhas aufgehängt, voran sein Selbstbildnis, aus dem die ganze Tragik seines Künstlerlebens spricht, das Schicksal eines von der Welt unverständenen und verkannten Menschen und Künstlers, der allzufrüh in Schwermut versunken und untergegangen ist. Hansjakob hat dieses Malgenie, das die Portraitkunst des 19. Jahrhunderts in Baden wesentlich beeinflußt hat, in einer Meisternovelle in seinen „Wilden Kirschen“ verewigt. Ein Bild, der Brautkauf genannt, verschiedene Trachtenbilder und Portraits sowie die in Glaskästen ausgestellten Skizzenmappen aus Darmstadt geben einen guten Begriff seiner Kunst. Eine weitere Fensternische macht uns mit den Bildern Louis Blums bekannt, der aus einer Haslacher Lehrer- und Künstlerfamilie entstammt. Die fünfte Fensternische enthält volkstümliche Hinterglasmalereien, im Volksmund „Schlitzäugler“ genannt, weil sie die Augen schlitzartig wiedergeben. Wir können sie betrachten von den einfachsten mit bäuerlicher Hand von den Stahlstichen der Bibeln abgemalten, bis zu den künstlerisch frei durchkomponierten Abendmahlsszenen. Den einfachen Schlitzäuglern stand die Farbenpracht näher als die Form, wie dem Volkslied der Melodienreichtum. Zwei reizende kleinere Kensterle im Rokokostil wären noch zu erwähnen. Das eine mit einer in Wachs geformten Madonna, das andere mit einem hl. Josef. Diese Wachsfigürchen fertigten die Wachszieher und Seifensieder an und verkauften sie an kirchlichen Festtagen auf dem Klosterplatz. Auf den tiefen Fensterbänken haben die Zunftladen ihren Platz gefunden. Sie erzählen vom goldenen Boden des Handwerks unserer Stadt. In ihrem Inneren befinden sich die Zunftbücher. Das Museum besitzt das Zunftbuch der Bäcker, mit schönen Initialen versehen. Es beginnt mit dem Jahre 1738; ferner ein Gebot- und Strafbuch der Bäckerzunft 1780; das Zunftbuch der Weber 1821—51; das Zunftbuch der Metzger von 1770 an; ein Meisterbuch der Metzgerzunft von 1750; eine polizeiliche Verordnung des Fürsten Josef von Fürstenberg 1786 für den Handwerkerstand (wunderschön geschrieben) und das Buch der Küferzunft von 1708—1750. Hansjakob hatte diese Bücher sicher gekannt und als Quelle für sein Buch „Meine Madonna“ benutzt, das man ja eine Chronik Althaslachs nennen könnte.

Ferner sind zwei für die Geschichte unserer Stadt sehr bemerkenswerte Gegenstände zu erwähnen. Einmal ein steinerner Brunnenkopf, Nixen darstellend, der in der alten Stadtmauer eingelassen war; zum andern eine schwere Messingkanne mit zwei Ausgüssen, die aus dem ehemaligen Schloßbesitz stammt. Von der Decke hängen zwei alte Wirtsschilder herab, und zwei Straßenlaternen aus Urgroßvaters Zeiten aus Haslach haben hier im Museum einen Platz gefunden; die eine auf einem Wandarm hier im großen Saal, die andere in der Sakristei, den Eingangsraum des Museums beleuchtend.

In dem durch eine Mauer vom Kreuzgang getrennten Flur hängen die Stadtansichten von Haslach, ein alter Stadtplan von 1812, aus dem man die Entstehung der Stadt gut ablesen kann. Sie war nämlich nicht eine Gründung der Zähringer, noch eine der Fürstenberger, sondern sie nahm ihren Anfang vom Kult her. Aqua-



Die Stadt Haslach nach einem Gemälde von 1688, im Museum.



Loretto-Kapelle. Schwarze Madonna.

rellskizzen von Carl Sandhas; ein Ölgemälde: die Stadt Haslach 1688 mit der doppelten Ummauerung, den Tortürmen und dem Befestigungsturm (eine Kopie vom Jahre 1896 von Maler Rudolf Thoma in Haslach nach dem Original im Fürstl. Fürstenbergischen Schloß in Heiligenberg); Portraits früherer Bürgermeister von Haslach von der Hand Carl Sandhasens; eine alte Karte des Fürstl. Fürstenbergischen Gebiets Kinzigtal, dazwischen handwerkliche und kulturell bemerkenswerte Dinge; unter anderem Kleienkotzer aus vor- und nachchristlicher Zeit; die „Geldkatzen“-Lederschläuche, in die die Bauern ihr Bargeld füllten und es sich um den Leib gürteteten; ein geschnitzter Faßriegel, einen Fisch darstellend; einen Küferzirkel, Ofenkacheln mit einem Model für eine Renaissance-Schmuckkachel, Druckmodel für die handwerkliche Stoffdruckerei; schöne schmiedeeiserne Grabkreuze u. a. mehr. Anfang und Ende dieses Ganges ziert je eine hölzerne Plastik; einerseits ein holzgeschnitzter St. Sebastian, andererseits ein St. Michael, als Drachentöter in barocker Auffassung als deutscher Ritter dargestellt. Auf einem Gestell steht ein schönes gotisches Kapitäl aus der Kapelle in der Heidburg, die zum fürstenbergischen Besitz gehörte.

Mit einbezogen in die Besichtigung des Museums und selbst ein kleines Museum sind die Klosterkirche und die Loretto-Kapelle. Die drei Altäre in der Klosterkirche sowie die Kanzel sind in bäuerlichem Barock gehalten. Das wertvolle Hauptaltarbild, eine Aufnahme Mariens in den Himmel, stammt von Matthäus Gundelach, Hofmaler Kaiser Rudolfs II. in Wien. Dieses Bild hat seine eigene Geschichte. Der Stifter dieses Klosters, Graf Christoph II., war Hofmarschall am Kaiserhof in Wien; er beauftragte den Matthäus Gundelach, das Bild zu malen. Es war fertiggestellt, und der Fürst wollte es selbst nach Haslach überbringen; da ließ der Kaiser zum Abschied seines Hofmarschalls ein Turnier abhalten, bei dem Christoph II. tödlich verunglückte. Der Maler malte nun Christoph nachträglich auf das Altarbild. Es ist dies die schwarzbärtige Rittergestalt, die vor dem leeren Sarkophag in der unteren Mitte des Bildes kniet. Die Haslacher nennen ihn den „Schwarzen Mann“ zum Unterschied vom „Steinernen Mann“, dem Grabmonument des Grafen Götz von Fürstenberg in der Stadtkirche. Es ist eines der interessantesten Grabdenkmäler des Frühmittelalters und wird dem Meister Wölfelin von Straßburg zugeschrieben. Der rechte Seitenaltar zeigt das Martyrium des ersten Kapuzinermönchs Fidelis von Sigmaringen aus der Hand des Freskenmalers Jos. Ignaz Wegscheider aus Riedlingen a. D. Das linke Altarbild zeigt uns den Tod des hl. Josef und ist von Johann Georg Hildebrand 1719 aus Wolfach gemalt. Auf diesem Altar steht ein schönes Vesperbild, etwa aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, „Maria im Leid“ genannt. An der südlichen Seitenwand befindet sich das interessante, stilistisch hervorragende Epitaph, von dem Bildhauer Kaspar Dober aus Haslach gefertigt. Es nennt die Namen der drei Fürsten, die in der Krypta unter dem Chor ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Es sind dies: Graf Friedrich Rudolf, gestorben 1655; Maximilian Franz, gestorben 1681, und Prosper Ferdinand, gefallen in der Schlacht bei Landau. Es ist eine große schwarze Holztafel in Barockrahmen, die dem Werk Friedrich Rudolfs gewidmet ist, eine kleinere Tafel steht auf dem Postament der andern Tafel und ist dem Sohne



Der Freihof = das Hansjakobhaus in Haslach.

Friedrichs, Maximilian Franz, geweiht. Bei dieser zweiten Inschrift ist, um Platz zu sparen, ein sogenanntes Chronogramm verwendet, das heißt, es sind solche Wörter gewählt, die die Zahlenbuchstaben $M = 1000$, $D = 500$, $C = 100$, $L = 50$, $X = 10$, $V = 5$ und $I = 1$ enthalten. Werden diese zeilenweise addiert, so erhält man das Todesjahr, das erreichte Lebensalter, die Jahre, Monate und Tage. Kaum wird es nochmal ein Chronogramm dieser Art geben. Überlebensgroße, auf Holz gemalte und ausgesägte Apostelfiguren und zwei Altarbilder, Christus als Weltenheiland und die Jungfrau-Mutter darstellend, schmücken die obere Hälfte der Kirchenwände. Ein Haslacher Maler, Bernhard Melchior Eisemann, ist der Schöpfer dieser guten Darstellungen zwischen 1717 und 1785, für die Kirche in Mühlenbach gemalt. Darunter sind die Stationen eines Kreuzwegs angebracht, der durch seine eigenartige Farbkonzeption auffällt; in allen Stationen immer wieder ein grell aufblitzendes Rot und in den letzten drei Stationen eine eigentümliche graugrüngelbe Leichenfarbe. Außen an der Stirnseite der Klosterkirche befindet sich die schon genannte Wappen- und Widmungstafel. Nun kommen wir noch zur Loretto-Kapelle, wie schon erwähnt, eine Stiftung Maximilians. In der Casa santa steht eine schwarze Madonna, die erst in der Barockzeit bekleidet wurde. Die Predella des Altars, der in einer Loretto-Kapelle immer vor der Casa santa stehen muß, zielt eine gute Verkündigungsszene. Diese Kapelle mit ihrer Madonna ist für die Haslacher ein kleines Heiligtum und die Zuflucht aller Hilfesuchenden geworden, wie es auch Hansjakob erzählt. Hier in dieser kleinen Kapelle hat er seine Jubiläumsmesse in aller Stille gehalten und hat sie renovieren lassen.

Nun kommen wir zum letzten, neu hinzugekommenen Teil des Hansjakobmuseums dem „Freihof“, Hansjakobs Alterssitz, an der Rotkreuzhalde. Seit dem

Rückkauf des Freihofs im Januar 1964 hat sich die Stadt eine weitere Gedächtnisstätte geschaffen. Hansjakob baute sich mit 73 Jahren 1913 noch den Freihof, um sich hier in seinem Jugendparadies, fern von dem Getriebe der großen Welt, in aller Ruhe und Gelassenheit auf den Heimgang zu Gott vorzubereiten. Er hat schon in dem Gedanken, daß dieses Haus einmal eine Erinnerungsstätte werden sollte, sehr großzügig gebaut. Die große Diele mit dem Zugang zur Kapelle macht schon einen imposanten Eindruck. Öffnet man die Flügeltüren der Kapelle und schlägt sie zurück, so ist sie mit der Diele ein großer Raum, der gut 60 Personen an dem Geschehen der hl. Messe teilnehmen läßt. Zwei überlebensgroße Figuren, die kluge und die törichte Jungfrau, wie sie in der Eingangshalle des Freiburger Münsters stehen, und eine Kopie von dem Abendmahl von Schongauer schmücken den Raum. In der Kapelle steht über dem Tabernakel eine spätgotisch geschnitzte Madonna, die er sich von dem Freiburger Bildschnitzer Dettlinger aus dem Backtrog seines Urgroßvaters hat schnitzen lassen. Dieser Madonna hat er ein ganzes Buch gewidmet, und sie darf ihm auch sein Spiegelbild mit all seinen Ecken und Kanten vorhalten. Zwei schöne Glasfenster geben der Kapelle ein stimmungsvolles Licht. Drei weitere Räume sind wieder in den ursprünglichen Zustand, wie zu Hansjakobs Zeiten, versetzt worden. Zuerst seine Bibliothek mit fast 600 Bänden, die neu erfaßt und geordnet sind. Hansjakob hatte seine Bücher in offenen Regalen, die bis zur Decke reichen, jetzt sind sie in einfachen, aber schönen Schränken untergebracht. Als großer Marienverehrer hat er in jedem Zimmer ein schönes Marienbild, so hier die Granduca von Raffael, im Fenster als Glasbild seinen Namenspatron Kaiser Heinrich II. Hier am Fenster, das den Blick zum Herrenberg hat, saß er oftmals lesend und sinnend. Diese Bibliothek läßt uns etwas von der Größe und Spannweite seines Geistes erahnen. Das große Studier- und Arbeitszimmer mit dem großen Tisch, den beiden großen Bildern, der Sixtina und der Disputa von Rafael, zeugen von seiner religiösen Einstellung. Leider ist sein Schreibtisch von den Vinzenzschwestern nach Freiburg in die Karthause gebracht worden, und bis jetzt verlief unsere Bitte um Zurückgabe nach Haslach erfolglos. Dort in der Karthause steht er ohne jeden Zusammenhang, denn er paßt nicht zu den Möbeln, und ein passender Schreibtisch ist sowieso schon vorhanden. Hansjakob hat diesen großen Schreibtisch vom Pfarrhaus in Freiburg mit hierher gebracht und hier seine letzten Bücher „Feierabend“ und „Gespräche über den Weltkrieg mit den Fischen auf dem Meeresgrund“ und auch seine letzten Briefe geschrieben, in denen er für das geschundene und geplagte Volk um besseres Brot und regelmäßige Lebensmittelzuteilung bei den höchsten Behörden Sturm lief. Hasemann und Liebich sowie der Karlsruher Maler Krabbe sind mit kleineren Bildern vertreten. Das Schlafzimmer ist sehr einfach gehalten; neben Bett, Schrank und Kommode noch ein Schrank für die Meßgewänder und die Altarwäsche. Wir sind noch im Besitz sämtlicher Meßgewänder. Ein elfenbeinernes Kruzifix, eine Madonna von Sassoferrato und ein Ölgemälde, Kirche und Pfarrhaus von Hagnau darstellend, schmücken die Wände. Was diesem Raum eine gewisse Feierlichkeit gibt, sind die beiden großen Glasgemälde: das Freiburger Münster mit Münstermadonna und Steinmetzzeichen, dann St. Martin in Freiburg, die Kirche seiner



Arbeitszimmer des Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob in seinem Haus „Freihof“ zu Haslach, das er von Oktober 1913 bis zu seinem Tode, 22. Juni 1916, bewohnte.

Pfarrei mit dem hl. Martin und dem Freiburger Stadtwappen, Geschenke der Stadt Freiburg von den Gebrüdern Geiges. Als dritten Raum treten wir nun in sein Esszimmer, das mit seinen schlichten Möbeln aus einheimischem Holz dem großen Kachelofen und dem schönen Eckschrank eine behagliche Gemütlichkeit ausstrahlt. Hatte Hansjakob Gäste, speiste man am großen Eßtisch, war er mit seiner Schwester allein, was nicht allzuoft vorkam, nahm man am kleinen Tisch mit der Eckbank seine Mahlzeiten ein. Sein Gästebuch nennt uns die Namen der geistigen Prominenz, die dem Kämpfer gegen den Zeitgeist und den Materialismus ihre Aufwartung in seinem schönen Heim machten. Leider waren ihm nur drei kurze Lebensjahre in seinem schönen Heim vergönnt, dann nahm Freund Tod, den er schon lange ersehnte, ihm die Feder aus der Hand. Mehr als 50 Jahre ruht er schon in der Gruft seiner Grabkapelle in „Mariä Ruh“, wie er sie nannte, aber immer noch ist sein Andenken wach und lebendig wie eh und je. Kein Wunder, denn diese Persönlichkeit von eigenem Schnitt, von eigenem unbeirrbarem Denken und scharfer Beobachtungsgabe war seiner Zeit um fast 100 Jahre voraus.

Das Zeller Heimatmuseum

von Thomas Kopp

Das Zeller Heimatmuseum ist im Storchenturm, dem Wahrzeichen der ehemaligen Reichsstadt, untergebracht. Vielleicht sollte man besser nicht von „unterbringen“ reden, denn — und hiermit bezeichnen wir vorweg etwas vom Wesentlichen unseres Museums — der Storchenturm selbst ist ja auch ein Stück davon, was zugleich die Rechtfertigung gibt, einleitend kurz von ihm zu berichten.

Der Turm wird als Teil der gesamten Stadtbefestigung schon im 14. Jahrhundert erwähnt. Disch beschreibt ihn in der „Chronik der Stadt Zell am Harmersbach“ (Seite 194) folgendermaßen: Der Storchenturm „ist von rechteckigem Grundriß und aus Bruchsteinmauerwerk mit Sandsteinquadern an den Ecken erbaut. Das oberste Geschloß zeigt Rundbogenfenster, darüber ein Satteldach mit an den Giebelseiten vorkragendem Abwalmdach. Auf der Südseite in halber Turmhöhe der Reichsadler und die Zahl 1462. Dieser Stein zierte ehemals das Untertor und wurde nach dessen Abbruch hier eingefügt. Auf der Nordseite oben unter dem Rundbogenfenster ebenfalls der Reichsadler und die Zahl 1599.“ Der „Lange Turm“ — so hieß der Storchenturm ursprünglich — sicherte auf über 150 Meter die Südseite der ehemaligen Reichsstadt. Es gab in jenen Zeiten hier kein Tor; durch den Turm führte nur das schmale „Dreibatzenloch“¹⁾. Erst 1907 wurde der Durchgang in seiner heutigen Form geschaffen, weil man eine breite Straße zum neueröffneten Bahnhof Zell der Nebenbahn Biberach-Oberharmersbach brauchte.

Auf einem Absatz der Außenseite des Storchenturms stehen die vier „Schwedenskanonen“; sie wollen an den Dreißigjährigen Krieg erinnern, sind aber zugleich ein schönes Hinweisschild fürs Heimatmuseum, ebenso wie neben dessen Eingangstür das große steinerne Zifferblatt einer Uhr (die einstens an der inneren Giebelseite des Untertors den Einwohnern die Zeit anzeigte).

Gleich im „Empfangsraum des Museums“ wird der Besucher schnell aus der Gegenwart entführt: ein Stein mit der Jahreszahl 1669, alte Straßenlampen, ein Bildstöckle, Ofenplatten berichten von der „guten alten Zeit“. Sie wird dann besonders lebendig in den Handwerksstuben der Zeller Töpfer, Weber, Schuster, Seiler, Küfer, Bäcker, Nagel- und Hufschmiede. Holzpflüge u. a. weisen auf die frühere Bedeutung der Landwirtschaft in Städtle und Tal hin. Recht interessant wird die Herstellung von Wasserleitungsrohren aus Holzstämmen gezeigt. Eine Menge Hausrat beweist, wie die Ahnen sich das Leben praktisch und schön gestalteten. Zu den Kostbarkeiten gehören die kobaltblauen Trinkgefäße, die man in der Nordracher Glasfabrik im weiten, einsamen Wald der Moos herstellte, bedruckte Stoffe usw. Gebastelte Altäre und „Krippele“ veranschaulichen die „Freizeitgestaltung“ früherer Zeiten.

Jeder Besucher unserer Stadt, der an ihr Freude hat, müßte entweder zur Vorbereitung oder zur abschließenden Zusammenfassung d e n Museumsraum besich-

¹⁾ Das „Dreibatzenloch“ wurde seinerzeit zugemauert, im März 1970 aber wieder aufgebrochen und als Fußgängerweg eingerichtet.



Die dunkle Tür links vom Tor = Eingang zum Heimatmuseum. Ein Teil des Museums befindet sich in den Räumen hinter dem Fachwerk, ein weiterer Teil in den einzelnen Stockwerken des Turmes, der bis zu den zwei „Fensterle“ bestiegen werden kann. Links neben der Eingangstüre das Zifferblatt der im Text erwähnten alten Uhr vom abgebrochenen „Unteren Tor“.

Aufnahme: Foto-Müller, Zell a. H.

tigen, in dem das Modell der Reichsstadt Zell aufgestellt ist: es zeigt Anlage und Gesicht des Ortes, Verlauf der Mauern und Gräben, die vier Türme — und eben das „alte Städtle als Ganzes“. Für Schulklassen ein herrlicher Anschauungsunterricht! Volkskundlern und Freunden des Alemannentums werden die Zeller Fasnachtsgestalten unvergeßlich bleiben, besonders in ihrer gezeigten Entwicklung vom Welschkorn- und Schneckenhäuslenarro zum bunten Spielkarten- und Bändelenarro, ebenso die schönen Trachten aus Stadt und Tal und die Zeller Bürgerwehr mit Uniform und Waffen.

Bilder von Emma Heim (Scheffels „Dichterliebe“, wie sie in einer Randbemerkung im Taufbuch genannt wird), Ritter von Buß (der erste parlamentarische Vertreter des Arbeiterschutzes in Deutschland) und Joseph Anton Burger (Begründer der Zeller Keramik) erinnern an bedeutende Persönlichkeiten unserer Stadt.

Und all dies u. v. a. befindet sich — um es nochmals zu betonen — nicht in irgendwelchen „neutralen“ Räumen, sondern in einem alten Turm. Da kann man einen Wehrgang betrachten; an einer Stelle sieht man, wie die Mauern fast 1,5 Meter dick sind. Beim Schauen ins tiefe „Hungerverlies“ und in den Turmkerker mit seinen zwei engen, „fast licht- und luftlosen Zellen“ kommt einem wohl die Erkenntnis, wie die Strafen in der „guten alten Zeit“ doch recht hart waren. Die Daumenschraube läßt die Folter lebendig werden, die „Schandglocke für böse Mäuler“ und die „Halstafel für Obstdiebe“ zeugen von oft drastischem Einschreiten der damaligen Obrigkeit.

Wer dann aber bis ins Turmwärterstüble des 5. Stocks oder gar unmittelbar unters Dach hochgeklettert ist, atmet auf und findet ausgerechnet dort oben — besonders auch an sonnigen Tagen — bei dem herrlichen Rundblick den Weg aus der Vergangenheit zurück in die Gegenwart: Da liegt tief unten das saubere, friedliche Städtle, umrandet von den Bauten der Nachkriegszeit, gebettet ins herrliche Umland der Matten und Äcker, Wälder und Berge.

So kann der Besuch des Zeller Heimatmuseums mit seiner Schau in Vergangenheit und Gegenwart zu einem Erlebnis werden, das lange und tief nachwirkt ...

*

Die im Storchenturm untergebrachte Sammlung hat selbst auch ihre Geschichte:

Während seiner Arbeit an der Zeller Chronik kam Disch der Gedanke, das wertvolle heimatliche Gut, auf das er allerorts stieß, zu sammeln; er richtete damit 1935 in der „Alten Kanzlei“ hinterm Rathaus drei Räume ein. Nach zehnjährigem Bestehen mußte 1945 das gesamte Material des Museums ins Archiv und vor allem — notgedrungen — auf den Rathausspeicher verlagert werden.

Um 1960 kamen Männer, die sich für diesen gehorteten Schatz verantwortlich fühlten — es gab ja im Stadtrat einen „Ausschuß für Heimatpflege“ —, auf die Idee, den leerstehenden, aber zunächst noch völlig verwahrlosten Storchenturm in ein Museum zu verwandeln. Es war ein glücklicher Zufall, daß man damit den bei der Stadt beschäftigten Franz Berger beauftragte, der dann nicht nur die Dreckarbeiten verrichtete (in dem seit 20 Jahren nicht mehr geöffneten Turm lag der Schmutz zum Teil wirklich fast meterhoch!), sondern auch daranging, die

Räume her- und einzurichten und, nachdem es soweit war, das Museum durch unermüdliches Sammeln in Stadt und Tal planmäßig zu erweitern.

Am Sonntag, dem 7. August 1960, konnte das „Neue Museum im Storchenturm“ eröffnet werden; es hat im ersten Jahrzehnt seines Bestehens zahlreiche Einheimische und Gäste, darunter auch viele Schüler, auf die überlieferten Werte der Heimat hingewiesen. Und gar oft glauben wir Zeller unten im Städtle, ihr Ergriffensein zu spüren, wenn das Glöcklein erklingt und uns kündigt: Jetzt sind wieder Museumsbesucher bis unters Dach des Storchenturms vorgedrungen und läuten von dort oben ihr Erlebnis in die Welt zu ihren Füßen hinab . . .

Das Ritterhausmuseum der Stadt Offenburg

von Otto Kähni

Das Museumsgebäude steht in der Ritterstraße, mitten in der Stadt. In der Liste der Denkmalobjekte des Kreises Offenburg wird es als „eines der bedeutendsten und schönsten Gebäude der Stadt“ bezeichnet. Die Straße, deren leichten Biegung die Gebäudefront folgt, trug bis 1824 den Namen „Hundsgasse“. Diese Bezeichnung dürfte im Zusammenhang stehen mit dem mittelhochdeutschen Wort „huntedinc“ (Centgericht). In dieser Hundsgasse kaufte der Reichsschultheiß Franz Georg von *Rieneker*, der 1756—1800 an der Spitze der Reichsstadt Offenburg stand, im Jahre 1775 „ein Haus mit Höfel und Stallung“ und ließ durch den Offenburger Baumeister Mathias Fuchs für sich ein Herrschaftshaus bauen. Der lange zweistöckige Bau mit seinen 17 Fensterachsen trägt klassizistische Formen und ist durch einen dreistöckigen Mittelrisalit gegliedert, der durch einen Dreieckgiebel abgeschlossen ist. Der in die Hofecke eingebaute Turm mit einer Wendeltreppe aus rotem Sandstein, die in schöner Schwingung zum Dachgeschoß hinaufführt, stammt noch aus dem 17. Jahrhundert. Nach Rienekers Tod verkaufte dessen Sohn, Major Georg Freiherr von Rieneker, im Namen der Erben das Haus an den Grafen von Nostiz. Der Verkauf an einen Adeligen wurde damit begründet, ja gewissermaßen entschuldigt, daß sich „ein bürgerliches Gewerbe führender Liebhaber wegen des großen Werthes nie zeigen“ würde.

Gegen Ende des Jahres 1803 zog das Direktorium der Ortenauer Reichsritterschaft, das bis dahin seinen Sitz in Kehl hatte, in das Gebäude ein. In dieser Korporation hatte sich der reichsunmittelbare niedere Adel der Ortenau zusammengeschlossen. Heute noch sind freiherrliche Familien wie von Franckenstein, von Röder, von Neveu und von Schauenburg in unserer Heimat begütert. Die ritter-



Das 1785 erbaute Palais des ehemaligen Reichsschultheißen Franz Georg von Rienecker; 1804—1806 Sitz des Direktoriums der Ortenauer Reichsritterschaft; dann Landgericht bis 1958; seit 1959 das Ritterhausmuseum der Stadt Offenburg.

Klischee: Stadtarchiv Offenburg

schaftliche Residenz dauerte aber nur drei Jahre; denn 1806 wurde auch die Reichsritterschaft mediatisiert, d. h. verlor ihre reichsunmittelbare Stellung. Ihre kleinen Territorien wurden dem badischen Staat einverleibt. Das „Ritter-Corpus“ wurde aufgelöst und das Ritterdirektorium aufgehoben. Der Name „Ritterhaus“ blieb bestehen. Die Hundsgasse erhielt im Zug der Umbenennung der Straßen den Namen „Ritterstraße“.

Einige Jahre später nahm das Gebäude das Revisorat des Oberamts auf; und nach dem Scheitern der badischen Revolution 1848/49, als Offenburg von preußischen Truppen besetzt wurde, diente das Ritterhaus einige Jahre als Kaserne.

Bald interessierte sich die badische Justizverwaltung für das Gebäude. Als fünfte badische Stadt sollte Offenburg Sitz eines großherzoglichen Haus- und Hofgerichtes werden. Bauliche Erweiterungen erwiesen sich als notwendig. Hinter dem Hof wurde ein Neubau erstellt, in dem der Schwurgerichtssaal eingerichtet wurde. Am 1. Oktober 1864 hielt das Haus- und Hofgericht, ab 1879 Badisches Landgericht, seinen Einzug. Um die Büroräume zu vermehren, wurde um die Jahrhundertwende das Dachgeschoß ausgebaut. Über 90 Jahre beherbergte das Ritterhaus das Landgericht. Als der Staat 1957 in der Oststadt ein neues Justizgebäude erstellt hatte, kaufte die Stadt im August 1958 das für die Verwaltung günstig gelegene Haus. In den Räumen des Obergeschosses wurde das Heimatmuseum untergebracht. Der Schwurgerichtssaal eignete sich für die Unterbringung der Jagdtrophäen-Sammlung Cron. Das Erdgeschoß war zunächst der Landespolizei zur Verfügung gestellt worden. Ein Brand, der im Juli 1964 im Westflügel ausbrach, konnte durch den vorbildlichen Einsatz der Feuerwehr eingedämmt werden. Nach den Instandsetzungsarbeiten wurden die meisten Räume des Erdgeschosses dem Städtischen Sozialamt zugewiesen. Der Schuppen unter dem Schwurgerichtssaal wurde in einen feuersicheren Archivraum verwandelt, in dem die städtischen Archivalien endlich den Vorschriften entsprechend gelagert werden können.

Es muß dankbar anerkannt werden, daß Gemeinderat und Stadtverwaltung für diese kulturellen Aufgaben Verständnis zeigten und die Mittel für die Instand-



Carl Frowin Mayer, der Gründer des Museums.

setzung des Ritterhauses zur Verfügung stellten. Die Restaurierung hat der Fassade einen freundlichen Charakter verliehen.

Zur Geschichte der Sammlungen

Die kulturelle Tat der Museumsgründung knüpft sich an die Namen zweier Männer, Carl Frowin Mayer und Casimir Walter. Letzterer war 1876—1901 Ratschreiber der Stadt Offenburg. Neben seinen Geschäften auf dem Rathaus forschte er in den städtischen Archivalien. Er wurde der erste Geschichtsschreiber Offenburgs. Seine wichtigsten Veröffentlichungen sind die „Beiträge zur Geschichte der Stadt Offenburg“ 1880, das Büchlein „Zum 200. Gedenktage der Zerstörung der Reichsstadt Offenburg am 9. Sept. 1689“, „Das Offenburger Judenbad“ und die „Weistümer der Ortenau“. Außerdem hat er eifrig altes Kulturgut gesammelt. 1917 wurde seine Privatsammlung vom Museum erworben.

Der Gründer des Museums ist Kreissekretär C. F. Mayer. 1827 in Tiengen bei Waldshut geboren, besuchte er das Basler Lyceum, war Straßenmeister in fürstlich-fürstenbergischen Diensten zu Donaueschingen und einige Jahre Bürgermeister von Waldshut. 1885 kam er als Kreissekretär nach Offenburg. Schon im badischen Oberland trieb er vorgeschichtliche Denkmalpflege. In Offenburg legte er 1895 zwei alemannische Reihengräber auf dem „Krummer“ frei. Die Schätze seiner Sammlung übergab er der Stadt. So entstand das Offenburger Museum. Er



sammelte jedoch nicht nur heimatliches Kulturgut, sondern auch Mineralien, Tiere und Vögel aus aller Welt und Objekte aus den Kolonien. Die Gründung des Museums wurde im April 1894 durch zwei Sprechsaalartikel im „Ortenauer Boten“ angeregt. Am 11. April 1894 richtete C. F. Mayer an den Gemeinderat die Bitte um Zuweisung eines Raumes zur Aufbewahrung seiner Sammlung. Männer wie Dr. Basler, J. Grimm, Prof. Scheuermann, Walter Clauß, F. Fischer, Beeger und L. Ketterer unterstützten ihn. Bürgermeister Hermann bestellte eine Kommission, in welche außer den genannten Herren auch Stadtrat Monsch und Rentier Pfähler aufgenommen wurden. Nun begann ein eifriges Sammeln. Im Frühjahr 1896 waren zwei Zimmer im 3. Stockwerk des St.-Andreas-Hospitals schon so angefüllt, daß „nicht handgroß Raum mehr übrig“ war. Wiederholt bat der Kustos um mehr Raum und Schränke. Schließlich drohte er mit Bestellung eines Dienstmannes, der das Gesammelte in das Rathaus bringen werde, da seine Wohnung durch Sammlungsgegenstände verstellt sei. Jetzt wies ihm der Gemeinderat den 2. und 3. Stock des Hospitalgebäudes zu. An Pfingsten 1900 fand die Eröffnung des Museums statt. Der Gründer nannte es „Museum für Natur- und Völkerkunde“. In 10 Sälen waren die Abteilungen Mineralien, Zoologie, Vorgeschichte, Altertümer, Schwarzwaldstube und Völkerkunde untergebracht. Von Fremden, besonders Gelehrten, wurde das Museum fleißig besucht, aber den meisten Offenburgern blieb es ein verborgener Schatz. Der Stadtrat erkannte Mayers große Verdienste an und ehrte ihn an Weihnachten 1913 durch Überreichung eines Ölgemäldes, das Herrn Mayer darstellte und den Flur des Museums schmückte, aber durch den Brand 1964 leider zerstört wurde. 1917 legte Mayer die Leitung der Sammlungen nieder. Zwei Jahre später beschloß er sein arbeitsreiches und verdienstvolles Leben.

Mayers Nachfolger wurde Dr. Ernst *Batzer*, der auch Casimir Walters Arbeit fortsetzte. Ihm haben die Ortenauer Heimatforschung und das Offenburger Museum sehr viel zu verdanken. Im Alter von 19 Jahren veröffentlichte er schon die Geschichte der St.-Andreas-Kirche und gab eine historisch-kritische Bearbeitung

Der Offenburger Reichsschultheiß
Franz Georg von Rienecker, 1720
bis 1800, war 44 Jahre Reichs-
schultheiß. Gemälde im Museum.
Klischee: Stadtarchiv Offenburg



der Urkunden des Hospitals und der Dekrete der Stadt Offenburg heraus. Ferner verzeichnete er die Schulaufführungen der Offenburger Minoriten und ordnete das grundherrliche Archiv der Freiherren von Franckenstein. Der 1929 in Offenburg tagende Weinbaukongreß war ihm Anlaß zu einer kurzgefaßten Geschichte des St.-Andreas-Hospitals. Anläßlich des 25jährigen Bestehens des Schiller-Gymnasiums schrieb er eine Geschichte der Offenburger Schulen. Maßgebend beteiligt war er an der Gründung des Historischen Vereins für Mittelbaden. Die Schriftleitung des Jahrbuches „Die Ortenau“ lag bis zu seinem Tod in seinen Händen. Groß sind seine Verdienste um die Grimmelshausen-Forschung. Ebenso hat er den aus Offenburg stammenden Kupferstecher Franz Gabriel Fiessinger der Vergessenheit entrissen und der Öffentlichkeit den großen Juristen Josef Kohler nahegebracht. Sämtliche Abteilungen des Museums erfuhren unter ihm eine beachtliche Erweiterung, besonders die heimatgeschichtliche Sammlung. 1925 erfolgte die verwaltungsmäßige Trennung der kulturgeschichtlichen von der naturkundlichen Abteilung, die nun von Prof. Dr. Leier und ab 1933 von Prof. Barleon geleitet wurde. Dr. Batzers letzte Abhandlung war der Aufsatz „Wo lag das Offenburger

Kastell?“, der 1936 in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins erschien. Die „Geschichte der Stadt Offenburg“ sollte seine Arbeit krönen. Da nahm ihm der Tod jäh die Feder aus der Hand. Im August 1938 starb der 56jährige auf einer Ferienreise.

Auch Stadtrat Georg *Monsch* hat sich um das Offenburger Museum sehr verdient gemacht. Fast vier Jahrzehnte vertrat er als Respizient bei der Stadtverwaltung dessen Belange und unterstützte den Kustos mit Rat und Tat. Auch Oberbürgermeister Holler (1921—1934) schenkte den Sammlungen seine Aufmerksamkeit und bestimmte die römischen Münzen.

Eine große Bereicherung erfuhr das Museum durch die fleißige Sammlertätigkeit von Adolf *Siefert*, der mit rührendem Eifer und großem Kunstsinn historische Stiche, Bilder und Literatur zur Geschichte der Ortenau sammelte. Nach seinem Tode wurden sie von der Stadt erworben und schmücken die Räume des Museums.

Aber ein unglücklicher Stern stand über den Sammlungen. Die Enge ließ all das Gute und Schöne nicht zur verdienten Geltung kommen. Außerdem befanden sich die meisten Räume in einem schlechten baulichen Zustand. In dieser Form genügte das Museum den Anforderungen nicht mehr, die an ein solches Institut gestellt werden müssen. Es soll die Bedeutung einer Volksbildungsstätte haben. Von diesem Gedanken durchdrungen, verfolgte der derzeitige Kustos den Plan, die Sammlungen zu einem Heimatmuseum umzubauen, in dem in erster Linie die Geschichte und die Kultur Offenburgs und der engeren Ortenau zum Besucher sprechen. Deshalb mußten die Bestände gesichtet und neu aufgebaut werden, damit auch der Laie ein Bild seiner Heimat gewinnen konnte. Dazu gehörte mehr Raum. Unter den obwaltenden Umständen bot sich nur *ein* Weg: vorläufige Entfernung der gesamten zoologisch-biologischen Abteilung und der Mineralien, soweit sie nicht aus unserer Heimat stammen, und Magazinierung derselben. In diesem Sinne richtete der Kustos im Oktober 1940 an die Stadtverwaltung eine Denkschrift. In anerkennenswerter Weise ging sie auf die Vorschläge trotz der kriegsbedingten Schwierigkeiten ein. Die zur baulichen Instandsetzung notwendigen Mittel wurden außerhalb des Etats zur Verfügung gestellt und der Museums-haushalt zur Anschaffung von Ausstellungsmitteln für 1941 und 1942 erhöht. Die Neuordnungsarbeiten leitete der Pfleger der badischen Museen, Professor Dr. *Rott*. Leider sollte er das schöne Ergebnis seiner Arbeit nicht mehr sehen. Auf die Genesung von einer schweren Krankheit hofften wir vergebens. Oberlaborant Meny vom Landesmuseum Karlsruhe beendete die Arbeiten.

Für die Anschaffung der notwendigen Ausstellungsmittel flossen dem Museum reiche Stiftungen zu. Der Historische Verein für Mittelbaden, die Landkreisselbstverwaltung, das Offenburger Handwerk, mehrere Industrie- und Handelsfirmen sowie Geldinstitute haben zum Teil recht namhafte Summen gestiftet. Große Verdienste um das Heimatmuseum erwarb sich Fabrikant Franz *Walz*. Wiederholt hat er demselben bedeutende Beträge zugewandt und ist damit als hochherziger Förderer in die Geschichte des Offenburger Museums eingegangen. Wie sich einst in der Gründung des St.-Andreas-Hospitals der Gemeinsinn der Offenburger Bürgerschaft offenbarte, so wurde auch die Neuordnung des Museums im Hospi-

talgebäude durch die helfende Tat des Bürgertums unterstützt. Die Neuaufstellungsarbeiten beanspruchten ein volles Jahr. Am 12. Juli 1942 wurde das Offenburger Heimatmuseum in einer schlichten Feierstunde eröffnet. Aber der Luftkrieg, der immer drohendere Formen annahm, zwang bald zur Schließung. Die wertvollsten Objekte mußten in Sicherheit gebracht werden. Und gegen Ende des Jahres 1943 mußte das Museum dem Städtischen Wirtschaftsamt weichen. Das Museumsgut wurde notdürftig zusammengestellt und litt mit den Ausstellungsmitteln sehr unter der unsachgemäßen Behandlung. Erst 1950 wurden die Räume wieder für Museumszwecke zur Verfügung gestellt. Der Wiederaufbau, der im großen und ganzen in derselben Form wie 1942 erfolgte, konnte langsam beginnen. Für die Instandsetzung der Räume und Schränke stellte die Stadtverwaltung Mittel zur Verfügung. Am 22. September 1951 erfolgte anlässlich der 850-Jahr-Feier der Stadt Offenburg in einer Feierstunde die Wiedereröffnung. 1947 war dank den Bemühungen des 1. Beigeordneten R. Moosbrugger und des Bankdirektors Litsch die Jagdtrophäen-Sammlung Cron erworben und vorläufig im Bürgersaal aufgestellt worden. 1958 bot der Kauf des Landgerichtsgebäudes (Ritterhaus) die Möglichkeit, vorteilhaftere Räume zu gewinnen. Der Umzug konnte im Herbst 1959 bewerkstelligt werden. Und nach der Einrichtung des neuen Archivraumes war es möglich, 1966 die im Keller des Schillergymnasiums lagernde naturkundliche Sammlung in sechs Räumen des Westflügels neu einzurichten. Dieser großen Aufgabe unterzog sich Oberstudienrat Irslinger in dankenswerter Weise. Die völkerkundliche Abteilung und die Jagdtrophäen-Sammlung hatten im Schwurgerichtssaal Platz gefunden. Am 3. Oktober 1967 wurde im Rahmen der Oberrheinischen Messe die von Oberstudienrat Linder angeregte Bildergalerie Offenburger Künstler im renovierten Flur des 3. Stockwerks feierlich eröffnet.

Nun besitzt die Stadt Offenburg ein vielgestaltiges Museum, in dem die fünf Abteilungen (Heimatgeschichte und Volkskunde, Münzensammlung, Völkerkunde, Jagdtrophäensammlung Cron, naturkundliche Abteilung und Bildergalerie) zu einer schönen Gesamtwirkung gelangen.

Da der Begriff „Heimatmuseum“ zu eng geworden war, erfolgte am 29. März 1968 die Umbenennung in „Ritterhaus-Museum“.

Die heimatgeschichtliche Sammlung

Diese beginnt im Innenhof, den der Besucher durch die Einfahrt erreicht. Hier befinden sich Steindenkmäler: ein Ziehbrunnen aus dem Jahre 1804, ein Bildstock 1730, ein Taufstein aus der 1689 zerstörten Hl.-Kreuz-Kirche, ein Portalstein mit dem Wappen der Ritter von Bach, die in der Ortenau sehr begütert waren, ein Türoberlicht aus dem 18. Jahrhundert, eine Grabplatte mit dem Bild eines Löwen und ein Steinblock, an den der 1819 wegen Mordes hingerichtete Rößlewirt von Urloffen gefesselt war. Weitere Steindenkmäler findet der Besucher im Vorplatz des Ostflügels: Grenzsteine der Reichsstädte Offenburg und Gengenbach von 1512, 1530 und 1543, der Reichslandvogtei Ortenau (Gericht Ortenberg) und der Herr-



Original einer Sandsteinplastik des
Vinzentiusgartens.

schaft Staufenberg; ferner die Originale des Offenburger Löwen- und Neptunbrunnens 1599 bzw. 1783, eine Rathausglocke aus dem 18. Jahrhundert und schließlich einen Bachpflug aus dem Kinzigtal.

Im Vorraum des 2. Stockwerks angekommen, erblickt der Besucher zuerst das farbige Wappen der Reichsritterschaft Ortenau; es erinnert an die drei letzten Jahre des Römischen Reichs deutscher Nation, in denen das Gebäude Sitz des ritterschaftlichen Direktoriums war. Darunter hängt das Foto eines Gemäldes, das den Erbauer des Hauses, den Reichsschultheißen F. G. von Rieneker, darstellt. Auf dem Boden davor steht ein Steindenkmal mit dem Wappen des Frhr. Josef von Ried, der das Vinzentiushaus erbauen ließ. Aus räumlichen Gründen haben hier Teile der Abteilung *Schmiedekunst* Platz gefunden: die Bekrönung des Tores zwischen der Ölbergschule und dem Hl.-Kreuz-Pfarrhaus, das Balkongitter des Gottwaldschen Hauses, an dessen Stelle sich der Handelshof Spinner erhebt, beide mit dem Doppeladler geschmückt, der Turmhelm des Neutores 1774, schmiedeeiserne Grabkreuze und Wirtshausschilder. Außerdem sehen wir ziselierte Schlösser, Schlüssel, Türklopfer, Tür- und Schrankbeschläge, die eiserne Tür der Folterkammer im alten Rathaus, Halsgeigen und die Richtwerkzeuge des Urlofener Rößleiwirts Burger. Das Schönste dieser Abteilung sind die Eisengußplatten, die einmal Öfen und Herde geschmückt haben. Sie stammen aus vier Jahrhun-

Merkurstatue (Römerzeit).



derten (die älteste 1534). Die meisten sind jenseits des Rheins gegossen worden (Zinsweiler, Wattenheim, Geislautern, Weilmünster). Die Reliefbilder bieten z. T. biblische Darstellungen wie das Ölwunder, Jesus und die Samariterin, Daniel in der Löwengrube, die Hochzeit zu Kanaa, andere wieder Szenen aus Sage und Geschichte. Einige zeigen Wappen (Bourbonen, Bistum Straßburg, Nassau-Saarbrücken, Markgrafen von Baden, Solms-Laubauch, Reichsadler). Zwei dieser Platten sind in der Ortenau gegossen worden, und zwar in der Hütte des Melchior Wiedergrün in Durbach. Auf der einen aus dem Jahre 1577 ist die Szene „Mucius Scaevola im Lager des Portsenna“ dargestellt, darunter das Staufenberger Wappen mit der Inschrift: „Als man hat geschrieben MDLXX und sibem im Durbach, det ich fliesen, Melchior Widengrün lies mich giesen, Got alen Ehr.“ Die andere aus dem Jahre 1579 zeigt die Burg Staufenberg und den hl. Georg, den Schutzpatron der Ortenauer Reichsritterschaft.

Über den Platten hängen Fahnen der Offenburger Bäcker- und Metzgerzunft, des Handwerks im Ortenauer Vogtei-Stab Goldscheuer, Kittersburg und Marlen, der Offenburger Bürger- und badischen Landwehr aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, des Infanterie-Regiments 170 und des Artilleriebundes St. Barbara. An der Fensterseite finden wir eine kleine Waffensammlung: Stoßwaffen aus dem 17. Jahrhundert, Gewehre vom Vorderlader mit Feuerstein und Zündkapsel bis zu neueren Modellen und steinerne Kanonenkugeln. Wandbilder



Blick in die römische Abteilung (Frühgeschichte).

erinnern an den Kasernenbau 1897/98 und den Fluglande- und Exerzierplatz 1911/12.

Im kleinen Zimmer am Ende des Flurs befindet sich die Abteilung *Urgeschichte*. Die Funde beweisen, daß der Boden unserer Heimat seit der mittleren Steinzeit besiedelt war. Mammutstoß- und -backenzähne zeugen vom eiszeitlichen Tierleben. Von den ersten Siedlern stammen die drei Schaber aus Hornstein, die 1926 in Hofweier gefunden worden sind, ferner die Steinbeile aus Offenburg (Blöchle und Stadtwald), Elgersweier und Zell-Weierbach. Diese Beile sowie das Walzenbeil aus dem Offenburger Stadtwald, der Ortenberger Steinhammer und die Streitaxt aus Schutterwald, die sich im Landesmuseum Karlsruhe befindet, tun dar, daß die Menschen, die in der Jungsteinzeit in der Ortenau wohnten, bereits verschiedenen Kulturkreisen angehörten. Pfahlbaufunde vom Bodensee, ein Geschenk des Apothekers Leiner in Konstanz, ergänzen das Kulturbild der Jungsteinzeit. Die Bronzezeit ist vertreten durch die acht Bronzeaxtklingen aus Griesheim, Hals-, Arm- und Fußringe aus Appenweier und ein Schmuckringlein aus Ortenberg. In die Eisenzeit (La Tène) gehört eine kleine Urne aus Oberschopfheim.

Umfangreicher ist die Abteilung *Frühgeschichte*, die wir jetzt betreten. Groß ist die Zahl der römischen Funde; denn auf dem Boden der Offenburger Gemarkung kreuzten zwei Römerstraßen, an deren Schnittpunkt vermutlich ein befestigtes Kastell, sicher aber eine römische Siedlung lag. Wir sehen Kopien des Meilensteins Vespasians und des Grabsteins eines Centurio, der 1878 in der Kinzig gefunden wurde, ferner das Bruchstück einer Statue, die einen römischen Soldaten darstellte.

Sehr aufschlußreich sind die Funde römischer Keramik, die 1894 in der Kornstraße und 1936 im Gewann „Nachtweide“ (heute Industriegebiet Offenburg-West) gemacht worden sind. Die schönsten Stücke sind in den beiden Vitrinen aufgebaut: ergänzte Vasen, Schüsseln, Teller und Krüge aus gewöhnlichem Ton und Terra nigra, dann die kostbaren Schaustücke aus Terra sigillata, die man als das römische Tafelgeschirr bezeichnen kann. Letztere stammen aus dem 1. und 2. nachchristlichen Jahrhundert und sind in Gallien, in Heiligenberg im Elsaß und in Rheinzabern (Pfalz) hergestellt worden. Eine Schüssel trägt den Töpferstempel. Das Prunkstück dieser Sammlung aber ist die kostbare Merkurstatuette aus der Zeit um 100 n. Chr., die 1936 im Gewann „Nachtweide“ zwischen der Marlemer Straße und dem Kinzigdamm durch den Bagger gehoben wurde. Die römischen Eisenbarren am Fuß der Fensterwand wurden in Windschlag gefunden.

Die Gräberfunde aus dem Gewann „Krummer“, die in diesem Raum in der kleinen Wandvitrine gezeigt werden, geben Aufschluß über die alemannische Landnahme. Sie vermitteln eine Vorstellung von der Kultur wehrhafter Alemanen der Merowingerzeit (um 700). Das Männergrab enthielt das Heergewäte: Schwerter, Lanzen spitzen, Schildbuckel, Riemenzungen und Gürtelgarnituren. Im Frauengrab entdeckte man besonders Schmuck: Ohr- und Armringe aus Bronze, Ton und Bernstein, eine Halskette farbiger Glasperlen, ein Kamm aus Bein, ein Bronzeamulett und ein Jaspis. Im untersten Fach stehen einige mittelalterliche Gefäße. Hervorzuheben sind ein steinerner Mörser aus Kork und ein Krug aus der Zeit Karls des Großen (gefunden im Keller Steinstr. 34). Der alemannische Totenbaum aus Oberflacht bei Tuttingen, ein Geschenk von Dr. Basler, Tübingen, vermittelt eine Vorstellung von der Bestattungsweise unserer Vorfahren.

Reiche Eindrücke erhält der Besucher in dem großen Raum, den wir nun betreten. Die *Geschichte der Reichsstadt* und *Topographie Offenburgs* und der Or-

Das älteste der noch vorhandenen Offenburger Stadtsiegel von 1280.



tenau werden uns vor Augen geführt. Alte Karten zeigen die politische und territoriale Entwicklung unserer Heimat. Eine Folge von Stichen, Bildern und Plänen führt uns in die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts, in denen die Ortenau als Grenzland wiederholt Kriegsschauplatz war. In deren Mitte fällt uns der Offenburger Befestigungsplan auf, den Grimmelshausen 1643 zeichnete, als er



Oberst Hans Reinhard von Schauenburg (Gemälde).

im Dienst des Obersten Hans Reinhard von Schauenburg stand. Darüber ein Gemälde des Obersten. In der Ecke zeigen drei Pläne die bauliche Entwicklung Offenburgs vom 12. bis in das 19. Jahrhundert. Auf der topographischen Karte der Gemarkung der Reichsstadt um 1700 lesen wir alte Flurnamen. Links und rechts des Gottswaldplanes kann der Besucher die Geschichte des Stadtbildes von der mit Türmen und Mauern bewehrten Reichsstadt zur modernen Stadt des 20. Jahrhunderts verfolgen. Jenseits der Tür findet er fünf Kupferstiche von Franz Gabriel *Fiessinger*. 1752 in Offenburg geboren, besuchte er das Franziskaner-Gymnasium, wurde Jesuit und lernte ohne Anleitung die Kunst des Kupferstichs. Nach einigen Lehrjahren in München, Wien und Freiburg i. Br. führte ihn das Schicksal über die Schweiz nach Paris. Dort war die große Revolution ausgebrochen. Der Nationalkonvent beauftragte ihn, seine Mitglieder zu porträtieren. Nach der Ausführung dieses Auftrages floh er vor der Schreckensherrschaft nach England und starb 1807 als Aufseher eines Londoner Kunstkabinetts. Aus der stattlichen Sammlung, die das Museum besitzt, sehen wir den „Ecce homo“ mit einer Widmung an Klopstock, das „Tischgebet“, den österreichischen Marschall Laudon, Kaiser Josef II. und Papst Pius VI. Über diesen drei Gemälde: Stadtphysikus Jesle, die Gattin des Stättmeisters Franz Anton *Libl* mit ihrem Söhnchen, dem ersten Bürgermeister Offenburgs nach 1803, und einen Ratszwölfer. Die beiden Pultvitrinen bergen

Urkunden des St.-Andreas-Hospitals vom 14. bis in das 18. Jahrhundert und stadtgeschichtliche Dokumente: u. a. ein Kopialbuch der kaiserlichen Freiheitsbriefe für die Ortenauer Reichsstädte, die Gottswaldordnung 1532, den Adelsbrief der Familie Wernikau 1776, das erste Ratsprotokoll nach der Zerstörung Offenburgs vom 4. Oktober 1689, alte Siegel und Denare der Offenburger Reichsmünze aus dem 13. Jahrhundert. Große Beachtung verdient der Offenburger Wiegendruck 1496. Die zwei Schrankvitrinen enthalten Helme und Uniformstücke der Offenburger Bürger- und Landwehr zwischen 1803 und 1848, ferner Kriegstrophäen von 1870/71 und Fanfaren des Offenburger Inf.-Regiments 170. In den drei Tischvitrinen werden wir in die Zeit Grimmelshausens und Moscheroschs zurückgeführt, die beide in der Ortenau gewirkt haben. Wir sehen Erst- und Frühdrucke ihrer Werke und Fotokopien von Urkunden aus dem Leben Grimmelshausens, an der Wand Bilder, die mit Grimmelshausen in Beziehung stehen: Hohengeroldseck mit Erläuterungen des Dichters, den Stadtplan von Renchen 1624, die Sauerbrunnen Peterstal und Griesbach von Merian, Felsecker, den Verleger von Grimmelshausens Werken. Ferner sind hier zu sehen bunte Bilder der Bürgerwehren in Offenburg und Umgebung und des letzten Offenburger Reichsschultheißen Franz Leopold Witsch. Zahlreiche Bilder und Dokumente an der Nordwand dieses Raumes erinnern an die Offenburger Vorgänge während der Badischen Revolution 1848/49. Erstere stellen den Revolutionsbürgermeister Friedr. Gustav Rée (1845 bis 1849) und dessen Vorgänger Landolin Löffler mit Gattin dar, ferner Karl Heinrich Schaible und Franz Volk, die als Studenten in den Revolutionsjahren eine führende Rolle gespielt haben, und Hecker, Struve und Amand Gögg. Die zahlreichen Dokumente beweisen, daß Offenburg im Revolutionsgeschehen eine große Bedeutung gehabt hat.

Die nächste Abteilung führt uns in die Zeit des Eisenbahnbaus, enthält aber hauptsächlich Erinnerungen an *Offenburger Persönlichkeiten*, die durch ihr Wirken berühmt geworden sind: den Rechtsgelehrten Josef Kohler (geb. 1849 in Offenburg, gest. als Universitätsprofessor in Berlin), der auch Schriftsteller, Komponist und Dichter war; Friedrich August Haselwander, den Erfinder des Drehstroms und kompressorlosen Ölmotors; Johannes Lohmüller, den letzten Porträtlithographen in Baden (geb. 1830 in Neusatz, gest. 1918 in Bühl). Als fahrender Künstler schuf er eine Menge Bildnisse von Männern und Frauen Mittelbadens. In Offenburg, wo er 1865—1869 wohnte, entstanden viele Lithographien von künstlerischem Reiz und heimatgeschichtlichem Wert. Alle Stände der Offenburger Bevölkerung sind vertreten. Allmählich wurde seine Kunst durch die Fotografie verdrängt. Wir begegnen ferner dem Chormeister und Liederkomponisten Karl Isenmann (1837 bis 1889), dem Stadtdichter Carl Gütle (1852—1918), dem Stadtchronisten Franz Huber (1884—1957) und dem Stadtrat Georg Monsch, dem die städtischen Sammlungen sehr am Herzen lagen. In der Fensternische ist ein Skizzenbuch der Konstanzer Hofmalerin Marie Ellenrieder (1791—1863) ausgestellt, die in unserer Heimat sechs Altarbilder geschaffen hat (3 in Ichenheim, 2 in Ortenberg, 1 in Diersburg). Vitus Burg, dessen Bild wir ebenfalls sehen, ein Sohn unserer Stadt, 1830—1832 Bischof von Mainz, hat M. Ellenrieders Kunstschaffen unterstützt.

tum. Profluens largiter spūs nullis si-
 nibus premis. nec vllis cohercentibus
 claustris intra certa metarū spacia refrena-
 tur. Manat iugiter. exuberat affluenter
 Nostrū tñ pccius sitiat z pateat. Quā
 tū illuc fidei capes, afferim? isū inde
 grane inundantis haurimus. **Ecce ille.**
 Supplici corde igit postulemus vt pi-
 ussimus deus spū sancto suo repleat cor-
 da nostra. Qui sit benedictus in seclis se-
 culorum Amen.

¶ finis

Explicit quadragesimalis de peccatis ce-
 ptum in ciuitate Auri Ibiq; completus
 ad laudē z gl'iam omnipotentis dei z vgi-
 nis gl'iose Marie ac beatissimi patris
 francisci z noui sancti Bonauenture
 Amen. finiuū est anno dñi millesimoq;
 dringentesimo octuagesimo tertio die. ix
 mensis octobris hora vespertina. Et im-
 pressū in Offenburg Anno dñi. 1496.
 ipsa vigilia epyphanie.

Schluß aus dem Offenburger Wiegen-
 druck von 1496 (5. Januar 1496).



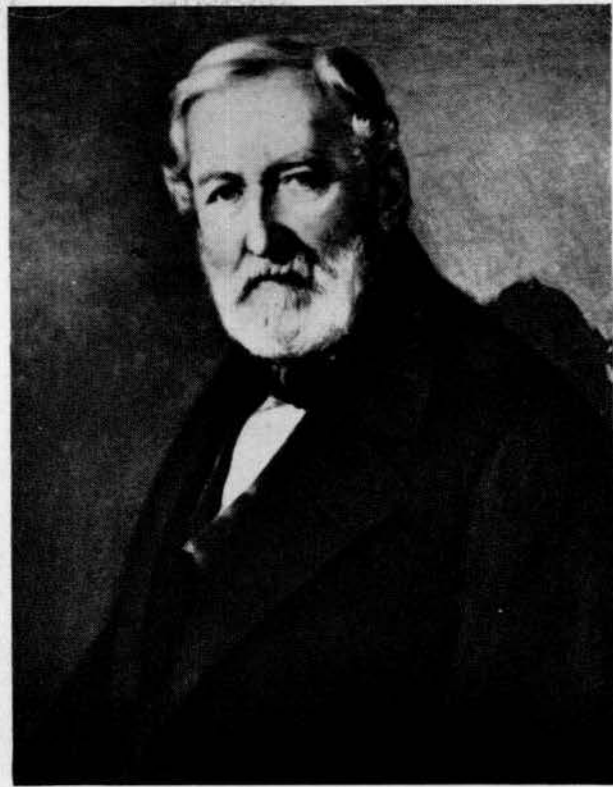
Denar der Offenburger Reichsmünze.

Schließlich werden wir hier an den 1778 im nahen Bohlsbach geborenen und 1851 in Zürich verstorbenen Naturphilosophen Lorenz Oken erinnert, der auch als Streiter für ein freies und einiges Deutschland 1817 auf dem Wartburgfest die deutsche Jugend begeistert hat. Seine „Allgemeine Naturgeschichte“ ist mit den Erinnerungen an die anderen Persönlichkeiten in der Vitrine zu sehen.

In den Bereich der Volkskunde führt uns die *Trachtensammlung*, die wir nun betreten. Ganztrachten sind zwar nur fünf vorhanden: der Festanzug eines Offenburger Patriziers aus dem 18. Jahrhundert, das Gewand einer Alt-Offenburgerin, eine Männertracht aus Altenheim und je eine Frauentracht aus Durbach und

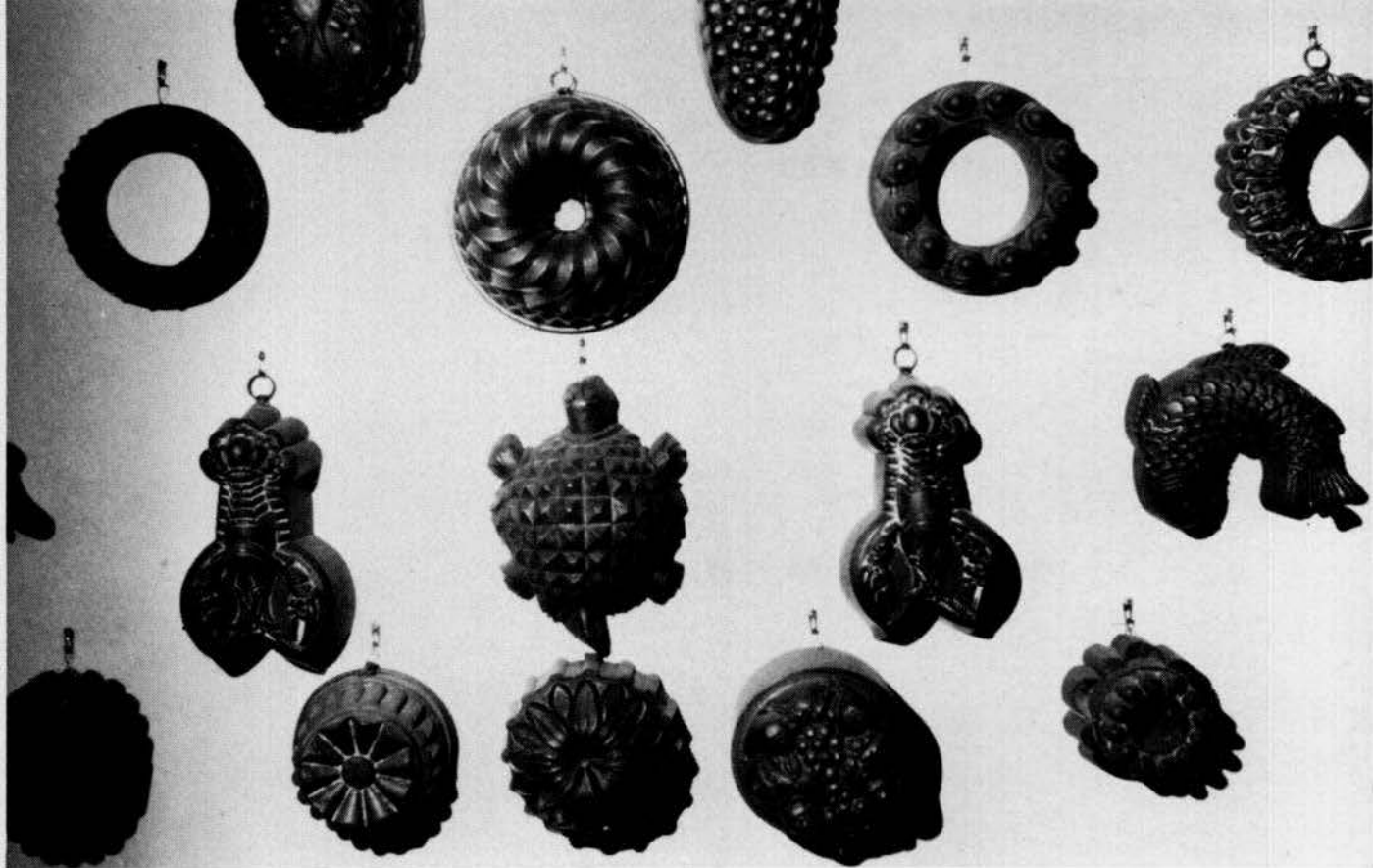
G. Leonhard von Berckholtz, Gemälde von
Alexandra von Berckholtz.

Aufn.: Heinzelmann



Ichenheim. Das Prunkstück der Frauentracht aber war der Kopfschmuck. Und davon besitzt das Museum eine hübsche Sammlung. Es sind über 50 Trachtenhauben aus Offenburg und der gesamten Ortenau. Ebenso farbenfroh sind die Halstücher, Brustlatze und Mieder. Aufmerksamkeit verdient auch die Trachtensammlung, die Glasmaler Hans Drinneberg 1913 dem Museum geschenkt hat. Die Fensterwand ist mit farbigen Trachtenbildern geschmückt. An den anderen Wänden sehen wir Bildnisse Offenburger Familien aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Hervorzuheben sind der Ratswölfer Dominik Hog, dessen Gattin Franziska geb. Guerra (1764—1837) und deren Eltern. Vertreten ist auch der gemütskranke Haslacher Maler Carl *Sandhaas* mit einigen Werken. Eine Zierde dieser Abteilung sind die Gemälde der Familie von *Berckholtz* aus dem Baltenland. Gabriel Leonhard von Berckholtz, geb. 1781 in Riga, ließ sich in der Ortenau nieder, kaufte die Burgruine Ortenberg und ließ sie 1838—1843 nach den Plänen des Karlsruher Baumeisters Eisenlohr im Stil der englischen Neugotik wiederaufbauen. Von seiner Tochter Alexandra, einer hervorragenden Porträtmalerin, stammen die Gemälde, die ihre Eltern darstellen. Der Schöpfer ihres Porträts ist der fürstlich-fürstenbergische Maler Richard Lauchert in Donaueschingen. Alexandras Großnichte Olga von Förster schenkte dem Museum Skizzenbücher, familiengeschichtliche Dokumente, Pläne und Bilder von Schloß Ortenberg. Eine Auswahl und der Adelsbrief der Familie v. Berckholtz sind in den kleinen Vitrinen ausgelegt.

Die nächste Abteilung ist dem Gewerbe und den *Zünften* gewidmet. Was vorhanden ist, berichtet uns jedoch nicht aus der Blütezeit der neun Handwerkerzünfte. Das ist der Zerstörung Offenburgs im Jahre 1689 zum Opfer gefallen. Wir sehen nur die letzten Erinnerungen an das Offenburger Zunftleben. In der Vitrine sind alte Werkzeuge, Maße und Gewichte, Zunftbücher, Wanderbücher, Siegel, Siegelstöcke, Herbergskarten und zwei Originalkupferplatten zur Her-



Backmodel.

stellung von Zunftbriefen ausgestellt. Darüber hängen die Zunftzeichen der Schneider, Schuhmacher und Drechsler. Die kleinen Zunfttruhen entbehren jeden Schmucks. Jüngeren Datums sind auch die Zunftbriefe (18. und 19. Jh.). Wir sehen eine Draisine und eine Lotterietrommel, ferner eine Standuhr aus dem alten Sitzungssaal des Rathauses. Sie ist mit dem österreichischen Doppeladler und dem Stadtwappen geschmückt und wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Joh. Nepomuck Speckert, dem Schöpfer des Neptunbrunnens und der Kanzel in der Hl.-Kreuz-Kirche, gefertigt. Hier haben auch die Erinnerungen an den unglücklichen Meister Franz Karl *Bühler* (1864—1940) Platz gefunden. Einige seiner Werke — es waren schmiedeeiserne Portale — wurden 1893 auf der Weltausstellung in Chicago gezeigt. 1893—1897 war er Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Straßburg. Dann traf ihn ein furchtbares Schicksal. Den größten Teil seines Lebens mußte er in geistiger Umnachtung verbringen. Die ausgestellten kleinen Arbeiten und Entwürfe offenbaren sein hervorragendes Kunstschaffen. Nach dem Verlassen dieses Raumes werfen wir nochmals einen Blick auf die beiden Zunftfahnen.

Auch in den folgenden beiden Räumen werden Gegenstände des Kunsthandwerks gezeigt, hauptsächlich altes *Küchen- und Tafelgeschirr*. An der Wand hängen Backformen aus Kupfer und Messing, Becken und Pfannen. Die kleine Wandvitrine enthält kunstvolle Ofenkacheln mit allerlei Reliefdarstellungen. Sie stammen aus den Jahrhunderten der Gotik, der Renaissance und des Barock und sind bei Bauarbeiten in der Stein- und Metzgerstraße gefunden worden. In den zwei großen Vitrinen stehen Krüge und Teller aus Zinn, alte irdene Krüge (z. T. aus Nordrach-Fabrik), buntbemalte Schnapsbuddel und schöne Porzellanstücke. Dies sind Erzeug-

nisse aus Meißen, Straßburg, Durlach, Schramberg, Hornberg und Zell a. H. Besondere Erwähnung verdient ein Aquamanile aus Ton, ein Gußgefäß zum Händewaschen für den Priester, und stammt aus romanischer Zeit. Das kostbarste Stück dieser Sammlung ist der Offenburger Schneiderbock, das Wahrzeichen der Schneiderzunft. Auf einem Ziegenbock sitzt ein Schneider mit Schere und Bügel-eisen. Die Figur ist hohl und wurde einst mit Wein gefüllt, den der junge Meister bei der Aufnahme in die Zunft austrinken durfte. Eine Wandvitrine neben dem Ausgang enthält alte Beleuchtungsgeräte, darunter eine Lichtputzschere, und Apothekermörser. Die Wände sind geschmückt mit Gemälden, die Angehörige der Offenburger Familie Gottwald, das Geschwisterpaar Wenzel und Walburg Walter aus Ortenberg, den letzten Abt des Klosters Schuttern, Placidus Bacheberle, darstellen, zwei sog. Sandbilder aus dem 18. Jahrhundert, die im Kloster Schuttern entstanden sind, und einigen Hinterglasbildern, u. a. Kaiser Joseph II., der in den vorderösterreichischen Landen noch lange Zeit verehrt worden ist. Hingewiesen sei auch auf die fünf Florianziegel und die Waffeisen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Nun betritt der Besucher die Abteilung *Volkskunst* und *kirchliche Kunst*. Sein Blick fällt zunächst auf eine Barockkrippe, ein Geschenk des Kaufmanns Schley. Die Schrankvitrine in der Ecke birgt eine stattliche Sammlung von Krippenfiguren. Die freistehende Vitrine enthält Schmucksachen aus der Zeit unserer Großeltern, religiöse Kultgeräte, die einmal Herrgottswinkel und Hausaltäre geschmückt haben,



Schneiderbock.



Andachtsgegenstände wie Kruzifixe, Heiligenbilder und Figürchen aus Ton und Wachs, Haarbilder und Rosenkränze, ferner Zizenhauser Figürchen, darunter die groteske Musikkapelle. Die Hinterglasbilder stellen Heilige dar. Hervorzuheben ist eine Reliquie in einem Wandschränkchen. Größere Aufmerksamkeit verdienen Gegenstände der kirchlichen Kunst. Auf Podesten stehen drei Renaissance-Plastiken, Moses und Aron aus der 1689 zerstörten Pfarrkirche „Heilig Kreuz“, und die sogenannte Mutter Caritas, ferner zwei Holzstatuen aus der Barockzeit, die

hl. Theresia und St. Landolin, der in der Hand das Modell der Kirche von Ettenheimmünster hält. Aus der spätgotischen Zeit stammen zwei Holzplastiken, eine Madonna und eine Pieta. Der Sakristeischrank stand früher in der St.-Andreas-Kapelle. Das Gemälde über dem Ausgang zum Flur stellt die Trinität dar. Wertvolle Kunstwerke sind die beiden Kruzifixe aus dem 15. und 18. Jahrhundert. Das große Gemälde „St. Johann Nepomuk“ konnte Cosmas Damian Asam zugeschrieben werden.

Ihren Abschluß findet die heimatkundliche Abteilung in drei Räumen des Westflügels im 3. Stock. Im ersten Raum ist eine Spinn- und Webstube eingerichtet. Die gesammelten Geräte erzählen von der mühevollen Arbeit des Spinnens und Webens und versinnbildlichen den Arbeitsgang: Hanfbrechen, Hanfhechel, Spinnräder, Haspel und Webstuhl. Die Spanleuchter und die geschnitzten und bemalten Kunkeln, auf denen die Spinnrocken saßen, führen uns in die Zeit der Kunkelstuben und Lichtgänge. Eine besondere Hausarbeit war auch das Färben und Bedrucken des Gewebes. Eine reiche Sammlung von Druckzeugmodellen, z. T. holzgeschnitzten, gibt uns eine Vorstellung von dieser Arbeit. Im zweiten Zimmer stehen alte Bauernmöbel: eine buntbemalte Himmelbettstatt, zwei Kinderwiegen und Bauernstühle mit einfach geschnitzten Lehnen. Die Wände dieser beiden Zimmer sind mit Gemäldedruckern geschmückt, auf denen Hansjakobs Erzählung „Der Vogt auf Mühlstein“ dargestellt ist. Im dritten Zimmer sind alte bäuerliche Geräte aufgestellt: ein Strohstuhl, eine alte Wannmühle, ein Kleienkotzer aus einer kleinen Hofmühle, verzierte Faßriegel, Salmfanggeräte und ein Goldwaschgerät aus Altenheim. Hingewiesen sei noch auf das Modell der Kelter aus dem Jahre 1772, die im Käfersberger Trotthaus steht.

Die Münzensammlung

Die Sammlung umfaßt etwa 450 Münzen aus dem In- und Ausland sowie über 350 Geldscheine aus dem badischen Raum und bietet einen Überblick über die Geschichte des Geldwesens. Die deutschen Münzen zeigen die Entwicklung in den einzelnen Ländern bis zur Vereinheitlichung des deutschen Münzwesens bzw. zur Einführung der Mark 1874. Den breitesten Raum nehmen die badischen Münzen ein. Einige wenige stammen aus dem 18., die meisten aus dem 19. Jahrhundert. Sitz der badischen Münzstätte war 1802—1826 Mannheim, seit 1826 Karlsruhe. Die Großherzöge Ludwig, Leopold und Friedrich I. beherrschen das Münzbild. Erwähnenswert sind die Kronentaler 1829—1836 und eine Gedenkmünze, die Großherzog Leopold seinem Vater Carl Friedrich gewidmet hat.

Unter den württembergischen und bayrischen Münzen sind besonders die Heller aus Schwäbisch Hall sowie Dillingen und Donauwörth aus dem 14. und 15. Jahrhundert zu beachten. Es folgen Preußen, Sachsen, Hessen, Hannover, Bremen und Schleswig.

Die Sammlung der ausländischen Münzen beginnt mit Österreich. Die älteste stammt aus dem Jahre 1649. Die vorderösterreichischen Kreuzer aus den Jahren 1794 und 1804 dürften auch in der vorderösterreichischen Landvogtei Ortenau im

Umlauf gewesen sein. Ferner sind vertreten Frankreich, die Schweiz, Italien, England, Spanien, Portugal, Luxemburg, Belgien, Dänemark, Rußland und die Türkei, ja sogar China, Nord- und Südamerika (Argentinien). Von den französischen Münzen verdienen besondere Erwähnung diejenigen, die an die Zeit der Bourbonen, die Revolution 1789 und an Napoleon III. erinnern. Von geschichtlichem Interesse sind die Kaisermünzen aus römischer und byzantinischer Zeit.

Gedenkmünzen rufen die Erinnerung an besondere Namen und Ereignisse wach: Johannes Gutenberg, den Erfinder des Buchdrucks, Gewerbeausstellung 1895 in Straßburg, die Bundessängerfeste 1924 und 1929 und die Ortenauer Jubiläumsmesse 1933. Besonders erwähnt werden muß eine Münze, die uns an die unglückliche Zeit der Inflation erinnert. Die Aufschrift lautet: „Am 1. Nov. 1923 kostete 1 Pfund Brot 3 Milliarden, 1 Pfund Fleisch 36 Milliarden, 1 Glas Bier 4 Milliarden.“

Diese Münze leitet über zu den Banknoten, die an der Wand angebracht sind.

Die reiche Sammlung führt uns in die Zeit des 1. Weltkrieges und Inflationszeit. Wir sehen Noten der Deutschen Reichsbank, der Badischen, Württembergischen und Bayrischen Bank. Weitere geben dem Besucher eine Vorstellung von der ungeheuren Notenproduktion, die in den Inflationsjahren 1922/23 mit Hochdruck betrieben wurde. Infolge des Mangels an Zahlungsmitteln, der durch den gesteigerten Geldbedarf eingetreten war, schritten Gemeinden zur Selbsthilfe und schufen neben dem staatlichen Geld ein Kriegs-, Not- oder Ersatzgeld. In Offenburg wurden schon 1914 kurzfristige Ersatzscheine ausgegeben. Dann wurde mit dem Druck von Notgeldscheinen mit bald historischem, bald humoristischem Hintergrund ein schwungvolles Geschäft gemacht. So sehen wir auf einem Offenburger Schein des Jahres 1922 das Bildnis des St. Andreas und auf Renchener Noten Darstellungen, die sich auf Grimmelshausen beziehen. Die meisten badischen Städte sind in dieser Sammlung vertreten.

Die Bildergalerie Offenburger Künstler

Diese Galerie wurde auf Anregung von Oberstudienrat Sepp Linder in dem auf hervorragende Weise instandgesetzten Flur des 3. Stocks eingerichtet. Eine große Anzahl der Kunstwerke war bereits im Besitz der Stadt und über Räume der städtischen Dienststellen und des Museums verteilt. Die anderen kamen als Geschenke oder Leihgaben aus Privatbesitz. Außer Sepp Linder haben sich Oberstudienrat Hermann Sprauer und Fritz Dold um die Ausstellung verdient gemacht. Am 4. Oktober 1967 wurde sie in Anwesenheit zahlreicher Gäste von Oberbürgermeister Heitz in einer würdigen Feierstunde eröffnet.

Die Ausstellung vermittelt einen Überblick über das künstlerische Schaffen in Offenburg und Umgebung seit 200 Jahren und umfaßt 50 Werke von 40 Künstlern, die durch Geburt oder längeren Aufenthalt mit unserer Heimat verbunden sind: Ölgemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien und Skulpturen. Die verstorbenen Künstler sind möglichst mit zwei, die lebenden mit einem Werk vertreten.



Blick in die Bildergalerie Offenburger Künstler.

Völkerkundliche Sammlung

Diese Abteilung, die mit den naturkundlichen Sammlungen den Grundstock des Museums bildet, ist im Ostflügel und ehemaligen Schwurgerichtssaal untergebracht. Es sind in der Hauptsache Geschenke, die Offiziere, Beamte, Ärzte und Kaufleute aus den ehemaligen deutschen Kolonien und anderen überseeischen Ländern in ihre Heimat gesandt haben. Genannt seien Deckoffizier Nill, Postinspektor Katz, Stabsarzt Nahm und Konsul Wandres aus Gengenbach. Die große Schrankvitrine im ersten Raum enthält Stücke aus Kamerun, Südwest- und Ostafrika. Es sind Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Schalen aus Holz und Kürbis, Flaschen und Krüge aus Ton, Behälter aus Horn, Löffel und Beile; dann Kleidungsstücke: geflochtene Kappen und Taschen, Helme, Lederumhänge und Taschen mit Kalebasse; ferner Schmuck: Arm- und Fußringe sowie Perlenschnüre; Waffen: Pfeile, Speere und Keulen; Masken: besonders Tanzmasken und Federkopfschmuck; und schließlich Musikinstrumente: Tanzglocken, Tanzrasseln, eine Sansa und eine Marimba (Kaffernklavier). An der Wand hängt ein gewobener Umhang mit stilisierter arabischer Schrift. In den beiden Tischvitrinen sind Objekte aus Afrika, Südamerika (besonders Brasilien, Peru und Amazonas) und Nordamerika zu sehen: kleine Tongefäße, geflochtene Nähkästen, Halsschmuck, Gürtel,



Federmaske aus dem ehemaligen
(deutschen) Bismarckarchipel.

Kopfband aus Federn, geflochtene Kappen, Gewandnadeln aus Bronze, Spindeln, Beutel mit Perlenstickerei, Pfeifenköpfe aus Schiefer und Zinn, Schalen aus Kalebassenfrucht sowie Pfeile und Pfeilspitzen. In der Fensterecke ist in einem kleinen Glaskasten die Mumie eines Mädchens aus Peru mit Beigaben ausgestellt. Unter den Sammlungsgegenständen aus der Südsee, besonders Neuguinea, ziehen Masken, zwei Sandtrommeln, Malangan-Schnitzereien und Schmuck aus Schneckenhäusern und Eberzähnen die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich. Die Wände sind mit zahlreichen Waffen (Speere, Pfeile und Bogen, Schilde) geschmückt. Der letzte Teil der völkerkundlichen Abteilung ist in der Schrank- und Tischvitrine des Saales jenseits des Flurs zu sehen und stammt aus Asien. Es sind Gebrauchs- und Schmuckgegenstände aus China und Japan: Tonkrüge, bemalte Vasen aus Porzellan, Tempellampen, Götzen, Bilder auf Seidenrips, ein Saiteninstrument, Frauenschuhe und Holzsandalen, ferner das Modell einer Dschunke und Münzen. In den Fensterischen stehen geflochtene Kleiderumhänge und eine Rüstung.

Jagdtrophäen-Sammlung Cron

Mit dieser Sammlung hat das Museum eine sehr wertvolle Bereicherung erfahren. Hermann Cron aus Miami Beach in Florida (USA) war mit einigen Offenburger Familien befreundet und hatte im Offenburger Stadtwald das Jagdrecht. Dort steht noch sein Jagdhaus, heute im Besitz von Dr. Franz Burda. Als leidenschaftlicher Jäger bereiste er alle Erdteile. Die Trophäen der erlegten Tiere sammelte er eifrig und schuf ein exotisches Jagdmuseum, in dem die Steppen und Dschungel Afrikas und Asiens, die Berge Nord- und Südamerikas in ihrer Wildheit und Gefährlichkeit lebendig werden und das eine Stätte des besten Anschauungsunterrichts für die Jugend darstellt. Der bekannte Präparator Maischhöfer in



Blick in die Jagdtrophäensammlung Cron im Ritterhausmuseum.

Pforzheim bearbeitete die Trophäen, die einen sehr hohen Liebhaberwert haben. 1946 starb Hermann Cron in Paris. Seine Witwe schenkte die reiche Sammlung der Stadt Offenburg.

Wir sehen hier Prachtexemplare von Löwen, Tigern, Leoparden, Bären, Hyänen usw. Die Stirnwand ziert ein riesiger Elefantenkopf mit zwei gewaltigen Stoßzähnen. Um ihn gruppieren sich Köpfe von horntragenden Paarzehern, Büffeln, Gazellen, Antilopen, indischen Hirschen, Warzenschweinen, Wasser-, Ried-, Stein- und Buschböcken. Wertvolle Felle schmücken den Boden und die Wände. Über 80 Bilder vermitteln eine Vorstellung vom Leben der exotischen Landschaften. Eine Vitrine birgt Jagdutensilien. Diese Tierschau ist eine seltene Sehenswürdigkeit.

Die naturkundlichen Sammlungen

von Alfons Irslinger

Beim Durchwandern der sieben zur Verfügung stehenden Ausstellungsräume begegnet der Besucher einer Fülle von Tierformen und leblosen Naturgebilden.

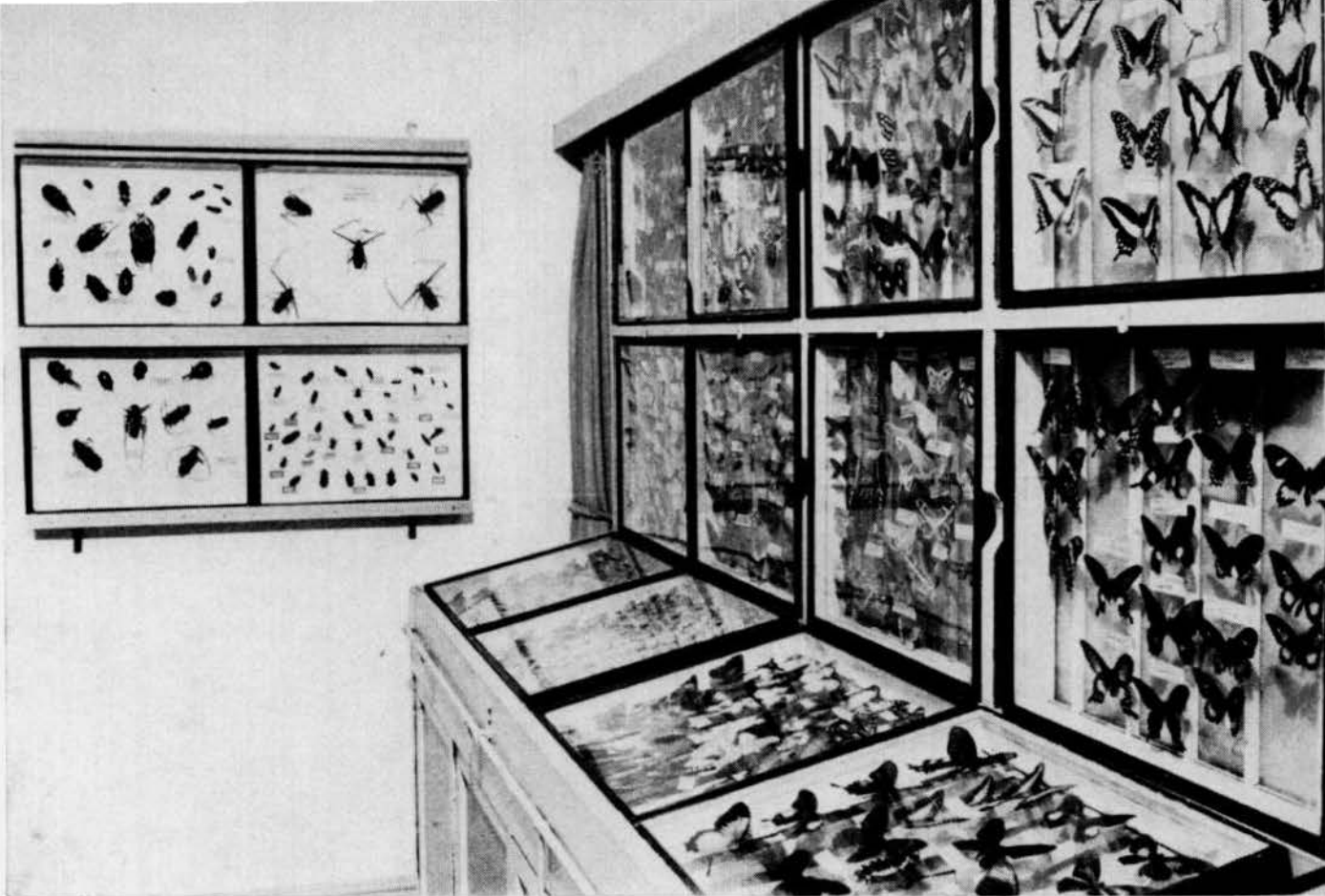
RAUM I: INSEKTEN

Wahren Wundern der Natur begegnen wir in diesem kleinen Raum. Wessen Herz erfreut sich nicht an den prächtigen Schmetterlingen unserer Heimat, an den vielfältigen Formen der Tropen und den zauberhaften Farbspielen auf ihren Flügeln! Nicht minder Staunen erregend sind die exotischen Riesenkäfer mit zum Teil stark verlängerter Mittelbrust, die Bockkäfer mit ihren langen Fühlern oder die Rüsselkäfer. Nicht zu übersehen sind schließlich auch die Heuschrecken in ihrer Vielfalt und vor allem die Gottesanbeterin, eine Fangheuschrecke, deren Name an die seltsame, gleichsam betende Haltung ihrer Vorderbeine anknüpft, Beine, die in Wahrheit aber hier in furchtbare Enterhaken und Scheren zum Packen und Festhalten erbeuteter anderer Insekten verwandelt sind. Sie ist in unserer Heimat nur am Kaiserstuhl anzutreffen.

Noch manch andere Vertreter der Insektenwelt liegen verborgen unter den Ausstellungskästen. Dies gilt vor allem für jene, die in Form und Farbe ihrer Umgebung wundervoll angepaßt und dadurch kaum sichtbar sind (Mimikry). Die kleine Kammer reicht leider nicht aus, sie entsprechend zur Schau zu stellen.

RAUM II: MUSCHELN UND SCHNECKEN

Auch hier findet der Besucher eine Fülle von Formen und Farben unter den Weichtieren vor, zu welchen die Muscheln und Schnecken zählen. Er begegnet Schalen von Bohrmuscheln, die bekanntlich Holz aller Art, Schiffswände und Pfähle zerstören, Erbsenmuscheln, die zu den kleinsten Formen zählen. Von eiförmiger Gestalt und mit schönen Farben geziert sind die Gehäuse der Teppichmuscheln. Die vielen Arten der Herzmuscheln besitzen Schalen in Herzform. Groß und mit starken Rippen und vielfach mit einer schönen Bänderung versehen sind



Blick in die Insektenkammer (Raum I).

die Gehäuse der Hufmuscheln. Muschelschalen mit eigenartigen Fortsätzen besitzen die Kythera-Arten, die am Strand der Insel Kythera leben, einer Insel zwischen Peloponnes und Kreta. Schließlich sei hier noch auf die Gehäuse unserer Fluß- und Teichmuscheln aufmerksam gemacht, die zu den größten unserer Heimat zählen.

Infolge Raummangels und Ausbreitungsmöglichkeiten ist die Sammlung der Schneckengehäuse leider kaum überschaubar. Alle nur erdenklichen Größen kann man hier bewundern, kleinste Schalen, mit dem Auge kaum definierbar, bis zum Riesenohr, dessen Schale 30 bis 40 cm groß wird. Helm-, turm-, kreisel-, tanzknopf-, teller- und flächenförmige, zahnlose und bezähnte, kreisrunde, zwerghafte und tönnchenartige Schalen erfreuen das Auge des Besuchers. Es sind dies die Gehäuse der Schnirkelschnecken (Weinbergschnecke), der Hain-, Garten- und Waldschnecken, der Bernsteinschnecken (durchsichtige Gehäuse), der Ohrschnecken mit ohrförmiger Mündung, der Teich-, Schlamm- und Posthornschnecken, der Bischofsmütze, die einer Tiara gleichen und die zu den Mützenschnecken zählen. Besonders beachtenswert sind die harten und marmorierten, mit langer Mündung und eingebogenem Außenrand versehenen Schalen der Porzellanschnecken. Eine Abart davon ist die Kaurischnecke. Ihre Gehäuse dienten früher (z. T. auch heute noch) als Zahlungsmittel im Innern Afrikas. Sehr große Gehäuse besitzen die Flügelschnecken mit ausgebreiteter Außenlippe, dem Flügel. Die Trompetenschnecken gehören zu den ganz großen Formen. Ihre Schalen sind spindelförmig. Eigenartig sind die Gehäuse der Fingerschnecken. Der Außenlippenrand besitzt fingerförmige Fortsätze. Bauchig und mit kurzem Gewinde ausgezeichnet sind die Schalen der



Blick in die Schalenkammer der Weichtiere (Raum V).

Sturmhaubenschnecken (Cassidae), die der Teppichschnecken zeigen eine teppichartige Färbung, andere sehen aus wie Datteln oder Oliven (Olividae), wieder andere sind purpurfarben mit langem Stiel (Purpurschnecken) oder haben Stacheln (Stachelschnecken — Murex). Interessant sind die Schalen der Seeohrenschnellen. Sie sind flach und haben eine Reihe von Löchern sowie eine kleine Windung und eine sehr große Mündung. Ölkrugförmige, grüne und im Innern mit einer Perlmutter-schicht versehene Schalen zeichnen die Turboarten aus. Schließlich findet der Besucher noch eine beachtenswerte Sammlung von Land- und Süßwasserschnecken unserer Heimat vor.

RAUM III und IV: VÖGEL

Eine Vielfalt vollendeter Flugtiere unserer Heimat und fremder Länder in Form guter Stopfpräparate kann man hier kennenlernen, angefangen vom kleinsten Vogel, dem Kolibri, bis zum größten Flieger, dem Kondor (Flügelspannweite: 2,60 m). Nicht nur ihre Formen sind mannigfaltig, auch ihre Färbung ist vielfältig, oft sehr reizvoll und deutlich sinnvoll ihrer Umgebung angepaßt. Hier gibt sich ein Heer von Wasser- und Stelzvögeln ein Stelldichein. Enten, Schwäne, Taucher, Blässhühner, Storch, Reiher, Rohrdommel, Schnepfe, Kiebitz und Trappe sind unter ihnen. Haustaube, Turteltaube, Kronentaube und exotische Wildtauben stehen daneben. Unter den Hühnern findet man Auerhahn und Auerhenne, den

Birkhahn, das Alpenschneehuhn im Sommer- und Winterkleid, Goldfasan, Jagdfasan, Königsfasan und den Diamantfasan. Auch der Eisvogel und die Spechtfamilie fehlen nicht. Zahlreich ist die Schar der Singvögel unserer Heimat. Sie sind nahezu vollzählig vertreten. Daneben stehen die größten Vögel unserer Heimat, die Greifvögel: Adler, Habicht, Bussard, Sperber, Weihe und Falke. Aus der Schar der Nachtgreifvögel ragt neben Eule und Kautz der Uhu hervor, der leider bei uns ausgestorben ist.

Als prachtvolle Exoten zeigen sich der Kondor, die Paradiesvögel, die Webervögel und schließlich die Kolibris, auch Schwirrvögel genannt, die durch ihre Kleinheit und Schönheit bezaubern. Eine Sammlung von Vogeleiern aller Größen bereichert außerdem das Vogelkabinett.

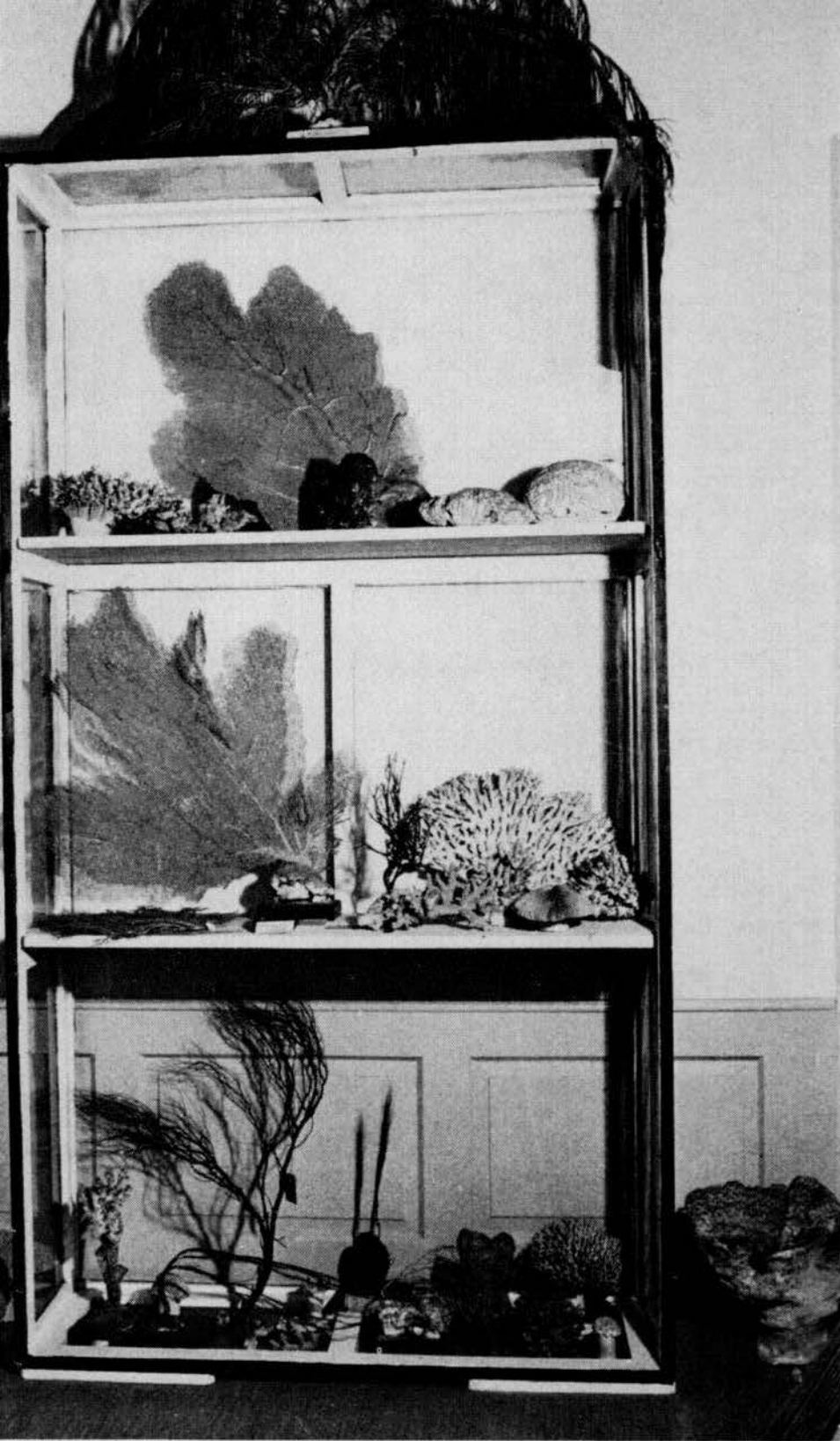
RAUM V: WIRBELTIERE (Fische, Amphibien, Reptilien und Säuger)

Der Besucher findet hier eine Reihe von Trockenpräparaten aus der Klasse der Fische, der Reptilien und einheimische Säuger wie Affe, Fuchs, Dachs, Marder, Maus, Ratte, Hamster, Hase, Reh und andere. Auch Flattertiere (Fledermaus) fehlen nicht. Beachtenswert ist die Sammlung von Wirbeltierkopfskeletten kleiner und größter Arten. Vom Menschenschädel über den kleinen zierlichen Affenschädel kann man Schädel der Säuger bis zum massigen und schweren Elefantenschädel sowie Nilpferdschädel vergleichen. Bei einer derartigen vergleichenden Betrachtung wird die sinnvolle Anpassung an den Lebensraum und die Ernährungsweise deutlich sichtbar. Aber auch das evolutive Geschehen in der Natur findet dabei seine Bestätigung.

Kondor
(Raum IV).



Korallentiere (Raum III).



RAUM IV und VII: GESTEINE und MINERALIEN

Die Grundlage aller Dinge für das Leben bildet die erstarrte Welt der Gesteine und Mineralien. Zahlreiche Formen dieser leblosen Naturgebilde sind in diesen Räumen zu sehen. Sie stammen zum größten Teil aus unserer engeren und weiteren Heimat. Auch ausländische Stücke sind darunter. Vor allem werden die Gesteine des Grundgebirges vom Schwarzwald, die Ergußgesteine der älteren und jüngeren



Blick in die Gesteinssammlung (Raum VI).

Epoche der Erdgeschichte sowie Stücke aus Erzgängen des Kinzigtals gezeigt. Es sind Granite, Gneise, Porphyre, Basalte und Phonolithe. Aber auch Einzelminerale finden sich in der Sammlung. Sie sind zum größten Teil Stiftungen. Besondere Schmuckstücke der Sammlung sind prächtige Quarze mit ihren Abarten wie Bergkristalle, Achate, Opale und andere Halbedelsteine. Ebenso sind Überreste und Versteinerungen von Pflanzen und Tieren längst vergangener Zeiten der Beachtung wert (schöne Exemplare hiervon sind im Raum II zu sehen). Farne, Schachtelhalme und Siegelbäume aus der Kohlezeit, Abdrücke von Laubbaumblättern aus dem Rotliegenden sind dabei. Aus dem Mittelalter der Erdgeschichte sind Stücke aus den Ablagerungen des Jurameeres wie Donnerkeile, Kopffüßer, Seelilien und echte Knochenfische in sehr guten Abdrücken zu sehen.

Diese Gesteins- und Mineraliensammlung läßt uns ahnen, welche gewaltigen Vorgänge sich im Laufe der Jahrtausende in unserer Heimat abgespielt haben, bis sie das heutige Antlitz erhalten hat.

Das Museum, dessen Sammlungsgegenstände in 25 Räumen übersichtlich dargeboten werden, ist mittwochs und samstags 14—16 Uhr und sonntags 10—12 Uhr bei freiem Eintritt geöffnet. Personengruppen, Schulklassen und Vereine erhalten auf Wunsch nach vorheriger Vereinbarung auch außerhalb der Öffnungszeiten Führungen.



Das Gebäude
des Hanauer Museums
in Kehl a. Rh.

Das Hanauer Museum in Kehl

von Klaus Hornung, darin zwei Beiträge von Wilhelm Schadt
und Helmut Schneider, Aufnahmen: Regine Pfeiffer-Hornung

Gesamtübersicht

Im Erdgeschoß des Hanauer Museums wird im Flur und den beiden rechten Räumen die Entwicklung der Stadt Kehl in acht Jahrhunderten gezeigt.

Im Obergeschoß finden im Flur die Geologie unserer Heimat, die Ur- und Frühgeschichte rechts davon in den Räumen 1 und 2, Hanfbau und Hanfverarbeitung in Raum 3, die Trachten in Raum 4, der Fachwerkbau und die Flößerei in Raum 5 ihre Darstellung.

Der Raum 7 ist der Bücherei des Museums vorbehalten.

Im Museumshof sind die steinernen Zeugen unserer Vergangenheit aufgestellt.

Erdgeschoß Flur links

Die Entwicklung der Stadt Kehl wird hier durch eine auf Holztafeln zusammengestellte Zeittafel demonstriert.

Aus Befestigungen, Siedlungen und Weilern der keltischen, römischen, alamannischen und fränkischen Zeit entstanden drei Dörfer, die sich im Laufe der Jahrhunderte zum heutigen Kehl vereinten.

Die damals mitten im heutigen Rheinstrom und auf heute französischem Ufer liegende Kirchspielhauptgemeinde Jeringen/Jeringheim wird durch die Hochwässer

des Rheines Mitte des 14. Jahrhunderts zerstört und weiter östlich auf eigener Gemarkung am Schutterbach als Neu-Iringheim/Mitteldorf wieder aufgebaut. (Durch grüne Kordel dargestellt.)

Das Dorf Ur-Kehl wird durch Kriegseinwirkung 1678 vernichtet (rote Kordel) und ebenfalls nach Osten an die Schutter verlegt. Hier bildet sich mit Mitteldorf zusammen ein neues Dorf Kehl.

Am Platz des alten Dorfes an Rhein und Kinzig wird die Vauban-Festung Kehl errichtet. Eine neue Bevölkerung wandert ein, und diese Gemeinschaft erhält innerhalb der Festungsmauern 1774 die Stadtrechte. (Gelbe Kordel.)

Sundheim, der ehemals sogenannte Nebenort Dorf-Kehls, war bereits im 12. Jahrhundert, wahrscheinlich aber schon seit der Christianisierung, gleichberechtigter Teil der alten Dreiergemeinde, des Kirchspiels Iringheim, Kehl und Sundheim. Es hat seinen Standort nie verändert. (Blaue Kordel.)

1910 erfolgte die Vereinigung und Stadtrechtsverleihung für Kehl-Dorf und Sundheim.

Erdgeschoß Flur rechts

Hier ist eine Lagekarte des Jahres 1821 angebracht. Dieses Jahr ist eine wichtige Zeitmarke, weil damals die Rhein-Korrektion durch Tulla bei Kehl und Umgebung begonnen hat. Mit farbigen Bändern, Fähnchen und Knöpfen ist die heutige Bau-, Straßen-, Wasser- und Verkehrslage darauf kenntlich gemacht. Die gleiche Karte ist im Erdgeschoß in Raum 1 als Relief zu sehen.

Erdgeschoß Raum 1

Relief und Bilder von 1815 bis heute. Zustand vor Tulla und Neuanlage der Stadt.

Nach der Niederlegung der Festung 1815 wurde Kehl nach den Plänen von Weinbrenner, Tulla und Vierordt in klassizistischer Form neu aufgebaut. Nur die Hauptstraße von Blumen- bis Gewerbestraße wurde beibehalten und nach beiden Richtungen bis zum heutigen Bahnhof und Rathaus weitergeführt. Zufahrt über Kinzigbrücke — Oberländerstraße wird auch nach der Korrektion der Kinzig 1816 beibehalten.

Rechts Kehl; von dort die Lange Bruck über den Rhein nach Straßburg.





Kehl als stärkste Festung Europas im 18. Jahrhundert. 1714. Relief von J. Gutekunst.

Die beiden Gemeinden Kehl-Stadt und Kehl-Dorf mit Sundheim wachen enger zusammen. Territorial kommen sie 1803 unter einen gemeinsamen Landesfürsten, bleiben verwaltungsrechtlich getrennt und werden 1910 vereinigt.

Links neben dem Relief zeigen Karten von 1821 bis 1872 den jeweiligen Stand der Tullaschen Rheinkorrektionsarbeiten an. Das rotumrandete Rechteck auf der Karte von 1821 wird durch das Relief dargestellt.

Erdgeschoß Raum 2 rechter Teil

Der älteste Teil Kehls wird hier mit dem Relief und Bildern der „Langen Bruck“ dargestellt. Er umfaßt geographisch das Siedlungsbild vom 12. bis 17. Jahrhundert. Die Fähren des 12. bis 14. Jahrhunderts, und vielleicht auch schon früher, werden gleichzeitig mit der größten Ausdehnung der Langen Bruck (1600 Meter) gezeigt.

Besonders zu beachten ist die Lage des Ur-Dorfes Kehl anstelle der heutigen Weinbrennerstadt am Brückenaufgang und das untergegangene Iringheim mit der Neugründung Mitteldorf um 1400, südöstlich davon liegend. Außerdem schon an heutiger Stelle Sundheim. Lag das Ur-Dorf hauptsächlich im Dreieck an Rhein und Kinzig, so lehnte sich das Mitteldorf an die Schutter, die auch durch Sundheim floß.

Die Kinzigbrücke befand sich, zweiteilig über eine Insel führend, zwischen heutigem Europahotel und Feuerwehrgerätehaus auf dem Lager. Ein Kinzigarm ging durch die heutige Großherzog-Friedrich-Straße zum Altrhein, dem damaligen Ostrhein. Er wurde von den Flößern benutzt, die Holz nach der Rupprechtsau und somit nach Straßburg flößten.

Die Riedstraße, die über das untergegangene Dorf Hundsfeld nach Süden führte, sowie die späteren Spitalhöfe: Margarethen-, Hörter- und Rappenhof sind ebenfalls eingezeichnet. Gut zu sehen ist die Verbindung Straßburgs mit dem Rhein durch den sogenannten Johannisgießen. (Zufahrtsweg des Schiffes mit dem Zürcher Hirsebrei.)

Erdgeschoß Raum 2 linker Teil

Relief und Bilder von 1678 bis 1815.

Nach der vollständigen Zerstörung des Dorfes Ur-Kehl 1678/79 im Holländischen Erbfolgekrieg läßt Ludwig XIV. nach Plänen seines Festungsbaumeisters Vauban durch den Ingenieur Oberst Tarade zum Schutz der Rheinbrücke eine dreiteilige Festung errichten. (Mittelpunkt Zitadelle und zwei flankierende Hornwerke.) Das Relief zeigt das Aussehen im Jahre 1714, nachdem im Frieden zu Rastatt die Festung wieder an das Reich gefallen war.

Im großen Hornwerk beginnt jetzt die Stadt Kehl zu entstehen. Heutiger Zustand der Hauptstraße zwischen Kasernen- und Gewerbestraße ist in der Anlage damals bereits vorhanden. Das Militär bleibt in der sternförmigen Zitadelle. Sie wird vorübergehend aber auch als Lagerraum vermietet und beherbergt von 1780—1790 die Buchdruckerei des Beaumarchais¹. Zerstörung der Festung 1796/97

¹) Die 70 bändige Kehler Luxusausgabe der Werke Voltaires aus der Druckerei des Beaumarchais ist in der Bibliothek des Hanauer Museums vorhanden.

Gerölle und Säugerreste der Eiszeit im Oberrheingraben bei Kehl.





Reste von einem
Mammut-
Stoßzahn aus dem
Kieswerk Helm-
lingen, 1966.

*Reste von einem
Mammut-Stoßzahn
Kieswerk Helmlingen
1966*

und 1801. Wiederaufbau durch Napoleon ab 1805. Die endgültige Zerstörung erfolgte nach einem Beschluß des Wiener Kongresses 1815.

Die Festung lag zwischen Rhein und Kinzig. Die Zwischenräume waren durch Wasserwerke und Verbindungsarme unterteilt. Mit dem Bau der Festung wurde die Kinzigbrücke nach Osten zum Beginn der heutigen Oberländerstraße verlegt. Der Eingang zur Festung erfolgte somit über das Dorf Kehl vom heutigen Rathausplatz her.

Obergeschoß Flur; Geologie der Heimat; Übersicht

Im Flur des 1. Obergeschosses sind in vier Vitrinen die Geröllablagerungen und die darin enthaltenen Säuger-Reste der Eis- und Nacheiszeit (1—1½ Millionen Jahre) aus der letzten Aufschotterung des Oberrheingrabens durch den Rhein und seine Nebenflüsse zwischen Schwarzwald und Vogesen zu sehen.

In zwei weiteren, seitlich des Treppenaufganges angebrachten Schaukästen sind Bohrproben ausgestellt aus den Trinkwasserbohrungen bei Rheinbischofsheim.

Die darunterliegenden Tertiärauffüllungen sowie die Schichten des Jura, der Trias und des Grundgebirges sind als Bohrkerne einer Erdölbohrung in unserem Gebiet auf der linken Seite des Flures in einer Hängevitrine sichtbar.

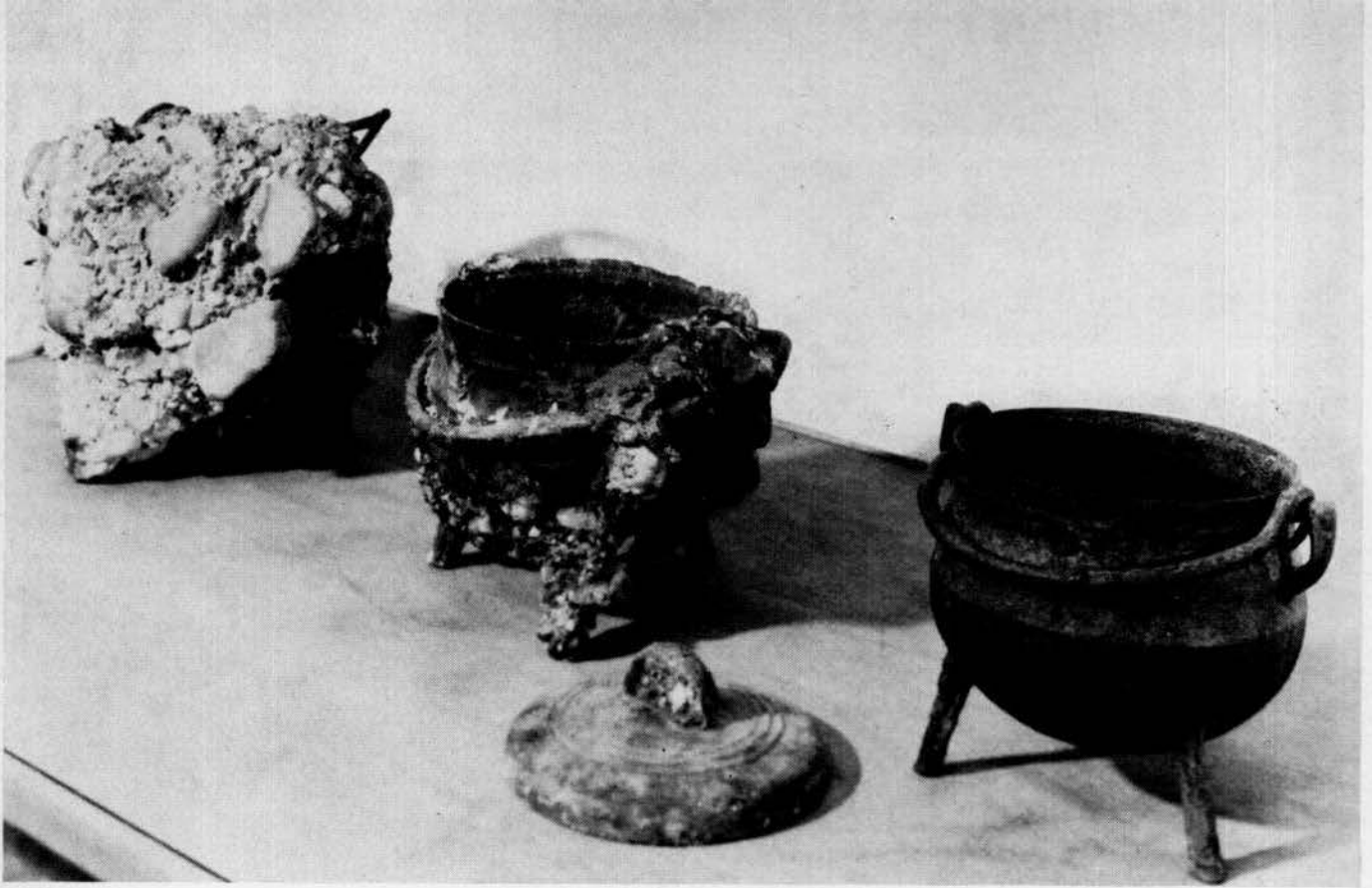
Eine an der linken Stirnseite des Flures angebrachte Tafel zeigt als „geologische Uhr“ die Zeiträume der Vergangenheit unserer Erde in sehr übersichtlicher Form an. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, daß die verschiedenen lateinischen, griechischen und deutschen Namen der gleichen Periode untereinanderstehend geordnet sind.

Eine weitere Tafel gegenüber der Hängevitrine zeigt deutlich unterteilt die unter uns liegenden Schichten. Vor allem das Tertiär ist sehr gut gekennzeichnet.

Die Einteilung der Erdneuzeit (Quartär/Tertiär).

Die geologische „Uhr“ ist besonders im Hinblick auf das Geschehen in der Erdneuzeit, dem Neozoikum oder auch Känozoikum für unsere Gegend von großer Bedeutung. Alle wesentlichen Naturereignisse, die zur Formung unserer heimatlichen Landschaft beitrugen, sind darin erfaßt. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, für den Laien die vielen verschiedensprachigen Namen des gleichen quartären Zeitabschnitts der Geologie, Paläontologie, Archäologie und Geographie zusammenzustellen. Sie stehen immer untereinander geordnet und sind so für die entsprechenden Epochen gemeinsam zuständig. Das neue Alter des Pleistozäns (Diluvium) von 1—1,5 Mill. Jahren entsteht durch die Übernahme des Mosbachium und Villafranchium aus dem Pliozän.

Quartär		4. Phase der Erdentstehung
II. a) geologisch/ paläontologisch	Holozän (Jetztzeit) Alluvium Postglazial Nacheiszeit Jung-Quartär	10 000 Jahre bis heute; Aufschotterung der Rheinebene durch Rhein und Nebenflüsse beendet. In der pleistozänen Niederterrasse entsteht bedingt durch Gletscherschmelzhochwasser die holozäne Rheinniederung und der Elz-Schutter-Kinzig-Murgfluß.
b) archäologisch	Mittel- + Jungsteinzeit	
c) geographisch	Meso- + Neolithikum Rheinniederung (Post Würm)	
I. a) geologisch/ paläontologisch	Pleistozän Diluvium Glazial Eiszeit Alt-Quartär	1—1,5 Mill. bis 10 000 Jahre. Zu Beginn des Pleistozän wendet sich der Rhein nach Norden und fließt durch den Oberrheingraben. 100 m Aufschotterung der bisher pliozänen Oberfläche des Tertiär durch Alpen-Jura-Schwarzwald-Kaiserstuhl-Vogesenmaterial.
b) archäologisch	Altsteinzeit	
c) geographisch	Paläolithikum Niederterrasse (Würm)	
Tertiär		3. Phase der Erdentstehung
V. Jungtertiär	Pliozän 100—300 m Mächtigkeit unter NN	10 Mill. bis 1—1,5 Mill. Jahre. Noch fließt der Rhein über die Rhone ins Mittelmeer. Von der Wasserscheide beim heutigen Kaiserstuhl bewegt sich je ein Vorrhein nach Norden und Süden. Einsenkung der Kinzigtalmulde. Hebung des Schweizer Juras und Südschwarzwalds.
IV.	Miozän	25 Mill. — 10 Mill. Jahre. Bei uns kaum nachweisbar.
III. Mitteltertiär	Oligozän 300 m—1400 m Mächtigkeit unter NN	40 Mill. — 25 Mill. Jahre. Es entsteht eine Verbindung der Meere im Norden und Süden im Einbruchgraben zwischen Schwarzwald und Vogesen.
II. Alttertiär	Eozän Größte Tiefe zum eingesunkenen Mesozoikum 1500 m unter NN	60 Mill. — 40 Mill. Jahre Auffaltung der Alpen und des Schwarzwald-Vogesengebirges. Einbruch des späteren Rheintalgrabens. (Dauer ca. 10 Mill. Jahre.)
I.	Paläozän	70 Mill. — 60 Mill. Jahre. Bei uns nicht nachweisbar.



Verbackene Kochtöpfe aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges durch die Oxydation des Brauneisens. Gefunden auf ehemaligen Rheininseln.

Inhalt der einzelnen Vitrinen

Vitrine 1 zeigt von links die Gerölle des Jura, des Schwarzwaldes, der Vogesen und des Kaiserstuhles.

Besonders anschaulich ist der Unterschied der angeschwemmten Sande der drei Wasserläufe im Gebiet von Kehl in drei Plastikbehältern im oberen rechten Teil sichtbar.

1. Das helle Material des Rheines ist eine Zusammensetzung kleinster verwitterter und abgeschliffener Teilchen alpiner Jura- und Muschelkalke, vermengt hauptsächlich mit den hellen Quarzen, Quarziten, Gneisen und Graniten des Zentralmassivs der Alpen.
2. Der rote Sand ist eine typische, in der Jetztzeit zur Ablagerung kommende Verwitterungserscheinung aus dem roten Buntsandstein des mittleren Schwarzwaldes und wird durch Kinzig und Nebenflüsse in unser Gebiet gebracht.
3. Die Schutter erhält ihre Zuflüsse aus der kalkhaltigen Vorbergzone nördlich Ettenheim. Gelöstes Brauneisenoxyd färbt die Sande rostig (Doggererz).

Oben links liegen die Gerölle des Kaiserstuhls als Tuffe und Lapilli. Die Römer transportierten den Kaiserstuhl-Basalt und Limburgit schon zum Bau ihres Kastells nach Straßburg. Auch Tulla verwendete Limburgit zum Ausbau der Uferbefestigungen des Rheins. Deshalb sind nicht alle Kaiserstuhlgerölle im Rhein als echte Fluß-Geschiebe anzusehen.

Das 2. Fach der Vitrine 1 ist dem Jura vorbehalten. Er ist hier fast nur durch seine oberste Schicht, den weißen Malm, vertreten. Dogger und Lias haben nicht

Bodenfunde aus Bodersweier bei Kehl 1967.
Aus einem Frauengrab ein besonders herrlich
verzierter Scheibenhalsring aus der jüngeren
Eisenzeit 450 v. Chr. bis 50 n. Chr.



die Festigkeit, als Gerölle bis in unser Gebiet zu gelangen. Lediglich der Hauptrogenstein aus dem braunen Jura (Dogger) hat die nötige Härte und wird, durch seine Pseudofischrogenstruktur, sogenannte Oolithe, leicht erkennbar, bei uns gefunden. Aus dem weißen Jura stammen die Feuersteine (Silix), die Hornsteine und der weiße und rote Bohnerzjaspis.

3. und 4. Fach: Schwarzwald und Vogesen bringen die Gerölle des Grundgebirges: Gneis, Granit, Kieselschiefer und vor allem Porphyre. Besonders einprägsam ist die bunte Vielfalt der verschiedenen Porphyre im unteren Teil der Vitrine.

Der Buntsandstein kommt infolge seiner mangelnden Härte nur noch als Sand in unser Gebiet, wobei aber seine kleinen, roten, harten Karneole das Einzugsgebiet der Kinzig deutlich kennzeichnen.

Vitrinen 2 und 3 sind dem Hauptlieferanten der Rheingerölle, den Alpen, vorbehalten.

Die Hauptmasse des Geschiebes, 70—80 %, besteht aus Quarzen und Quarziten. Bedeutend weniger beteiligt sind Gneise, Granite, Porphyre, Kieselschiefer, Radiolarien, Hornstein, Alpine Nagelfluh, Verrucano, Alpine Kalke und Muschelkalk. Den weitesten Weg hat während der Eiszeit der Grüne Julier-Granit aus dem Bernina-Massiv im Kanton Graubünden bis zu uns gemacht. Sein Weg führte über den Hinterrhein und das noch nicht vorhandene Bodenseegebiet zu uns (und weiter). Der Vorderrhein brachte den Permischen Verrucano und, wenn auch wenig, Bergkristalle aus dem St.-Gotthard-Massiv und den Glarner Alpen mit. Die Hauptmasse an Gesteinen dürfte aber die Aare mit den Nebenflüssen Reuß und Limat aus den Berner Alpen zu uns bringen. Sicher gelangt auf diese Weise auch die Molasse (Tertiär der Voralpenzone) mit ihren Sanden nach Norden.

Das in Vitrine 2 gezeigte Rheingold soll von dem östlichen Berg der Glarner Alpen, dem Calanda, am Zusammenfluß der beiden Vorderrheine stammen.

Der obere Teil der Vitrinen 2 und 3 ist den erdgeschichtlichen Formationen der Kreide und Tertiär überlassen. Die Kreide zeigt sich hauptsächlich mit ihrer Unterteilung, dem Flysch, mit Kieselkalken, Arkose- und Glaukonitsandsteinen. Das Tertiär zeigt Neubildungen von Gesteinen, die wesentlich durch Verbackung von Sanden durch Kalksteinsinterung und Verkieselung entstanden sind.

In den Vitrinen 4 und 5 (Abbildung 8a und b) sind die bisherigen Funde an versteinerten Säugerresten aus dem Hanauerland ausgestellt. Es handelt sich um pleistozäne Backenzähne von ausgestorbenen Elefantenrassen, die zu Zeiten der Menschen von Mauer, Steinheim und Neandertal gelebt haben. Als ein sehr seltener und bei uns ältester Fund ist der hintere Backenzahn eines Südelefanten aus dem Altpleistozän (Villafranchien), gut erkenntlich an den sehr breiten Lamellen, im 2. Fach der Vitrine links zu sehen. Der Südelefant (*Archidiskodon meridionalis*) war mit über 5 Meter Stirnhöhe das größte Landsäugetier, das jemals auf der Erde lebte. Er starb noch vor der 1. Eiszeit aus. Seine Nachkommen waren der Waldelefant (*Palaeoloxodon antiquus*) und der Steppenelefant (*Parelephas trogontherii*), beide in der Vitrine 4 ebenfalls mit einem Zahnrelikt vertreten. Der Waldelefant lebte bei uns in den subtropischen Zwischeneiszeiten und starb erst in der Riß-Würm-Zwischenzeit aus. Sein „Vetter“, der Steppenelefant, gewöhnte sich nach dem Ende des warmen Günz-Mindel-Interglazials an die härteren Lebensbedingungen der 2. Eiszeit, starb aber auch schon mit dem Ende der Mindel-Eiszeit aus. Er war der Übergangselefant zu dem allgemein bekannten Mammut (*Mammonteus primigenius*), das in der Riß- und hauptsächlich Würm-Eiszeit in großen Herden unsere Gegend bewohnte. Mit dem Ende der Würm-Zeit vor 10 000 Jahren endete auch seine Lebensperiode. Von ihm sind die meisten heute gefundenen Stoß- und Backenzähne, weil nach seiner Lebenszeit die Rheinebene kaum mehr aufgeschottert wurde. Bereits in 2—3 Meter Tiefe werden in den Kiesgruben seine fossilen Überreste häufig gefunden.

Neben diesen Riesensäugern lebten weitere Säugetiere im Pleistozän wie Rind, Bison, Wildpferd und Hirsch, die ebenfalls mit fossilen Knochenresten und Zähnen in der Vitrine vertreten sind.

Die Brunnenbohrung Birkenbosch (Rheinbischofsheim) zeigt ein besonders schönes Profil der obersten pleistozänen Schicht des Rheingrabens. Bei 84 Meter Tiefe wurde die letzte Schicht des Tertiärs im Pliozän erreicht und dort die Bohrung eingestellt. Die angetroffene Schicht bestand aus weißen Tonerden. Bei 64 Meter Tiefe wurden die Holzreste einer Fichte durchteuft. Typisch für unsere Gegend ist trotz Kinzigeinwirkung das überwiegend vorhandene Material aus den Alpen. Jede Tiefe ist festgehalten und an den Seiten beschriftet.

Die Hängevitrine mit den Bohrkernen zeigt im obersten Fach Funde von Braunkohlenstücken und Torfresten aus dem Kieswerk Grauelsbaum. Es ist nicht zu entscheiden, ob die Relikte ehemaliger Flora in der Rheinebene dem Pliozän oder dem frühen Pleistozän zuzuschreiben sind.

Die Bohrkern selbst zeigen die tertiären Schichten des Oligozän-Meeres: Bunte Niederrödener Schichten, Cyrenenmergel und Melettaschichten, Septarien-Ton, die Pechelbronner Schichten, die Rote Leitschicht und den Lymnänenmergel. Aus dem letzteren ist besonders schön ein Steinsalzbohrkern zu sehen. Aus der Pechelbronner Schicht wurde in der Bohrung Legelshurst Erdöl gefördert und in einer Flasche ausgestellt.

Aus dem Jura ist nur Dogger und Hauptrogenstein vorhanden. Die Trias ist mit Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein vertreten. Das Grundgebirge weist nur einen Granitbohrkern auf. Deshalb wurde der Granit von Waldulm, Furschenbach, Seebach und Oberkirch sowie der Gneis aus dem Kinzigtal dazugelegt. Ölspuren sind außer in den Pechelbronner Schichten auch im Muschelkalk vorhanden und zu sehen.

Unter den Vitrinen stehen drei Kochtöpfe aus der Zeit des 30jährigen Krieges. An ihnen ist der Vorgang des Anbackens von Sand und Geröll durch die Oxydation des Brauneisens sehr anschaulich dargestellt. Die Bewohner des Hanauerlandes flüchteten auf die Rheininseln und nahmen als ihr wichtigstes Gerät den Kochtopf mit Henkel, drei Beinen und Deckel mit. (Bild 4.) Deswegen werden heute diese und ähnliche Töpfe, vollkommen bis zur Unendlichkeit verbacken, in den Kieswerken, welche alte Rheinarme anschneiden, gefunden. Die Finder überzeugen sich erst mit Hammer und Meißel, daß kein Gold den Inhalt bildet und entfernen so leider den größten Teil der Verbackung. Auch Anker, Hufeisen, Flößeräxte und Haken werden so mit Geröll verbacken gefunden.

Obergeschoß Raum 1 und 2; Ur- und Frühgeschichte des Kreises Kehl

Nachdem die altsteinzeitlichen Säugerrestefunde bereits in der Geologie behandelt wurden, verbleibt für die Ur- und Frühgeschichte (= Archäologie) nur noch die Mittel- und Jungsteinzeit, 5000—2500 bzw. 2500—1800 vor Chr. Das Hanauerland zählt hier entwicklungsgeschichtlich zum sogenannten Sammelbegriff des „Mittelbadischen Mesolithikums“ und hat seine Fundstellen hauptsächlich im Gebiet Helmlingen, Lichtenau und Wagshurst. Es handelt sich meistens um Abspisse (Silexe) aus Hornstein (Jura und Muschelkalk), die auf trocken gelegenen

Erhebungen der Niederterrasse gefunden wurden. Die Jungsteinzeit ist durch Steinbeilfunde stärker in unserm Museum vertreten. Der älteste neolithische Fund ist neben Absplissen aus Feuerstein ein Walzenbeil aus Granit und ein Reibstein mit Läufer für Getreidequetschungen aus demselben Material. Die Fundstelle ist nördlich Neumühl. Echte Steinbeile mit Bohrlöchern zur Aufnahme eines Schaftes wurden fast in jedem Ort des Kehler Bezirkes und den dazugehörenden Kieswerken gefunden. Bearbeitete Feuersteinklingen, z. T. auch aus rotem Jaspis, sind zahlreich aus dieser Periode vorhanden.

Die Hügelgräber-Bronzezeit 1800—1200 v. Chr. ist bisher nur mit dem Fund eines schweren Bronze-Absatzbeiles aus dem Kieswerk Auenheim im Hanauer-Museum vertreten. Die nachfolgende Urnenfelderzeit 1200—800 v. Chr. glänzt mit dem Paradefund eines sehr seltenen Griffzungenschwertes aus Freistett und zweier Gewandnadeln aus Altenheim und Diersheim.

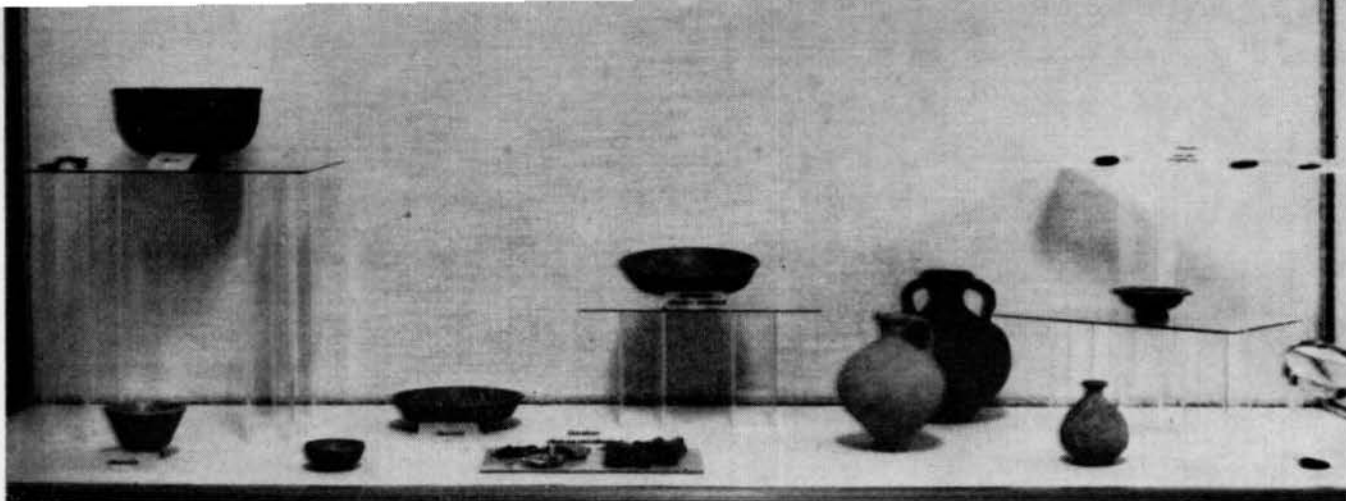
Die ältere Eisenzeit (Hallstatt 800—450 v. Chr.) ist bisher nur mit Tonscherben aus dem Raume Helmlingen—Diersheim, die nicht ausstellungswürdig sind, zutage getreten. Dagegen ist 1967 in Bodersweier, hart an der Landstraße nach Kehl, aber noch auf dem Hochgestade, beim Hausbau ein Frauengrab der jüngeren Eisenzeit (Latène 450 v. Chr. — 50 n. Chr.) angeschnitten worden. Es wurden neben bronzenen Arm- und Fußringen vor allem ein herrlich verzierter Scheibenhalsring aus Bronze, sehr selten und einmalig in dieser Gegend, geborgen. Dieses Grab und ein Bronzefibelfund aus Diersheim sowie vorrömische Scherben bei Helmlingen sind die ersten sichtbaren Spuren, die die Kelten uns hinterlassen haben. Wahrscheinlich stammt auch die Anlage des Weges von Bodersweier nach Kehl und weiter nach Straßburg (heutige B 36) aus dieser Zeit.

Im Raume 1 auf der linken Seite ist eine farbige Zeittafel der Epochen Mittlere Steinzeit bis Ende der Alamannischen Zeit verglichen mit den hohen Kulturen der Mittelmeerländer angebracht.

Die römische Periode 50—260 n. Chr. (Raum 2, rechte Vitrine) weist in unserem Gebiet die reichhaltigsten Funde auf.

Der Gigantenreiter von Lichtenau-Benshurst und der Viergötterstein vom Kirchhof Eckartsweier sowie der Merkurkopf im Willstätter Wald an der Straße Eckartsweier—Hesselhurst sind die spektakulärsten Funde, die vor dem ersten Weltkrieg getätigt wurden. Nach dem zweiten Weltkrieg konnten römische Siedlungen mit Bestimmtheit nördlich Neumühl, östlich Helmlingen, im Ortsetter Auenheim und südlich Lichtenau nachgewiesen werden. Ältere römische Fundstellen sind bei Sand (Münzen) und Diersheim (Brandgräberfeld der Triboker innerhalb der römischen Occupationszone). Auch die Gegend um Kehl brachte einige römische Terra, Sigillata-Scherben vor allem im Gewann Hochstein ans Tageslicht. Die berühmten Funde aus dem Gräberfeld der Triboker befinden sich wohlbehalten im Museum für Ur- und Frühgeschichte im Karlsruher Schloß.

Die alamannische Zeit beginnt mit der Überwindung des Limes (260 bis 800 n. Chr.). Ein Grabfund aus dem 6. Jahrhundert von Urloffen (Vitrine 3). Ein



Römische Zeit 50 bis 250 n. Chr.

Bronzeschnallenfund aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts in der Auenheimer Kirche, eine Lanzenspitze 6. Jahrhundert aus Grauelsbaum sind die prägnantesten Hinterlassungen der Alamannen in unserm Gebiet.

Das Mittelalter ist mit vielen Tonscherbenfunden, vor allem aus der Gegend von Willstätt, und einem Hortfund frühgotischer Schwerter, mit Trinkgefäßen aus Ton (Fundstelle Kork) und einem ebenfalls frühgotischen Schwert, gefunden beim Stadthallenbau Kehl, vertreten.

Die Ausgrabungsfunde der jüngeren Zeit werden noch im Amte für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg gesichtet, bearbeitet und präpariert. Alle im Raume des Kreises Kehl gefundenen archäologischen Zeugen der Vergangenheit werden nach und nach dem Hanauer Museum Kehl zugeführt.

Der Raum 2 B ist mit drei Vitrinen für Wechselausstellungen von Funden vom Südbadischen Raum vorgesehen.

Im einzelnen:

Vitrine 1: Jüngere Steinzeit und Urnenfelderzeit

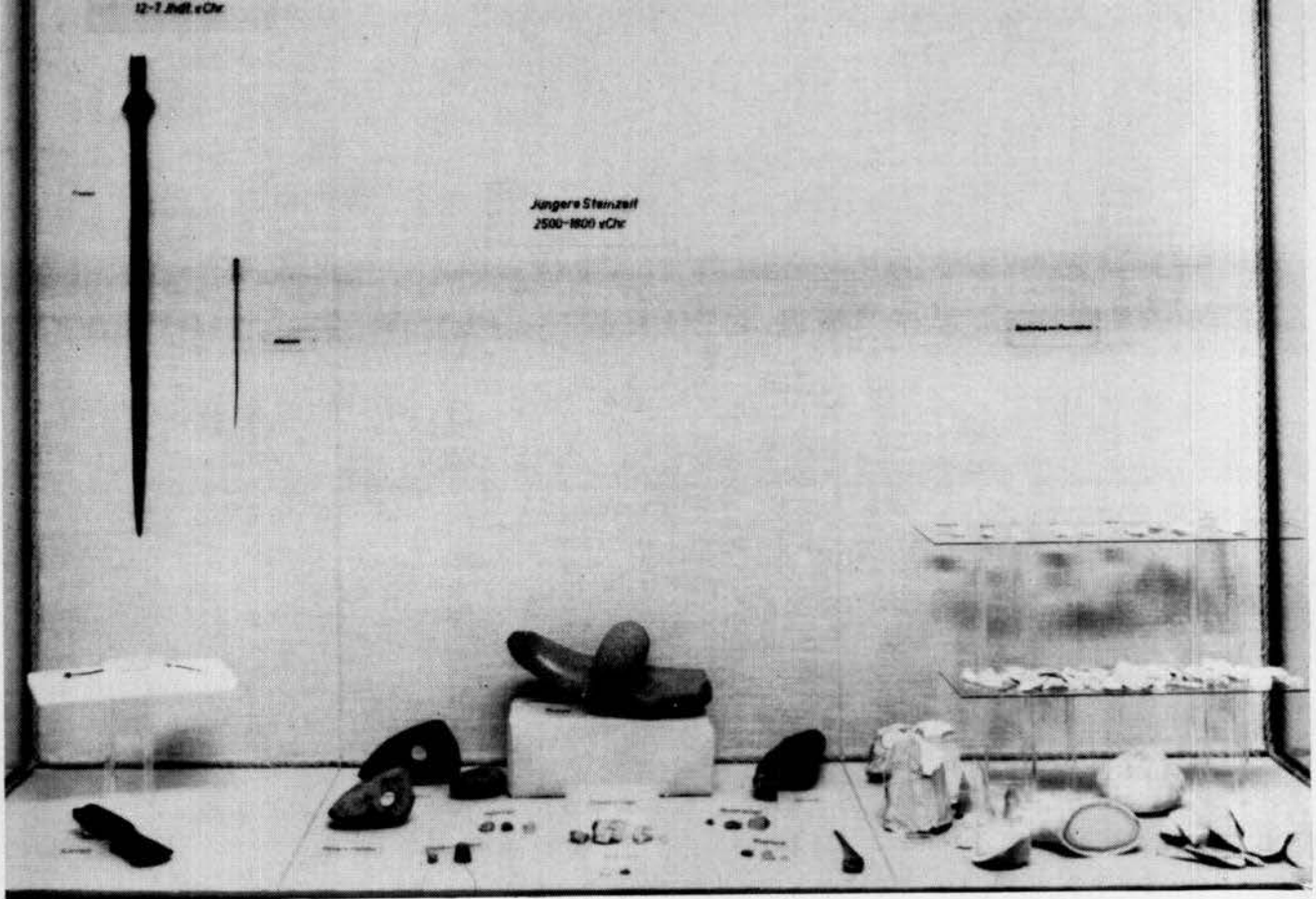
Hier wird auf der rechten Seite dargestellt, wie durch spezielle Schlagtechnik das ob seiner großen Bruchschärfe beliebteste Material der Jungsteinzeit, der Jaspisknollen (Isteiner Klotz), zu gebrauchsfertigen Werkzeugen und Waffen bearbeitet wurde.

In der Mitte liegen Originalabsplisse aus dieser Zeit. Erhöht im Hintergrund ein Reibstein mit Läufer zum Zermahlen des Getreides. Rechts ein Walzenbeil und links Steinbeile.

Auf der linken Seite (Urnenfelderzeit) ein Bronzeabsatzbeil, zwei Gewandnadeln und ein Griffzungenschwert.

Vitrine 2: Römische Zeit

Mit Terra-Sigillata-Gefäßen und einer bronzenen Fibel aus Diersheim, Neumühl, Helmlingen und Renchen sind die schönsten Stücke der römischen Epoche im Kreis Kehl ausgestellt. Im rechten Teil liegen römische Münzen, Prägungen der Kaiser Vespasian, Trajan und Hadrian, im hiesigen Gebiet gefunden. Im Mittelpunkt der Vitrine sind Reste aus einem römischen Brandgrab aus der Gegend von Diersheim zu sehen. Neben der Vitrine 2 links zwei römische Leistenziegel aus dem Grabfund der Kirche Auenheim.



Urnenfelderzeit 12. bis 7. Jahrhundert v. Chr.; Jüngere Steinzeit 2500 bis 1800 v. Chr., rechts Feuersteine.

Vitrine 3: Alamannenzeit und Mittelalter

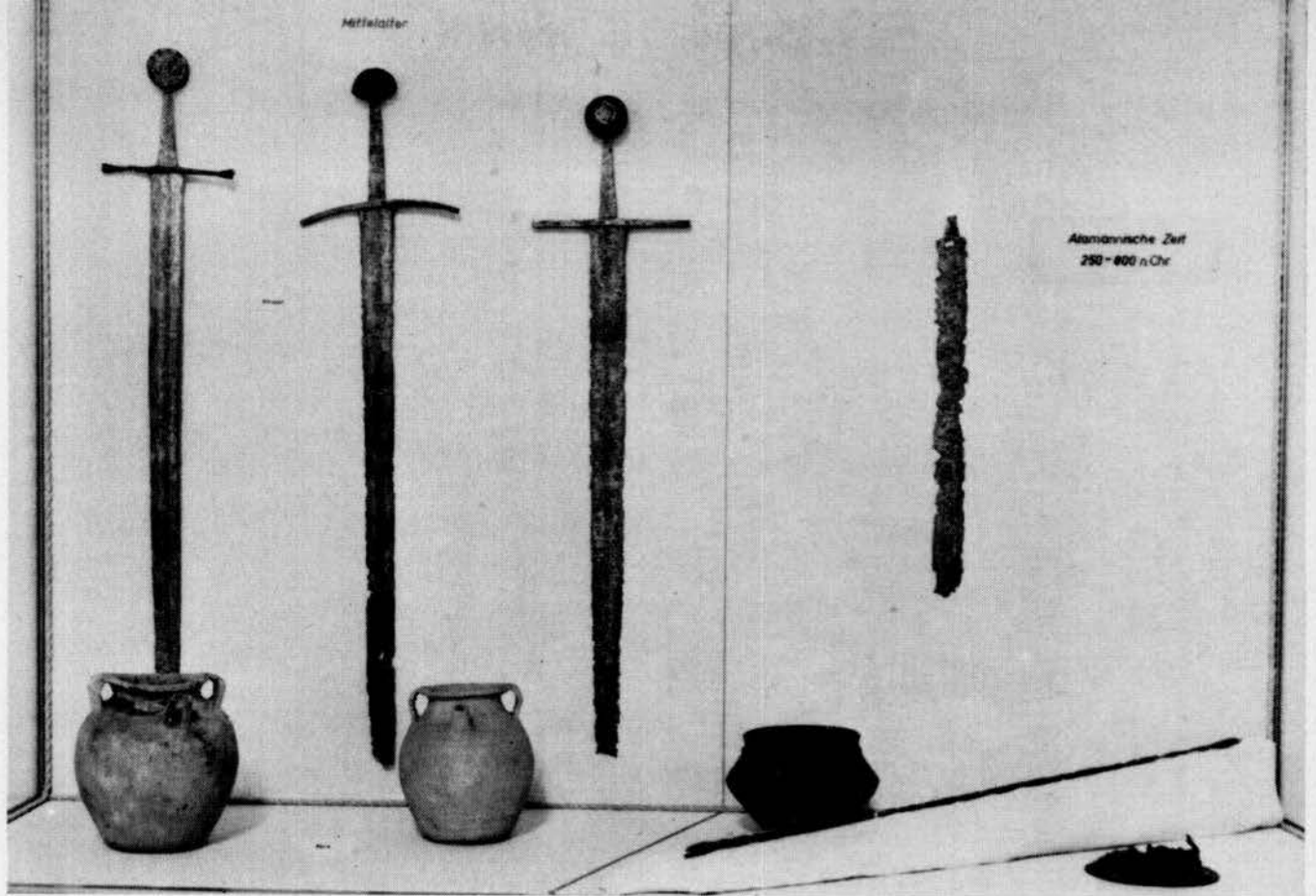
Auf der rechten Seite sind die Funde aus dem Alamannengrab von Urloffen vom 6. Jahrhundert aufgebaut. Unten rechts sehen wir einen Schildbuckel mit breiten, leicht gewölbten Bronzenietköpfen. Dahinter erhöht ein Ango (Germanischer Wurfspeer) und ein doppelkonisches, schwarztoniges Gefäß mit zwei umlaufenden Rillen und Kreisstempelverzierung. (Siehe bad. Fundberichte 1958, S. 279.) An der Rückwand ist der Rest einer Spatha (Germanisches Kurzsword) angebracht. Die linke Seite zeigt drei frühgotische Schwerter aus dem 13. Jahrhundert (aus dem Kieswerk Willstätt) und zwei Trinkgefäße aus der gleichen Zeit (gefunden in einem Brunnenschacht in Kork).

Obergeschoß Raum 3; Hanfbau und Hanfverwertung

Überblick

von Wilhelm Schadt

Die ältesten Aufzeichnungen, die uns einen Einblick in die Lebensverhältnisse und wirtschaftliche Betätigung unserer Vorfahren gewähren, sind die sogenannten Gefällverzeichnisse; sie enthalten Aufstellungen über die Abgaben der einzelnen Dörfer und Weiler an die gräfliche Herrschaft, Klöster oder Stifte. In all diesen Urkunden findet der Hanf bereits Erwähnung, oft liest man die Bezeichnung „har“, späterhin jedoch nur noch Hanf. Der Hanf gehörte zum „Kleinen Zehnten“



Alamannische Zeit und Mittelalter.

und spielte im wirtschaftlichen Leben der Hanauer Bauern jahrhundertlang eine bedeutsame Rolle.

Man säte den Hanf in den ersten Maitagen auf ein gutgedüngtes Ackerfeld, hackte nach dem Aufgehen ein- bis zweimal mit dem Hanfhäckchen und ließ die Pflanzen wachsen. Bei guter Witterung mit genügenden Niederschlägen erreichten die Hanfstengel bis Mitte August eine Höhe bis zu drei Meter; daher stammt der heute noch gebräuchliche Ausdruck: er wächst wie der Hanf. Als zweihäusige Pflanze gab es Stengel mit Staubgefäß- und solche mit Stempelblüten, erstere bezeichnete der Bauer als „Fämmel“. Sobald die „Fämmel“ im August stäubten, hieß es: der Hanf ist reif. Man zog die Stengel büschelweise aus der Erde, dabei wurde gleich die Sortierung in Grob- oder Schleißhanf mit starken und langen Stengeln sowie Spinnhanf mit dünnen Stengeln vorgenommen. Die Hanfbündel vom Umfang einer Getreidegarbe nannte der Bauer „Schaub“, sie kamen vom Acker in die Reesen, kleine Teiche mit ca. 1,20 m Wasserhöhe, wo sie mehrere Tage untergetaucht liegenblieben. Nach dem Abfaulen der Grünteile trocknete man die gereesten Hanfstengel entweder auf dem Felde oder in einer Hanfdarre.

Die Bearbeitung des Schleißhanfes und Spinnhanfes erfolgte getrennt, bei ersterem zog man nur die Fasern (Fäden) ab und verkaufte diese zentnerweise an die örtlichen Hanfmakler. Die Fasern des Schleißhanfes bildeten für unsere Verfahren im Hanauerland die Haupteinnahme, sie gingen über die Straßburger Handelshäuser in die Küstengebiete, wo sie, zu Schiffstauen oder Segel verarbeitet, sehr begehrt waren.



Hanfpflanzen: Von links nach rechts 1. Stengel mit Stempelblüten. 2. Stengel mit Staubgefäßblüten, im Volksmund „Fämmel“ genannt; wenn die Fämmel stäubten, mußte der Hanf geerntet werden, d. h. mit der Wurzel aus der Erde gezogen oder „gelochen“, daher der landläufige Ausdruck „Hanfliechen“. 3. Ein Bund Grobhanf oder Schleißhanf; der Hanfbauer nannte diesen Bund einen „Schaub“. Der Grobhanf machte achtzig Prozent der Ernte aus, von ihm wurden nur die Fasern „abgeschleißt“ (geschlenzt) und verkauft. 4. Spinnhanf oder Feinhanf, auf dem Acker bei der Ernte aussortiert. 5. Gereester Grobhanf; dieser Hanf war vier bis sechs Tage in einer Rees (Teich) im Wasser gelegen, bis die Blätter abfaulten. 6. Spinnhanf und 7. gereester Spinnhanf. 8. Samenhanf; diese Pflanzen standen einzeln in Kartoffel- oder Dickrübenäckern zur Nachzucht von Samen.

Wesentlich mehr Arbeitsaufwand erforderte der Spinnhanf; er wurde gebrochen, geschüttelt und nochmals gebrochen, dann gehächelt, geplauelt und wieder gehächelt, lauter Arbeiten, die besondere Geräte und viel Zeit erforderten. Zum Spinnen verwendeten die Bäuerinnen in früherer Zeit die einfache Spindel, die, durch einen Spinnwirtel beschwert, mit der Hand gedreht wurde. Der Spinnhanf (Doggen) war an einem Stock (Doggenstock) befestigt, den die Spinnerin entweder in ihrem Gürtel trug oder auf einen Ständer steckte. Spinnräder erscheinen erst im 17. Jahrhundert, sie wurden von den Drechslern, die es ehemals in jedem Dorfe gab, hergestellt. Viele dieser kunstvollen Handwerkerarbeiten zieren heute noch die Salons und die Museen unserer Städte. Beim Spinnen galt der Grundsatz: Je feiner der Faden, desto besser die Spinnerin! Viele Rollen dünnen Fadens waren der Stolz der Spinnerinnen.

Von der kleinen Rolle wurde der Faden auf eine Haspel gewickelt und gebündelt. Fünf Bündel ergaben einen Garnstrang, den „Unterbändel“. Sollte daraus

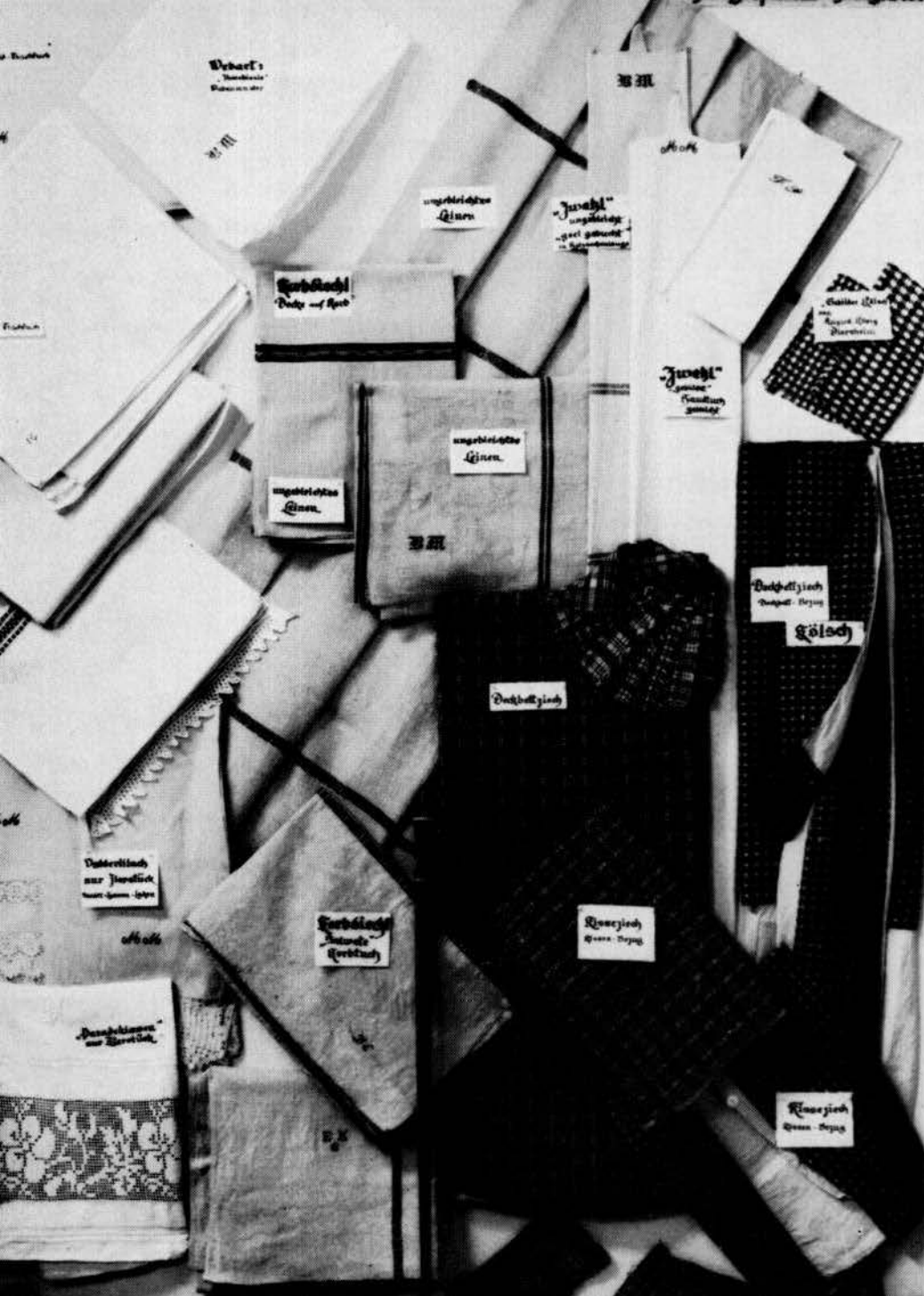
besseres „Getüch“ werden, so bleichte man die Stränge in einem Zuber, „Zapfebütt“, mit Holzasche, Salz und heißem Wasser. Beim Trocknen hängte man Gewichte oder Steine an die Stränge, um die Fäden gleichzuziehen. Das Garn wurde nochmals aufgehaspelt und mit dem Umspuler auf die Zettelspule (breite Spule) gedreht, die man zum Weber brachte.

Webstühle standen in jedem Dorf. Das Weben war eine mühsame Arbeit; die Weber trieben meist noch Landwirtschaft, weil die Einkünfte aus der Weberei zur Ernährung der Familie nicht ausreichten. Heute noch erinnern die Namen mancher Gehöfte, wie z. B. „s Weberschorsche“, „s Webervide“, an die Tätigkeit der früheren Eigentümer. Das vom Weber gelieferte Tuch spannten die Bäuerinnen auf einem Anger ca. 30 cm über dem Boden aus und übergossen es täglich mehrmals mit fließendem Wasser, bis das „Getüch“ völlig gebleicht war. Manche Stücke kamen „in die Farb“, d. h. zum Färber, deren es in allen größeren Dörfern mehrere gab. In Willstätt bewohnten die Färber einen Ortsteil zwischen Kinzig und Gießen, den „Färberzinken“.

Aus dem selbstgesponnenen Tuch, wozu im Hanauerland nur Hanf verwendet wurde, fertigte man Bettwäsche, Tischtücher, Servietten, Handtücher, Kleider, Schürzen und Säcke. Es gehörte zum wohlgehüteten Vermögen jeder Familie, war fast unbegrenzt haltbar und findet sich heute noch in vielen Familien des Hanauerlandes als kostbares Erbstück.

Geräte zur Bearbeitung des Spinnhanfes: Auf der rechten Seite verschiedene Heheln, Grobhechel und Feinhechel, daneben zwei Hanfbrechen. Dahinter Spinnräder mit Kunkelständer, an denen der Spinnhanf befestigt war, umschlungen von dem buntgestickten Kunkelband mit dem Schlupf. Zuhinterst der Webstuhl. Im Vordergrund links die Garnhaspel mit gesponnenem Garn, abgedreht vom Spinnrad, dahinter der Umspuler, mit dessen Hilfe das Garn auf die breiten Holzrollen gedreht wurde, wie sie der Weber für seinen Zettelrahmen verwendete.





Endprodukte des Hanfbaues: Bettwäsche, Tischtücher mit eingewebenen roten Streifen, ebenso Servietten, Handtücher, Kopfkissen mit eingelegter Stickerei, Buntweberei aus gefärbtem Garn, das sogenannte „Kölsch“. In frühester Zeit wurde auch die Ober- und Unterkleidung aus Hanfgewebe hergestellt, obwohl man im Volksmund von „leinenen“ Hemden oder Unterhosen sprach. Die Faser lieferte im Hanauerland nur der Hanf.

Der Hanfbau erbrachte den Hanauer Dörfern einen wirtschaftlichen Aufschwung, davon zeugen heute noch die prächtigen Fachwerkhäuser. Die Einfuhr der Sisalfaser aus unseren ehemaligen Kolonien und die Verwendung der Drahtseile bei der Schifffahrt ließen die Nachfrage nach dem Hanf immer mehr zurückgehen. Der Anbau erfolgte noch bis zum 1. Weltkrieg, war jedoch bereits um die Jahrhundertwende in manchen Dörfern dem Tabakbau gewichen.

Wohl keine ländliche Beschäftigung hat in Wort und Bild, Lied und Gedicht mehr Niederschlag gefunden als das Spinnen. Es findet sich in Märchen und Sagen und stellt hauptsächlich auf dem Lande den Inbegriff deutscher Gemütlichkeit dar, wenn von dem Leben und Treiben in den Spinnstuben erzählt wird.

Fürstenhäuser, Regierungen und Heimatbünde haben immer wieder versucht, diese kunstvolle Heimarbeit zu erhalten, doch vergebens. Die fortschreitende Technik hat auch hier gesiegt. So können wir die Hanfbaugeräte und die kunstvollen Spinnrädchen unserer ehemaligen Spinnerinnen nur noch im Museum bewundern.

Obergeschoß Raum 4; Hanauer und Kehler Trachten

Kurzer geschichtlicher Überblick

Die bekannten Trachten des ehemaligen Hanauerlandes und der Dörfer Kehl-Sundheim sind wie überall in den badischen Landen im wesentlichen zu Beginn des 2. Viertels des 19. Jahrhunderts entstanden. Die bei den heutigen Trachtenfesten getragenen Formen zeigen die letzte Entwicklung aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg (siehe Beschreibung der Bilder). Die beginnende Verstädterung und Industrialisierung der Dörfer ließ die etwas umständliche Art der Bekleidung immer mehr in den Hintergrund treten.

Man kann eigentlich gar nicht richtig von einer Hanauer Tracht sprechen, denn die Herren von Hanau-Lichtenberg haben diese Bekleidungsart in ihren Ämtern Willstätt/Kork, Lichtenau/Rheinbischofsheim nie gesehen. Und trotzdem ging sie als Tracht des ehemaligen Hanauerlandes in die Geschichte ein. Allerdings mußte sie sich in den 100—200 Jahren ihrer Anwendung immer wieder der jeweiligen Zeitströmung anpassen. (Man denke z. B. an das Hochrutschen der Taille zur Empirezeit.)

Die Tracht war übrigens nur die Bekleidung des Sonn-, Feier- oder auch Familienfeiertages und wird heute noch, wenn auch selten, von älteren Frauen zum Kirchgang angezogen. Wenn wir heute Flößer- und Fischerbilder sehen, bei der die Tracht zur Arbeit getragen wird, so kann es sich dabei nur um eine Idealisierung handeln, die nie Wirklichkeit war. Die Arbeitskleidung bestand bei den Männern aus einer blauen, langen Bluse mit Röhrenhosen oder langen Stiefeln, bei den Frauen war die Arbeitskleidung ebenfalls in unempfindlichen Farben grau oder braun gehalten. Als Kopfbedeckung diente den Männern bei der Feldarbeit ein Strohhut, den Frauen ein Schindeltuch. Die Pelzkappe des jungen Mannes aus Iltisfellen war ein „Souvenir“ der Hanauer und Kehler Soldaten aus dem russischen Feldzug Napoleons und wurde beibehalten. Der seitliche und hintere Teil der Mütze konnte herunter über die Ohren geklappt werden. Das ist noch heute in der Verarbeitung angedeutet. Sicherlich war sie damals nur eine Wintererscheinung. (Man frage heute die Männer der Trachtenkapellen, die die Pelzkappen auch im Hochsommer tragen müssen.)

Der alte Bauer, der nicht in Rußland war, hat den breitkrepfigen Hut des 18. Jahrhunderts, jetzt allerdings etwas höher, beibehalten. Auch in der Spinnstube haben die Frauen und Mädchen niemals einen Kappenschlupf bei der Arbeit getragen. Alle diese Bilder sind ebenfalls ideelle „Fälschungen“ und nur für den Maler oder Fotografen gestellt. In der Tracht ist nie gearbeitet worden, dazu ist



Ein Hesse Hanauische Bäurin,
 wogrenzent an Strasburg.
 Une Hessois Paisane d'Hanau
 tout proche au Strassbourg.

Jon. Martin Will excudit. Aug 1747



Ein Hesse Hanauischer Bauer,
 wogrenzent an Strasburg.
 Un Hessois Paisan d'Hanau
 tout proche au Strassbourg.

Jon. Martin Will excudit. Aug 1747

sie einfach zu unbequem. (Man erkundige sich auch hier bei den Tanzgruppen, welch ungeheure Belastung die historische Bekleidung bei der Bewegung ist.) Im Gegenteil, man war froh, wenn man die recht unbequeme Kleidung bald wieder ausziehen konnte. Da sie außerdem sehr kostbar war, mußte sie sowieso geschont werden. Nicht alle Schichten der Bevölkerung und schon gar nicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnten sich einen solch teuren Sonntagsstaat leisten. Deshalb nehmen sich die ersten Bilder im Museum um 1820 im Gegensatz zu denen um 1870 recht bescheiden aus. (Im Raum 4 auf der rechten Seite ausgestellt.)

Die Hessen-Hanauer Tracht des 18. Jahrhunderts.

Nach bisherigen Feststellungen durch älteste Bilder und schriftliche Hinweise aus dem Kehler „Oberrheinischen hinkenden Boten“ 1784 bestand die Hanauer und Kehler Männer-Tracht aus roten Röcken in der Machart des Barock-Rokoko, einem weißen Wams darunter, sodann schwarze Kniehosen mit weißen Strümpfen. (Die heutige Tiroler Tracht ist ähnlich.) Die Hosenträger hatten bereits die jetzige Form.

Als Kopfbedeckung diente ein flacher, breitrempiger Hut, der mit bunten Bändern und manchmal auch Federn geschmückt war.

Die Frauentracht war ohne Halstuch mit einem großen, weißen Blusenkragen über Schultern und Mieder gelegt. Der große Ausschnitt war Mode. Der Rock ist damals schon eine gefältete, sogenannte gebrittelte Kutt gewesen, unter der der Unterrock etwas sichtbar war. Dazu wurde auch eine weiße Schürze getragen.

Die Kopfbedeckung war eine Art Haubenhut, der an der Stirne mit einer Schleife zusammengebunden war. Dies ist die ursprüngliche Form des Schlupfbandes, das sich dann zum Kappenschlupf des 19. Jahrhunderts wandelte. Auch damals schon trug man zwei lange Zöpfe, die mit schwarzen Bändern verflochten waren.

Abbildungen dieser Tracht des 18. Jahrhunderts mit der Unterschrift „Hessen-Hanauische Bäurin und Bauer angrenzend an Straßburg“ sind ebenfalls im Raum 4 ausgestellt.

Das junge Paar in Raum 4 zeigt die Hanauer Tracht um 1820.

Das Mädchen trägt einen schwarzen, plissierten Rock (gebrittelte Kutt) mit an-



Junge Hanauer Trachtenträger um 1820.
Wurde durch einige Änderungen fortentwickelt zur heutigen Trachtenform.



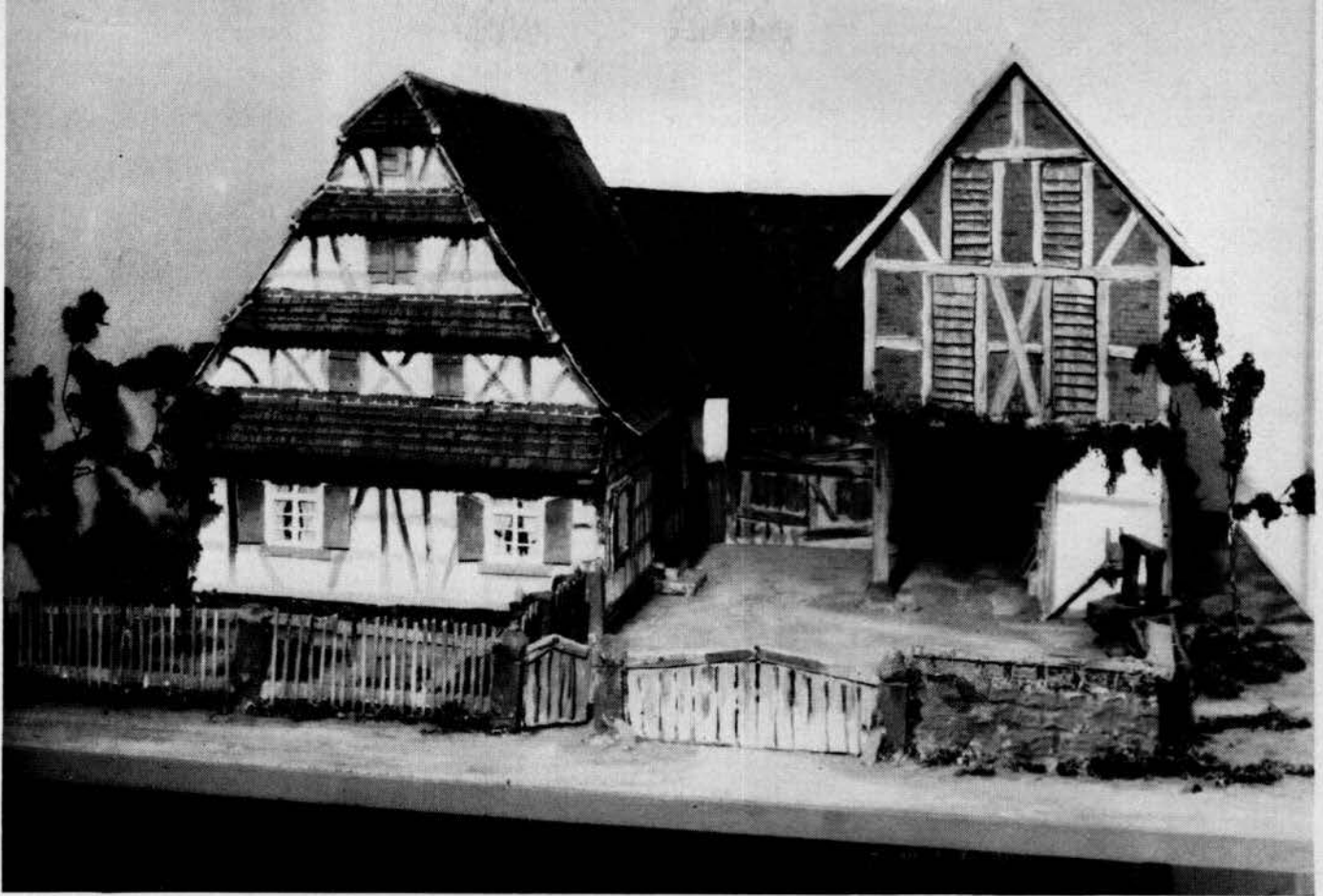
Älteres Bauernpaar um 1870 bis 1890.
Gemeinschaftsarbeit von Mitgliedern des
Historischen Vereins Hanauerland.

genähtem, bunt besticktem Mieder, darüber ein farbiges, seidenes Halstuch. Die weiße Bluse und Schürze sind mit Spitzen reich verziert. Der Unterrock (rot oder weiß) war zu jener Zeit sichtbar. In den Haaren wurde ein Schleifenband (Schlupfbündel) mit über der Stirne angebrachter kleiner Schleife befestigt. Die Zöpfe wurden so lang wie möglich getragen und mit Zopfschnüren verflochten.

Der junge Mann trug zur kurzen weißen Jacke mit Messingknöpfen eine schwarze Bundhose mit Hosenlatz und weiße Kniestrümpfe aus Wolle gestrickt oder Leinen genäht, letztere mit Leinengamaschen. Das rote Brusttuch (Wams), mit gelben oder goldenen Borten eingefasst, war mit den Initialen bestickt. Die Hosenträger waren reich mit bunten Glasperlen besetzt. Um den hochgestellten Kragen schlang sich ein schwarzes Halstuch. Als Kopfbedeckung trug der junge Mann eine Iltisfellmütze.

Das ältere Paar zeigt die Tracht um 1870 bis 1890.

Die verheiratete Frau trug eine schwarze Schürze und ein schwarzes Halstuch auf schwarzem Kleid. (Aus optischen Gründen wurde die Ausstellungstracht in hellerer Farbe gewählt.) Schürze und Halstuch waren in Muster und Stoffart auf-



Kniestockhaus aus Sundheim, Mühlstraße, 1784, später 1850 angebaut der Tabakschopf. Modell von Julius Gutekunst.

einander abgestimmt (Alpakaseide). Als besonderes Merkmal der weiblichen Tracht ist das nun zur Flügelhaube (Kappenschlupf) angewachsene ehemalige Schlupfband anzusehen. Jedes Dorf hatte seine eigene Art, die Schleife zu binden. Sie erreichte um die Jahrhundertwende die größte Spannweite, um danach langsam in Vergessenheit zu geraten. Heute wird sie nur noch wenig auf den Dörfern des Hanauerlandes getragen.

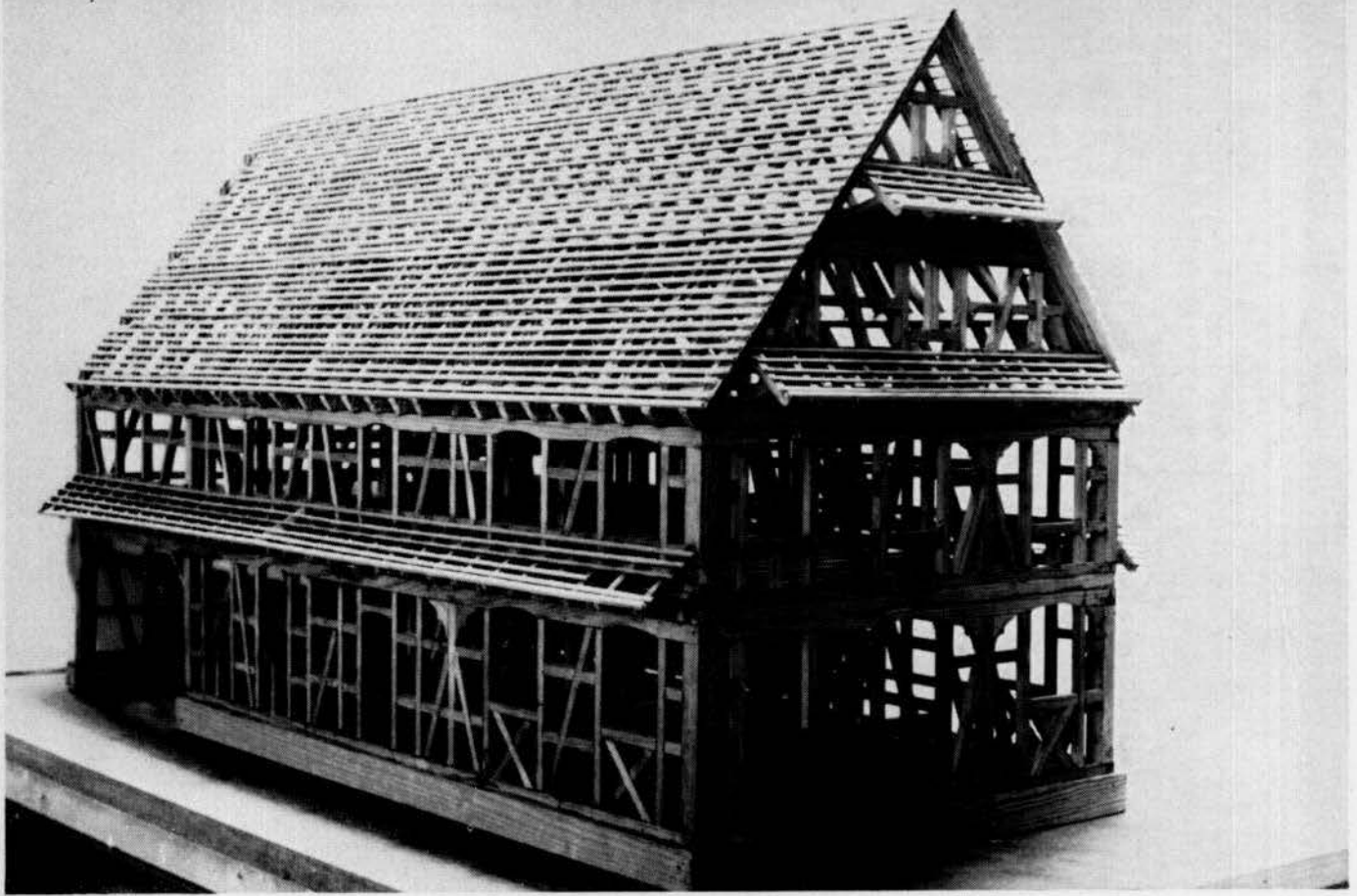
Der ältere Hanauer Bauer trug als Kopfbedeckung den breitkrempigen Hut des beginnenden 19. Jahrhunderts. Sein Sonntagsstaat wurde auch vom roten Brusttuch und grünen Hosenträgern, der Bundhose mit den weißen Strümpfen geprägt. Besonders eindrucksvoll war der knielange, weißgefütterte Kirchenrock. Diese Tracht existiert heute nicht mehr.

Die Tracht des 20. Jahrhunderts.

Die heute bei Musikvereinen und Trachtengruppen gezeigte Folklore hat sich wesentlich gegenüber der des 19. Jahrhunderts verändert.

Bei den jungen Mädchen ist die übergroße Schleife übernommen worden. Die Frisur hat zur Zeit keine Zöpfe mehr, und die Schuhe haben hohe Absätze.

Bei den Männern ist die lange schwarze Hose mit Bügelfalte an die Stelle der Kniehose und weißen Strümpfe mit Schnallenschuhen getreten. Außerdem wird auch im Hochsommer grundsätzlich nur die Pelzmütze auch zum langen Kirchrock (siehe Beschreibung oben) getragen. Der hochgestellte weiße Kragen des Hemdes



Doppelstöckiges Fachwerkhaus in seiner Holzkonstruktion. Modell 1 : 200, Original in Kork, Oberdorfstraße, ehemaliges Gasthaus zum Schwarzen Adler. Ausführung Helmut Schneider, Fritz Westermann.

wurde heruntergeklappt, und die bisher hängende Krawattenschleife erhielt Drahteinlagen, damit sie waagrecht steht. Rotes Brusttuch und weiße kurze Jacke sind geblieben. So ist die sogenannte Hanauer Tracht über zwei Jahrhunderte hinweg stark verändert worden. Es ist jedoch ein erfreulicher Anblick, eine Hanauer Trachtengruppe (Musikkapelle und Volkstanzgruppe) auftreten zu sehen.

Obergeschoß Raum 5; Fachwerkbau und Flößerei

Übersicht

Dieser Ausstellungsraum ist noch in der Entwicklung begriffen. Er soll, wie bereits ersichtlich, dem Besucher den ehemaligen Holztransport auf der Kinzig und auf dem Rhein durch die Flößerei verständlich machen. Dabei ist der hauptsächlichsten Verarbeitungsart der geflösten Eichen und Tannen, um nur die wichtigsten zu nennen, dem Häuserbau im fränkischen Fachwerkstil die Hauptaufmerksamkeit gewidmet. Aber auch der Brückenbau, weitgehend vom geflösten Holz abhängig, ist berücksichtigt.

Das Tricksche Sägewerk und die spätere Zellulosefabrik sind direkte Folgen der Kinzigflößerei. Ebenso das Dampfsägewerk Roß, das unmittelbar neben der alten Kinzig stand. Originalbilder von Brischle und Gutekunst zeugen davon.

Das Fachwerkhaus

von Helmut Schneider

Ein ganz besonderes Merkmal für das Hanauerland sind seine Fachwerkhäuser. Sie entstanden etwa zu Beginn des 18. bis Ende des 19. Jahrhunderts. Die fränkische Hofanlage ist dabei vorherrschend.

Wir können drei Hauptformen unterscheiden:

1. Das einstöckige Haus, in seinen frühesten Erscheinungen mit der Hausgangküche, also ohne jeglichen Vorraum. Diese Hausform ist im Verschwinden begriffen.

2. Das Kniestockhaus oder Halbstockhaus. Bei diesem Typ liegen die Dachbinder nicht auf der Geschosdecke auf, sondern auf einem verkürzten Wandteil (ca. 60 cm hoch). Das obere Geschos ist daher ausbaufähig, wurde aber ursprünglich als Vorratsraum benutzt. Diese Häuser stehen auf einem niedrigen Steinsockel und sind selten unterkellert. Siehe Modell Raum 5 links.

3. Das doppelstöckige Haus in seiner stattlichen Erscheinungsform besitzt ein voll ausgebautes Obergeschoß und meist einen höheren Steinsockel mit voller Unterkellerung.

Welchen gewaltigen Holzverbrauch so ein Bau erforderte, wird uns klar, wenn wir nach überschlägiger Berechnung für die im Modell abgebildete Konstruktion auf die Zahl von ca. 60 Eichen und 80 Tannen kommen. Siehe Modell Raum 5 Mitte.

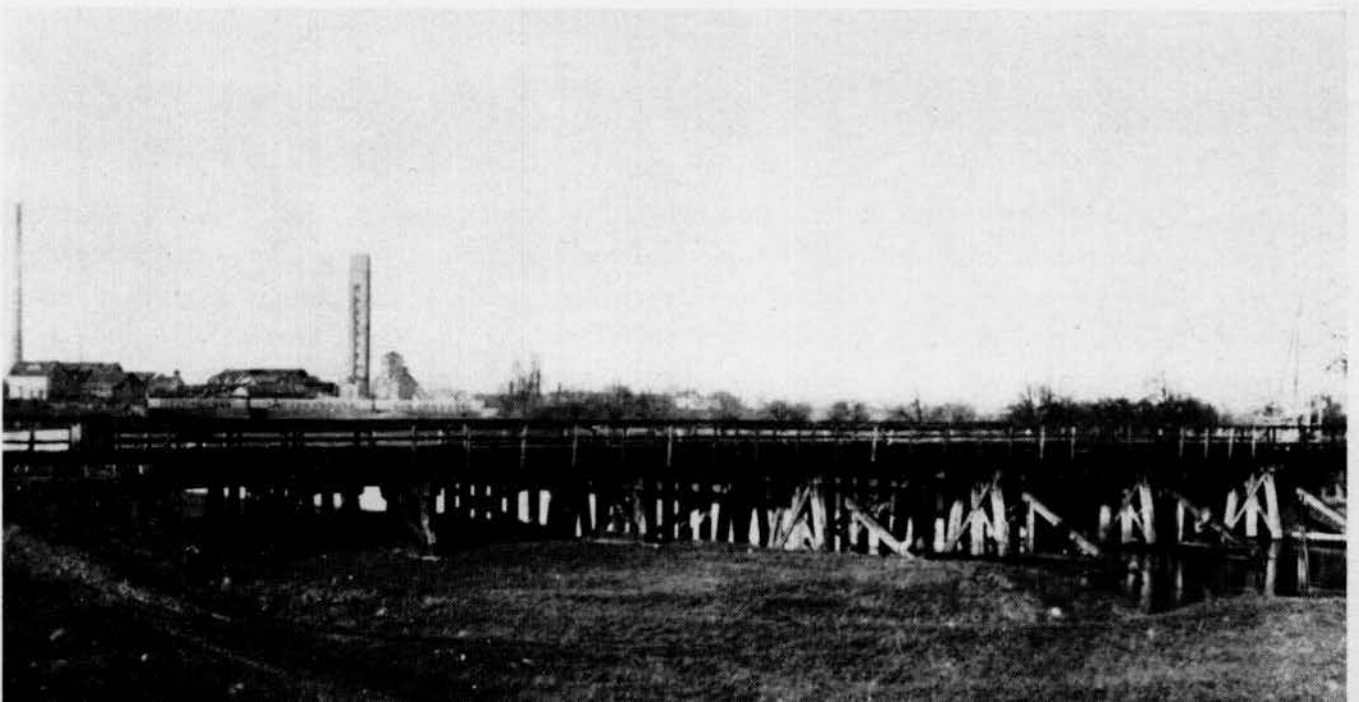
Die Gefache sind bei allen Fachwerkbauten mit einer Flechtwerk-Lehmfüllung versehen. Die Giebelgestaltung fast aller Häuser verrät den Einfluß der Straßburger Baukunst, auch in seinen Modeströmungen.

Im Zuge des weiteren Ausbaus unseres Museums ist geplant, alle Hanauer Haus-typen sowie konstruktive Einzelheiten darzustellen.

Die Flößerei

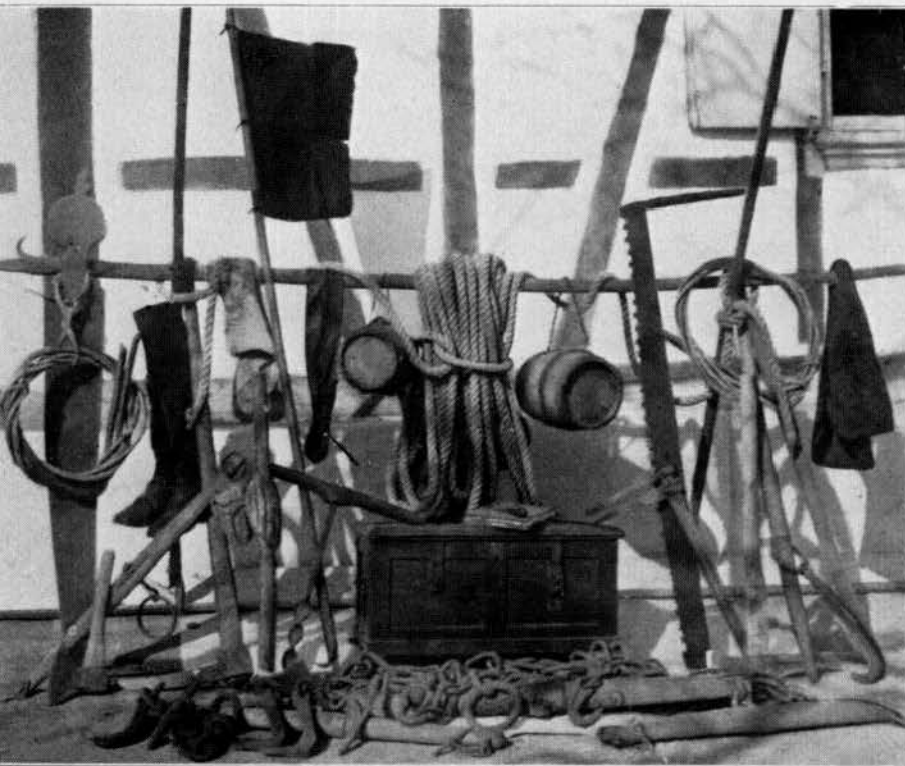
Das Modell der alten Holzbrücke 1815—1930 über die ehemalige Kinzig am Läger (Name kommt vom Holzlagerplatz) an der heutigen Oberländerstraße, zeigt den Zustand zur Zeit der Hochblüte der Kinzigflößerei um 1865.

Alte Holz-Kinzigbrücke am heutigen Läger an der Einmündung der Oberländer- in die Großherzog-Friedrich-Straße. Vorbild für das Modell von Julius Gutekunst in Raum 5: Flößerei.





Flößer der Kehler Flößerzunft.



Die Gerätschaften der Kehler Flößerzunft.

Die Schwarzwaldflöße der Kinzig und Nebenflüsse, in Schiltach und Wolfach vornehmlich zusammengebunden, wurden hier zum Verkauf angeboten oder direkt am Platze in den Sägewerken verarbeitet, oder zu Holländerflößen zusammengerüstet. Dabei wurden die schweren Eichenstämme des Hanauerlandes (Wagentransport) auf die leichteren Tannenstämme des Schwarzwaldes aufgebäumt. (Kehler Berufsname der Flößer = Baumert?) Die Kehler Flößer übergaben in

Überblick über einen Teil der Ausstellung im Freigelände mit dem Taufstein (15. Jahrhundert).



Steinmauern bei Rastatt ihre Stämme an die dortige Flößergilde, die wiederum zusammen mit dem Holz des Murgtales den Weitertransport besorgte.

Die Brücke selbst war eine Tulla-Konstruktion mit sieben Jochen, die während der Kinzigbegradigung 1815/16 erbaut wurde. Die Steine der Widerlager stammten von der Vauban-Festung. Die Vorgängerin der Brücke, um 1680 erbaut, führte noch über eine Insel, bestand aus zwei Teilen und wurde in den napoleonischen Kriegen zerstört.

Das Freigelände

Die steinernen Zeugen unserer Vergangenheit wurden auf einer Grünfläche hinter dem Museum aufgebaut. Neben Grenz- und Wappensteinen aus dem 17. Jahrhundert ist eine Brunnenschale (18. Jahrhundert) und eine fragmentarisch aufgebaute Hanfreibe aus der gleichen Zeit zu sehen.

Auf der linken Seite liegen Standsteinblöcke von den Resten der ehemaligen Kehler Vauban-Festung. Wertvollster Teil im Freigelände ist ein spätgotischer Taufstein aus dem 15. Jahrhundert.

Aus Granit gehauen und beschriftet begrenzt der sogenannte Grundstein der ehemaligen ersten Eisenbahnbrücke 1860—1943 zur Christuskirche hin das Freigelände.

Ebenfalls aus Granit steht rechts im Hintergrund der neu errichtete Gedenkstein für den großen Unternehmer unserer Stadt, Ludwig Trick. Ursprünglich hatte dieser Stein seinen Ehrenplatz auf dem Werksgelände der Trickschen Zellulosefabrik.

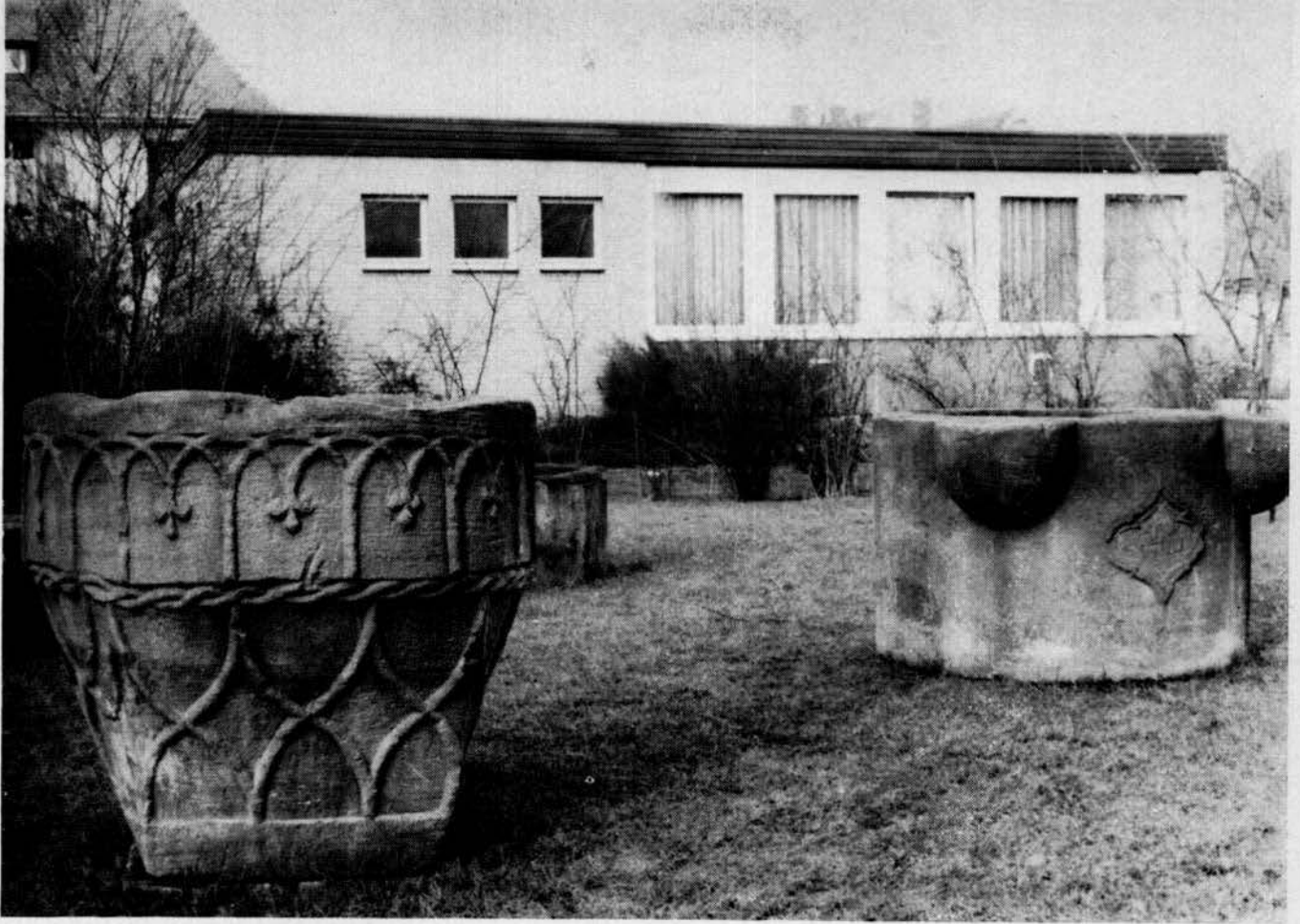
Zwei mächtige handgeschmiedete, zwei Meter große, 3—400 Jahre alte Anker von einstigen Rheinschiffen, von denen der eine noch mit dem senkrecht zur Achse der unteren Arme (Flunken) stehenden Ankerstock aus genietetem Eichenholz versehen ist, dürfen im Museum einer Rheinhafenstadt nicht fehlen.



Hanfreibe aus der ehemaligen Hanfplauel
in Kork.



Grenzstein
zwischen Österreich und dem Straßburger
Bürgerspital mit dem 5fachen Kreuzzeichen,
dem sogenannten Wiederkreuz, beim Hörter-
Margaretenhof zwischen Marlen und Sundheim.



Teil der Ausstellung im Freigelände. Links Taufstein aus Marlen, rechts Brunnenschale aus Sandstein.

Überblick über einen Teil der Ausstellung im Freigelände

Der auf dem Bild kleinere, linke Grenzstein zeigt frontal das Wappen der Lehensherren der Nassauischen Teilbesitzer von Dorf Kehl, der Streiffen von Lauenstein, einen Raben mit geöffnetem Flug auf einem Turnierkragen sitzend. An der Seite desselben Steines ist kaum erkennbar der aufsteigende Bock der Herren Böcklin von Böcklinsau, ebenfalls Lehensherren, diesmal aber der andern Teilherren, der Markgrafen von Baden-Baden, zu sehen. Dieser Grenzstein aus dem Jahre 1615 wurde auf den Söllingwiesen zwischen Sundheim und Neumühl gefunden, wo beide Herren Privatbesitz hatten.

Der rechte Stein zeigt den gekrönten österreichischen Doppeladler mit der Jahreszahl 1666. Er symbolisierte das Besitztum Vorderösterreichs in der Landvogtei Ortenau für die dazugehörige Dreiergemeinde Goldscheuer-Marlen-Kittersburg. Die andere Seite hat das Wiederkreuz, das 5fache Kreuzzeichen des Straßburger Bürgerspitals, eingemeißelt. Der Hörter-Margaretenhof zwischen Marlen und Sundheim war Eigentum dieses Straßburger Spitals bis zur französischen Revolution 1789. Der endgültige Übergang an Baden erfolgte 1803.

Links im Bild: Taufstein aus Marlen. Kirchenstandort unbekannt, vermutlich im untergegangenen Pfarrort Hundsfeld südlich von Kehl im heutigen Rheingebiet. Spätgotische Ornamentik aus dem 15. Jahrhundert. Hundsfeld wurde 1540 aufgehoben. Der Taufstein wurde von einem Marleener Bauern als Brunnentrog weiterverwendet und als solcher 1965 wieder aufgefunden.

Rechts: Brunnenschale aus Sandstein, in einem Stück mit zwei Nippeln zum Wassereimer aufsetzen gearbeitet. Dieses „Geschäl“ stammt aus Diersheim aus dem Jahre 1774. Die ersten dieser Art tauchten zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf und wurden ungefähr bis 1850 angefertigt. Mit Aufkommen des Schöpfbrunnens wurden sie verdrängt.

Das Renchtal - Heimatmuseum in Oppenau

von Erwin Schopferer

Dieses regionale Heimatmuseum ist in seinem Aufbau für das gesamte Renchtal gedacht. Es ist im oberen Stockwerk des Oppenauer Rathauses untergebracht und umfaßt drei Räume. Nach langer Vorbereitungszeit und in Zusammenarbeit mit Professor Dr. Hans Rott, dem damaligen Leiter des Badischen Landesmuseums, wurde das Heimatmuseum für das gesamte Renchtal aufgebaut und konnte dann am 20. November 1938 eröffnet werden.

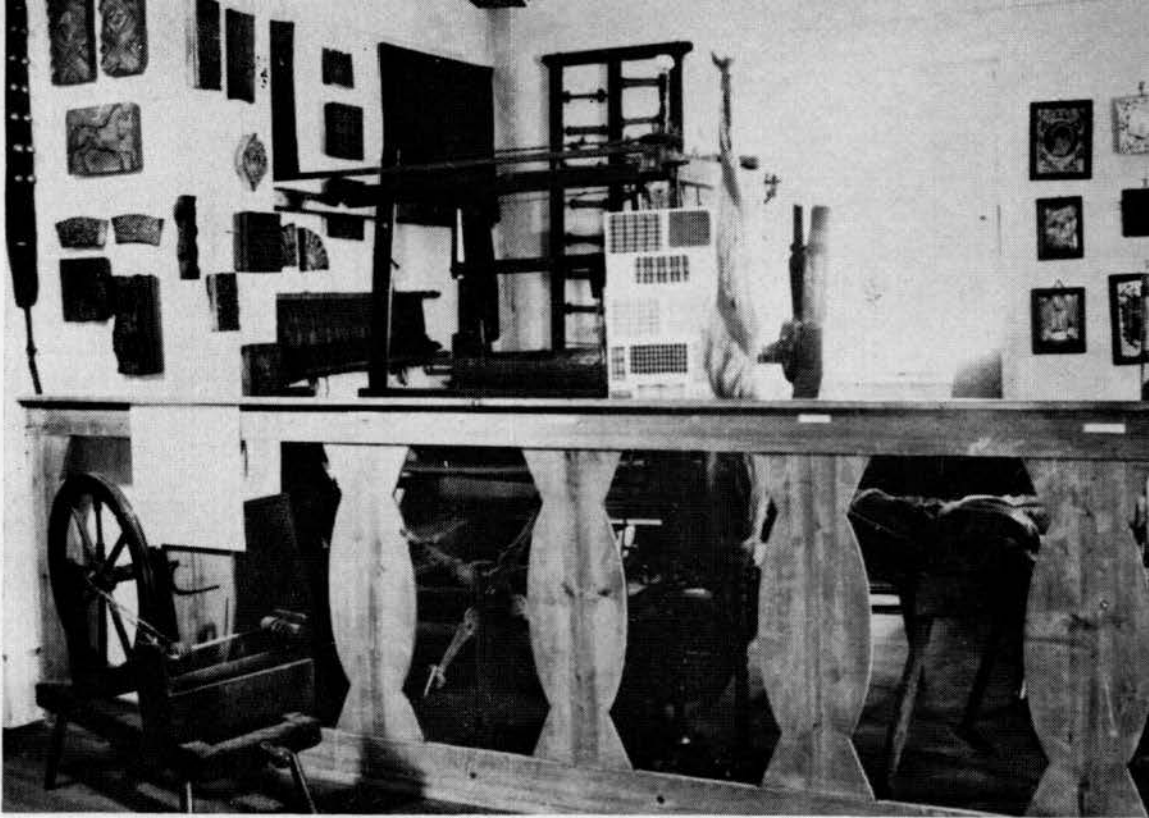
Den Anstoß zur Errichtung eines Heimatmuseums gab schon 1919 Bürgermeister Josef Ruf. Die Nachkriegszeit und der allzufrühe Tod von Bürgermeister Ruf (1920) haben die Verwirklichung dieses Vorhabens hinausgezögert. Wie aus den Akten zu ersehen ist, wurde in den Jahren 1934—1938 unter Bürgermeister Ludwig Schmid und Ratschreiber Josef Börsig, sowie unter ständiger Beratung und fachgerechter Überwachung von Professor Dr. Hans Rott, der Aufbau des Heimatmuseums tatkräftig vorangetrieben.

Nicht unbeantwortet blieb in den einzelnen Renchtalgemeinden der Aufruf um Überlassung von Ausstellungsgegenständen für dieses regionale Heimatmuseum. Wohl aus jeder Gemeinde des Tales sind nun hier Museumsstücke zu sehen. Alte Stiche, Zeichnungen, Gemälde und auch Photos veranschaulichen, wie es in früherer Zeit im Tale ausgesehen hat.

Ein Heimatmuseum ist zuerst für die Bewohner seines Erfassungsgebietes, in diesem Falle für die Einwohnerschaft des Renchtales, gedacht. Da aber das Renchtal seit altersher ein Gebiet des Fremdenverkehrs ist, so läßt das Museum mit seinen vielseitigen Schätzen auch den Fremden, den im Tale weilenden Kurgast, zu einem Besuche ein, um ihm mit den zur Schau gestellten Gegenständen zu zeigen, was aus der Geschichte des Tales und seiner Menschen auf die heutigen Bewohner überkommen ist.

In seinen drei Ausstellungsräumen weist das Heimatmuseum eine gewisse Gruppierung seiner ausgestellten Gegenstände auf. Über die fünf Fenster, der Frontal-

Webstuhl, Spinnrad,
Haspel, Hanfbreche,
Druckstöcke.



seite des Gebäudes, in allen drei Räumen sind die noch vorhandenen zehn Oppenauer Glasgemäldescheiben aus der Zeit von 1588—1623 auf die zehn Fensterflügel verteilt. Sie stellen den weitaus wertvollsten Teil des Renchtal-Heimatmuseums dar. Diese Scheiben sind sogenannte „Schweizer Kabinettscheiben“ und stammen aus der Glasmalerwerkstatt von Bartholomäus Link aus Straßburg. Sie stellen alle, mit Ausnahme von zwei Wappenscheiben, einen Oppenauer Gerichtszwölfer, einen Ratsherrn mit seiner Gemahlin dar. Diese Glasgemäldescheiben haben ein durchschnittliches Ausmaß von etwa 23 cm x 35 cm und fanden bereits eine ausführliche Behandlung im Jahrbuch „Die Ortenau 1968“.

Im *Raume I* sind allgemeine Sammlungsgegenstände teils frei, teils gruppiert oder in Glasschränken ausgestellt. Sie geben einen Einblick in das Handwerk und die Erzeugnisse des Tales und vermitteln auch die Wohnkultur seiner Bewohner. Ein mächtiger Webstuhl lenkt gleich den Blick des Eintretenden auf sich; Spinnrad, Haspel und Hanfbreche stehen daneben (Bild 1). An der Wand sind alte Druckstöcke der Tuchfärber ausgestellt. Für den Besucher unserer Tage, der sich diesen Handdruckvorgang gar nicht mehr vorstellen kann, wurden Originaldruckproben von diesen Druckstöcken in letzter Zeit angefertigt und ausgestellt. Daß

Schlafstube,
Bett mit Wiege.





Renchtaltrachten.

im Renchtal in früherer Zeit das Harzsammeln gestattet war und einen Nebenwerb der Talbewohner bildete, zeigen die ausgestellten Gerätschaften. In die Arbeitsweise in der Landwirtschaft weisen noch ein Holzpflug und ein großes Fläschelrad (= kommt von Flaschenzug) hin. Den Abschluß auf dieser Wandseite bildet eine alte Schlafstube mit Kinderwiege und der Jahreszahl 1767 (Bild 2).

An das Handwerk erinnern Zunftwappen, Zunftsigel, Zunftlade und Zunftbücher. Das Zunftbuch der „Becken, Müller und Mehlkremen“ reicht bis in das Jahr 1766 zurück. Kunstvolle Schlösser, eine sehr alte, mit Eisen beschlagene Truhe sowie ein schön geschmiedetes Grabkreuz, örtlich das „Pestkreuz“ genannt, sind Schaustücke, die auf ein hohes handwerkliches Können hinweisen. In einem großen Glasschrank sind: Durlacher, Lothringer, Hornberger und Zeller Bauernkeramikstücke zu sehen. Auch aus der ehemaligen Oppenauer Krugbäckerei sind Steinzeug, Tintengefäße, Schreibgarnituren und Krüge noch vorhanden. Wie lebhaft der Fremdenverkehr in den Renchtalbädern vor etwa 130 Jahren war, zeigen Werbeprospekte mit anschaulichen Stahlstichen; ebenso, wie alte Münzen und Geldscheine auf frühere Zahlungsmittel hinweisen.

In zwei Glasschränken sind die schmucken Renchtaltrachten zu bewundern (Bild 3). An den Wänden, dem Fußboden entlang, sind sehr schöne, zum Teil über 300 Jahre alte gußeiserne Ofenplatten aufgestellt, die meist Motive aus dem religiösen Leben darstellen. Nicht zu vergessen sei ein Schrank mit Gesteinsproben aus dem Renchtal. Hier ist besonders erwähnenswert eine Ofenschlacke aus dem Lautenbacher Hochofen, in welchem im 16. bis 18. Jahrhundert Eisenerze aus den Renchtalgruben verhüttet worden waren. Die freien Wandflächen sind mit Stichen aus dem Renchtal ausgefüllt.

In alle Räume fällt das Tageslicht durch die Butzenscheiben und die wertvollen Glasgemäldescheiben ein und verleiht den einzelnen Räumen eine eigenartige Stimmung in der Zusammenschau mit den ausgestellten Gegenständen.

Wand im
Bürgerzimmer.



Im *Raum II* des Heimatmuseums, dem „Bürgerzimmer“, stehen ein schöner Renaissance-Schrank sowie die Fahne der Oppenauer Bürgerkompagnie aus dem Jahre 1763. Viele Bildnisse von Renchtaler Persönlichkeiten sind hier zu sehen (Bild 4). Stahlstiche der letzten neun Fürstbischöfe von Straßburg (1592—1803), die die Landesherren im Renchtal waren, sind hier. Eine Kostbarkeit für den Sippenforscher stellen die hier ausgestellten Stammbäume der beiden Renchtalgeschlechter „Roth“ und „Erdrich“ mit sämtlichen Begleitunterlagen dar. In mühevoller Kleinarbeit wurden diese beiden Geschlechterbäume von Postamtman a. D. Bittiger, Karlsruhe, aufgestellt. Der Stammbaum des „Roth“-Geschlechtes geht bis 1347 zurück, während derjenige des „Erdrich“-Geschlechtes, das im Giedesbach (= Gemeinde Oedsbach) beheimatet ist, bis 1588 nachzuweisen ist.

Von der einstigen Burg- und Stadtgründung „Friedberg“ ist nur ein einziger Stein, ein Türsturz, mit der Jahreszahl 1574 auf uns gekommen und hat in diesem Raume seine Aufstellung gefunden. Der Adelsbrief der Familie von Oppenau sowie der Ehrenbürgerbrief für Ignaz von Oppenau sind hier auch ausgestellt.

Der *dritte und kleinste Raum* des Renchtalmuseums ist der religiösen Kunst gewidmet. Alle hier untergebrachten Gegenstände stehen in irgendeiner Form in Beziehung zur ehemaligen Prämonstratenser-Klosterabtei Allerheiligen, die 1803 der Säkularisation zum Opfer fiel. Hier sind zwei Holzplastiken zu nennen: Heiliger Johannes der Täufer um 1500 sowie eine Hausmadonna um 1530 (Bild 5). Ein Ölgemälde von Anton Bresle, 1727 gemalt, zeigt den Abt Joachim Bahr, der der 37. Vorsteher von insgesamt 42 Vorstehern dieser Klosteranlage war. Ein Ölgemälde von einem unbekanntem Meister stellt den heiligen Antonius dar, während Baron Roeder von Diersburg ein Ölgemälde der ehemaligen Klosterkirche geschaffen hatte. Ebenfalls heimatgeschichtlichen Wert hat der Taufstein aus der 1464 erbauten Tal- und Pfarrkirche Sankt Johann auf dem Hügel. Der Taufstein, eine saubere Steinmetzarbeit, trägt die Jahreszahl 1600.

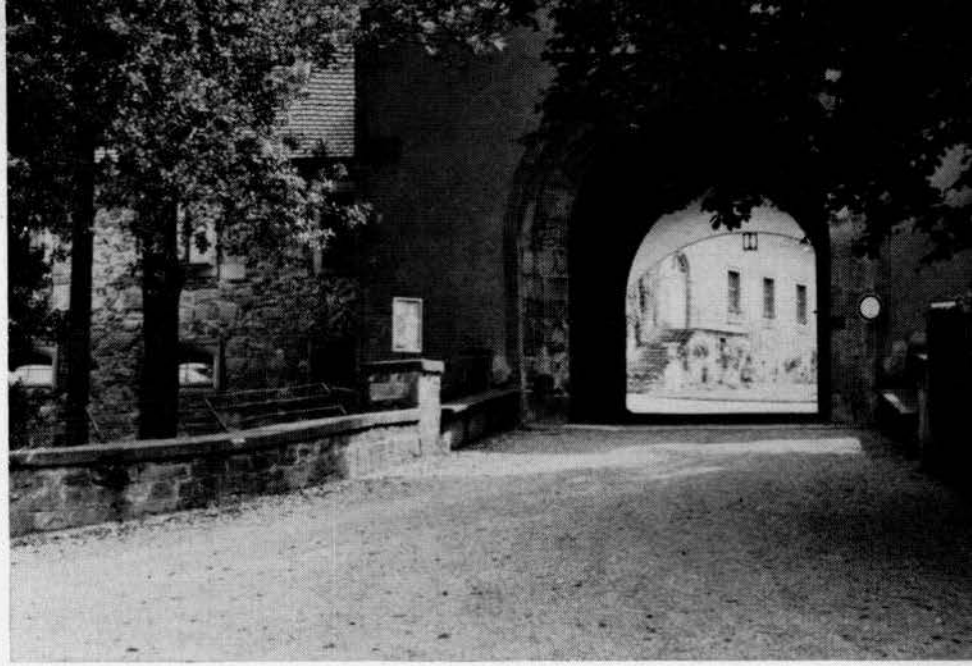


Religiöse Kunst —
Allerheiligen-Ecke.

Räumlich sehr beengt ist das Renchtal-Heimatismuseum in Oppenau; trotzdem bietet es einen reichen Überblick über das Tal und seine vielseitige Entwicklung. Da die Räume des Museums beheizt werden, ist auch im Winter ein Aufenthalt in denselben möglich. Geöffnet ist das Museum am Mittwoch- und Freitagnachmittag. Außerhalb dieser Zeit kann vor allem für geschlossene Gruppen, bei rechtzeitiger Anmeldung und nach Vereinbarung mit dem Betreuer des Heimatismuseums, Herrn Ratschreiber Fritz Huber, ein Besuch jederzeit ermöglicht werden.

Kein Heimatfreund wird den Besuch des Museums bereuen und hier vielseitige heimatliche Eindrücke empfangen. Vor allem wäre zu wünschen, daß die Jugend in ihren vielseitigen Organisationen innerhalb der Renchtalgemeinden auf das Renchtal-Heimatismuseum in Oppenau hingewiesen würde. Unter sachkundiger Führung in kleineren Gruppen könnte sie hier das Lebensmilieu ihrer Vorfahren nacherleben.

Torturm des Neuen Schlosses Baden-Baden, links anschließend der einstige Marstall; heute sind dort die Räume der Stadtgeschichtlichen Sammlungen Baden-Baden.



Stadtgeschichtliche Sammlungen Baden-Baden

von Karl Jörger

Rückblick und Ausschau

Als 1945 die Stadtgeschichtlichen Sammlungen Baden-Baden beim Einmarsch der Franzosen aus ihrem langjährigen Heim verdrängt wurden, lagerten die Bestände zunächst, Wind und Wetter ausgesetzt, unbewacht und ungeschützt im Garten des Palais Hamilton. Stadtverwaltung und Bürgerschaft hatten vorerst bedrängendere Sorgen und triftigere Aufgaben. Die Einquartierung von Familien der Besatzungsangehörigen nahm den letzten und bescheidensten freien Wohnraum in Beschlag, für andere Zwecke blieb keine Räumlichkeit zur Verfügung. Nach Monaten des Suchens und Erwägens fand man für die Sammlungen eine behelfsmäßige Unterkunft im Marstallgebäude des Neuen Schlosses. Bei diesem Behelf ist es nunmehr fünfundzwanzig Jahre lang geblieben. Es läßt sich nicht verheimlichen, daß der beengte Raum einer übersichtlichen Anordnung der Sammlungsstücke im Wege steht.

Im Erdgeschoß

Der Marstall ist zweistöckig. Zu den früheren Stallungen steigt man eine winkelige Treppe hinab. An den Wänden zeigen Aufnahmen, Zeichnungen und Einzelpläne die Forschungen Professor Otto Lindes zum Bau, Ausbau und Stilwandel des Schlosses Hohenbaden auf dem Battert. Besondere Beachtung verdient dabei der Versuch, auf Grund der Einzelfunde das Bild des Schlosses in seiner Glanzzeit zu entwerfen.

Der Raum im Hintergrund gilt den Ermittlungen zur Ur- und Frühgeschichte des Oostals. In Vitrinen sind hier angeordnet Werkzeuge aus der mittleren und



Von einem größeren Bauwerk der Römer: Kopf einer Karyatide mit Kapitell.

jüngeren Steinzeit, so Stichel, Messer und Schaber, ferner Steinbeile, Knochenpfiemen und Pfeilspitzen, dazu aus der Bronzezeit ein Schwert, gefunden in der Tiefenau, Gemarkung Sinzheim. Wesentliche Stücke dieser Funde hat Kreispfleger für Ur- und Frühgeschichte, Paul Braun, in jahrzehntelanger unermüdlicher Sucharbeit herzugetragen; die übersichtliche Gruppierung ist Arbeit der Facharchäologin Emilie Ruf, Baden-Baden.

An die Vorgeschichte schließen sich im selben Raum die Erinnerungen an die Römerzeit der Kurstadt. Dazu zählen zunächst Reststücke der Hypokaustenheizung aus den Badruinen unter dem Römerplatz, ferner Steindenkmäler, Keramikfunde und Ziegelplatten. Die Steinplastiken sind im allgemeinen nicht als hervorragende Kunstwerke anzusprechen. *Aquae Aureliae* war kein Kunstzentrum, das Künstler und Mäzene lockte, es galt nur als Vorort in der Etappe. Daher sind die Plastiken zumeist achtenswerte Arbeiten von Handwerkern. Aus der Vielfalt seien hervorgehoben die Gigantenreiter, bei Haueneberstein ausgegraben, der Viergötterstein mit Juno, Minerva, Apollo und Herkules, das Brunnenpostament, einst im Jesuiten-Schlößchen eingemauert, Grabsteine und Inschriftentafeln. Höher im Wert stehen die Terra-Sigillata-Stücke, die zum Teil wohl aus Werkstätten in Gallien stammen und über den Rhein herübergebracht wurden. Die sorgsam ausgearbeiteten Zier- und Gebrauchswaren wurden in Freiburg fachmännisch zusammengefügt und, wo es erforderlich war, stilgerecht ergänzt.

Den Eingang zum Saal für Frühgeschichte flankieren die lebensgroßen Gestalten eines römischen Legionärs und eines germanischen Kriegers, die fatal an Zinnsoldaten aus meiner Kinderzeit erinnern. Im vorderen Raum sind mittelalterliche

Funde angeordnet. Hier stehen unter anderem die Originale der Plastiken vom Westportal der Stiftskirche. Sie sind durch Verwitterung stark entstellt und wurden daher 1913 an ihrem Standplatz durch Kopien ersetzt. Nach E. Hessigs Nachweis sind sie nach Vorlagen des Meisters E. S. gearbeitet. Das Relief der Veronika mit dem Schweißstuch wurde 1962 für die Ausstellung „Idee und Vollendung“ der Ruhr-Festspiele angefordert.

An das Kreuz des Nicolaus Gerhaert von Leyden im Chor der Stiftskirche mahnt hier eine Kopie des Christuskopfes, ebenso der Grabstein Hans Ulrichs, des Scherers, der auf dem Alten Friedhof hinter der Spitalkirche stand. Die verwitterte Inschrift kündigt: „Anno dm MCCCCXCII uff den sibenden tag des heumont zum Aben IX . . . obiit Hans Ulrich Scheerer den Gnad . . .“ Neben diesem Grabstein stehen Ächterkreuze, auf einem Tisch gewahrt man kunstvolle Ofenkacheln vom Markgräflichen Schloß Hohenbaden. An einem Balkengerüst hängen vier alte Glocken, dabei die Elf-Uhr-Glocke, die unmittelbar nach dem Stadtbrand gegossen wurde. Die spätgotische Madonna in einer Wandnische soll zum Inventar des Franziskaner-Klosters Fremersberg gehört haben.

Im Obergeschoß

Im Obergeschoß macht sich in der Aufstellung der Gegenstände die Enge des Raums, der zur Verfügung steht, empfindlicher bemerkbar. Darunter leidet die Übersichtlichkeit. So mußte man im ersten großen Zimmer, worin der Wandel des Stadtbildes gezeigt werden soll, reichlich unmotiviert die Schwarzacher Kloster-

Der Mercuriusstein auf dem Großen Staufen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts gezeichnet von dem Karlsruher Hofmaler C. Frommel.



Apothek unterbringen; im Zimmer, das der Erinnerung an bedeutende Bürger und Bürgerinnen, an berühmte Kurgäste zgedacht ist, steht ebenso beziehungslos ein Schrank mit Uniformstücken der Bürgerwehren.

Zu den Bildern des ersten Raums, die für das Werden des Stadtbildes entscheidend sind, zählen unter anderem die Originalzeichnungen der ehemaligen Stadttore von J. Stanislaus Schaffroth, der Stich von Matthäus Merian aus dem Jahr 1643, Theophil Wahrmunds Darstellung des großen Stadtbrands am 24. August 1689. Auf der Wiedergabe des Beuerner Tores hat der Zeichner bemerkt, daß dessen Steine für ein „Comedienhaus“ verwendet wurden. Das ehemalige Schauspielhaus, nach den Plänen Weinbrenners errichtet, ist ebenfalls auf einem Stich festgehalten. In den Schränken gewahrt man Tafelgeschirr aus der „Badener Fayence- und Porcelain-Fabrique“, die um 1770 durch Zacharias Pfalzer im „Grünen Winkel“ betrieben wurde, ferner böhmische Gläser, ehemals in den Buden im Kurgarten zum Kauf angeboten.

Der anschließende kleine Raum soll das Gedenken an verdiente Bürger und Bürgerinnen, aber auch an gefeierte Besucher der Kurstadt wachhalten. So birgt dieser räumlich bescheidene Ehrensaal Bilder von Fürst Otto von Bismarck, Graf Ferdinand von Zeppelin, Oberbürgermeister und Landtagspräsident Dr. Albert Gönner, Oberbürgermeister Reinhard Fieser, Großkaufmann Hermann Sielken.

Eine Wandfläche gilt den Männern, die bemüht und besorgt den Stadtgeschichtlichen Sammlungen Arbeit und Zeit zuwandten, so ihrem Begründer Stanislaus Kah, seinen Nachfolgern als Konservatoren, Dr. Otto Schmitz, Heinrich Berl, auch den umsichtigen Mitarbeitern Hugo von Bömbke und Dr. Oskar Rößler.

In drei Alben geben Bilder bedeutender Kurgäste, Beamten, Bürger und Bürgerinnen besondere Aufschlüsse zur Stadtgeschichte.

Ein Schrank mit Uniformstücken der Bürger-Cavallerie und Bürger-Infanterie erinnert an die ehemalige Baden-Badener Bürgerwehr. Da stehen Raupenhelme und hohe, goldbordierte Tschakos, daneben bewahrt man Säbel und Epauletten, dazu auch Satzungen und Mannschaftslisten. Die Standarte der berittenen Bürgerwehr zeigte auf der Vorderseite St. Georg, den Drachentöter, den man als Schutzpatron der Markgrafschaft verehrte. Das Cavallerie-Korps wurde 1828 gegründet und 1849 durch das Revolutions-Regime verboten. Die Standarte ist jedoch bedeutend älter, sie soll von Markgraf Wilhelm, dem „Kammerrichter“ (1622—1677), der Bürgerwehr seiner Residenz verliehen worden sein.



Zwei Baden-Badener Glocken aus dem Jahr 1700. Inschrift der größeren: „Ich im Kriegsbrand ward zerflossen, Bin im Jubeljahr gegossen“. (Kriegsbrand = Stadtbrand vom 24. August 1689.)



Der Wirtthurn an der alten Burg Baden mit der großen Ulme am Weg nach Fersteinhun

Zeichnung von J. St. Schaffroth, 1824.

In dem folgenden Saal zwang der Mangel an Raum, allzuviel zusammenzupferchen. Der Saal soll hinweisen auf die Bedeutung Baden-Badens in Kunst und Sport, dazu über die Geschichte der Spielbank unterrichten. Durch Richard Pohls Pressearbeit wurde die Kurstadt an der Oos zur erstrangigen Pflegestätte der Kunst eines Franz Liszt, Hector Berlioz und Richard Wagner. Liszt gab hier in seiner Pianistenzeit jeden Sommer Aufsehen erregende und vielbesuchte Konzerte. Zur Eröffnung des Theaters am Goetheplatz schrieb Berlioz die Oper „Beatrice und Benedikt“; Richard Wagner dachte daran, sein Festspielhaus in Baden-Baden zu errichten, und es waren nicht zum wenigsten die größeren finanziellen Zusagen Ludwigs II. von Bayern, die schließlich Bayreuth den Vorrang gaben.

Im Tiergarten-Viertel wohnte ein Jahrzehnt lang die große Sängerin Pauline Viardot-Garcia. Die Freundschaft mit Iwan Turgenjew bewog diesen, sich dort ein vornehmes Landhaus erstellen zu lassen. Das Brahms-Haus in Baden-Baden-Lichtental ist nunmehr auf deutschem Boden die einzige noch erhaltene Gedenkstätte an Johannes Brahms, der zwischen 1863 und 1873 hier manchen Sommer zur Kur weilte und eine Reihe seiner bedeutendsten Kompositionen entwarf oder abschloß. Nicht allzufern vom Brahms-Haus stand das Heim Clara Schumanns. An diese große Zeit Baden-Badens mahnen Gemälde, Zeichnungen und Photos. Dazu zählen auch Bilder der einst gefeierten Sängerin Anna Zerr und des Geschwisterpaars Sabine und Kathinka Heinefetter. Eine etwas plakartartige Darstellung kün-



Diesen kolorierten Stahlstich nannte C. F. Frommel um 1830 „Das neue Gesellschaftshaus in Baden“; später hieß es „Das Conversationshaus“, heute „Das Kurhaus“, noch ohne die Vorbauten von Stürzenacker. Links das Restaurationsgebäude, in der Mitte die Säulenhalle, dahinter der Spielsaal, rechts das Theater, erbaut von Friedrich Weinbrenner um 1820.

det von der Baden-Badener Aufführung des „Stabat mater“ von Rossini am 24. August 1843: „Denselben Ruhm wie in dramatischer Musik durch sein Meisterwerk ‚Wilhelm Tell‘ sichert sich Rossini im Fach der Kirchenmusik durch sein ‚Stabat mater‘.“

Der kurstädtischen Tradition nachkommend, nehmen Andenken an die erste Spielbank einen maßgebenden Raum ein. So steht in der Mitte des Saals ein Roulette-Tisch aus jenen Tagen, ein Rößlein-Spiel dreht sich darauf. Ferner werden aufbewahrt Jetons verschiedener Art, Satzungen und Abrechnungen des Spielunternehmens. Die Büsten der beiden Spielpächter Eduard Bénazet und Emile Dupressoir bezeugen deren Arbeit für die Kurstadt.

Ein Rundgemälde des Baden-Badener Malers Heinefetter zeigt den Rennplatz Iffezheim im Sommer 1861, also drei Jahre nachdem Edouard Bénazet die Internationalen Rennen zum erstenmal ausgeschrieben hatte. Von der Baden-Badener „Russischen Kolonie“, deren Mitglieder sich jeden Morgen vor dem Zigarrenhaus Reinboldt im Kurgarten begegneten, erzählen Bilder des Fürsten Wladimir Alexandrowitsch Menchikoff und dessen einst stadtbekannter Troika, worin er täglich die Lichtentaler Allee auf und ab fuhr. Auf dem Deutschen Fürstenkongreß des Jahres 1860, auf dem Preußen die Vormacht im Deutschen Bund zugeschoben

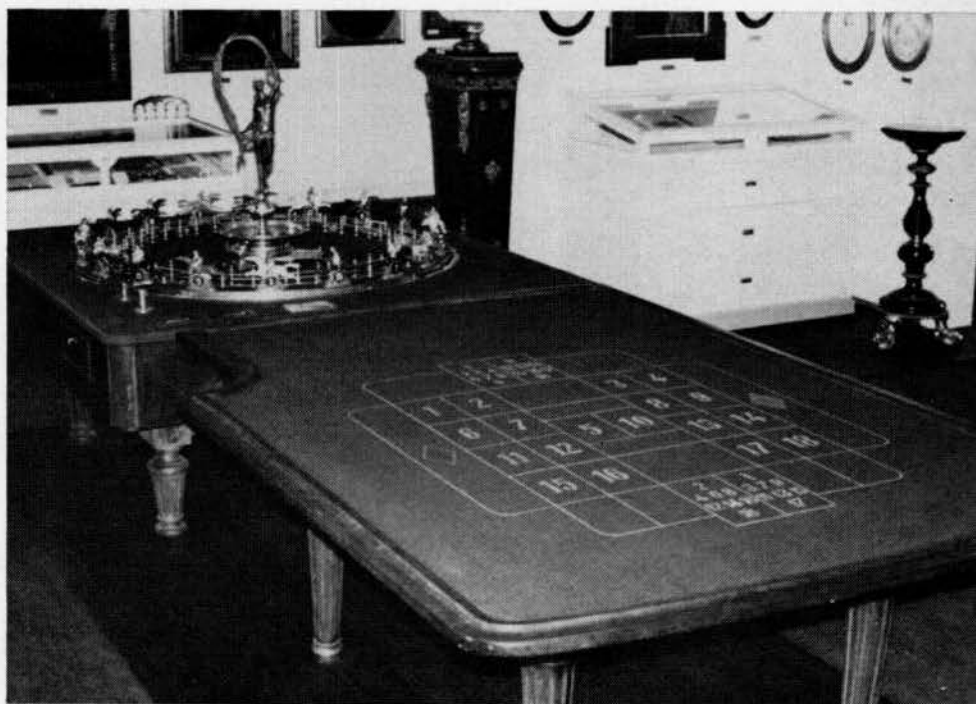
werden sollte, trafen sich die deutschen Bundesfürsten oder deren Abgesandte, auch Napoleon III. hatte sich dazu eingestellt.

Gemälde an der Rückwand gelten bekannten Zähringern, dem Markgrafen Ludwig-Wilhelm von Baden, dem „Türkenlouis“, Karl-Friedrich, dem ersten Großherzog, allerdings weitgehend von Napoleons Gnaden, und Großherzog Friedrich I., dem „alten Großherzog“.

Der schmale Nebenraum dient der Baugeschichte der Stadt. An den Wänden und in Vitrinen sieht man Stiche der Baden-Badener Gasthöfe, auch jener, die längst eingegangen sind. Dazu kommen Ansichten des ersten Bahnhofs und verträumter Winkel. Besonderer Wert kommt nunmehr den Aufnahmen des ersten Augusta-Bads zu.

Eine Schmalwand erwähnt Baden-Badener Originale, etwa Ignaz „Hammelweis“, der in einem Korbwägelchen, das er mit vier Ziegenböcken bespannt hat, durch die Lichtentaler Allee kutschiert; unter dem mächtigen Schirm seiner Haushälterin Rosa Hilger, genannt „Lichtputzsch“, trippelt der „Schlappengraf“, alias Graf Potocki, in „Schlappen“ durch die Straßen der Stadt, oder der viel geärgerte „Sand-August“ muß immer wieder schimpfend sein Sandkärrelchen suchen, das ihm Gassenbuben versteckt haben. In diesem Raum findet man auch eine, allerdings sehr kleine Gemäldesammlung Baden-Badener Maler, so Arbeiten von Else von Palmenberg, von Viktor Puhonny. Über das unvergessene, weltbekannte Marionetten-Theater von dessen Sohn Ivo berichten zwei Marionetten in einer Vitrine.

In einem Zwischenkämmerchen hat man Erinnerungen an das ehemalige badische Fürstenhaus zusammengetragen. Hier ist besonderer Beachtung wert die Doppelbüste Großherzog Friedrichs I. und der Großherzogin Luise, eine außerordentlich lebensgetreue und liebevolle Wiedergabe des „alten Großherzogspaares“ von See-



Roulette-Tisch und Reiterspiel der ersten Spielbank Baden-Baden.



Großherzog Friedrich I.
und Großherzogin Luise von Seebock.

boek. Man beachte auch das Bild der Markgäfin Elisabeth von Franz von Rotti aus dem Jahre 1563.

Der Zunftraum gibt Auskunft über Handwerk und Handel in der Kurstadt. Hier bewahrt man die Zunftladen der Handwerkerbünde, unter Glas liegen Zunftordnungen, Aufenthalts-Nachweise wandernder Gesellen, Lehrbriefe und Zunftgeleite. An der Wand lehnen ausgediente Vereinsfahnen, ein Hochrad und anderes.

Vorderlader, aufgepflanzte Sensen und Bilder von Gefechten mahnen an die Revolutionsjahre 1848/49. Dazu zählen auch Aufnahmen namhafter Revolutionäre, Flugblätter und Sammelwerke über den Aufstand im Badischen.

Vorschläge und Wünsche

Nach einer Feststellung von Altstadtrat und Ehrenarchivar Rolf Gustav Haebler sind die Stadtgeschichtlichen Sammlungen Baden-Baden „ein bedeutsamer Teil des städtischen Vermögens“. Jeder Rundgang durch die Ausstellungsräume bestätigt diese Einschätzung, doch steht die Unterbringung dazu in gewissem Gegensatz. Als man 1951 die Stallgebäude des Neuen Schlosses dafür bestimmte, war man in einer Zwangslage und rechnete mit einem Notbehelf. Dieses Provisorium dauert jedoch schon zwei Jahrzehnte und droht zu einem Dauerzustand zu werden. Wenn im folgenden Bedenken angemeldet werden, geschieht es wahrhaftig nicht, um die Leistung verantwortlicher Männer zu schmälern oder zu verkleinern. Sie bezeugen indessen die Gewißheit des Verfassers, daß die Samm-

lungen nicht so untergebracht sind, wie es einer Stadtgeschichte von zwei Jahrtausenden entspricht.

In Neuen Schloß fristen sie weit außerhalb des Kurgiebts ein kümmerliches Dasein. Der Ortsfremde findet nur schwer und nach manchen Erkundigungen den Weg dorthin. Nirgends weist eine Markierung zu ihnen. So muß der Besucher, auf seinen Spürsinn gestellt, sich durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen im Schloßviertel schlängeln. Für ältere Leute und Gehbehinderte ist der Anstieg zu steil und mühsam, es gibt aber kaum eine Fahrgelegenheit. Sollte man eines Tages endlich darangehen, die Sammlungen in der Hauptsache zu einem Bäder-Museum auszubauen, wie in Deutschland noch keines besteht, müßten sie vordringlich im Kurgiebt angesiedelt werden. Leider wurden die Möglichkeiten dazu bei der Verteilung der restlichen Räume im ehemaligen „Hotel Meßmer“ nicht ausgenutzt, ebenso überging man sie bei der Planung für das „Haus des Kurgastes“,



Georg Lerch, Bürger und Rebmänn in Baden, 101 Jahre alt, gezeichnet von der berühmten Maria Ellenrieder 1820.



Lithographie von Carl Ph. Zeller,
um 1840.

Bürgergarde Cavallerie der Großherzoglichen Stadt Baden

wo sie als anregende Unterhaltung gedient hätten und bestimmt nicht fehl am Platze gewesen wären.

In ihrem derzeitigen Bestand wäre ihnen eine gewisse Entrümpelung zu wünschen. Nicht alles, was ein ehrwürdiges Alter hat, ist schon deshalb der Erhaltung wert. Würde das Vorhandene daraufhin gesichtet, böte sich mehr Platz, es noch übersichtlicher anzuordnen. Das besonders Wertvolle sollte durch Schrifttafeln mit unterrichtender Kennzeichnung hervorgehoben werden.

Leider ist die große Sammlung von Stichen und Photographien bisher, nach ihrem Werte gemessen, nicht zur Geltung gebracht worden. Sie ruht kaum bekannt unter Verschluss in Schränken. Hier wäre unbedingt ein Saal erforderlich, worin zu wechselnden Anlässen die vorhandenen Bilder in Wechselrahmen ausgestellt werden können.

Schließlich sollte man sich entschließen, einen gedruckten, dreisprachigen Führer durch das Museum bereitzuhalten.

Verdiente Konservatoren

Verhältnismäßig spät ging man in Baden-Baden daran, die Zeugen seiner zweitausendjährigen Geschichte zu sammeln und zugänglich zu machen. Der Mann, dem dieser Entschluß zu danken bleibt, ist Stadtrat Stanislaus Kah. Er ist am 16. Juli 1842 in der Kurstadt geboren. Entgegen dem Brauch seiner Familie, deren Männer sich nahezu vollzählig für den Metzgerberuf entschlossen, das Adreßbuch für 1838 nennt unter neunzehn Metzgern acht aus der großen Familie Kah, verschrieb er sich dem Druck und der Lithographie.

Nach der Lehre in der Lithographischen Anstalt F. M. Reichel, Karlsruhe, und dem Besuch der Münchener Kunstgewerbe-Schule, nach Arbeit in graphischen Werkstätten zu Frankfurt und Genf, eröffnete er am 1. Mai 1868 im Hause Sonnenplatz 2 einen eigenen Betrieb.

Eifrig und opferbereit setzte er sich schon früh für Gedeihen und Wohl seiner Vaterstadt ein. Die Bürgerschaft wählte ihn 1874 zum Stadtverordneten und 1890 zum Stadtrat.

Als er zwei Jahre später seine graphische Anstalt verpachtet hatte, konnte er ein Vorhaben verwirklichen, das ihm schon lange am Herzen lag. In einer Vorbesprechung bekannte er einigen Vertrauten seinen Plan, für unsere Stadt eine historische Sammlung zu schaffen. Ein Aufruf an die Einwohner brachte erste Spenden und Geldbeiträge. Den Eifer von Stiftern wachzuhalten, verbuchte er jede Gabe in der Zeitung. Für ihre Heimatstadt begeisterte Männer wie Hugo von Boemle, Anton Klein, Hermann Koelblin, Dr. Oskar Rößler und Hermann Weber standen ihm mit Rat und Tat zur Seite.

So konnten am 8. Juli 1892 die „Städtischen Historischen Sammlungen“ im rechten Flügel des Rathauses mit einer schlichten Feier eröffnet werden. Unermüdliches Werben brachte immer wieder neue Entdeckungen. Bald genügten die im



Zwei der lebensvollen Meister-Marionetten von Ivo Puhonny.

Rathaus verfügbaren Räume nicht mehr, 1900 zog man um in das ehemalige Remisegebäude vom Palais Hamilton, in der Inselstraße.

Nahezu drei Jahrzehnte arbeitete Stanislaus Kah unverdrossen für sein Werk, umsichtig sammelnd, suchend und einordnend. Dann zwangen ihn Altersbeschwerden, sein Amt in jüngere Hände zu geben. Am 4. September 1922 starb der Gründer und erste Konservator der Stadtgeschichtlichen Sammlungen Baden-Baden.

Sein Nachfolger konnte ihm bestätigen: „Wenn unsere Sammlungen im Vergleich zu ähnlichen Veranstaltungen heute eine Bedeutung haben, die der allgemeinen Beachtung würdig ist, so verdanken wir dies in erster Linie dem Fleiß, der Tatkraft und der Sachkunde ihres ersten Konservators.“

In einer Reihe von Schriften hat Stanislaus Kah Einzelgebiete seiner Museumsarbeit dargestellt; so seien genannt:

Die Giganten-Reitergruppe v. Haueneberstein;

Die römische Zeit in Baden-Baden;

Die römischen Stein- und Baudenkmäler;

Katalog der Bücher der Historischen Sammlungen Baden-Baden;

Führer durch Baden-Baden.

Seine Nachfolge übernahm Geh. Rat Dr. Otto Schmitz. Er begann seine Arbeit mit einer Gedächtnis-Ausstellung für Stanislaus Kah. Im Sammlungs-Gebäude in der Inselstraße sah man in zwei Sälen Zeichnungen und Lithographien des Verstorbenen, die in der Mehrzahl aus dessen Arbeitszeit in Genf stammten. Es sind klar gezeichnete, oft wie ziseliert wirkende Blätter, Schloß Chillon, Vevey, bemerkenswerte Ansichten von Lausanne zeigend, die nach dem Urteil der Ortspresse „zeugen von Phantasie und Kompositionstalent“.

Zwölf Jahre waltete Konservator Dr. Schmitz sachkundig seines Auftrags, bis ihn schwere Erkrankung zwang, der wachsenden Arbeit zu entsagen. Seine Fürsorge galt weitgehend dem Baden-Badener Porzellan, dessen Stilzugehörigkeit und Stellung in der Porzellan-Herstellung.

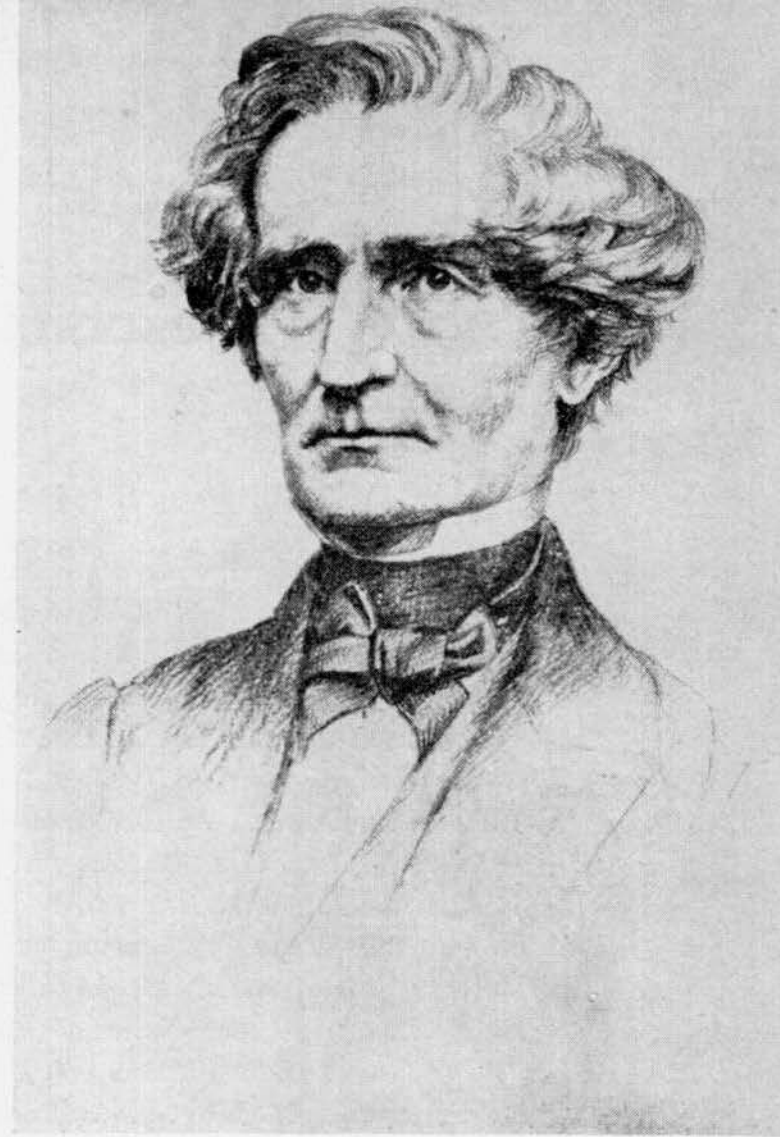
Ihm und seinen Nachfolgern stand mit hervorragendem Sachverständnis und unermüdlicher Sammelarbeit Verwalter Karl Oftringer zur Seite. Er war durch Jahrzehnte hindurch der Hüter und Bewahrer der Sammlungen, der über jedes einzelne Ausstellungsstück eingehende Auskunft geben konnte und sich noch tagtäglich zur Schloßberghöhe hinaufzwang, als ihm Atemnot das Bergsteigen nahezu unmöglich machte.

Auf Dr. Schmitz folgte ein Interim. Zunächst übernahm Stadtbibliothekar Kuno Brombacher die Sammlungen stellvertretend. Am 1. Mai 1937 erhielt Stadtrat Dr. Eugen Schmidt die Leitung, bis mit dem Tage der Mobilmachung das Amt wieder an Kuno Brombacher zurückfiel.

Heinrich Berl ward das Los, Konservator einer Sammlung zu sein, deren Bestände wirr, ungeschützt und unbewacht im Garten des Palais Hamilton auf dem Rasen lagen und jeder Kontrolle entzogen waren.

Schließlich stellte man 1951 Hofapothecker Dr. Hans Rößler die Aufgabe, Räume, die nie und nimmer für Museumszwecke bestimmt waren, dazu auszu-

Hector Berlioz (1803—1869), berühmter Komponist und Dirigent, gab oft Konzerte in Baden-Baden.



werten. Im Rahmen des Möglichen hat er daraus gemacht, was in diesem eigenartigen Fall möglich war. Gleichzeitig ist er unermüdlich darauf bedacht, erkannte Lücken in den Beständen zu füllen, die Sammlungen durch wertvolle Stücke zu ergänzen und zu bereichern. Als er zu seinem 75. Geburtstag zum Ehrenkustos ernannt wurde, bezeugten ihm Stadtverwaltung und Bürgerschaft, daß man seine Arbeit zu schätzen weiß. In dem Städtischen Pfleger der Sammlungen, Stadtrat Dr. Rolf Siegl, wurde ihm eine wertvolle Stütze.

(Dieser Bericht wurde mit dem 31. Dezember 1969 abgeschlossen.)

Das Wehrgeschichtliche Museum in Rastatt

von Freiherr von Brand

Die alte badische Festungsstadt Rastatt beherbergt in ihrem Schloß seit kurzem eine Einrichtung, die es bisher in Deutschland nicht gab: Ein Museum, das der militärgeschichtlichen Entwicklung der gesamten Nation gewidmet ist.

Das prächtige Barockschloß des als „Türkenlouis“ in die Geschichte eingegangenen großen deutschen Reichsfeldherrn, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden (1655—1707), Vetter und Lehrer des Prinzen Eugen von Savoyen, bietet hierzu den rechten Rahmen. Als der Markgraf 1697 dem italienischen Baumeister Rossi den Auftrag erteilte, in Rastatt ein Jagdschloß zu errichten, dachte er wohl noch nicht daran, seine Residenz von Baden-Baden hierher zu verlegen. Rossi benutzte für seinen Bau die Fundamente des Rathauses des mittelalterlichen Dorfes und Marktflückens Rastetten. So befindet sich heute noch unter dem Mittelbau des Schlosses der 38 m lange Keller des alten Rathauses.

1689 wurde Rastatt zu Beginn des 3. Eroberungskrieges Ludwigs XIV. gegen die Pfalz und Baden von den Scharen des Generals Duras niedergebrannt. So wurde das neue Rastatt nun — und nicht nur das Schloß — eine Schöpfung seines Markgrafen, der es in sein großes Festungssystem einordnete, das das Reich nach Westen absichern sollte. 1699 entschloß er sich offenbar, auch seinen Regierungssitz hierher zu verlegen, denn er verlangte von seinem Baumeister den Umbau des fast fertigen Rastatter Jagdschlusses zum mächtigen Residenzschloß. 1707 war auch dieser Wunsch erfüllt. Der erste große barocke Schloßbau in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg war vollendet, im selben Jahre schloß hier sein fürstlicher Bauherr die Augen für immer.

Sieben Jahre später erlangte das stolze Schloß weltgeschichtliche Bedeutung, als hier die Marschälle Herzog von Villars für Frankreich und Prinz Eugen für das Deutsche Reich mit der Unterzeichnung des Rastatter Friedensvertrages den Spanischen Erbfolgekrieg beendeten.

Nur etwa 70 Jahre lang diente das Schloß seinem ursprünglichen Zweck, dann wurde es als Residenz wieder aufgegeben und stand teils leer, teils beherbergte es Behörden. Später, als Rastatt Bundesfestung geworden war und starke Garnison erhielt, wohnten im Schloß die Regimentskommandeure mit ihren Familien. Zum Glück überstand das schöne Bauwerk beide Weltkriege, doch die Jahre sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die einstmals prunkvolle Innenausstattung kann nur noch geahnt werden. Nachdem aber nun die dringendsten Instandsetzungsarbeiten zur Erhaltung des repräsentativen Mittelbaues abgeschlossen sind, wird

Feierliche Übernahme des Historischen Museums
als Wehrgeschichtliches Museum durch das Bundesverteidigungs-
ministerium im Festsaal des Schlosses.



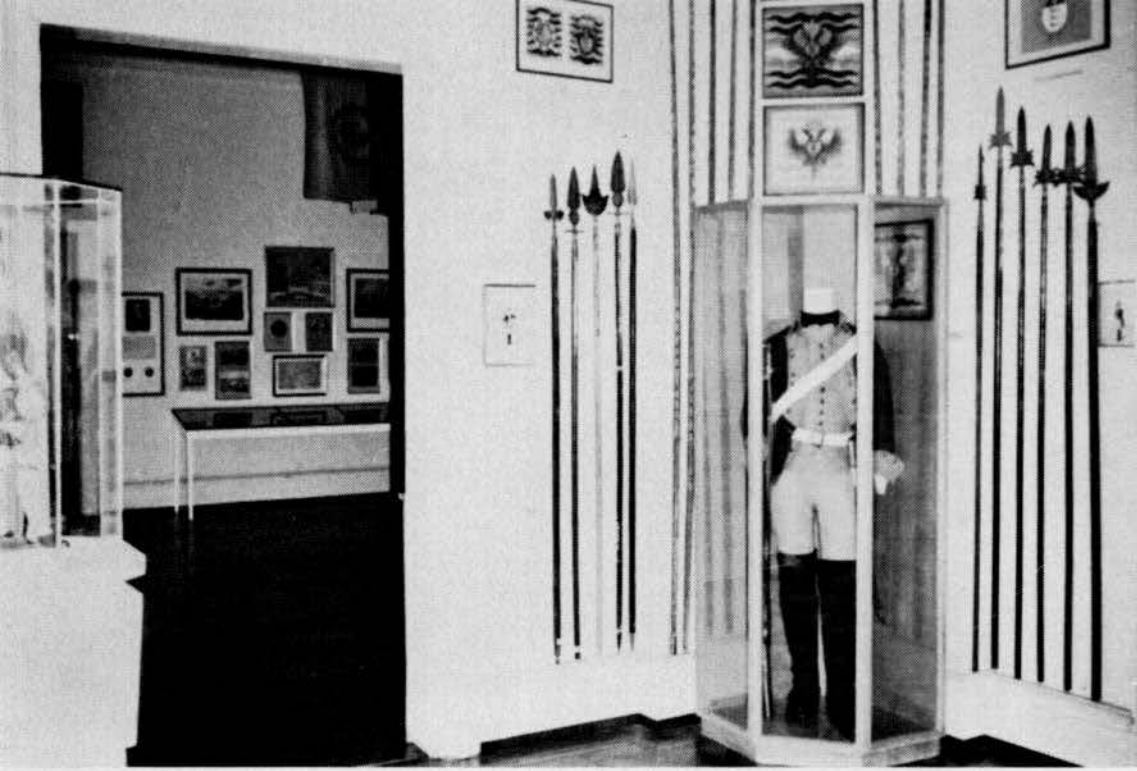
es noch einige Jahre dauern, bis das gesamte Schloß überholt und von stilwidrigen und störenden späteren Einbauten befreit ist. Dann wird auch das „Wehr-
geschichtliche Museum“ sich in neuem Rahmen und in neuer Gliederung darstellen.

Das heutige Museum geht auf das frühere Badische Armeemuseum zurück und weist für die kurze Zeit seines Bestehens bereits eine recht bewegte Geschichte auf.

Die meisten Museen im heutigen Sinne sind Schöpfungen des 19. Jahrhunderts und gehen zurück auf das Zeitalter der Romantik, als man sich allenthalben auf die Darstellung der eigenen Vergangenheit besann, so wie man 100 Jahre vorher die Antike neu entdeckt hatte. Zu den jüngsten Einrichtungen dieser Art zählten



Abteilung Mittel-
alter.
In der Mittel-
vitrine Modelle
von Belagerungs-
maschinen.



Das
18. Jahrhundert.

die Heeresmuseen, die zumeist auf den Beständen örtlicher Zeughäuser und Arsenale aufbauten. Vor dem zweiten Weltkrieg gab es in Deutschland neun größere Heeresmuseen, von denen das Staatliche Zeughaus Berlin und das Bayerische Armeemuseum München die bedeutendsten Sammlungen umfaßten. Die übrigen verteilten sich, etwa in der Reihenfolge ihrer Bedeutung, auf Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, Stuttgart, Kassel und Schwerin. Neben diesen großen selbständigen Instituten gab es noch einige jüngere Garnisonmuseen, militärgeschichtliche Abteilungen bei vielen Landes- und Heimatmuseen und eine große Anzahl bedeutender Privatsammlungen.

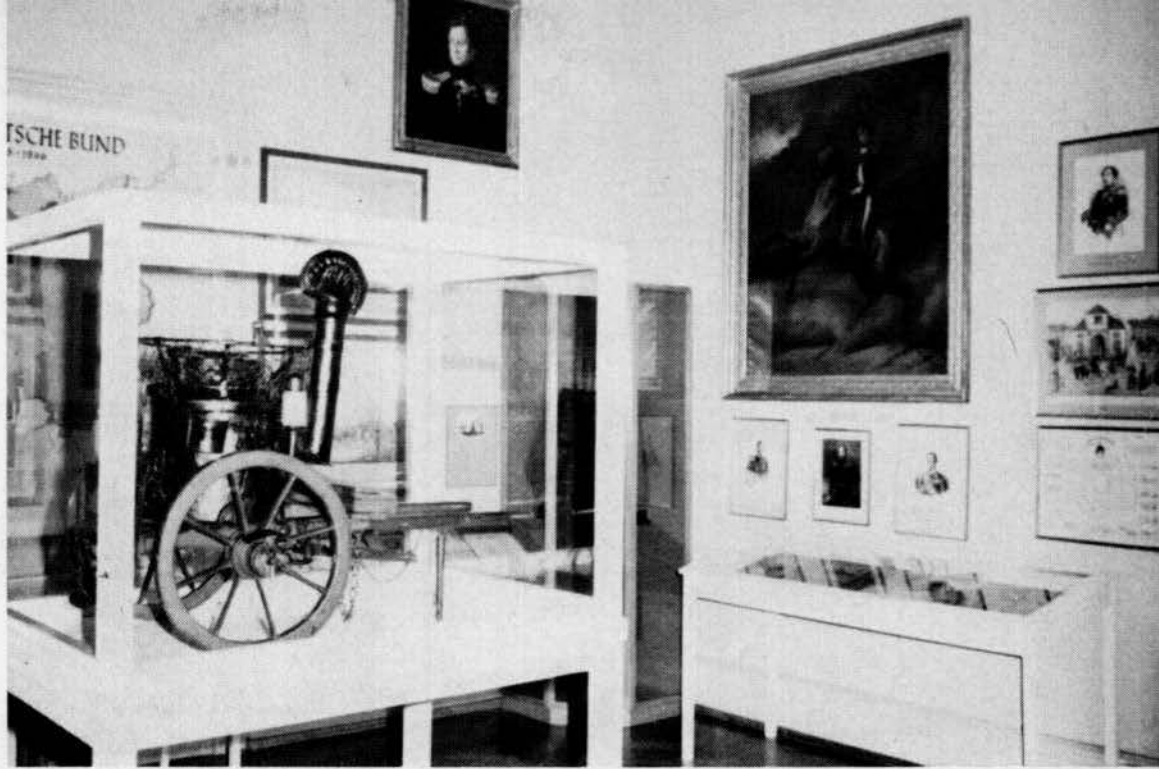
Für die Bedeutung militärgeschichtlicher Sammlungen als Erziehungs-, Bildungs- und Forschungsstätten spricht schon ihre weite Verbreitung über fast alle Länder der Erde. Die bekanntesten europäischen Museen dieser Art befinden sich in den Landeshauptstädten, in Paris, Wien, Brüssel, London, Kopenhagen, Stockholm, Moskau und Leningrad. Die Sowjetunion besitzt allein neben den beiden letztgenannten über 70 Museen für Militärgeschichte und mehrere hundert Museen für die Geschichte einzelner Tuppenteile.

Was in der Bundesrepublik über Krieg und Nachkriegszeiten gerettet wurde, nimmt sich daneben recht bescheiden aus. Allein das bayerische und badische Armeemuseum haben ihre Bestände im wesentlichen erhalten, und da das bayerische auch künftig in seinem neuen Unterbringungsort Ingolstadt nur der bayerischen Militärgeschichte gewidmet sein wird, blieben als Grundstock für die Gründung eines allgemeinen deutschen Wehrgeschichtlichen Museums nur die Bestände des alten badischen Armeemuseums übrig.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe eine militärgeschichtliche Abteilung eingerichtet, die im Jahre 1933 unter der Bezeichnung

„Badisches Armeemuseum — Deutsche Wehr am Oberrhein“

Aus der Zeit des
Deutschen Bundes
1820—1866.
Im Vordergrund
altes Feldküchen-
modell.



selbständige Ausstellung wurde und den hierzu umgebauten ehemaligen großherzoglichen Marstall neben dem Karlsruher Schloß bezog.

Nachdem am 3. November 1942 durch Bomben auf Karlsruhe wertvolle Bestände anderer Sammlungen, vor allem der Landesbibliothek, verloren gingen, wurde das Armeemuseum aus Karlsruhe heraus verlagert, und zwar nicht in eines der Straßburger Forts, wie eine ministerielle Anordnung bestimmte, sondern auf eigene Verantwortung des damaligen Museumsleiters, des Polizeiobersten a. D. Blankenhorn, nach Badenweiler.

Im Jahre 1944 zwang die militärische Lage im Oberelsaß dazu, das wertvollste Museumsgut nach einem im hohen Schwarzwald gelegenen neuen Bergungsort zu schaffen. Am 12. September wurden 24 Kisten und die zum Museumsbestand gehörenden 52 Fahnen und Standarten des ehemaligen XIV. Armeekorps nach Lenzkirch befördert. Am 27. September 1944 zerstörte ein Großangriff auf Karlsruhe sämtliche Gebäude des Museums, das noch in den Ausstellungsräumen lagernde Inventar, etwa 20 % des ursprünglichen Gesamtbestandes, und sämtliche Museumsmöbel.

Am 11. Januar 1945 wurden die in Lenzkirch befindlichen Fahnen auf Befehl Hitlers von einem Kommando des Heeres erfaßt und nach der Fahsensammelstelle Ingolstadt gebracht. Von dort aus wurden sie bei Kriegsende von deutschen Offizieren geborgen und in Zusammenarbeit mit Schweizer Offizieren nach der Schweiz in Sicherheit gebracht. 1956 wurden sie dem Museum zurückgegeben.

Die in Lenzkirch untergebrachten 24 Kisten mit Spitzenwerten des Museums wurden von französischen Truppen als Beute abtransportiert und nach Paris an das dortige Armeemuseum gesandt. Der Direktor des Pariser Museums, General Blanc, gab die Kisten ordnungsgemäß verpackt wieder zurück. Sie wurden von einem französischen Oberst am 14. Februar 1946 in Freiburg an Oberst Blankenhorn übergeben.



Ecke im Raum „1870/71“
mit Uniform und Mantel
Kaiser Wilhelms I. Links
Gemälde der Schlacht
von Gravelotte-St.
Privat von Prof. Kolitz.

Unmittelbar nach Kriegsende erwog das Kultusministerium Südbaden, das ehemalige Armeemuseum als solches überhaupt aufzuheben, was aber zum Glück abgewendet werden konnte.

Markgraf Berthold von Baden stellte Räume in seinem Schloß in Baden-Baden zur Verfügung, in denen nach dreijähriger Vorarbeit am 18. Mai 1949 das Museum unter der Bezeichnung

„Badisches Historisches Museum — Neues Schloß — Baden-Baden“

eröffnet werden konnte. Hier blieb das Museum sieben Jahre. Da aber räumlich die Entfaltungsmöglichkeiten fehlten, mußte es wiederum umziehen, und zwar jetzt endgültig in den soeben von den Franzosen freigegebenen Südflügel des staatlichen Schlosses in Rastatt. 1956 erfolgte die Verlegung und ab 1957 konnte es wieder der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden, nun unter der Bezeichnung „Historisches Museum Rastatt“.

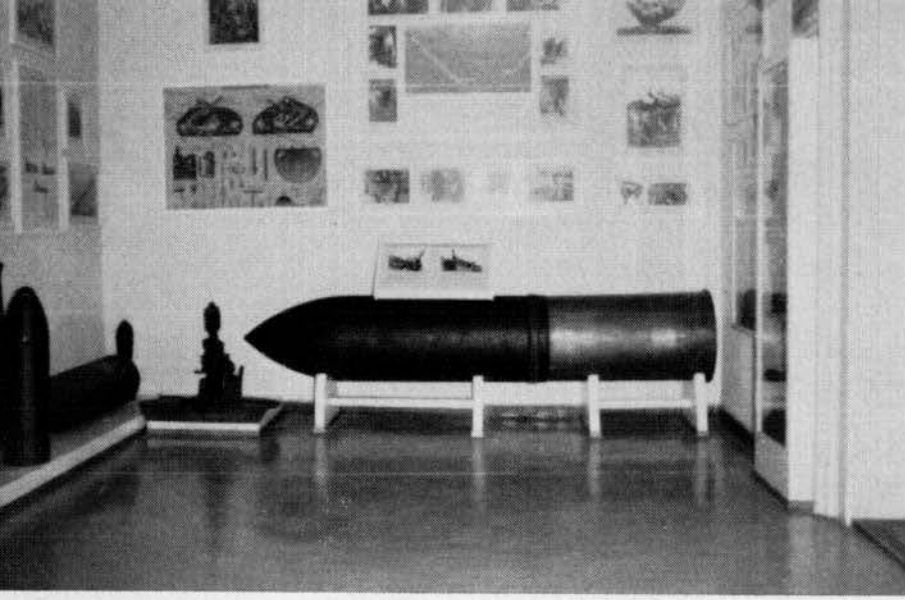
Nach dem Tode des Obersten Blankenhorn im Januar 1963 bat das Kultusministerium Baden-Württemberg das Verteidigungsministerium, mit der Leitung des Museums einen aktiven Offizier zu beauftragen, denn es bestand schon seit längerer Zeit die Absicht, am weiteren Aufbau des Museums die Bundeswehr zu beteiligen. Am 19. Juli 1963 übernahm der derzeitige Leiter die Geschäfte in Rastatt.

Zur Zeit umschließt die Ausstellung die deutsche Militärgeschichte, mit dem Schwerpunkt auf dem deutschen Südwestraum, vom Mittelalter bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Insgesamt sind 42 Räume den Besuchern geöffnet. Große Bestände im Depot, vor allem nach Einbeziehung großer Teile des ehemaligen württembergischen Armeemuseums im Jahre 1964, ermöglichen den weiteren Ausbau, sobald die hierfür vorgesehenen Räume im Mitteltrakt des Schlosses instandgesetzt sind. Dann soll auch die Geschichte der Reichswehr, der Wehrmacht und des Zweiten Weltkrieges in Angriff genommen werden.

Waren früher Zeughäuser und Heeresmuseen vor allem darauf bedacht, die Ruhmestaten des eigenen Heeres zu verherrlichen und möglichst viele erbeutete Trophäen zur Schau zu stellen, so sehen wir heute den Sinn eines militärgeschichtlichen Museums darin, die Geschichte, insbesondere die Wehrgeschichte eines Landes so darzustellen, daß sich der Besucher so umfassend wie nur möglich orientieren kann. Es werden also nicht nur die Höhepunkte nationaler Geschichte herausgegriffen werden, sondern die Darstellung wird auch negative Aspekte nicht vermeiden können. Ihre übertriebene Herausstellung unter dem Motto: „Nur aus Fehlern kann man lernen“ würde allerdings ebenso den Zweck verfehlen wie übertriebene Glorifizierung der Erfolge. Eine möglichst objektive Darstellung läßt sich am besten dadurch erreichen, daß man auch den früheren Gegner mit einbezieht und

Abteilung
erster Weltkrieg.
Mittelgang mit Bildern
der einzelnen Front-
abschnitte.





Aus dem Raum der Artillerie:
Die Granate der „Dicken Berta“
(42 cm Durchmesser).

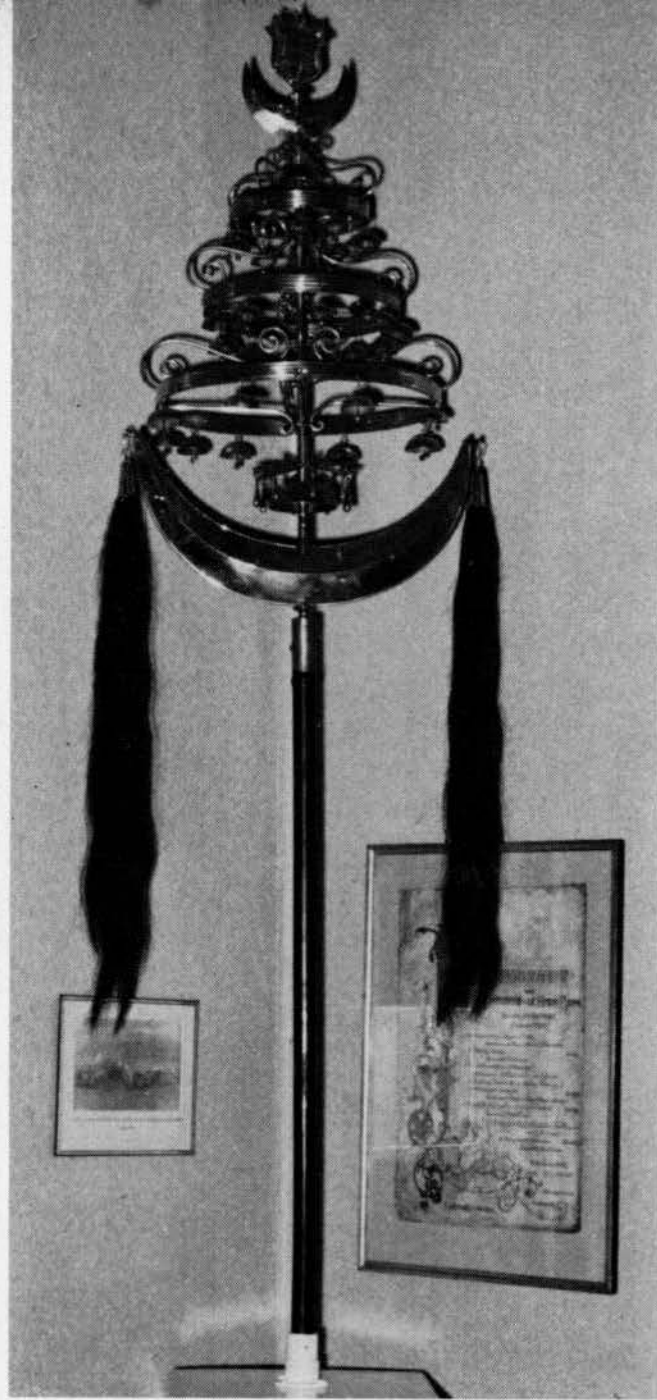
zu Worte kommen läßt. Das Rastatter Museum wird sehr ausgiebig von den Soldaten der französischen Garnison besucht, „weil sich hier auch unsere Geschichte so stark widerspiegelt“, wie sie sagen. Kein Wunder, verzahnt sich doch gerade hier im deutschen Südwestraum die Wehrgeschichte beider Nachbarvölker durch die Jahrhunderte hindurch besonders stark. „Hier, in diesem Herzstück Europas, zwischen Schwarzwald und Vogesen, erhält das Museum zwangsläufig europäischen Rang“ lautete die Feststellung eines französischen Generals und Rastatter Standortkommandanten.

Das Rastatter Museum verfügt über eine große, wertvolle, etwa 50 000 Bände umfassende Bibliothek, die Interessenten, vor allem Angehörigen der Bundeswehr, studienhalber zur Verfügung steht. Als reine Arbeits- und Präsenzbibliothek kann sie im gegenwärtigen Zeitpunkt, aus Personalmangel und weil sie noch nicht durchinventarisiert ist, nichts ausleihen, es ist aber Raum vorgesehen, wo Besucher

Von links nach rechts: Husarenuniformen des Herzogs Ernst August von Braunschweig (Nr. 17), des Herzogs Karl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha (Nr. 9) und der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen (Nr. 2).



Alter württembergischer Schellenbaum.



ungestört ihren Studien nachgehen können. Erwähnenswert sind hier vor allem Nachschlagewerke aller Art, angefangen vom kompletten *Theatrum Europaeum* von Merian über die große französische Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert bis zu den neuen Werken, die fast vollständigen Ranglisten der preußischen, sächsischen, österreichischen und französischen Armeen oder die umfassende Sammlung von Regimentsgeschichten der alten deutschen Armee von 1914. Der Bibliothek angegliedert sind jeweils ein Bilder-, Zeitschriften-, Nachlaß- und Kartenarchiv. Besonders reich vertreten sind auch wertvolle uniformkundliche Werke, so u. a. komplett die Werke von Eckert-Monten, Knötel, Schindler und vielen anderen.

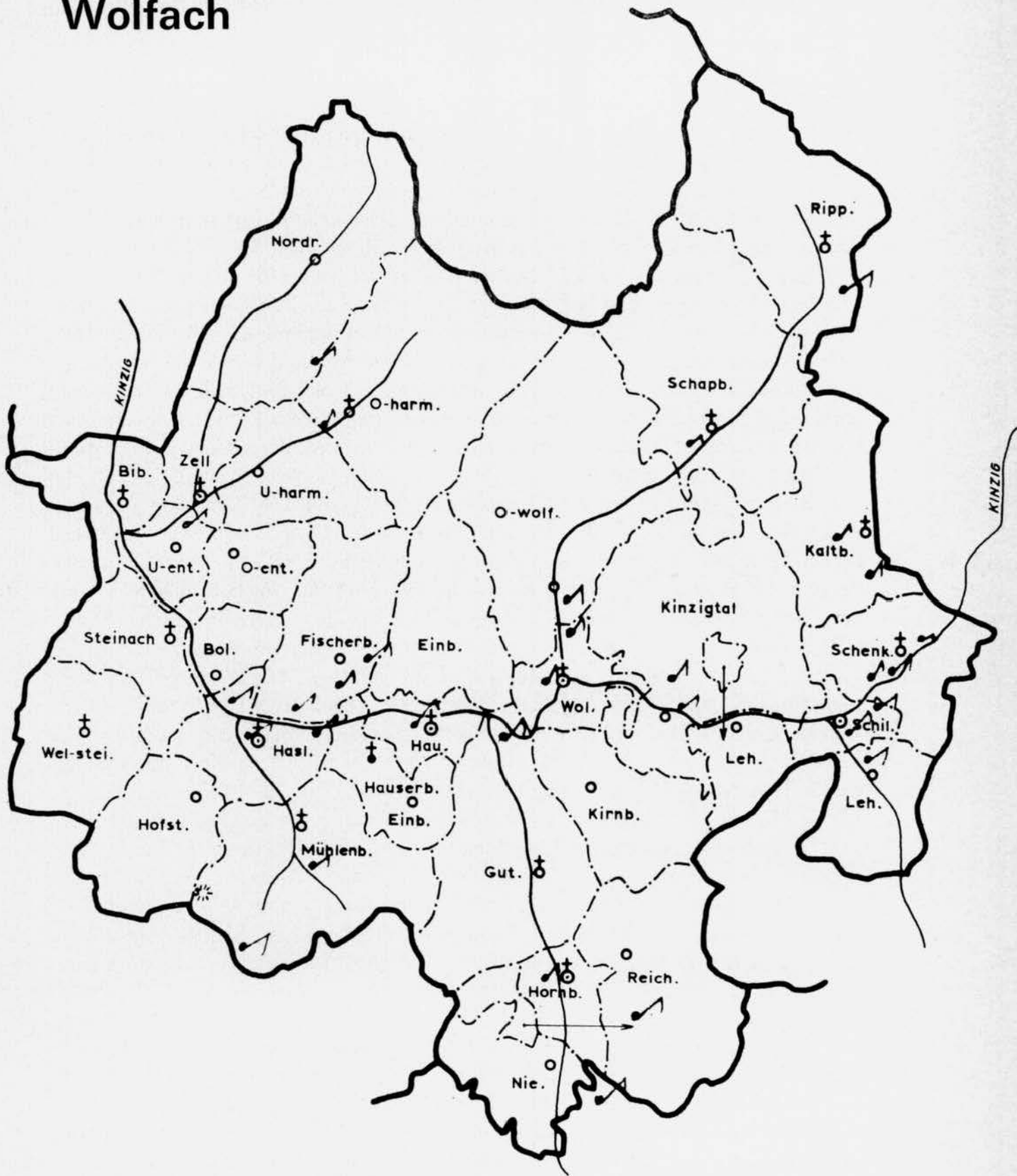
Gliederung und Aufbau der Ausstellungen sollen in höchstmöglichem Maße der staatsbürgerlichen Bildung und Erziehung dienen. Es kommt bei der Ausgestaltung eines derartigen Museums heute weniger darauf an, eine Stätte der Erbauung für

Veteranen zu schaffen, als eine Stätte der Belehrung für den jungen Staatsbürger. Dabei sind nur sehr geringe Kenntnisse geschichtlicher Zusammenhänge vorauszusetzen. Daher ist in Wort, Bild und Gegenstand die Verflechtung der Militär- und Kriegsgeschichte mit der politischen, Wirtschafts- und Kulturgeschichte so darzustellen, daß hierbei nicht der Eindruck erweckt wird, es solle dem Betrachter eine bestimmte Meinung aufgezwungen werden. Er soll, sofern er sie sucht, selbst die Wahrheit über eine bestimmte Epoche finden, sich selbst ein Geschichtsbild formen können. Damit ergibt sich die Planung der Ausstellungen von selbst: sie sind nach Zeitabschnitten zu gliedern, und hierbei ist alles heranzuziehen, was der Erkenntnis dient und das Verständnis fördert, zeitgenössische Bilder, Urkunden, Flugblätter, literarische Erzeugnisse, Karten, Skizzen, Waffen, Uniformen und Ausrüstungsgegenstände. Knappe, aber wissenschaftlich exakte Texte haben die geschichtlichen Zusammenhänge aufzuzeigen. Daneben müssen systematisch gegliederte Waffen- und Uniformausstellungen die technische und modische Entwicklung erkennen lassen.

Mit anderen Worten, das Museum will studiert und nicht nur betrachtet werden. Eine enge Verbindung zu ähnlichen Sammlungen des In- und Auslandes wird angestrebt und hat auch bereits die ersten Früchte getragen. Aus den Grenzen des ursprünglich rein badischen Museums ist das Institut längst hinausgewachsen. Es soll im Endstadium die gesamte deutsche Militärgeschichte in ihrer vielfachen Verflechtung zur gesamteuropäischen darstellen. Nun unter der Bezeichnung

„Wehrgeschichtliches Museum“.

Die Burgen und Schlösser im Landkreis Wolfach



Der Landkreis Wolfach, eingezeichnet die Burgen und Schlösser.

gez. von Oberbaurat E. Steurer

Die Schenkenburg

von Hermann Fautz

Die Örtlichkeit

Etwa 1 km unterhalb dem Zusammenfluß der Großen und Kleinen Kinzig bei dem Dorf Schenkenzell springt vom rechtsseitigen Talhang ein niederer Bergrücken in die Talaue hinein. Es ist der Schloßberg, auf dem die Ruinen der Burg der Schenken von Zell stehen, im Volksmund die Schenkenburg genannt. Der Bergrücken erhebt sich mit steilen Flanken etwa 40 Meter über das Tal. Seine Höhe beträgt 391,0 m über N. N. Die Ostseite war für die Kinzig ein felsiger Prallhang, von dem weg sie in weitem Bogen den Bergriegel umfließt. Auch die jetzige Kinzigtalstraße (Bundesstraße 294) schwingt sich in großer Schleife um ihn herum. Die alte Talstraße aber mied die hochwassergefährdete Aue und führte am Westhang des Schloßberges hinauf auf dessen Ansatz an der nördlich steil ansteigenden Halde und darüber hinweg in den Talkessel von Schenkenzell. Die Eisenbahnlinie Hausach-Freudenstadt hat in einem kurzen Tunnel den Bergrücken durchstoßen und umging so dieses Hindernis.

Der Bergrücken war zur Anlage einer Burg wie geschaffen. Trotz der geringen Höhe über der Talsohle beherrscht man von ihm aus das Kinzigtal von Schiltach herauf bis in die Berge bei Alpirsbach. Die umliegenden Höhen überragen allerdings die Burgstelle um hundert und mehr Meter, so daß die Schenkenburg von oben her gut einzusehen war. Die isolierte Lage auf dem schmalen felsigen Bergrücken machte sie aber dennoch zu einer festen, wehrhaften Anlage.

Das Jahr der Erbauung der Burg ist nicht bekannt, ebenso können wir die Bauherrn nicht mit absoluter Sicherheit feststellen. Das Dorf Schenkenzell ist älter als die Burg. Im Jahre 1095 wurde, eine Wegstunde oberhalb von Schenkenzell, das Kloster Alpirsbach gegründet. Dieses erhielt als Schenkung einen ausgedehnten Besitz, dessen Grenzen talabwärts bei Schenkenzell die Große und Kleine Kinzig bildeten. Dabei wird der Ort Schenkenzell nicht erwähnt, einfach deshalb, weil damals hier noch keine Siedlung bestand. Als Grenzmarke wurde der Wagodenstein (1099) am Zusammenfluß der beiden Kinzigen genannt (lat.: *vaco* = unbebaut, unbewohnt, leer, auch herrenlos). Wenn auch keine Urkunde die Annahme sichert, so darf doch behauptet werden, daß das Kloster Alpirsbach hier eine Zelle gründete, aus der sich später das Dorf Schenkenzell entwickelt hat. Die ersten Erwähnungen des Ortes in Verbindung mit dessen Besitzern lauten „*pincerna de Celle*“ (1244), „*Hermannus pincerna de Zella*“ (1255), also Schenken von Zell, und auch später wurde der Ort vielfach noch *Cella*, *Celle* genannt. Bald wurde daraus das Wort „*Schenkenzelle*“ (1294), „*Schenkencelle*“ (1313) geprägt und dessen Adel nannte sich „*Schenke von Schenkenzelle*“ (1294). Wie an vielen Orten gab auch hier ein Kloster durch die Gründung einer Zelle die ersten Impulse zur Besiedelung und Urbarmachung einer Einöde, woraus sich später ein Dorf entwickelte und als Verwaltungssitz eine Burg hinzukam.



Der Rücken des Schloßbergs, Ostansicht. Deutlich erkennbar ist der tiefe Halsgraben, links von ihm der Burg-
hügel mit der Ruine, rechts der durch mehrere Gräben in einzelne Verteidigungswerke unterteilte Bergrücken.

Aufnahme: H. Fautz

Die Burganlage

Die Anlage der Burg ist aus dem beigegebenen Grundriß ersichtlich. Man hat den schmalen Bergriegel geschickt zur Verteidigung ausgenützt, hat den Burgbering auf den gegen die Kinzig etwas breiter werdenden Rücken gesetzt und so alle Möglichkeiten ausgeschöpft, um hier eine wehrhafte Burganlage zu schaffen. Wir hören von „Schenckencelle die veste“ (1309), von „Schenckenzell mein Veste“ (1377), die „vesten Schenkazell“ (1415).

Durch einen etwa 18 m breiten und 14 m tiefen *Halsgraben*, der aus dem Granit des schmalen Bergrückens ausgehauen wurde, hat man für die Hochburg eine künstliche Wehr geschaffen. Wie bei der Burg Wittichenstein, ist auch hier der rückwärtige Felsrücken durch kurze, steilwandige Gräben in drei etwa 6 bis 8 m lange und ebenso breite Vorwerke aufgelöst. An ihnen entlang führte der schmale Burgweg am Westhang herauf auf den Brückenkopf und über eine Zugbrücke zur Burg. An diesen Vorwerken sind keine Spuren von Verteidigungsanlagen mehr festzustellen.

Der Eingang zur Burg lag in der Ecke zwischen dem Palas und dem Bergfried. Über die Form des Tores kann nichts gesagt werden, da gerade an dieser Stelle der Mauerzug unterbrochen ist. Die vorhandene Lücke bot nur Platz für ein kleines Tor. Durch dieses gelangte man in das Erdgeschoß des Palas und von hier in den Burghof. Brücke und Tor konnten vom Bergfried und vom Palas aus sehr gut verteidigt werden.



Innenansicht der Ruine Schenkenburg; links die Mauern des Palas, rechts der Stumpf des Bergfrieds, im Vordergrund der kleine Burghof. Aufnahme: H. Fautz

Als höchstes und stärkstes Bauwerk der Burg erhob sich in der Nordostecke, hart über dem Halsgraben, der *Bergfried*. Er diente als Schild für die dahinterliegenden Gebäude, als Aussichtswarte und als Rückzugsort in Zeiten der Not. Er steht auf dem höchsten Punkt des Burgberinges. Der quadratische Turm hat Außenmaße von 9 auf 9 Meter. Er umschließt im Erdgeschoß einen Innenraum von 3 auf 3 Meter. Die Grundmauern sind hier 3 m dick. Die inneren Wandungen sind aus sorgfältig behauenen glatten Buntsandsteinquadern im Verband gefügt. Die Außenwände bestehen aus Buckelquadern. Der Raum zwischen diesen beiden Mauern ist mit Gußmauerwerk aus Granitbruchsteinen, die in Kalksandmörtel gebettet sind, ausgefüllt. An dem noch vorhandenen Stumpf von 6 bis 7 Meter Höhe sind keine Öffnungen vorhanden. Es ist anzunehmen, daß dieses unterste Geschoß als Burgverließ diente. Der Zugang zu dem Turm kann vom Palas aus erfolgt sein, doch ist es auch möglich, daß man über eine steile Treppe zu einer hochgelegenen Eingangstüre gelangte, die sich in der Turmwand über dem Burghof befand. Reste davon sind keine erhalten. Die Ruinen des Bergfriedes und des Wirtschaftsgebäudes waren vor 100 Jahren noch gut erhalten. Sie wurden bei dem Bau der neuen Landstraße durch das Kinzigtal in den Jahren 1862 bis 1863 stark abgetragen, um Bausteine für diese Straße zu gewinnen. So blieb von dem Bergfried nur ein unansehnlicher Stumpf übrig, während das Mauerwerk des Wirtschaftsgebäudes bis auf die Grundmauern abgetragen wurde. Schade!

Von der ganzen Burganlage ist für den Besucher die Ruine des hohen *Palas* von besonderem Reiz. Sie ist noch am besten erhalten. Der Innenraum mißt im Lichten nur 6,50 auf 8,00 Meter. Über diesem kleinen Grundriß erhob sich ein mehrgeschossiges wohnturmartiges Gebäude, das die Form eines unregelmäßigen Fünfeckes hatte. Es setzte in einem stumpfen Winkel am Bergfried an. Seine Außen-

mauer gegen den Halsgraben sprang etwa 4,50 m vor bis hart an die Felskante. Beide Bauten bildeten zusammen einen mächtigen Schild gegen die Bergseite hin. Sie waren zur Verteidigung des Zuganges zur Burg eingerichtet. Daher auch die massive Ausführung der Außenmauern, welche am Palas eine Stärke von 2,00 m gegen den Halsgraben, gegen den Zwinger eine solche von 1,60 m haben. Die Wände sind aus Granitbruchsteinen in Kalkmörtel aufgeführt in regellosem Verband. Sie sitzen auf dem gewachsenen Fels. Die Giebelseite hat noch eine Höhe von 16 Metern. Ihre Ecke ist mit Bossenquadern verkleidet.

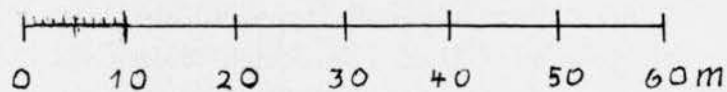
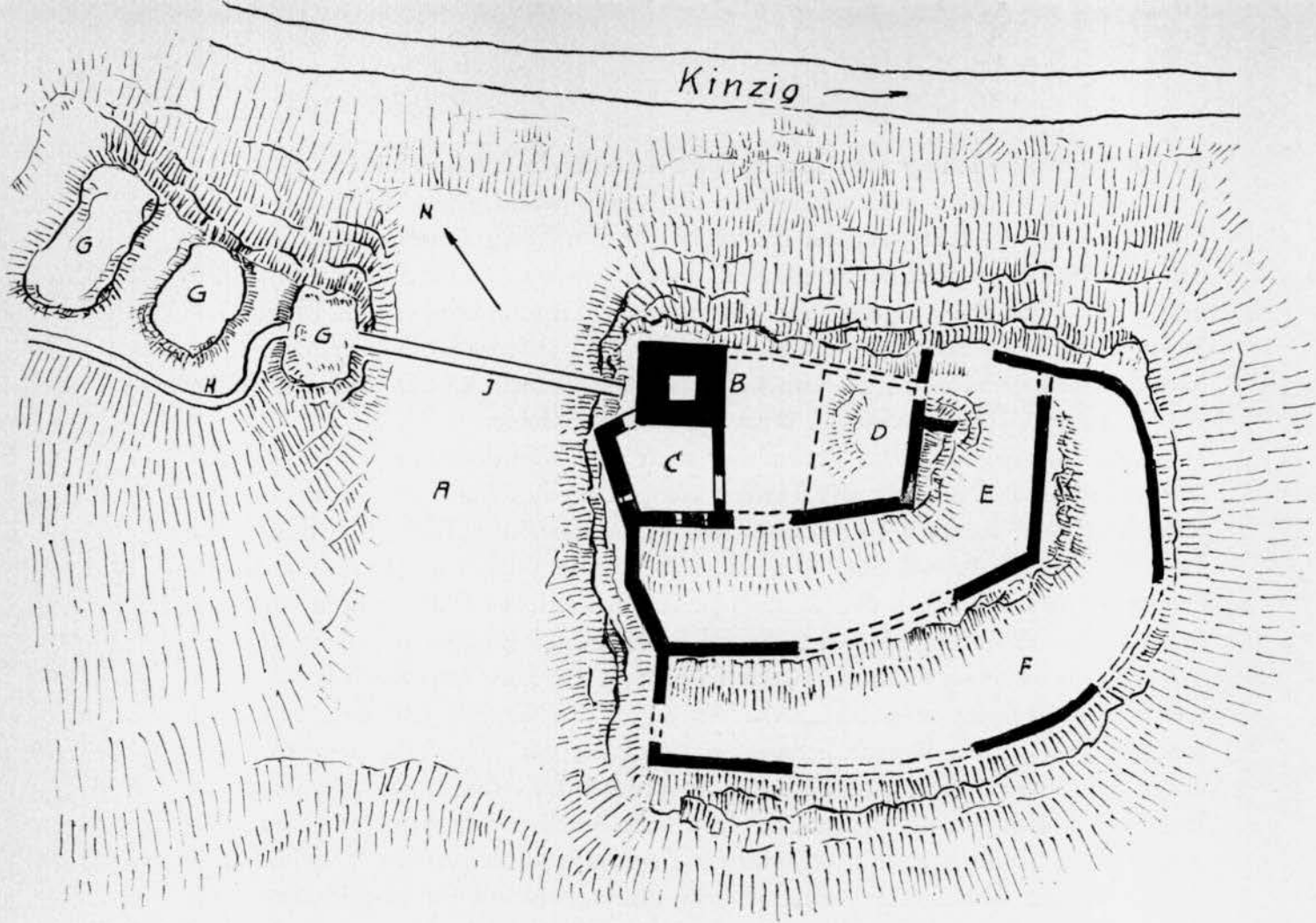
An der Ruine des Palas lassen sich noch fünf Geschosse unterscheiden. Ihre Absätze sind durch aus dem Mauerwerk vorspringende Kragsteine angedeutet. Der unterste niedere Raum hat in den starken Außenmauern einfache Luftschlitze von 10 x 60 cm Ausmaß. Als Schießscharten haben diese Öffnungen nicht gedient, da zwischen ihren Laibungen der Verteidiger für sich und seine Waffe nicht genügend Platz hatte. Sie waren lediglich Licht- und Luftschlitze für diesen untersten Raum.

Von dem schon erwähnten Burghof führte eine Türe in das Erdgeschoß. In diesem befinden sich zwei Schießscharten gegen den Graben und drei gegen den inneren Zwinger zu. Behauene Sandsteingewände, von gewölbten Stürzen überdeckt, geben Öffnungen von 12 x 100 Zentimeter frei. Durch diese ließ sich der Zugang zur Burg gut übersehen. Als eigentliche Armbrustscharten war keine anzuspochen, sie konnten aber nötigenfalls als solche benützt werden. Die Löcher in den Laibungen dienten zur Aufnahme von Auflagehölzern für Handfeuerwaffen. Es hat den Anschein, daß in diesem für die Verteidigung ausgestatteten Erdgeschoß die ursprünglichen Armbrustscharten nach der Einführung der Feuerwaffen für deren Verwendung umgebaut wurden.

Im Stockwerk über diesem Geschoß lagen Wohnräume. Dafür sprechen die großen Fenster mit gewölbtem Sturz und lichten Weiten von 1,50 x 1,05 Meter in der Nord- und Westwand. Ihre Stichbogen sind aus sorgfältig gefügten Bruchsteinen gemauert. Leider sind die Gewände sowohl innen als außen nicht mehr vorhanden. Hier beginnt in der Südwestmauer eine nach oben führende Vertiefung in der Wand, was auf einen Kamin schließen läßt. Vermutlich war dieses Geschoß in mehrere Räume aufgeteilt.

Das nächste Stockwerk hatte wahrscheinlich nur einen einzigen Raum besessen, den Rittersaal. Darauf weisen die gekuppelten Fenster hin, wovon das eine gegen den Halsgraben zu noch recht gut erhalten ist. In einer tiefen Nische sitzen die drei zusammengekuppelten Rundbogenfenster, welche dem Saal ein würdiges Aussehen gaben. In der Westmauer, welche diese Höhe nicht mehr voll erreicht, saß in einem Mauerausschnitt ein ähnliches Fenster, von dem nichts mehr erhalten ist. Bis hier herauf hatten die Mauern gleichbleibende Wandstärken.

Über dem Rittersaal setzt sich die Giebelmauer fort. Sie ist hier etwa 25 bis 30 cm schwächer als die der unteren Stockwerke. Als oberster Teil der Ruine ragen hier noch zwei Fensterpfeiler in die Höhe. Die Gewändesteine sind noch erhalten. Sie deuten an, daß in diesem Stockwerk nochmals Wohnräume lagen. Darüber zog sich dann der Giebel unter einem steilen Satteldach zur Firstlinie hin, das noch einen Speicher und Bodenraum abdeckte. Nach den noch heute vorhandenen Mauer-



Plan der Ruine Schenkenzell (Schenkenburg) aus M. Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, S. 653. A Halsgraben, B Bergfried, C Palas, D Wirtschaftsgebäude, E Innerer Zwinger, F Äußerer Zwinger, G Vorwerke, J Brücke. Gezeichnet: H. Fautz

resten zu schließen, wurden der Bergfried und der Palas im romanischen Baustil um die Mitte des 13. Jahrhunderts gebaut.

Durch den kleinen Burghof getrennt, lag in der Südostecke ein Wirtschaftsgebäude. Von ihm lassen sich nur noch andeutungsweise die Grundmauern feststellen. Das Gebäude wurde vollständig abgetragen. Neben Stallungen für die Pferde waren in den oberen Stockwerken wohl noch Wohnräume für das Gesinde vorhanden.

Diese Hochbauten waren durch Felsen, Gräben und Mauerzüge besonders geschützt. Gegen Norden hatte man den Bergrücken durch fünf Gräben in einzelne Bastionen aufgelöst. Durch den nördlichsten fünften Graben führte die Kinzigstraße. Die steile Ostflanke fiel über Felsen direkt in das Kinzigbett hinab. (Beim Straßenbau 1862/63 wurde der Flußlauf etwas nach Nordosten verlegt, um Raum für die Straßentrasse zu gewinnen.) Auf dieser Seite waren keine Verteidigungswerke notwendig. Der Bergfried, der hier die gesichertste Stelle ein-

nahm, sowie das anschließende Wirtschaftsgebäude bildeten mit ihren Grundmauern den künstlichen Abschluß dieses Steilhanges. Die unteren Geschosse dieses Nebengebäudes mögen zu Verteidigungszwecken eingerichtet gewesen sein, doch sind hiervon keine Spuren erhalten geblieben. Eine äußere Ringmauer hatte diese Ostseite nicht besessen.

Die schwächsten Stellen der Burg lagen an den weniger steil in das Tal abfallenden Süd- und Westhängen. Hier waren besondere Verteidigungsanlagen notwendig. Man baute hier um die Hochburg herum einen doppelten Mauerring. Am Wirtschaftsgebäude springt an der Ostseite ein ca. 80 cm starkes kurzes Mauerstück auf dem Felsen gegen Osten vor. Hier setzt die Ringmauer an. Sie führt zunächst auf der Bergkante gegen den Südhang. An einem Geländeknick stößt im rechten Winkel die innere Ringmauer an. Sie bleibt auf dieser Geländestufe in gerader Linie bis zum Westhang, wo sie sich dem Hang anpaßt und in leichtem Bogen diesem entlang zur Schildmauer am Halsgraben führt. Diese *Ringmauer* wurde wohl gleichzeitig mit der Hochburg gebaut. Sie sitzt wie diese auf dem gewachsenen Felsen. Ihre Stärke beträgt durchschnittlich 1 Meter, ihre Höhe 4 Meter. Sie ist, im Gegensatz zur äußeren Ringmauer, mit einem Mantel aus Buntsandsteinquadern versehen. Diese solid gebaute Mauer schließt einen Zwinger ein von etwa 12 m Breite. Hier mögen noch Gebäude gestanden sein, etwa Stallungen, Scheunen, Geräteschuppen. Spuren davon sind keine mehr erhalten. Ebenso fehlen hier Reste von Verteidigungsanlagen. Diese befanden sich an der Mauerkrone, die aber völlig abgetragen wurde. Der Zugang zu dem inneren Zwinger erfolgte vermutlich über eine Treppe, die vom Wirtschaftsgebäude am Südhang herabführte.

Dort setzte auch die äußere Ringmauer an. Sie führte in weitem Bogen in einem Abstand von etwa 12 Metern nahezu parallel zur inneren Ringmauer am Hang entlang und erreichte so die Schildmauer am Halsgraben. Ihre Länge beträgt etwa 80 Meter, die durchschnittliche Höhe 3,50 Meter, ihre Stärke schwankt zwischen 65 und 80 Zentimetern. Diese Mauer wurde nicht so sorgfältig gebaut wie die innere Ringmauer. Sie besteht aus Bruchsteinen, untermischt mit Bachwacken, gemauert ohne jeden Verband. Das ebene Gelände zwischen den beiden Ringmauern wurde durch Erdabtragungen bergseits und Anhäufung des Schuttes hangabwärts gewonnen. Reste von Gebäuden, die einst innerhalb dieses Mauerringes standen, sind keine mehr vorhanden, doch wäre an der Südseite für solche geeigneter Platz vorhanden gewesen. Am ganzen Mauerzug fehlen Verteidigungseinrichtungen, wie Schießscharten oder Reste eines überdachten Wehrganges. Dies alles fiel der Abtragung der Mauerkrone zum Opfer. Der Zugang zu diesem äußeren Zwinger erfolgte an der Ostseite von dem mehrere Meter höher liegenden inneren Zwinger aus auf einer wohl besonders geschützten Treppenanlage. Diese äußere Ringmauer wurde vermutlich später gebaut als die Hochburg, um die Verteidigungsfähigkeit der Süd- und Westflanke zu erhöhen, aber auch um weiteren Platz innerhalb des engen Burgberinges zu gewinnen. Für diese Annahme spricht die geringere Stärke dieser Mauer, ihre abweichende und weniger sorgfältige Bauausführung gegenüber der inneren Ringmauer und die Tatsache, daß die Schildmauer am Halsgraben gegen den oberen Zwinger eine Stärke von 1,60 Meter hat, gegen den äußeren,

Die Schenkenburg (Rekonstruktion).
Gezeichnet von Bruno Fautz



unteren Zwinger mit einem deutlichen Anschlußstück auf 80 Zentimeter Dicke abgesetzt ist.

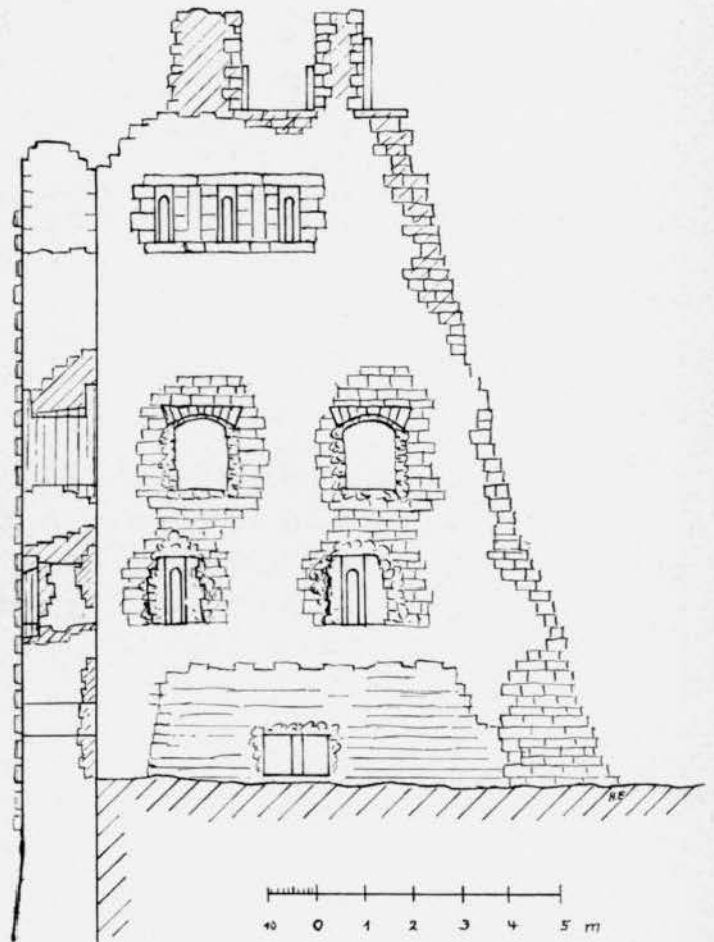
Für die Burgbewohner war die Trinkwasserversorgung von größter Bedeutung. Der Schloßberg selbst besitzt keine Quellen, die man hätte benützen können. Eine Tiefbrunnenanlage, wie sie Hohengeroldseck, die nahen Burgen Schiltach und Willenburg besaßen, ist bislang nicht nachgewiesen. In der Nähe der Burg befinden sich am Südhang der Oberen Halde wohl einige schwache Quellen, die gutes Wasser liefern. Ob man von ihnen das Wasser zur Burg leitete, ist nicht mehr feststellbar. So bleibt der Gedanke an einen Tiefbrunnen oder eine Zisterne bestehen. Indessen wird erzählt, daß in früheren Jahren, als die jetzige Landstraße noch nicht um den Schloßberg herumführte, sondern die Kinzig noch unmittelbar den Felsen am Fuße des Schloßberges bespülte, Flößer am Ufer des Flusses, etwa

in der Falllinie der Hochburg ein Gemäuer kannten, an welchem die Burgbewohner ihr Wasser einst holten. Vermutlich trat dort eine Quelle aus, die gefaßt war. Diese Anlage ist den Felssprengungen beim Straßenbau zum Opfer gefallen. In Zusammenhang mit dieser Wasserstelle standen wohl auch die Mauerreste, die sich in halber Berghöhe auf dieser Linie befinden und deren Zweck an der steilen Halde sonst nicht zu erklären ist.

Von der Schenkenburg aus bestand gute Sichtverbindung zur Burg Schiltach, zum Burgstall bei Schenkenzell (diese drei Burgen lagen auf einer geraden Linie) und zum Schlößle oberhalb von Schenkenzell.

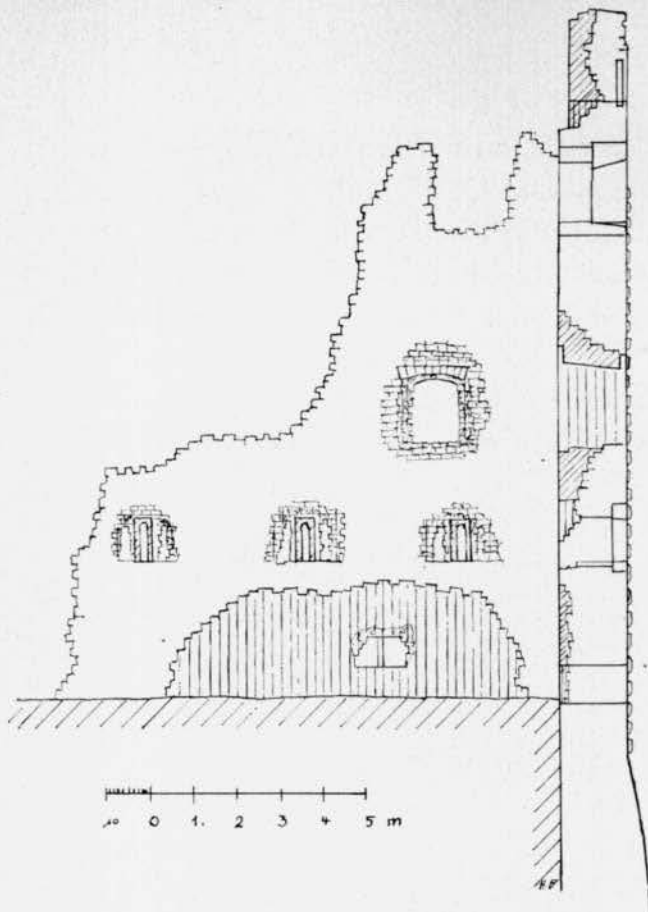
Schenkenburg, Pallas, Innenansicht des Nordwestgiebels nach dem Renovationsplan des Großherzoglichen Konservators, Karlsruhe, vom Januar 1913. Das damals erneuerte Mauerwerk ist schraffiert.

Gezeichnet: H. Fautz



Die Herrschaft Schenkenzell

Zur Burg Schenkenzell gehörte einst ein großes *Herrschaftsgebiet*. Es war ein weitläufiges Waldland, das sich über die Täler und Berge im Gebiet der Kleinen Kinzig erstreckte. Im Westen grenzte es an das Gebiet der Freiherren von Wolfach, die Nordgrenze lag oben auf dem Bergkamm gegen das Forbachtal, auf dem Hütterich, dem Zwieselberg und Schöllkopf, wo noch vor Zeiten die hohengeroldseckischen Grenzsteine standen, im Osten war der Nachbar das Klostergebiet von Alpirsbach und im Süden griff sie über die Kinzig hinüber auf den Ostrand des Schwarzwaldes. Die heutigen Gemarkungen von Schenkenzell, Kaltbrunn und Reinerzau teilen sich in diesen Landstrich. Mehrere lokalgeschichtliche Gegebenheiten weisen darauf hin, daß ursprünglich auch das Gebiet der jetzigen Gemarkungen Schiltach und Lehengericht zu dieser Herrschaft zählte.



Innenansicht der Südwestmauer des Pallas nach dem Renovationsplan des Großherzoglichen Konservators, Karlsruhe, vom Januar 1913. Das damals erneuerte Mauerwerk ist schraffiert. Gezeichnet: H. Fautz

Einst gehörte das Gebiet zur Bertholdsbaar, war also alter zähringischer Besitz. Verwaltungsrechtlich unterstand es längere Zeit der Grafschaft Sulz. Es darf angenommen werden, daß die Edlen von Zell die Schenken der Herzöge von Zähringen waren und sich, ihre Burg und den Ort nach diesem Dienstverhältnis „von Schenkenzell“ benannten. Das Gebiet war Reichslehen im Besitz der Zähringer.

Nach dem Tode des letzten Herzogs von Zähringen, Berthold V., am 18. Februar 1218, zog Kaiser Friedrich II. das Gebiet als erledigtes Reichslehen ein. Er sicherte sich damit die Kinzigtalstraße als wichtiges Verbindungsstück zwischen den hohenstaufischen Besitzungen im Elsaß, in der Ortenau und denen in Schwaben. Von besonderem Wert in diesem Straßenzug war das Wegstück, das von Schiltach an den Berglehnen steil hinauf auf den Ostrand des Schwarzwaldes führte. Hier waren besondere Sicherungsmaßnahmen notwendig geworden, um den Durchgangsverkehr zu regeln und zu überwachen.

So war die Herrschaft Schenkenzell dem Erben der zähringischen Güter, dem Grafen Egino IV. von Urach, er war der Gemahl von Bertholds Schwester Agnes, vorenthalten worden. Sein Sohn Egino V. nannte sich Graf von Urach und 1220 Herr des Schlosses Freiburg. Dessen Sohn Heinrich I. war um das Jahr 1250 Graf von Fürstenberg, 1283 Landgraf der Baar. Er wurde der Stammvater des Hauses Fürstenberg. Sein Bruder Konrad gründete die Linie der Grafen von Freiburg.

Der hohenstaufische Einfluß im oberen Kinzigtal dauerte nur wenige Jahrzehnte. Als Konradin, der letzte Hohenstaufe, seinen unglücklichen Zug nach Italien vorbereitete, brauchte er hierzu viel Geld. Deshalb verkaufte er u. a. auch die Herrschaft „Celle im Kinzegindal“ mit aller Zugehörde und das „Huß ze Malberc“ (Schloß Mahlberg bei Lahr) am 18. September 1265 an den Freiherrn Walter (I.)

von Hohengeroldseck um 1000 Mark Silber. Vermutlich war während dieser hohenstaufischen Zeit das Gebiet rings um den Staufenkopf im Mündungswinkel der Großen und Kleinen Kinzig mit dem Pfarrdorf Schenkenzell, das um das Jahr 1099 dem Kloster Alpirsbach geschenkt wurde, in das Herrschaftsgebiet Schenkenzell einbezogen worden. Urkundliche Belege für diese Annahme fehlen. Das Kloster Alpirsbach hielt zähe an seinem Besitz fest, so daß nur eine mächtige Hand, hier die des Kaisers, ein Stück Land aus dem Klostergebiet lösen konnte, das er für seine hauspolitischen Pläne benötigte.

Die Schenken von Zell

Die *Schenken von Zell* wurden im Jahre 1244 erstmals erwähnt. Die Grafen Konrad, Heinrich, Gebhard und Gottfried von Freiburg urkundeten am 28. Januar 1244, daß sie zur Erbauung einer Kirche in der neugegründeten Stadt auf ihrem Gute Vöhrenbach den hierzu nötigen Grund und Boden geben werden. Unter den Zeugen erscheint an 9. Stelle „H. pincerna de Celle“. Im Jahre 1251 kommt ein „dominus Hermannus pincerna Schenchencelle“ urkundlich vor, und im Jahre 1255 war „Hermannus pincerna de Zella“ am 3. März an 1. Stelle Zeuge und im Juli desselben Jahres an 3. Stelle der „Her. pincerna de Celle“, beidemale in Urkunden der Grafen von Freiburg. Es ist anzunehmen, daß es sich bei diesem Zeugen Hermann um ein und dieselbe Person handelt. Danach hätten die Schenken von Zell, nachdem ihr Besitz hohenstaufisch geworden war, ihre Bindungen an die zähringischen Erben, die Grafen von Freiburg, nicht aufgegeben.

Ob der im Jahre 1255 (31. Dezember) in einer Urkunde des Grafen Friedrich von Zollern als Zeuge vorkommende „Wernhere pincerna de Cella“, auch die in einer Urkunde des Klosters Pfullingen vom 7. Mai 1260 als Zeugen genannten „pincernis de Cella Werenhero (Wernher) et Walthero“ und der 1269 als Zeuge in einem Vergleich zwischen den Klöstern Alpirsbach und Bebenhausen wegen Güter in Tailfingen auftretende „Wernherus pincerna de Zelle“ zur Familie der Schenken von Schenkenzell gehörten ist möglich, kann aber auch angezweifelt werden. Es gab um jene Zeit viele Orte, die sich Celle, Cella, Zell nannten.

Von dem Pfarrdorf „Cella Pincerne“ hören wir erstmals im Jahre 1275 in dem Zehntbuch der Pfarreien der Diözese Konstanz. Der damalige Pfarrherr hatte ein jährliches Einkommen von 20 Pfund Straßburger Pfennige (Denare,) wovon er in den Jahren 1274 bis 1280 jährlich an zwei Terminen je 20 Schilling Pfennige Straßburger Münze an das Dekanat zu geben hatte. Aus der Zelle der Mönche von Alpirsbach war im Laufe der Zeit ein Dorf mit eigener Pfarrei entstanden. Die heutige Pfarrkirche ist zu Ehren des hl. Ulrich, Bischof von Augsburg, geweiht.

In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts saß auf der Schenkenburg der *Schenk Eberhard*. Er war ein begüterer Mann und konnte daher für seinen Herrn, den Grafen von Fürstenberg, Bürgschaften und Schadenersatzansprüche übernehmen. Der Name und die Herkunft seiner Frau sind nicht bekannt, ebenso nicht sein Todesjahr. Vermutlich liegt dieses in den Jahren zwischen 1280 und 1290. Seinen Söhnen Konrad, Burkhard und Heinz hinterließ er einen stattlichen Besitz.

Graf Egen (Egon) von Fürstenberg verkaufte im Jahre 1292 „*Hainzzen dem Schenken von Celle*“ das Tal Kirnach bei Villingen zu einem rechten Lehen, einem Kunkellehen, um 90 Mark Silber. So entstand eine Zweiglinie der Schenken auf dem Hochschwarzwald, gegründet von Schenk Eberhards jüngstem Sohn Heinz.

Zur Herrschaft Schenkenzell gehörte die Burg Wittichenstein. Auf dieser ließ sich der zweite Sohn Eberhards, *Burkhard*, nieder. Er war verheiratet mit *Klara*, der Tochter des Ritters Johannes Bock von Kolbenstein. Dieser wohnte im Jahre 1313 bei seiner Tochter auf der Burg „Witechenstein“. Hier stellte am 15. Juli 1293 Burkhard eine Urkunde aus über den Verkauf seiner Güter in Hönweiler (Gemarkung Peterzell bei Alpirsbach) an das

Kloster Alptribach um 5 Pfund Tübinger Münze. Der Lehnsherr dieser Güter, der Herr von Falkenstein, war mit diesem Verkauf einverstanden. Die Leute des Dienstadels standen oft in Abhängigkeit von mehreren Lehnsherren, von denen sie mit Gütern belehnt wurden.

Warum Burkhard noch andere Besitzungen veräußerte, ist nicht bekannt. War er in Not geraten oder verkaufte er, weil aus seiner Ehe vermutlich keine Kinder hervorgegangen waren? Mit Zustimmung seines Herrn des Grafen Friedrich von Fürstenberg verkaufte er am 23. November 1294 zu Wolfach an den dortigen Bürger „Cunrat dem Hegninge“ sein Gut „vff Kúbach“ und sein Gut „zu Hozzenhúsern unter Schenkenzelle, das Conrat Hotze baut“ mit Leuten und allen Rechten um 32½ Mark Silber „des Geweges zu Wolfach“. Burkhard nannte sich bei diesem Verkauf „der Schenke von Schenkenzell, ein Ritter“. Seine Zeugen dabei waren Walter, der Schenk von Andegge, Hertwig Vasant, Syfrit, der Schultheiß von Wolfach, und Binli von Celle.

Burkhard und sein älterer Bruder Konrad der Schenke verkauften am 15. April 1298 ihre Rechte in dem Dorfe „Rötenberc, das liegt ob der Staige ze Reinhartesowe“ (Hinterrötenberg, Gemarkung Schömberg, bei Reinerzau) an Hug von Talheim, Vogt zu Sulz. Es siegelte Konrad der Schenke als der ältere, sein Bruder Burkhard hatte kein Siegel. Daraus ist zu schließen, daß der Lehnsträger auf der Schenkenburg damals dieser *Konrad* war. Ihm waren auch die Bürgschaftsansprüche seines Vaters gegen den Grafen Heinrich von Fürstenberg vererbt worden. Am 2. Juli 1299 wurde hierüber eine Urkunde ausgestellt, aus der hervorgeht, daß Eberhard der Schenke für seinen Herrn eine Bürgschaft und Schadenersatzverpflichtungen in Höhe von 80 Pfund Pfennige, und eine weitere Bürgschaft über 16 Pfund Pfennige und 2 Malter Kernen übernommen hatte. Die Ansprüche daraus gegenüber Graf Egen von Fürstenberg erhielt nun „Cunrat der Schenke von Schenkencelle“ vom Hofgericht in Rottweil verbrieft. Die Urkunde wurde ausgefertigt von Graf Hermann von Sulz, Hofrichter des Königs.

Es ist dies die letzte Erwähnung des Schenken Konrad. Er wird um das Jahr 1300 gestorben sein. Ob er verheiratet war, wissen wir nicht. Nachkommen sind von ihm keine bekannt.

Sein Bruder *Burkhard* setzte die Linie fort. Vermutlich war er nach dem Tode seines Bruders Konrad von der Burg Wittichenstein auf die Schenkenburg gezogen. Er war im Jahre 1313 tot. Aus der Ehe mit Klara Bock von Kolbenstein scheinen keine Kinder hervorgegangen zu sein. Solche sind auf der Schenkenburg nicht bekannt. Mit Burkart war das Geschlecht der Schenken von Schenkenzell ausgestorben. Sein Schwiegervater, *Johannes der Bokke*, gab am 25. Mai 1313 dem Kloster Alptribach das freieigene Gut auf dem Bühl zu Schenkenzell um des Seelenheils willen seiner verstorbenen Frau und seines Tochtermannes, des „Herrn Burkarts des Schenken“. Seine Söhne Nikolaus und Friedrich und seine Tochter „Clara die Schenkin“ willigten in diese Schenkung ein. Das Andenken an den letzten Schenken von Zell lebt heute noch in der Sage fort.

Die Zeit der Burgvögte

Nachdem das Geschlecht der Schenken von Zell ausgestorben war, setzten die Herren von Hohengeroldseck *Burgvögte* auf die Schenkenburg, welche das weitläufige Gebiet zu verwalten hatten. Als erste kamen Edle von *Huelwer*, die bei Gammertingen im Lauchertal ihren Stammsitz hatten, als Vögte auf die Burg Schenkenzell. Heinrich Hülwer war ein Diener des Grafen Georg, Herr zu Veldenz und Geroldseck. Von diesem erhielt er im Jahre 1327 etliche Güter im oberen Kinzigtal zu einem rechten Mannlehen. Als im Jahre 1344 Walter von Geroldseck das Fischwasser im Reinerzauer Tal an das Kloster Alptribach verpfändete, war Heinrich Hülwer unter den Zeugen. Im Jahre 1346 nannte er sich Hülwer von Schenkenzell. Seine Tochter Hailwig war verheiratet mit Johann der Bürgentaler. Sie wurde im Jahre 1346 von diesem auf ihre Heimsteuer zu Glatten verwiesen. Heinrichs Witwe Kunigunde von Winterbach lebte noch im Jahre 1373. In diesem

Jahre gab ihr Sohn Heinrich der Hülwer, Edelknecht zu Schenkenzell, auf den Rat seiner Mutter und mit dem Einverständnis seiner Geschwister Dietrich, Hans und Elisabeth, um ihrer Seelenheil willen dem Kloster „Witken“ eine Wiese in der „bünd“ zu Schenkenzell neben der „wag“ und ihr eigenes Gut, das Stelzer Gut genannt. Ihre Schwester Agnes war Klosterfrau in Wittichen und wurde mit einem besonderen Leibgeding ausgestattet. Dietrich war damals noch nicht mündig gewesen, deshalb bestätigte er nachträglich im Jahre 1401 diese Schenkung.

Die Hülwer (Hüllwer, Hulwer, Huelwer) hatten in Schenkenzell viele eigene Güter. Im Jahre 1407 verkauften „Haintz Hüllwer von Schenkenzell“, seine Ehefrau Adelheid von Trochtelfingen und ihr Sohn Konrad Besitzungen an Äberly (Auberli) Friedrich von Wolfach um 117 italienische Gulden (Florin, Florentiner). Es waren dies „das Gut an der Widem, des Suters Gut, das Rümellis Gut vor Kübach, das Langen Gut zu Widen, das Ruszharts Gut, Conrad Lonars Gut auf Kübach, Wahlis Gut in Träßelbach (Eselbach), des Contzly Grössbains Gut in dem Kegbach (Kaibach)“. Damit hören wir zum letztenmal etwas von den Edlen von Hulwer in Schenkenzell. Es scheint, daß dieser Zweig des Geschlechtes hier ausstarb oder aber verzog. Im Jahre 1400 war ein Berthold Hüllwer Besitzer des Hofes zu Wezenowe (Wetzenau) bei Wolfach, der nach ihm Hüllwershof genannt wurde, heute Straßburger Hof genannt wird.

In den folgenden Jahrzehnten sind keine Vögte und Dienstmannen auf der Schenkenburg nachweisbar. Es war die Zeit, in welcher die Herren von Hohengeroldseck durch häufige Erbteilungen ihre Macht und ihren Besitz zersplitterten und in welcher einzelne Familien die Schenkenburg selbst bewohnten. So hatte Anna von Zimmern, die Witwe des um das Jahr 1450 gestorbenen Hans von Hohengeroldseck das Schloß Schenkenzell als Widum, Zugelt und Morgengabe erhalten. Ihr Schwager Diepold hielt sie auf der Burg in Gefangenschaft und hatte als ihren Bewacher den alten Jakob von Bern bestellt. Dieser machte der Gefangenen aber den Hof, ließ sich heimlich in der Pfarrkirche zu Schenkenzell mit ihr trauen und zog alsbald nach Oberndorf, das damals den Herren von Zimmern gehörte.

Im Jahre 1455 verzichtete Georg von Hohengeroldseck, Domsänger zu Straßburg, auf seine Rechte an den Herrschaften zu Schwaben, d. h. auf seinen Besitz „was ob Haselach lit“, wozu auch Schenkenzell gehörte, zugunsten seines Bruders Diepold. Dieser setzte im Jahre 1456 *Jörg von Ramstein* als Burgvogt auf die Schenkenburg. Eine Zweiglinie der Ramsteiner saß auf der Burg Weiler, Ramsteinweiler, bei Fischerbach. Vermutlich war Jörg nur wenige Jahre als geroldseckischer Vogt im oberen Kinzigtal tätig. Nachrichten über seine Tätigkeit hier sind recht spärlich. Die Geroldsecker sahen sich nach einem andern Burgvogt um.

Hans Reckenbach, der Sohn des um das Jahr 1457 verstorbenen Burkhard von Reckenbach und der Anastasia von Gippichen, erhielt im Jahre 1463 von Jörg von Hohengeroldseck, dem Vormund der Kinder seines im Jahre 1461 verstorbenen Bruders Diepold (I.), zu einem rechten Mannlehen die Güter vor Hegbach (Heubach bei Schiltach), des Sparrers Gut und die Güter im Kegbach (Kaibach bei Schenkenzell). Im Jahre 1474 setzte Gangolf von Hohengeroldseck den Hans von Reckenbach als Burgvogt auf das Schloß Schenkenzell. Er soll dieses behüten, auf seine Kosten mit Gesinde versehen. Er erhielt als Lehen die Brühlmatte, die Leynmatte und das Remißlehen, dazu Wun und Weide, Holzrecht und Burgwasser und alle Abgaben an Naturalien aus Kaltbrunn, Reinerzau und Schenkenzell. Als Gegenleistung mußte er dem Geroldsecker ein Pferd und ein reisiges Pferd stellen und ihm im Schloß Stallung, Heu und Stroh für die Pferde und ihm selbst ein Mahl und ein Maß Wein gegen Entgelt geben, wenn er die Schenkenburg besuchte. Dieser Vertrag galt zunächst für ein Jahr. Am 22. August 1477 war Hans von Reckenbach noch Vogt zu Schenkenzell. Im selben Jahr trat er in württembergische Dienste und wurde Vogt zu Hornberg, wo er noch 1482 amtierte. Dann wechselte er wieder, nahm verschiedene fürstenbergische Stellungen an, wir finden ihn 1498 als Oberamtmann in Hausach. Gestorben ist er im Jahre 1511. Er war der letzte hohengeroldseckische Vogt auf der Schenkenburg gewesen.

Die Zeit der Hohengeroldsecker

Die älteste Geschichte der Herren von Geroldseck, Hohengeroldseck, wird immer fragmentarisch bleiben. Zuverlässig werden die geschichtlichen Quellen seit der Zeit *Walters I.* (etwa 1200 bis 1277). Er ist der Begründer der hohengeroldseckischen Hausmachtpolitik, unter ihm erlangte das Geschlecht die größte Machtfülle. Im Jahre 1252 wurde die Herrschaft Sulz a. N. hohengeroldseckisch, 1265 wurde die Herrschaft Schenkenzell hinzugekauft. Nach seinem Tode wurden im Jahre 1277 zu Mahlberg die Güter geteilt. Die Erben waren Walters I. Sohn *Heinrich*, der sich nach seiner Gemahlin Agnes, einer Gräfin von Veldenz, Graf von Veldenz nannte und die Söhne seines im Jahre 1262 in der Schlacht von Hausbergen gefallenen älteren Bruders Hermann, Landvogt in der Ortenau, Heinrich (I.) und Walter (II.). Letztere wurden die Gründer der geroldseckischen Herrschaft Lahr-Mahlberg.

Der Graf von Veldenz wurde Herr zu Hohengeroldseck und erhielt dazu „das Guett zue Schwabenn allesampt“, wozu neben Loßburg und Sulz auch die Herrschaft Schenkenzell gehörte. Nach seinem Tode entstand ein Erbstreit, der im Jahre 1301 durch einen Vertrag beigelegt wurde, durch welchen an „Schenkenzelle, der Burg“ jeder Erbe ein Fünftel Anteil hatte, das Vorkaufsrecht besaß, alle gemeinsam die Burg in gutem baulichen Zustand zu halten hatten und im Kriegsfall jedem von ihnen das Öffnungsrecht zustand. Diese Abmachung galt auch für die andern geroldseckischen Burgen.

Durch den Tod einiger Vertragspartner war eine neue Abmachung notwendig geworden. In Offenburg vereinbarten am 9. September 1309 Walter von Geroldseck und sein Vetter Georg, Graf von Veldenz, daß sie die Festen Schenkenzell und Romberg fünf Jahre lang gemeinsam besitzen wollen. Dieser Vertrag wurde 1314 und 1315 erneuert. Walter gestattete auch im Jahre 1330, daß sein Vetter Georg von Veldenz die Frau seines Sohnes auf ihre gemeinsamen Festen „zu Swaben“, wozu auch die Schenkenburg gehörte, anweisen dürfe.

In den folgenden Jahrzehnten wurde der geroldseckische Besitz immer wieder unter Erbgemeinschaften aufgeteilt. Dabei ist bemerkenswert, daß die Herrschaften Schenkenzell, Loßburg und Romberg stets als eine Erbeinheit betrachtet wurden und so in einer Hand vereinigt blieben.

Im Jahre 1377 mußte Georg von Geroldseck dem Grafen Eberhard von Württemberg das Öffnungsrecht an seinem Anteil an den „Burgen Geroldseck und Schenkenzell“ einräumen. Georg hatte in der Erbteilung im Jahre 1370 das „Hinterhus zu Gerolszeck vff der Vesten“ und mit andern Gütern auch die Burg Schenkenzell erhalten.

Durch ein Urteil des Hofgerichts zu Rottweil vom 31. Januar 1381 erhielt Diem Schultheiß, Bürger zu Rottweil, in einem Verfahren gegen Georg von Geroldseck ein Anrecht auf dessen Anteil an der Burg und Stadt Schiltach und der Feste Schenkenzell, konnte aber letztlich mit seinen Forderungen nicht durchdringen. Nach Georgs Tod kam die Burg Schenkenzell in den Besitz des Grafen Eberhard von Kirchberg. Dieser nannte den verstorbenen Georg seinen Oheim. Mit Einwilligung seines Bruders Konrad verschrieb er im Jahre 1391 dem Grafen Eberhard von Württemberg die Feste Schenkenzell als offenes Haus. Als sein Nachfolger, Graf Eberhard der Milde (1392 bis 1417), sein Enkel, gegen die Adels-

gesellschaft der Schlegler, zu denen auch die Geroldsecker zählten, Krieg führte, besetzten letztere mit einem starken, bewaffneten Haufen die Schenkenburg. Zu einem Kampf kam es aber hier nicht. Nach dem Waffenstillstand und dem bald darauf erfolgten Frieden im Jahre 1396 kehrte wieder Ruhe auf der Burg ein.

Auch Herzog Reinold (IV.) von Urslingen und seine Frau Anna von Üsenberg, ihre Mutter war Agnes, die Schwester Walters von Hohengeroldseck, erhoben Anspruch auf Rechte an der Burg Schenkenzell. Durch einen Vertrag vom 13. Juli 1404 wollten sie aber auf diese verzichten, wenn Walter ihnen 600 Gulden in zwei Zielen ausbezahlen würde.

Nach dem Tode *Walters V.*, er wurde in Wolfach begraben, teilten seine Söhne mehrmals den ererbten Besitz. In der Teilung vom Jahre 1439 erhielt Junker Hans die Herrschaften Schenkenzell, Loßburg, Romberg, die Kastenvogtei zu Wittichen u. a. Im Jahre 1451 war Hans tot. Er war in 2. Ehe verheiratet mit Anna von Zimmern. Deren Stiefvater, Hans von Rechberg, schloß im April 1451 mit Georg (Jörg, Domher zu Straßburg) und Diepold von Hohengeroldseck einen Vertrag. Nach diesem „wird ihnen Schenkenzell das Schloß und was darin Hansen sel. von Geroldseck gewesen ist von Pferden, Harnisch, Büchsen, Pulver, Armbrust, Pfeilen und dergleichen eingeräumt werden“.

Die letzte hohengeroldseckische Erbteilung, in welcher Burg und Herrschaft Schenkenzell eine Rolle spielten, erfolgte am 5. Juli 1470. Die Brüder Diepold (II.), Gangolf und Walter teilten den geerbten Besitz. Gangolf und Walter erhielten gemeinsam „das hinter Huß zu Geroltzeck“ (die heute hochragende Ruine), sie wollten dieses in gutem Bau und Ehren halten und dort ihre Hofhaltung haben. *Gangolf* bekam die Herrschaften Schenkenzell und Romberg mit aller Zugehörde und das Lösungsrecht der damals verpfändeten Herrschaft Loßburg, die Kastenvogtei zu Wittichen, Anteil an der Ruine Schwanau u. a. m. Er war damals noch ledig. Durch die Vermittlung des Grafen Heinrich von Fürstenberg erfolgte am 15. März 1481 die Heiratsabrede zwischen Gangolf, den er seinen lieben Vetter nannte, und der Tochter seines Oheims Hug Graf von Montfort, „Frau Kúngod“ (Kunigunde), Gräfin von Montfort und Rotenfels.

Die Hochzeit fand im April 1481 statt. Am 28. April verwies Gangolf seine Gemahlin auf 5000 Gulden, nämlich 2000 Gulden, die ihr Vater Hug ihr als Heimsteuer gegeben hatte, 2000 Gulden Widerlegung und 1000 Gulden Morgengabe, wofür Güter im Elsaß und die Herrschaft Schenkenzell als Pfand gesetzt wurden. Hierfür stellte er mehrere Bürgen, darunter den Grafen Konrad von Fürstenberg. Mitsiegler war sein Bruder Diepold (II.) von Hohengeroldseck.

Trotzdem dieser über große Einkünfte aus Allodien und Lehen verfügte, wurde er ein berüchtigter Raubritter, überfiel Kaufmannszüge und zog sich dadurch den Unmut der Städte zu. Die Straßburger belagerten 1473 die Burg Hohengeroldseck, ohne sie einnehmen zu können. Als im Jahre 1486 Diepold noch mit dem Pfalzgrafen Philipp in Streit geriet, war sein Schicksal besiegelt. Aus seinen Stammlanden vertrieben, starb er im Jahre 1499.

Obwohl Gangolf sich aus den Händeln seines Bruders herausgehalten hatte, bekam er den Niedergang seines Geschlechtes sehr stark zu spüren. Um die große Not zu lindern, mußte er Stück um Stück seines Besitzes verkaufen. Es ist bekannt, daß er mit seiner Frau und seinen zehn Kindern oft in größter Armut lebte. Am 22. April 1488 verkauften er und seine Frau an den Vogt der Pflege Ortenberg Melchior von Schauenburg die Herrschaft Romberg mit dem Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechtes. Auf Betreiben des Grafen Heinrich von Fürstenberg erfolgte diese Pfandeinlösung im Jahre 1489 und am 19. Februar 1490 kauften die Grafen Heinrich und Wolfgang von Fürstenberg die Herrschaft Romberg um 1500 Gulden.

Im Jahre 1494 verpfändete Gangolf das zur Herrschaft Schenkenzell gehörende Tal *Reinerzau* an das Kloster Alpirsbach und im selben Jahr „um merklicher Notdurft willen“ das Fischwasser zu Schenkenzell um 270 Gulden an dasselbe Kloster. Dieses hatte schon im Jahre 1377 das Vogteirecht im Tal zu Reinerzau von Heinrichs von Geroldseck Witwe, Anna von Ochsenstein, erworben. Reinerzau kam nie mehr zur Herrschaft Schenkenzell zurück, obwohl deren nachmalige Besitzer die Grafen von Fürstenberg hierzu alle Anstrengungen machten.

Im Jahre 1494 zahlte Graf Wolfgang von Fürstenberg an Gangolf 200 Gulden für Romberg „vnd schloß gut zu Schenkenzell“. Auch erhielt er von diesem das Wiedereinlösungsrecht der Pfandgüter, nämlich alle Wasser zu Schenkenzell, ablösbar mit 320 Gulden, mit 800 Gulden die „aigenschaft statt vff der Renhartern (Reinerzau), damit die ganzz zu lösen ist“ und mit 60 Gulden Hauptgut den Löwenbach (Leubach), Hegbach (Heubach) und Kugbach (Kuhbach).

Gangolf kam aus der Geldmisere nicht mehr heraus. Seine Gläubiger in Straßburg bedrängten ihn allzu heftig. Am 13. Dezember 1497 wandte er sich an Wolfgang Graf zu Fürstenberg mit der Bitte, ihm wegen der hohen Schulden, die er bei dem Straßburger Bürger Jäger, bei Hans von Neuneck und andern hatte, zu helfen. Er versprach, ihm dafür die Herrschaft Schenkenzell zu verpfänden und bat ihrer großen Notdurft halber um Auszahlung des Geldes in einer Summe. Der Graf ging auf diesen Vorschlag ein. Die Stadt Wolfach wurde für 1000 Gulden Hauptgut sein Bürge, die er von Jakob Mügen, Bürger in Straßburg, aufnahm. Der Kaufbrief wurde am 20. Januar 1498 ausgestellt. Die Herrschaft Schenkenzell mit Kaltbrunn, Kuhbach und allen andern Tälern und Höfen, mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit und aller Zubehör, einschließlich der verpfändeten Stücke gingen an Graf Wolfgang als Eigentum über. In den Kauf waren nicht einbegriffen das Schloß Schenkenzell, die Kastvogtei zu Wittichen, die Wiedereinlösung der dem Kloster Alpirsbach verpfändeten Wasser zu Schenkenzell und Reinerzau, für welche der Graf das Vorkaufsrecht erhielt. Die Kaufsumme von 1400 Gulden war bezahlt. Aus besonderer Freundschaft gestattete der Graf den Verkäufern und ihren Erben die jederzeitige Wiedereinlösung nach halbjähriger Vorkündigung. Graf Wolfgang ließ sich diesen Kauf von dem Landgericht zu Stockach am 15. Juni 1498 und am 5. August 1498 von König Maximilian in Freiburg i. Br. bestätigen.

Schon zwei Jahr später, am 7. Juni 1500, mußte Gangolf auch das Vorbehaltsgut, das *Schloß Schenkenzell* und die Kastvogtei zu Wittichen um 920 Gulden an Graf Wolfgang verkaufen. König Maximilian bestätigte auch diesen Verkauf am 18. August 1500 in Freiburg. Auch hierfür hatte der Graf das Geld von dem Straßburger Bürger Erhard Wurmser aufgenommen. Er hatte eben mehr Kredit als der fast völlig verarmte Geroldsecker. Die Untertanen der Herrschaft Schenkenzell wurden nun ihres Treueides gegenüber ihren bisherigen Herren entbunden. Sie schworen am 20. Januar 1503 dem Grafen Wolfgang und dessen Erben die Treue zu halten, dessen Nutzen zu fördern, Schaden abzuwehren und willige Untertanen zu sein. Für die Herrschaft Schenkenzell brach damit eine neue Zeit heran. Nachdem im Oktober 1506 Gangolf (er starb 1523 und wurde zu Wittichen neben seiner Gemahlin begraben), seine Gemahlin Kunigunde und ihr Sohn Gangolf (II.) auf das Wiedereinlösungsrecht an der Herrschaft Schenkenzell für sich und ihre Erben verzichtet hatten, wurde diese der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal einverleibt.

Die Burg wird fürstenbergisch

Für Burg und Herrschaft Schenkenzell begann eine neue Zeit. Die Verwaltung erfolgte nunmehr zentral vom Verwaltungssitz in Wolfach aus. An den Rechten und Pflichten der Untertanen hatte sich durch den Herrschaftswechsel nichts geändert. Und doch bahnte sich langsam eine spürbare Änderung der herkömmlichen Verhältnisse an.

Auf einem Tag zu Rottweil versprach Graf Wolfgang dem Junker Hans von Weitingen, württembergischer Obervogt zu Hornberg „vor dem Schwarzwald“, Schenkenzell „das Schlößlin mit ettlichem begriff“ als Lehen zu geben, ein Jahr nachdem Gangolf von Hohengeroldseck auf sein Wiedereinlösungsrecht verzichtet habe. Dieser Fall war nun eingetroffen. Im Jahre 1509 wandte sich der von Weitingen in mehreren Schreiben an den Grafen mit der Bitte, sein Versprechen nun einzulösen und ihm das Lehen zu überlassen, denn „das schlösslin ist buwlos und gaut täglich ab“. Hans von Weitingen war Junggeselle, wollte aber für seinen Bruder Wilhelm und dessen Kinder eine Heimstätte haben und „für mich selbs auch ain behusung“.

Graf Wolfgang von Fürstenberg starb am 11. Dezember 1509. Schon im Jahre 1506 hatte er vor dem Hofgericht zu Rottweil seiner Gemahlin, Gräfin Elisabeth von Solms, das „Widem“ verschreiben lassen, wozu auch Schenkenzell gehörte. Weitere Verhandlungen waren nötig geworden. Im März des Jahres 1513 lösten die Söhne des verstorbenen Grafen Wolfgang, Graf Wilhelm und Graf Friedrich, mit dem Einverständnis ihrer Mutter, das Versprechen ein. Junker Hans von Weitingen erhielt als Mannlehen das Schloß Schenkenzell mit Zugehörde an Scheuern, Beihäusle, Garten, die Brühlmatte, das Remißlehen, die Winterhalde, Wun und Weid, Trieb und Tratt an der Kuhbachhalde, wie dies bisher ein Burgvogt besessen hatte. Auch das Jagdrecht jenseits der Kinzig im Gebiet der Herrschaft Schenkenzell, wurde ihm verliehen. In Kriegsläufte und bei Notdurft hatten die Lehnsherren das Öffnungsrecht im „Schlosse Schenkenzell“. Mit Genehmigung der Lehnsherren konnte der von Weitingen diese Güter versetzen, nur über die Güter und Wiesen im „Wallenden Brunnen“ hatte er kein Verfügungsrecht, solange die Gräfinmutter lebte. (Gräfin Elisabeth starb am 24. August 1540.) Nach dem Tode des Junkers Hans konnte das Lehen an dessen Bruder Wilhelm und dessen Söhne nach Mannslehenrecht übergehen. So der Lehnsvertrag vom 12. März 1513.

Die ersten Mißhelligkeiten zwischen Lehnsherr und Lehnsmanne entstanden im Jahre 1520. Hans und Wilhelm von Weitingen mußte sich gegen den Vorwurf verteidigen, sie hätten das Schloß Schenkenzell ohne Wissen der Grafen verkauft. Sie mußten zugeben, daß sie das Schloß „uß etlichen ursachen“ ihrem Schwager Hans Wernher von Zimmern gegen einen Jahreszins auf sechs Jahre geliehen hätten. Der Streifall wurde nochmal gütlich beigelegt.

Den Bauernkrieg hatte die Schenkenburg gut überstanden. Der Alpirsbacher Haufen, meist Bauern aus dem Hinterland bei Dornstetten, Fluorn, Loßburg, zog das Kinzigtal herab. Sie zwangen die Bauern von Schenkenzell, Romberg, Schap-

bach zum Eintritt in ihre Gemeinschaft. Auch die Schenkenburg öffnete ihnen das Burgtor. Dort entwendete der Bergknecht (Bergmann) Hans Walter, er stammte aus der Steiermark, Stiefel, Eisenwerk und anderes und verkaufte das Raubgut. Dafür kam er in den Turm in Wolfach. Auch die Anführer des Haufens wurden, nachdem der Aufstand vor Wolfach zusammengebrochen war, dort eingeliefert. Sie fanden in der Gräfin Elisabeth von Solms aber eine gütige und milde Richterin. Schon im Februar 1526 entließ sie die beiden Anführer Hans Scherer von Loßburg und Lux Pfau von Romishorn gegen Urfehde aus der Haft und einen Monat später erlangte auch der Dieb Hans Walter ebenfalls gegen den Urfehdeschwur die Freiheit.

Der Untergang der Schenkenburg

Im Jahre 1534 konnte Herzog Ulrich, der von den verbündeten schwäbischen Städten (Schwäbischer Bund) wegen Landfriedensbruch 1519 verjagt wurde, mit Hilfe des Grafen Wilhelm von Fürstenberg wieder in sein Land zurückkehren. Die Junker von Weitingen standen als Bürger von Rottweil auf der Seite der Städte, also im gegnerischen Lager. Sie verstießen dadurch gegen die Pflichten des Lehnsmanne gegenüber dem Lehnsherrn. Graf Wilhelm machte die von Weitingen auf diese ihre Pflichten aufmerksam. Er ließ ihnen mitteilen, falls sie diesen nicht nachkommen wollten, werde er in Schenkenzell mit Gewalt gegen sie vorgehen. So wurde das Lehen Schenkenburg zu einem Politikum. Der fürstenbergischen Verwaltung in Wolfach war an den alten Burgen sowieso nicht viel gelegen, ihre bauliche Unterhaltung war eine unrentable, kostspielige Sache geworden.

Als die von Weitingen auf die Ermahnungen und Forderungen des Grafen Wilhelm nicht eingingen, zog dieser mit seinem Kriegsvolk vor die Schenkenburg. Er ließ sie einnehmen und niederbrennen. Gleichzeitig gingen auch etliche Güter, die den von Weitingen in der Umgebung gehörten, in Flammen auf. So fand die alte und einst bedeutende Feste Schenkenzell ein unrühmliches Ende. Die Burg wurde nicht wieder aufgebaut und ist seither Ruine.

Diese Gewalttat des Grafen hatte noch ein unerfreuliches Nachspiel. Die Stadt Rottweil setzte sich für ihre Bürger ein. Es wurde verlangt, daß den von Weitingen Schadenersatz geleistet und ihnen das Lehen Schenkenzell wiedergegeben werde. Die Stadt wandte sich an den für seine Milde bekannten Bruder des Grafen Wilhelm, an Graf Friedrich von Fürstenberg. Dieser wollte sich wegen seiner guten Beziehungen, die er zur Stadt Rottweil hatte, nicht in die Händel einmischen. Er meinte, sein Bruder müsse selbst dafür sorgen, daß Hans von Weitingen „uß disem strow nit vil waitzen treschen wird“. Erst nach dem Tode des Grafen Wilhelm, er starb am 21. August 1549, kam es im Jahre 1551 in Villingen zu einem Vergleich. Die Brüder Hans Friedrich, Hans Voltz und Hans Konrad von Weitingen verzichteten gegen eine Entschädigung von 600 Gulden auf alle Ansprüche, die sie an das Lehen Schenkenzell von ihrem Vorfahren Hans von Weitingen her besaßen.

Das Schicksal der Ruine

Im Jahre 1806 fiel die Herrschaft Kinzigtal an das Land Baden. Die Ruine des Schlosses Schenkenzell gehörte zum geschlossenen Hofgut „Schloßhof“. Dieser Hof gehörte 1848 dem Schenkenzeller Bürger Philipp Kilgus. Bei einer am 10. April 1849 erfolgten Versteigerung des Schloßhofes wurde der Schloßberg mit der Ruine vom übrigen Hofgut getrennt. Den Schloßberg erwarb der Schenkenzeller Dorf- müller Anton Gruber. Den Hof, der obere Schloßhof genannt, steigerte der Schap- bacher Sonnenwirt F. Xaver Armbruster. Am 16. Dezember 1895 wurde der Schloßberg mit der Ruine wieder versteigert. Der neue Besitzer war der Schenken- zeller Bürger und Küfer Johannes Dieterle. Er verkaufte am 22. November 1897 zusammen mit seiner Ehefrau, einer geborenen Gruber, die 16 a 10 qm große Ruine samt 2 ha 35 a 20 qm umfassende Hofreite an die Herren Fritz Heinrich Weber und Eduard Haueisen, Kaufmann in Stuttgart. Von diesen ging der Schloß- berg nachmals an Dr. Marniknad über.

Um den baulichen Zustand der Ruine, besonders des hohen Giebels des Palas, war es zu Beginn dieses Jahrhunderts schlecht bestellt. Das Mauerwerk hatte sich an vielen Stellen gelockert. Der Großherzogliche Badische Konservator der öffent- lichen Baudenkmale in Karlsruhe setzte sich für die Erhaltung der Ruine ein. Im Jahre 1913 wurden die noch vorhandenen Mauern einer gründlichen Renovation unterzogen. Besonders die Fensteröffnungen mußten fast alle erneuert werden, da in ihnen das Mauerwerk nachgebrochen war, weil man in früheren Jahren die Fenstergewände entfernt hatte. Es hieß in dem Baubeschrieb: „Die Bogen sind überall an den Sichtflächen mit rauhen Steinen zu mauern und mit Zahnungen zu versehen. Diese Bogen sind ca. 15 cm innen und außen hinter den Mauergrund zu legen. Die abgebrochenen Mauerflächen sind ‚wild‘ zu mauern.“ Aus diesen Restau- rierungsarbeiten ging die Ruine Schenkenburg dann so hervor, wie wir sie heute sehen. Wir verdanken ihnen, daß sie als schönste Burgruine im oberen Kinzigtal erhalten blieb.

Im Jahre 1953 hat die Gemeinde Schenkenzell den Schloßberg samt Ruine käuf- lich erworben. Die vorhandenen Weganlagen wurden ausgebessert, womit man für die Sicherheit der Besucher in dem abschüssigen Gelände Vorsorge traf, Ruhe- bänke wurden aufgestellt, die zur besinnlichen Rast auf diesem historischen Boden einladen. Der Schloßberg wurde in das Erholungsgebiet des aufstrebenden Luft- kurortes Schenkenzell einbezogen und ist seither ein beliebtes Ausflugsziel für die Einheimischen und Kurfremden. Durch Verordnung des Landratsamts Wolfach vom 10. Mai 1968 wurde der Berghang mit der in das Kinzigtal vorspringenden Bergnase, auf der die Ruine der Schenkenburg steht, zum Landschaftsschutzgebiet (Größe 80 ha) erklärt. Denkmalschutz und Landschaftsschutz werden nun dafür eintreten können, daß die Ruine und das schöne Landschaftsbild, in dem sie liegt, in der Zukunft erhalten bleiben.

Sagen

Der Schloßschatz der Schenkenburg

Längst war die Schenkenburg in Schutt und Asche gesunken. Wo ehemals frohes Ritterleben herrschte, breitete sich zwischen Ginster und Heidekraut ein mageres Weideland aus. Einst hüteten zwei Schenkzeller Bauern auf dem Schloßberg ihr Vieh. Der eine, der ein Sonntagskind war, sah plötzlich einen alten, weißhaarigen Mann auf sich zukommen, der ihn aufforderte mit ihm in die Burgruine zu gehen. Dort führte der Alte, welcher der Burgeist der Schenkenburg war, den Bauern vor eine schwere eiserne Türe, welche dieser, obwohl er hier sehr ortskundig war, zuvor noch nie gesehen hatte. Mit einem großen Schlüssel öffnete der Geist die Türe und sie standen am Anfang eines langen, gewölbten Ganges. Durch diesen gelangten sie zu einer zweiten Türe, die ebenfalls geöffnet wurde. Sie kamen jetzt in einen gewölbten Raum, in dem neben allerlei altem Geräte auch eine große Kiste stand. Der Alte hieß den Bauern den Deckel der truhnenartigen Kiste zurückzuschlagen. Vor den Augen des erstaunten Mannes zeigte sich die Truhe fast bis zum Rande mit alten Goldmünzen gefüllt. Der Geist forderte nun den Bauern auf, er möchte von dem Gelde soviel mitnehmen, als er wolle. In falscher Bescheidenheit suchte er aber nur einige schöne Stücke heraus, damit der Geist nicht meine, er sei habgierig. Dieser erkannte jedoch die Hintergedanken seines Begleiters, denn dieser wollte, da er jetzt doch nicht alles Gold mitnehmen konnte, später wiederkehren und den ganzen Schatz heben. Nachdem der Bauer erklärt hatte, nun genügend Reichtum zu besitzen, gingen sie auf dem gleichen Wege wieder ins Freie zurück. Sorgfältig wurden die Türen verschlossen und sogleich war der Geist verschwunden. Zum Schrecken des Bauern war jedoch von der eisernen Türe keine Spur mehr zu sehen und trotz eifrigem Suchen konnte sie auch nie wieder gefunden werden.

Der Burgeist der Schenkenburg

Um den Fuß des Schloßberges zog einst nur ein schmales Pfädchen hart am Ufer der Kinzig entlang. Dieses wurde viel von den Flößern begangen, die zum Schenkzeller Weiher mußten, wo die Flöße eingebunden wurden. Diesen Pfad machte der Burgeist besonders nach dem abendlichen Betzeitläuten unsicher. Wer um diese Zeit hier noch unterwegs war, konnte plötzlich hinter sich den schweren Schritt eines Mannes hören. Schaute er sich dann um, wer da kommen mag, so geriet er in die Gewalt des Burgeistes. Zur Strafe für seine Neugier mußte er alsdann den schweren Mann auf die Schulter nehmen und ihn durch die Kinzig hinüber ans andere Ufer tragen. Dort saß an einem alten Flößerwehr der ewige Fischer mit der Angelrute, mit dem der Burgeist bis um Mitternacht gerne Zwiesprache hielt. Sobald vom nahen Schenkzeller Kirchturm die Uhr die zwölfte Stunde schlug, verschwand der Spuck. So trieb es der Schloßgeist lange Zeit und niemand getraute sich mehr, abends den Pfad am Schloßberg entlangzugehen, obwohl der Geist nie jemand ein Leid zugefügt hatte. Eines Nachts wurde dieser von einem Pater in einen hohlen Baum gebannt und seither wurde es still auf dem schmalen Flößerpfad, den man nun unbehelligt begehen konnte. Auch der ewige Fischer wurde seither nie mehr gesehen.

Der Schloßhund

Die alte Kinzigtalstraße führte früher in einer Hohl-gasse über den Rücken des Schenkzeller Schloßberges hinter der Burg. Dort hörte man ehemals in gewissen Nächten um die Mitternachtsstunde das laute Bellen des Schloßhundes. Auch kam es vor, daß Leute, welche um diese Stunde noch den Weg am Schloß hinaufgingen, in der Hohl-gasse plötzlich einen großen schwarzhaarigen Hund neben sich herlaufen sahen, der sie die Schloßhalde hinab bis an die Kinzig begleitete, wo er ebenso plötzlich wieder verschwand.

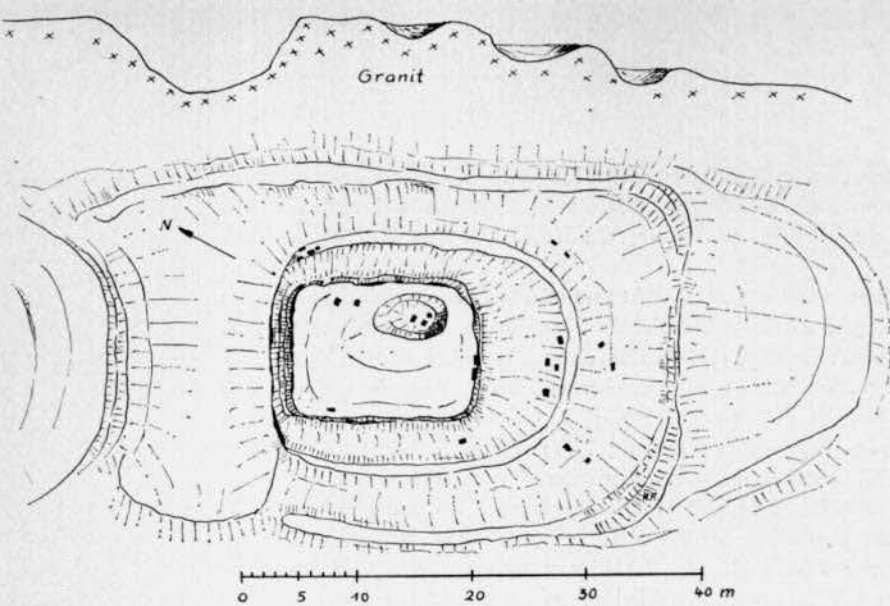
Quellen- und Schrifttumnachweis für die Burgruinen und Burgstellen: Burgbach, Burgstall bei Schenkenzell, Fischerbach, Gippichen, Romburg, Ruxenstein, Schenkenzell, Schiltach, Schlöble bei Schenkenzell, Schlöble vor Sulzbach, Schlöble in Wittichen, Schmiedsberg, Waldstein, Walkenstein, Weiler (Ramsteinweiler), Wittichenstein.

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe. Akten von Geroldseck, Schenkenzell, Schiltach; Heinrich Büttner: Eginon von Urach-Freiburg, der Erbe der Zähringer, Ahnherr des Hauses Fürstenberg, Donaueschingen 1939; Franz Disch: Chronik der Stadt Wolfach, Karlsruhe 1920; Hermann Fautz: Sagen aus den Bergen des oberen Kinzigtales, Wolfach 1937; Fürstenbergisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem Fürstlichen Archive in Donaueschingen, Band I bis VII, Tübingen 1877 bis 1891; Karl J. Glatz: Geschichte des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwalde, nach Urkunden bearbeitet, Straßburg 1877; Heinrich Günter: Urkundenbuch der Stadt Rottweil, im Auftrage der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben von Dietrich Schäfer, 3. Band, Stuttgart 1896; Friedrich Hefe: Freiburger Urkundenbuch, Band 1, 2, 3, Freiburg 1940, 1951, 1957; Eduard Heyck: Geschichte der Herzöge von Zähringen, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, Freiburg 1891; H. Hug: Villinger Chronik von 1495 bis 1533, Tübingen 1883; Julius Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, Band 1, 2, 3, Heidelberg 1898, 1905, 1919; Ernst von Khuon und Alfred Lederle: Claus Kuon und seine Nachkommen, München 1947; Albert Krieger: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, Heidelberg 1908; Mitteilungen aus dem F. Fürstenbergischen Archive, herausgegeben von der Fürstlichen Archivverwaltung in Donaueschingen, Band 1 und 2, Tübingen 1894 und 1902; Die Ortenau, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 21. Heft 1934, Seite 391—393, 415—448; Walter Pfeilstricker: Neues Württembergisches Dienerbuch, 2. Band, Stuttgart 1963; J. J. Reinhard: Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck wie auch derer Reichsherrschaften Hohengeroldseck, Lahr und Mahlberg in Schwaben, Frankfurt und Leipzig 1766; Philipp Ruppert: Geschichte der Mortenau I, Achern 1883; Karl Heinrich Schäfer: Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien während des 14. Jahrhunderts, Paderborn 1911; Christoph Friedrich Stälin: Württembergische Geschichte, Teil I bis IV, Stuttgart und Tübingen 1841/1873; Berthold Sütterlin: Geschichte Badens, Band I, Karlsruhe 1964; Topographische Karte M 1 : 25 000, Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart, Nr. 7616 Alpirsbach (Burgstall bei Schenkenzell, Schenkenburg, Schlöble bei Schenkenzell, Schlöble bei Wittichen, Wittichenstein), Nr. 7516 Freudenstadt (Burgbach), Nr. 7714 Haslach (Weiler-Ramsteinweiler), Nr. 7715 Hornberg (Schlöble vor Sulzbach), Nr. 7615 Oberwolfach (Gippichen, Romburg, Ruxenstein, Schlöble auf dem Schmiedsberg, Walkenstein), Nr. 7716 Schramberg (Burg Schiltach), Nr. 7614 Zell a. H. (Burg Fischerbach, Burg Waldstein); Max Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen 1908; Württembergische Regesten von 1301 bis 1500, herausgegeben von dem K. Haus- und Staatsarchiv Stuttgart, Stuttgart 1916; Württembergisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, Band 1 bis 11, Stuttgart 1849 bis 1913; Zimmerische Chronik, herausgegeben von Karl August Barack, 4 Bände, Freiburg und Tübingen 1881.

Das Schlöble bei Schenkenzell

von Hermann Fautz

Nordöstlich von Schenkenzell liegt beim Stockhof ein ebenmäßig geformter Bergkegel, der den Namen „Schlöble“ trägt. Er ist ein gegen die Kinzig vorgeschobener Ausläufer des den Schenkenzeller Talkessel beherrschenden Staufenkopfes (683,1 m). Mit einer Höhe von 490,5 Meter überragt er die Talsohle um beachtliche 120 Meter. Der kürzeste Zugang erfolgt durch das steile Tälchen des Stockmühlenbächleins, durch das wohl auch der ehemalige Burgweg heraufführte. Bequemer ist die Höhe auf dem Fahrweg zum Hof Geleckle (484,5 m) zu erreichen, von wo man in wenigen Minuten zur Burgstelle gelangt. Der ganze



Das Schlöble bei Schenkzell. Längsschnitt und Grundriß. Der trichterförmige Einbruch auf der Burgstelle ist eingezeichnet. Gezeichnet: H. Fautz

Berg ist bewaldet. Er und die Burgstelle gehören mehreren Schenkzeller Bürgern, wovon der Stockhofbauer den größeren Teil besitzt.

Wenn man vom Geleckle her zur Burgstelle kommt, steht man zunächst vor einem 16,5 m breiten und 5,50 m tiefen Halsgraben. Dieser zieht quer über den schmalen Bergrücken. An den zu beiden Seiten abfallenden Hängen wurden hier durch Anschüttung des Aushubmaterials kleine, ebene Vorplätze geschaffen. Ursprünglich war der Graben besonders in der Mitte tiefer; herabgebrochener Gehängeschutt hat ihn etwas aufgefüllt.

Hinter dem Graben lag die Burg. Von einer Burgruine kann man hier nicht sprechen, da keinerlei Mauerwerk mehr vorhanden ist. Wir stehen aber unverkennbar auf einer alten Burgstelle. Aus der Bergkuppe wurde ein nahezu ebenes Rechteck von 10×16 m Seitenlängen herausgearbeitet, das die beiden Ringwälle, welche es auf drei Seiten umziehen, um 2,50 m und 4,50 m überragt. Auf diesem so geschaffenen und gesicherten Baugrund stand die Hochburg. Für eine größere Anlage war der vorhandene Raum zu klein. Man wird auch hier, wie bei vielen solchen Wehrbauten, an eine Art Wohnturm denken müssen, der einst hier stand. Die Form des Burghügels weist auf ein rechteckiges Bauwerk hin, dessen untere Geschosse aus massivem Bauwerk bestanden. Dafür zeugen die vielen gutbehauenen Buntsandsteinquader, die hier zu finden sind. Über das Aussehen und die Höhe des Bauwerkes ist nichts bekannt.

In der Burgstelle fällt ein nahezu ovaler Erdenbruch auf mit Achsenlängen von $10,00 \times 6,50$ m und einer Tiefe von rund 2,20 m. Ob in ihm die nachträgliche Absenkung eines zugeschütteten Tiefbrunnens zu erkennen ist? Ähnlich sah es vormals auch auf der nahegelegenen Willenburg aus, wo die Nachgrabung dann auch einen Tiefbrunnen freilegte. In diesem Einbruch und in seiner unmittelbaren Nähe liegen viele behauene Buntsandsteine, darunter Quader von $50 \times 40 \times 25$ cm Größe. Auch kleine Mörtelreste sind feststellbar. Die ganze Burgstelle liegt im Hochwald und ist mit einem dicken Moospolster überzogen. Man gewinnt den Eindruck, daß da und dort am Abbruch zum inneren Graben noch Mauerreste stecken könnten.

An dem Halsgraben beginnt ein Ringwall, der um die Burg herumführte. Mit einem Graben von etwa 2,50 m Tiefe und von 8,00 bis 9,50 m Breite hebt er sich

Schlöble
bei Schenkenzell;
der Halsgraben,
rechts oben die
Burgstelle.

Aufn.: H. Fautz



sehr deutlich von dem inneren Burgkern ab. Gewiß war der Graben einst bedeutend tiefer als heute. In ihm liegen auch viele behauene Bausteine, zum Teil noch mit Mörtelspuren, die von dem Wohnturm oder von einer auf dem Wall gestandenen Ringmauer stammen. Ihre Fundamente könnten, noch unter dem Schutt begraben liegend, feststellbar sein. Der Durchmesser dieses inneren Burgringes beträgt etwa 26×26 Meter.

Außerhalb dieses Walles wurde das Gelände auf einer etwas tieferliegenden Stufe nochmals abgegraben und ein zweiter Ringwall aufgeschüttet. Der so entstandene Graben ist 7,00 m breit und noch 1,00 m bis 2,00 m tief. Er mußte mehr als der innere Graben der Geländeform des Berges angepaßt werden. So entstand, ebenfalls an den Halsgraben anschließend, ein zweiter Wall von fast rechteckiger Form mit Seitenlängen von 47×30 Metern. Hierfür waren größere Erdbewegungen notwendig. Besonders an der Ostseite wurde eine breite ebene Fläche geschaffen, auf der vermutlich die notwendigen Wirtschaftsgebäude standen. Ob in dem äußeren Wall noch Fundamente einer Ringmauer stecken oder ob eine solche hier überhaupt vorhanden war, müßte man durch sachgemäße Grabungen feststellen. Auch in diesem äußeren Graben und auf dem Wall liegen behauene Bausteine,

Schlöble bei Schenkenzell; der trichterförmige Einbruch auf der Burgstelle.

Aufnahme: H. Fautz





Das Schlößle
bei Schenkenzell;
Blick über den
Halsgraben auf die
Burgstelle.

Aufn.: H. Fautz

Buntsandsteinquader, die hier besonders auffallen, weil der Schlößleberg aus Granit besteht und die Bausteine daher ortsfremd sind.

Wir haben in dem Schlößle eine alte wehrhafte Burganlage vor uns, die manches Rätsel aufgibt. Wie schon erwähnt, kann man von einer Burgruine nicht sprechen, da kein aufstrebendes Mauerwerk mehr vorhanden ist. Wann und wie das „Schlößle“ zur Ruine wurde, ist unbekannt. Wir kennen nicht einmal seinen eigentlichen Namen, da keine Urkunde uns über denselben Auskunft gibt. Es muß angenommen werden, daß man das Schlößle zerfallen ließ, da an seiner baulichen Unterhaltung kein Interesse mehr bestand und die Bewohner der Umgebung im Laufe der Zeit das noch brauchbare Baumaterial abführten und anderweitig verwendeten. Von einer gewaltsamen Zerstörung, die sicher aktenkundig geworden wäre, ist nichts bekannt. Bemerkenswert ist, daß man vom Schlößle aus eine sehr gute Sichtverbindung mit dem Burgstall bei Schenkenzell und mit der Schenkenburg hatte, womit die Zugehörigkeit desselben zu den Burganlagen um den Schenkzeller Talkessel gesichert ist.

Um möglichen geschichtlichen Zusammenhängen des „Schlößle“ mit alten Siedlungen im oberen Kinzigtal nachzuspüren, sei erwähnt: Dem im Jahre 1095 gegründeten Kloster Alpirsbach wurde von den Stiftern ein großes Gebiet zugewiesen, dessen Grenzen gegen Schenkenzell hin die Große und Kleine Kinzig bildeten. Das Schlößle, wenn man ihm ein hohes Alter zusprechen will, lag in diesem Klostergebiet. Dann muß es in irgendwelchen Beziehungen zu dem Kloster Alpirsbach gestanden sein. Die Zimmerische Chronik (1,107) berichtet: Die Abtei hat man nur die Burg genannt, „so het es darumb noch zwölf burgle wie schleßle gehabt, darin die zwölf conventuales vom adel gewonet“. Ob unser Schlößle eines davon war? Auch hört man aus der Geschichte des Klosters Alpirsbach, daß ein Herr von Neuneck ein Schloß zwischen Alpirsbach und Schiltach besessen habe.

Wenn diese Angabe stimmen sollte, so könnte es sich möglicherweise um unser Schlößle handeln. Die von Neuneck waren ein weitverzweigtes Geschlecht, das von der Burg Neuneck im Glattal stammt. Andreas von Neuneck war Abt des Klosters Alpirsbach von 1455 bis 1470.

Wann und wie das Gebiet bei Schenkenzell mit dem Schlößle, das seit der Gründung des Klosters Alpirsbach zu dessen Grundbesitz gehörte, aus diesem ausschied und zur Herrschaft Schenkenzell kam, ist nicht bekannt. In diesem ehemaligen Klostergebiet lag auch das Dorf Schenkenzell mit der Pfarrkirche. Das Dorf wurde nachmals der Hauptort in der Herrschaft Schenkenzell. Welche Beziehungen zwischen dem Schlößle und der Schenkenburg bestanden, in deren Herrschaftsgebiet es nachmals lag, ist unbekannt. Keine Urkunde gibt uns hierüber Auskunft, keine Sage rankt sich um die Burgstelle, und deshalb muß die Frage nach der Geschichte des Schlößles und seiner Bewohner auch weiterhin noch offenbleiben.

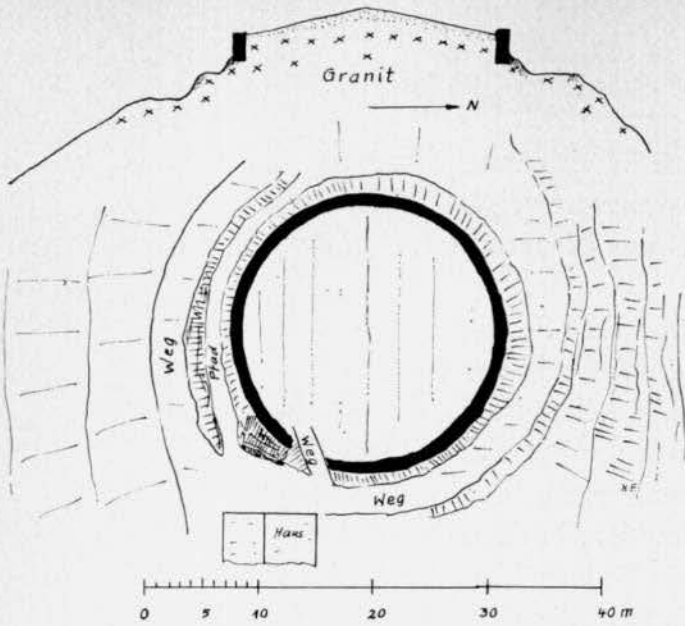
Der Burgstall bei Schenkenzell

von Hermann Fautz

Nahe der Einmündung des Tannengrundbächleins in die Kinzig bei Schenkenzell steigt der Burgstallfelsen etwa 50 m hoch über die Talaue empor. Sein Fuß ist für den Fluß ein nahezu senkrechter felsiger Prallhang. Auf seinem Scheitel (412,10 m) liegen die spärlichen Reste einer kleinen Burg, Burgstall genannt. Auch das daneben stehende Haus des Landwirts Hans Schmider trägt den Namen Burgstall 2 als Ortsbezeichnung. Schmider ist auch der Eigentümer der Burgstelle.

Diese hat einen nahezu kreisrunden Grundriß von 22 m Durchmesser. Sie wurde aus dem Granitfels so herausgearbeitet, daß ringsum senkrechte, im Durchschnitt 2,50 m hohe Wände entstanden. Diese sind heute mit einer 70 bis 80 cm starken Mauer aus Granitbruchsteinen und teilweise gut behauenen und geglätteten Buntsandsteinquadern verkleidet. Sie macht den Eindruck eines in regellosem Verband gesetzten Trockenmauerwerks, doch mag sie einst in Kalkmörtel aufgeführt worden sein, der auswitterte und ausgeschwemmt wurde. Spuren dieser Bindung sind noch feststellbar.

Die sichtbare Höhe der Ringmauer beträgt auf der Südseite 1,60 m, auf der Nordseite 2,20 m. Ihr Fuß ist von einem schwachen Mantel aus Verwitterungsschutt umgeben. Die Mauer sitzt auf dem gewachsenen Granitfels. Ihre Krone trägt ringsum eine dichte Reihe aus Flieder- und Haselnußhecken, welche den Charakter der Burgstelle stark verwischen.



Der Burgstall bei Schenkenzell; Schnitt und Grundriß.
Gezeichnet: H. Fautz

Die von der Mauer umgebene Innenfläche ist nach Süden und Norden flach abgedacht von einem durch die Mitte ziehenden niederen Rücken. Früher wurde sie als Ackerland genutzt, heute ist sie Grasland. Der Grundstückseigentümer bestätigt, daß hier nur eine dünne Humusschicht liegt und daß man beim Umgraben des Landes schon in mäßiger Tiefe auf den gewachsenen Felsen stößt. Funde, die in irgendeiner Beziehung zur einstigen Burg gestanden wären, wurden hier nicht gemacht.

Daß die Burgstelle aus dem schmalen, gegen das Tal vorgeschobenen Felskopf künstlich geschaffen wurde, ist unverkennbar. Dadurch entstand ringsum ein ebener Absatz, auf dem heute von Osten, vom Wohnhaus her, ein Pfad und ein Fahrweg zu dem im Westen vorgelagerten etwa 15 m breiten ebenen Vorplatz führen. Ob hier einst ein zum Burgstalle gehöriges Wirtschaftsgebäude stand, ist nicht belegbar. Auf diesen Platz hat der Besitzer des Burgstalles vor einigen Jahren auf einer Terrasse an dem Südhang entlang einen zweiten Weg gebaut.

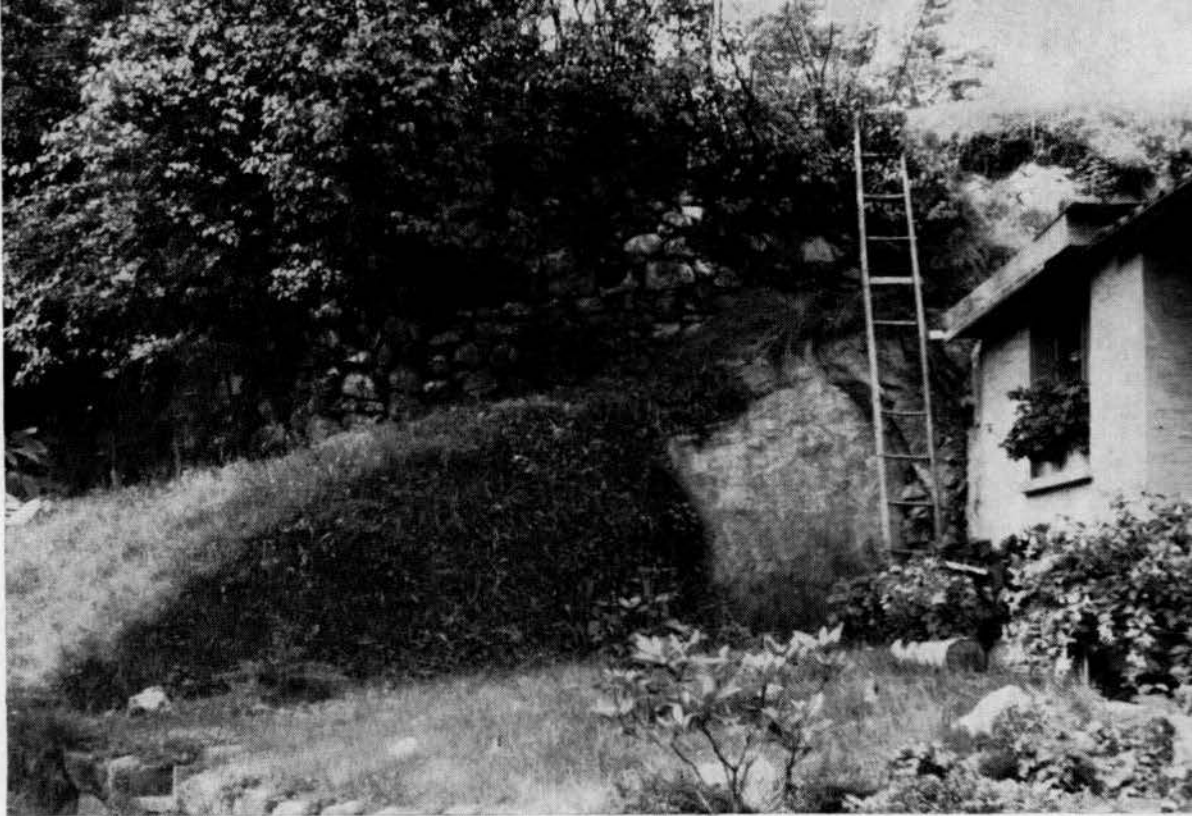
Nach den noch erhaltenen Resten zu schließen, stand hier einst ein runder, mehrgeschossiger Turm. Von ihm aus konnte man die Talaue mit dem Dorfe Schenkenzell und die von hier in die Täler führenden Straßen recht gut überschauen und überwachen, weit besser als von der nahen Schenkenburg.

Der Burgstall, den eigentlichen Namen der Anlage kennen wir nicht, lag im Gebiet der Herrschaft Schenkenzell. Er machte deren Schicksale mit, war, sofern er damals schon bestand, zunächst zähringisch, dann hohenaufisch, dann hohengeroldseckisch und schließlich fürstenbergisch. In irgendeiner Beziehung stand er wohl zur Schenkenburg. Die Entfernung von derselben beträgt in der Luftlinie nur 650 Meter. Zwischen beiden Burgen bestand eine sehr gute Sicht- und Signalverbindung, ebenso auch zu dem 1,4 km entfernten Schloßle über dem Stockhof. Auch zu der rund 2,5 km in der Luftlinie im Südwesten liegenden Burg Schiltach bestand direkte Sichtverbindung. Man kann den Burgstall somit als vorgeschobenen Beobachtungsposten, als Signalpunkt für die Schenkenburg und die andern Burgen im oberen Kinzigtal betrachten.

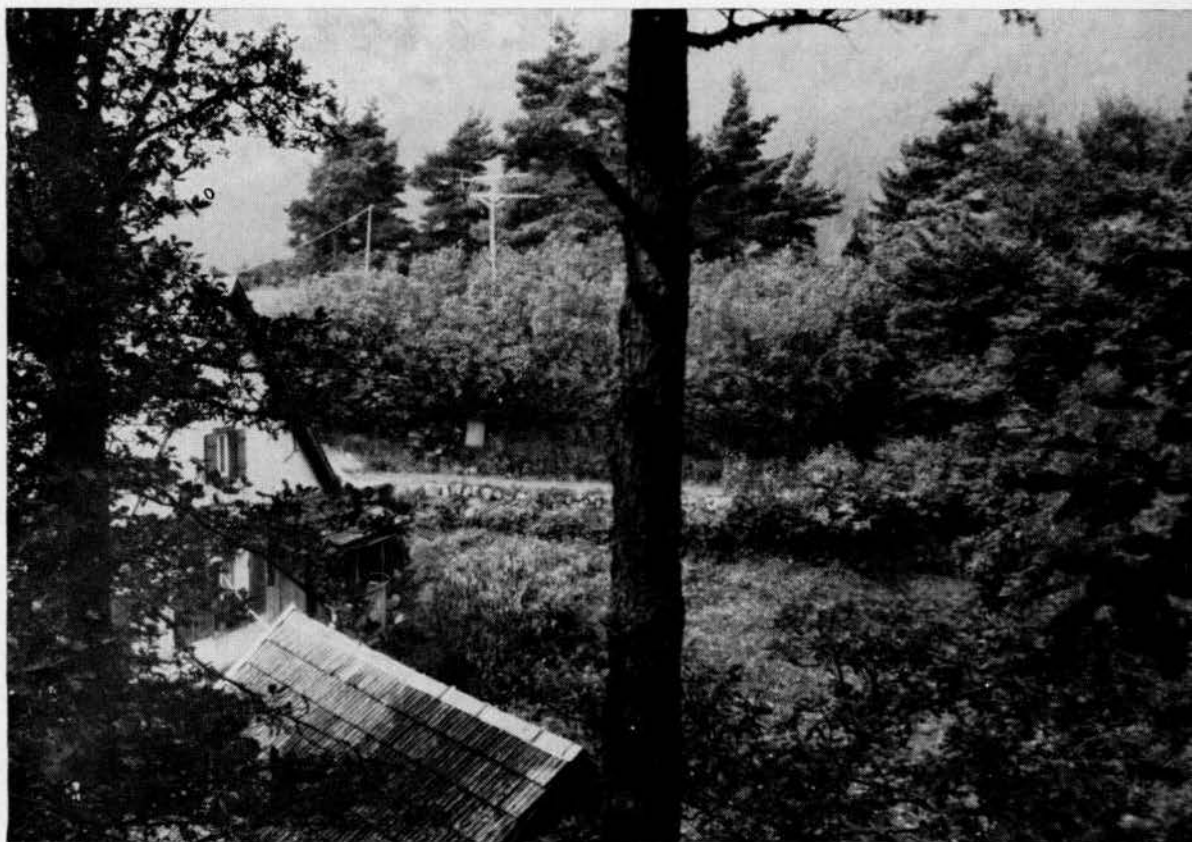
In Urkunden wird der Burgstall nur selten genannt, woraus zu schließen ist,

Burgstall
bei Schenkenzell;
die auf den Granit-
felsen gebaute
Ringmauer.

Aufn.: H. Fautz

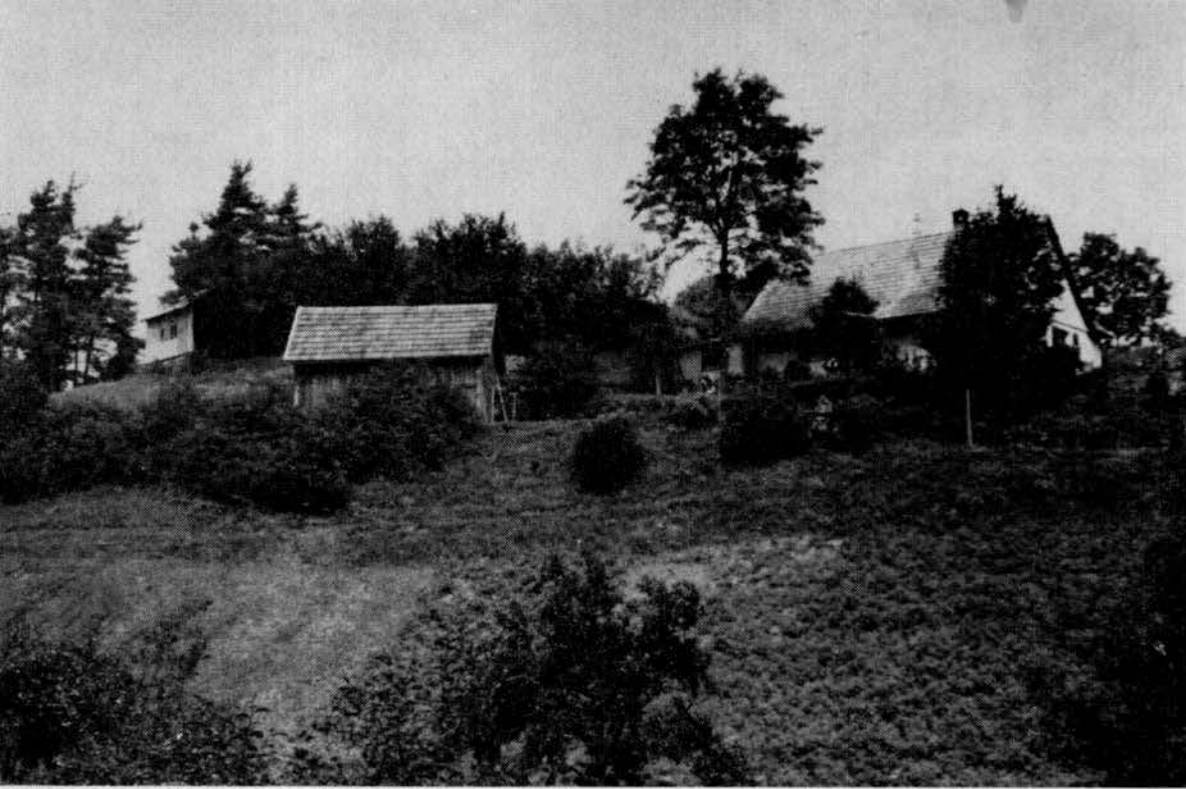


daß er in der Geschichte unserer Heimat nur eine untergeordnete und wohl auch kurze Rolle spielte. In der Grenzbeschreibung des Burgfrieden von Schenkenzell im Jahre 1493 wurde der Burgstall erwähnt. Er lag in der Grenzlinie des Burgfriedens. Diese zog vom Galgenbühl her den Steigweg zur Holzebene hinauf bis zur Wegbiegung am Hochberg und dann über den kurzen Bergrücken zwischen Kinzig und Tannengrund hinüber „in das burgstall“, wo vermutlich der Grenz-



Burgstall
bei Schenkenzell
von Osten gesehen.
Der Weg im Mittel-
grund führt rings
um die erhöhte
Burgstelle.

Aufn.: H. Fautz



Burgstall
bei Schenkenzell
von Süden gesehen.
Über dem Schopf
in der Mitte liegt
die ringsum mit
Gebüsch besetzte
Burgstelle.

Aufn.: H. Fautz

stein Nr. 18 der Untermarkung stand, und von da hinab Vor Tannengrund. Die kleine Burg war, schon zerfallen und nicht mehr bewohnbar, Ruine geworden.

Wer den „Burgstall“ gebaut hat, wann er gebaut wurde, wissen wir nicht. Vermutlich waren die Bauherren dieselben, welche die Schenkenburg gebaut hatten, mit der sie in irgendeiner Beziehung stand. Wann und wie diese Anlage zur Ruine wurde, weiß man auch nicht. Von einer gewaltsamen Zerstörung ist nichts bekannt. Vermutlich ließ man das Bauwerk zerfallen und trug das Gemäuer ab, um die noch brauchbaren Bausteine andernorts zu verwenden. Es mag dies schon geschehen sein, bevor die Grafen von Fürstenberg im Jahre 1498 die Herrschaft Schenkenzell von Gangolf von Hohengeroldseck käuflich erwarben.

Burg Wittichenstein

von Hermann Fautz

Folgt man von Schenkenzell aus dem Weg durch das Tal der Kleinen Kinzig, so gelangt man nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden nach Vortal (411,4 m), einem Weiler, der zur Gemeinde Kaltbrunn gehört. Hier fließen in der Talaue das Gallenbächle, der Klosterbach aus dem Witticher Tal und der Kaltbrunner Bach in die Kleine Kinzig. Diese kommt von Norden her aus dem Reinerzauer Tal, weshalb sie auch Reinerzauer Kinzig genannt wird.

Von Vortal aus schiebt sich zwischen das Witticher und Kaltbrunner Tal ein steiler Bergrücken. Dieser wird in dem Burgfelsen kurz vor dem Kloster Wittichen

Der Burgfels bei Wittichen; auf ihm stand links oben die Burg Wittichenstein.

Aufn.: H. Fautz



zu einem schmalen Felskamm, dessen Seiten in die beiden Täler wohl gegen 70 Meter tief, teilweise fast senkrecht, abfallen. Gegen Südosten senkt sich der Berg weniger steil nach Vortal hinab, von wo herauf ehemals der Burgweg führte, gegen Nordwesten wird er hinter dem Burgfels recht breit und steigt zum Kapellenberg (672 m) an.

Auf dem schmalen Rücken des Burgfelsens stand einst die Burg Wittichenstein. Ihren Beinamen „Stein“ führte sie mit Recht, sie war eine echte Felsenburg. Von ihr aus konnte man Vortal und auf kurze Strecken die dort zusammentreffenden Täler überschauen. Der Rundblick von der Burg war durch die sie ringsum überröhenden Berge sehr beschränkt. Sie lag auch an keiner wichtigen Verkehrsstraße. Die Kinzigalstraße als Hauptverkehrsweg führte zu weit entfernt vorüber, als daß die Besitzer auf dem Wittichenstein dort ihren Einfluß hätten geltend machen können. Auch wurde dieser Straßenzug von größeren, stärkeren Burgen aus unter Kontrolle gehalten. Die Wege durch die Täler bei unserer Burg waren nur von örtlicher Bedeutung, sie gehörten nicht zu den großen Durchgangsstraßen. Wittichenstein war der Sitz eines Dienstmanngeschlechtes, dessen Aufgabe es war, die großen Waldgebiete in den Tälern der Kleinen Kinzig zu betreuen und zu verwalten. Die Burg war als feste, wehrhafte Anlage ausgebaut.

Wie die Schenkenburg, war die Burg Wittichenstein gegen das nordwärts ansteigende Gelände durch drei quer über den schmalen Bergrücken laufende Gräben gesichert. Sie wurden aus dem Granitfels gehauen und hatten einst nahezu senkrechte Wände. Besonders der innere Graben führte bis an die seitlichen Steilhänge heran. Er ist stark eingetieft. Gegen die Burgstelle ist seine Wand sehr steil, felsig und gegen 10 m hoch. Die Länge des Grabens mißt etwa 30 m, so schmal ist hier der Bergrücken.

Durch den mittleren Graben führt jetzt der Kirchweg von Kaltbrunn zur Pfarrkirche in Wittichen. An ihm wurde auf dem Bergsattel eine Kapelle gebaut. Sie



Burg
Wittichenstein;
die im mittleren
Burggraben an den
Felsen der inneren
Bastion gebaute
Kapelle.
Aufn.: H. Fautz

steht an der Felswand des etwa 6 m hohen Querriegels gegen den inneren Graben. Der dritte Graben, nördlich des Kirchwegs gelegen, ist durch Gehängeschutt stark aufgefüllt und fällt daher im Gelände nicht besonders auf. Die beiden zwischen den Gräben liegenden Felsriegel haben eine Breite von 8 bis 12 Meter. So war die Burg gegen das sie nach Norden überhöhende Gelände wohl geschützt.

Die höchste Stelle innerhalb des Burgberinges ist ein unregelmäßig geformter Felskopf von 20 m Breite und in Nord-Süd-Richtung 15,50 m Länge. Der Granitfels tritt hier überall zutage und macht das Gelände sehr unruhig. Auf der Höhe liegen viele gut gehauenen Buntsandsteinquader, darunter einige Formsteine. Aufgehendes Mauerwerk ist keines mehr vorhanden, doch sind hier Ansatzstellen von Fundamentlagerungen erkennbar. Hier wie im ganzen Burgbering fehlen deutliche Mörtelspuren an den Steinen, der weiche Schwarzkalkmörtel wurde im Laufe der Jahrhunderte aufgeweicht und abgewaschen.

Gegen Süden und Südwesten sind zwei tiefer liegende schmale Terrassen der Burg vorgelagert. Die obere derselben ist nur etwa 4 m breit, die untere, gegen 8 m tiefer liegende paßt sich dem Gelände an und hat gegen das Wittichertal eine durchschnittliche Breite von 20 Metern. Sie waren in den Burgbering einbezogen. Vermutlich standen auch hier Bauten, von denen die noch vorhandenen Sandsteinquader Zeugnis geben. Aufstrebendes Mauerwerk fehlt auch hier. Wittichenstein ist keine Ruine mehr, sondern nur noch eine Burgstelle.

Die Burg war einst solide gebaut, darauf weisen die noch vorhandenen sorgfältig behauenen Buntsandsteine hin. Diese konnten auf den umliegenden Höhen leicht gewonnen werden. Leider ist der im 21. Heft 1934 der „Ortenau“ beschriebene Türsturzstein mit Anschlagfalz und eingelassener Eckpfanne zur Aufnahme des Drehzapfens nicht mehr auffindbar. Er lag noch vor 30 Jahren am Ost- rand des inneren Grabens.

Über das Aussehen der Burg können die wenigen Anhaltspunkte, die man beim

Ruine
Wittichenstein;
behauene Bausteine
auf der oberen
Burgstelle (Bunt-
sandsteine).

Aufn.: H. Fautz



Begehen der Burgstelle gewinnen kann, keine sicheren Hinweise geben. Es fehlen hierzu, wenn auch nur in den Fundamentlagen, erkennbare durchgehende Mauerzüge. Es handelte sich aber um eine wehrhafte Burganlage, die, wie schon erwähnt, große Ähnlichkeit mit der benachbarten Schenkenburg hatte.

Auf einem Bild aus dem 18. Jahrhundert sehen wir die Klostergründerin Luitgard, sie kniet zu Füßen der auf Wolken schwebenden hl. Klara (Wittichen war ein Klarissinnenkloster) und des hl. Franziskus und trägt auf ihrem abgewinkelten rechten Arm ein Modell des Klosters Wittichen, dargestellt, wie man dieses aus der Sicht von Burg Wittichenstein sah. Unter dem an die Kirche angebauten westlichen Klosterflügel befindet sich das kleine Bild einer Burg. Es kann sich dabei nur um die Burg Wittichenstein handeln, wie man sie vom Kloster her hoch auf dem Felsen liegend sah. Nach dieser Zeichnung wäre die breite, niedere Mauer links im Bild die Schildmauer über dem inneren Halsgraben, welche die ganze Burganlage gegen Nordwesten hin abschirmte. An sie stößt der hohe, runde Bergfried. Er ist durch zwei umlaufende Gurtgesimse in drei Stockwerke geteilt, die nach dem Graben zu schmale Schießscharten ähnelnde Fenster zeigen. Die Turmabdeckung geschah durch ein kegelförmiges Zeltdach. Neben diesem Turm, etwas tiefer, stand ein zweigeschossiges, mit einem Satteldach abgedecktes Wohngebäude. Auf dem Bild sehen wir die Giebelfront mit Türeingang und Stockwerkfenstern. Nach links bildet den Abschluß ein niederes Gebäude, das gegen den Burgeingang hin lag.

Nimmt man an, daß der Maler dieses Bildes seinerzeit noch umfangreiche Reste der Burgruine vorfand, nach denen er die etwas schematisierte bildliche Darstellung der ehemaligen Burg geben konnte, so muß man feststellen, daß diese mit den heutigen Gegebenheiten auf der Burgstelle gut in Einklang zu bringen sind. Der Bergfried befand sich demnach auf dem höchsten Felskopf. Von ihm stammen die dort liegenden abgefasten Gurtsteine, der Gewändestein mit Falz und die großen mit der Spitzhacke behauenen Buntsandsteine. Manche zeigen noch die Löcher



Burg
Wittichenstein;
der Felskopf in der
Burgstelle, auf dem
vermutlich der
Bergfried stand. Im
Vordergrund die
untere Terrasse in-
nerhalb der Burg.
Aufn.: H. Fautz

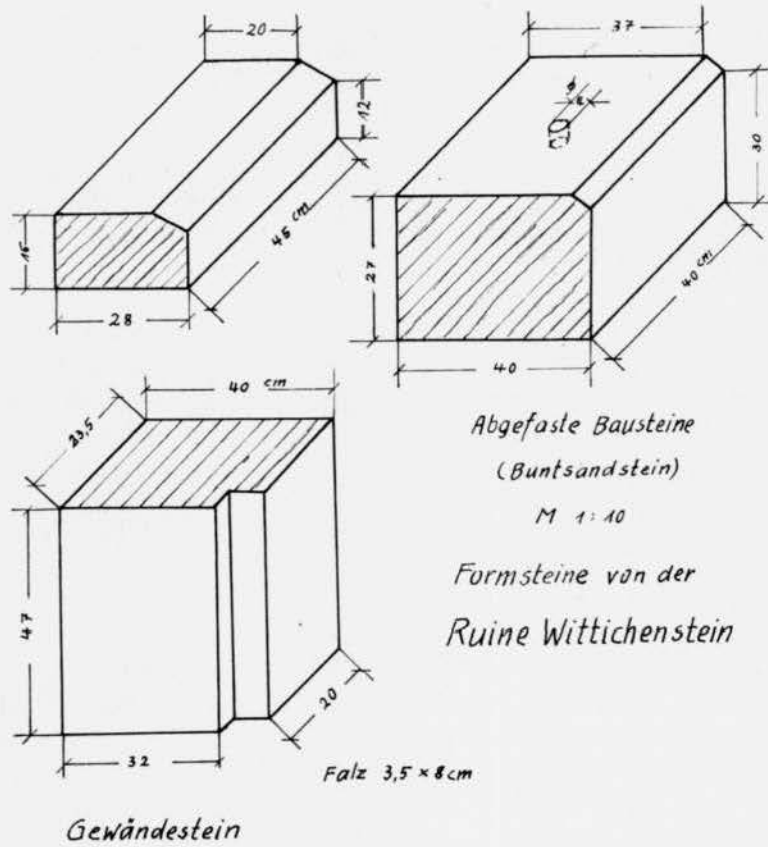
(4 cm tief, 4 cm \varnothing) für den Einsatz der Bauzange, mit deren Hilfe man sie mit der Bauwinde hochzog. Auf dem ebenen Platz unter dem Felskopf gegen das Wittichental wäre das Wohngebäude gestanden. Auch von diesem sind noch gut erhaltene Hausteine vorhanden. Das niedere Gebäude links bildete den Abschluß auf der Terrasse gegen Süden zu, von wo der Burgweg heraufführte. Zu bedenken ist, daß die Burg schon 400 Jahre vor der Entstehung dieses Bildes Ruine geworden war.

Von einer gewaltsamen Zerstörung der Burg ist nichts bekannt. Nach dem Aussterben der Schenken von Zell, die auch auf Burg Wittichenstein saßen, fiel diese an die Herren von Hohengeroldseck zurück. Durch die Gründung des Klosters Wittichen veränderten sich die Verhältnisse in dem abgelegenen Waldtal. Ein Interesse an der Erhaltung der Burg bestand nicht mehr. Man ließ sie wie viele andere kleine Burgen zerfallen, um die Unterhaltskosten für die baulichen Anlagen zu sparen, sie wurde zur Ruine. Für die guten Bausteine hatte man nachmals Verwendung, sei es zur Aufführung von Bauten in den Tälern oder zu solchen am Kloster Wittichen. Die Burgstelle wurde dadurch fast vollständig abgeräumt.

Erstmals hören wir von einer Siedlung „Wittichwilare“ im Jahre 1091. Sie wurde auch in der Schenkungsurkunde vom 28. August 1099 erwähnt, durch welche das im Jahre 1095 gegründete Benediktinerkloster Alpirsbach ein weitläufiges Waldgebiet an der Großen und Kleinen Kinzig erhielt. Der Ort hieß damals „gruonen Widechen“, eine grüne Aue inmitten der düsteren Waldungen. In einer Urkunde des Klosters St. Gallen vom Jahre 1106 wurde anlässlich einer Stiftung an das Kloster Alpirsbach „Witichin“ wieder genannt. Gemeint ist damit der Weiler Vortal, eine der ältesten Siedlungen in unserem Gebiet, die damals zum Kloster Alpirsbach gehörte.

In den Jahrbüchern des Klosters St. Georgen auf dem Schwarzwald wird „Wittichensteinensis arx“, also die Burg Wittichenstein, erstmals genannt. Das war

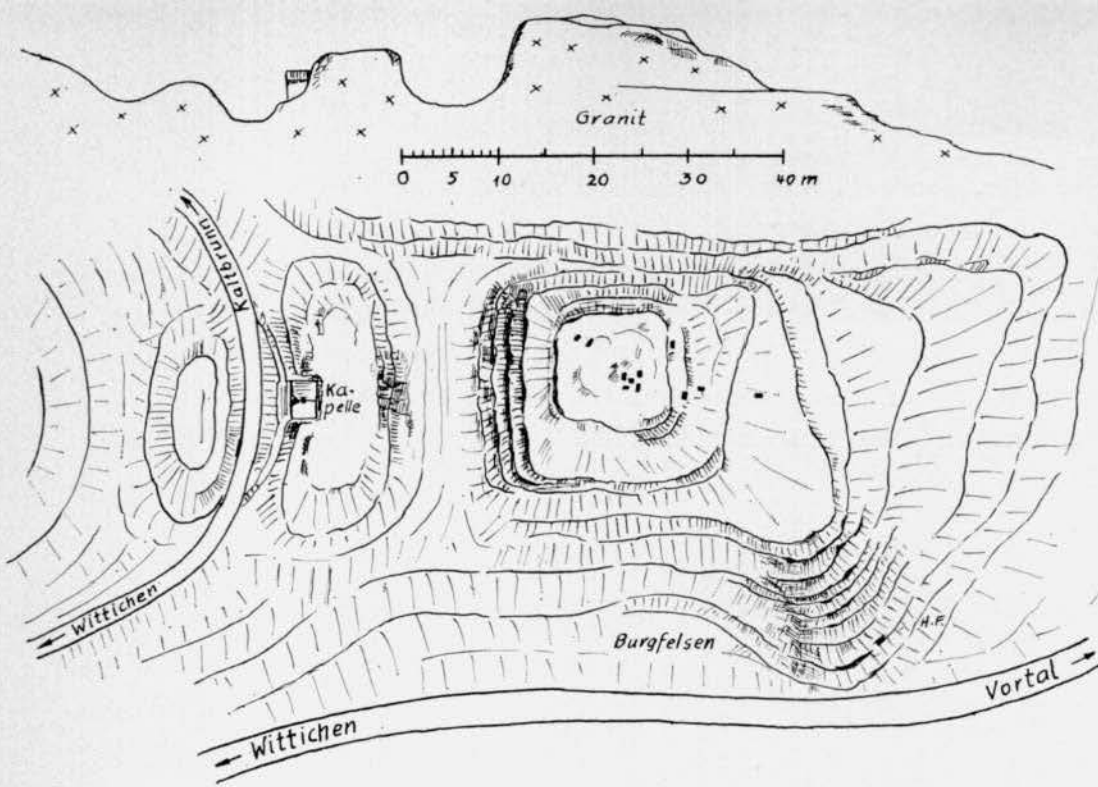
im Jahre 1293, zweihundert Jahre nach der ersten Erwähnung von Vortal. Die Frage, ob die Mönche des Klosters Alpirsbach die Burg Wittichenstein gebaut haben (siehe Schlöfle bei Schenkenzell), die ursprünglich in ihrem Klosterbezirk lag, muß offenbleiben, da urkundliche Belege hierfür fehlen. Die Möglichkeit für eine solche Annahme besteht insbesondere deshalb, weil wir die Erbauer der Burg namentlich nicht kennen. Als sie in die Geschichte eintrat, lag sie in hohengeroldseckischem Gebiet. Sie gehörte zur Herrschaft Schenkenzell.



Am 15. Juli 1293 siegelte zu Wittichenstein der „Schenk Burkhard von Celle“ eine Urkunde, durch welche er mit seinen Kindern und Erben dem Kloster Alpirsbach seine Güter in Hönweiler (Gemarkung Peterzell) mit dem Einverständnis des Lehnsherrn von Falkenstein um 5 Pfund Tübinger Münze verkaufte. Zeugen bei diesem Verkauf waren ein Herr Steinmarus, der Kamerarius Albertus vom Kloster Alpirsbach und dessen „villicus“ (Verwalter) in Röttenberg.

Von einem Burkart „der schenke von Wittichenstein“ hören wir im Jahre 1297. Er wurde von den Grafen Egen (Egon) und Konrad von Freiburg gefangengenommen. Sein Schwiegersohn Walter der Schenk von Andeck (Burg Andeck bei Talheim, Kreis Rottenburg a. N.) verhalf ihm durch die Übernahme einer Bürgschaft von 150 Mark Silber und ein Sühneversprechen wieder zur Freiheit. Aus welchen Gründen die Gefangennahme geschah, ist nicht bekannt.

Dieser Burkart von Wittichenstein und der Schenk Burkart von Schenkenzell waren wohl ein und dieselbe Person. Diese Annahme wird gestützt durch eine zu Wolfach am 23. November 1294 ausgestellte Urkunde, durch welche der Ritter Burkart der Schenke von Schenkenzell an den Wolfacher Bürger Konrad der Hegninge das Gut „vff Kúbach“ und sein Gut zu „Hozzenhüsern“, unterhalb von Schenkenzell gelegen, mit Genehmigung seines Herrn, des Grafen Friedrich von Fürstenberg, um 32½ Mark Silber verkaufte. Als



Burgstelle
Wittichenstein, Längs-
schnitt und Grundriß.
Gezeichnet: H. Fautz

erster Zeuge wurde wieder Walter der Schenke von „Andegge“ genannt vor Hertwig Vasant, Syfrid Schultheiß von Wolfach und Gottfrid Binli von Celle (Schenkenzell).

In welchem verwandtschaftlichen Verhältnis der im Jahre 1364 erwähnte „Ulrich von Wytken“ zu den Schenken von Wittichen stand, läßt sich nicht feststellen. Vermutlich gehörte er diesem Rittergeschlecht gar nicht an. Mit Burkart und seinem älteren Bruder Konrad scheint um das Jahr 1300 das Geschlecht der Schenken von „Celle“ und Wittichenstein auszusterben. Sie waren Dienstleute der Grafen von Freiburg und von Fürstenberg gewesen.

Im Jahre 1310 war der Ritter Johannes Bock von Kolbenstein im Besitz der Burg. Er war geroldseckischer Lehnsmann. Er verschrieb im Jahre 1312 Herrn Johann von Geroldseck die „öffnung in der burg Witechenstain, die zu Sulz in die herschaft gehört“, mit Ausnahme in Streitfällen der Geroldsecker mit den Grafen Heinrich und Konrad von Fürstenberg. Die Herrschaft Sulz hatte im Jahre 1252 (nach andern 1262) Heinrich von Geroldseck, Graf zu Veldenz (nach seiner Gemahlin Agnes von Veldenz benannt, der Erbin der Herrschaft Veldenz im Moselgebiet, Kreis Bernkastel gelegen), durch Kauf erworben. Das obere Kinzigtal gehörte verwaltungsrechtlich einst zur Grafschaft Sulz, daher der obige Zusatz.

Die Tochter Klara dieses Johannes Bock von Kolbenstein war verheiratet mit dem Ritter Burkard der Schenk, daher seine Anrechte an der Burg Wittichenstein. Die Bock waren eine Nebenlinie der von Staufenberg.

Letztmals wurde die „arcem Wicktenstein“ im Jahre 1324 erwähnt im Zusammenhang mit Besitzungen der Herzöge von Teck bei Schiltach. Die von Teck waren ein altes Geschlecht, eine Nebenlinie der Herzöge von Zähringen, und waren damals die Herren von Burg und Stadt Schiltach. Auch im Kaltbrunner Tal hatten sie Besitzungen, die sie im Jahre 1306 gegen Güter bei Schiltach mit dem Kloster Alpirsbach tauschten.

Bald nach dem Jahre 1324, dem Gründungsjahr des Klosters Wittichen, muß die Burg verfallen sein. Im Jahre 1344 wurde sie Burgstall, eine zur Ruine gewordene Burg, genannt. Der Grund für diesen Zerfall mag gewesen sein: Von der Burg Wittichenstein wurden die weiten Waldgebiete im Witticher, Kaltbrunner und Reinerzauer Tal bis hinauf zum Hüttenhard und Schöllkopf bei Freudenstadt verwaltet. Nach der Gründung des Klosters Wittichen auf dem Gebiet der Herren von Hohengeroldseck wurden diese die Schirmvögte und Gönner des

Klosters. Im Jahre 1327 gaben Georg Graf von Veldenz und Walter von Hohengeroldseck dem Kloster das Patronatsrecht über die Kirche zu Roßberg (Kaltbrunn) und am 2. November 1331 dasselbe Recht über die Kirche in Schenkenzell, was am 11. Juli 1337 von Nikolaus, Bischof von Konstanz, dem Kloster „Widchen“ bestätigt wurde. Die wichtigste Schenkung erhielt das Kloster am 20. Januar 1348 von Walter von Hohengeroldseck und seinen Söhnen Heinrich und Georg. Das Kloster bekam die Wälder rings um das Witticher Tal bis hinauf auf die Wasserscheiden (schneesclapfi) gegen den Heubach und das Kaltbrunner Tal.

Schon zuvor, mit Urkunde vom 29. September 1344, hatte Walter dem Abt Bruno Schenk und dem Konvent des Klosters Alpirsbach für 100 Pfund die Fischenz „in Renhartsowe bis zum Brücklein bei dem Burgstall Wittichenstein“ versetzt. Gleichzeitig gab der von Hohengeroldseck dem Abt für sein Leben lang das Jagdrecht in den geroldseckischen Waldungen östlich des Wolfales. Nachmals ging das ganze Reinerzauer Tal in den Besitz des Klosters Alpirsbach über.

Die Burg Wittichenstein war für die Verwaltung des so geschmälerten Besitzes überflüssig geworden. Wohl hören wir im selben Jahre (1344) nochmals „ain halb mile von Schenkenzell ain burg, hieß Wickestain“. Diese Bezeichnung führte damals auch das Tal, ja selbst das Kloster Wittichen, 1327 „monasterii in Widechenstain“, 1332 und 1336 Kloster zu Widchenstain und noch im Jahre 1517 hören wir von dem „berg und bergwerkh zue und by dem gottzhuss genannt inn Wittechenstain“.

Das Tal mit der Burg und dem Kloster Wittichen blieb hohengeroldseckischer Besitz bis zum 20. Januar 1498. An diesem Tage verkauften Gangolf, Herr zu Hohengeroldseck und Schenkenzell, und seine Frau Kunigunde, geborene Gräfin von Montfort, ihre Herrschaft Schenkenzell mit dem Kaltbrunner Tal, noch ohne die Burg Schenkenzell und die Kastvogtei des Klosters Wittichen, an den Grafen Wolfgang von Fürstenberg für 1400 Gulden. Schon zwei Jahre später, am 7. Juni 1500 konnte Graf Wolfgang auch das Vorbehaltsgut, die Burg Schenkenzell und die Kastvogtei des Klosters Wittichen für 920 Gulden erwerben. Beide Verkäufe geschahen mit dem Recht der Wiedereinlösung. Im Oktober des Jahres 1506 verzichteten Gangolf, seine Gemahlin Kunigunde und ihr beider Sohn Gangolf (II.) auf die Wiedereinlösung und das Rückkaufsrecht für sich und alle ihre Erben. Damit waren diese Herrschaftsgebiete endgültig fürstenbergisch geworden. Bei diesen Kaufabschlüssen fand die Ruine Wittichenstein keine Erwähnung, sie war unbedeutend geworden. Sie und die Gemeinde Kaltbrunn wurden ein Teil der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal und blieben dies bis zum Jahre 1806, in welchem Jahre diese Herrschaft dem Lande Baden einverleibt wurde.

Der Burgfelsen mit der Ruine oder Burgstelle des „Wittichensteins“ gehört heute zu dem Waldgebiet der Standesherrschaft Fürstenberg.



Zum Schlöble am Silberberg. Kirche und Pfarrhaus (ehemaliges Kloster) Wittichen vom Weg zur Burgstelle Wittichenstein aus gesehen. Hinter der Kirche ist der Weg in den Beckelsbach sichtbar, der zum Rabbinerloch und zum „Schlöble“ führt. Über der Kirche der untere Waldhang des Silberberges. *Aufn.: H. Fautz*

Das Schlöble am Silberberg bei Wittichen

von Hermann Fautz

Nordwestlich vom Kloster Wittichen liegt der Silberberg (627,2 m). Er hat seinen Namen von den edlen Erzgängen, die ihn durchsetzen, von denen der Josefs-Gang und der Sophien-Gang die bedeutendsten sind. Auf ihnen wurde im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein blühender Bergbau auf Silber- und Kobalterze betrieben.

Auf dem Rücken des Silberberges führt ein im Hochwald liegender fast ebener Platz den Namen „Schlöble“. Man gelangt zu demselben am einfachsten auf einem halbverwachsenen steilen Waldweg, der vom oberen Beckelsbach durch das Rabbinerloch am Südhang des Silberberges hinaufführt. An diesem Weg liegt auf der Höhe die Burgstelle. Alle andern Zugangswege, sei es vom Schmiedegrund oder vom Wüstenbach herauf oder von der Meiershelgen (780 m) herab, verlangen einige Ortskenntnisse.

Der Silberberg mit seinen Waldungen gehörte einst dem Kloster Wittichen. Er lag in dem Gebiet des „Wald zu Wittichen“, das am 20. Januar 1348 Walter von Hohengeroldseck der Meisterin und dem Konvent des im Jahre 1324 gegründeten Klosters als rechtes Zinslehen gab. Heute gehört das ehemalige Klostergebiet im Wittichtental der Fürstlich-Fürstenbergischen Standesherrschaft in Donaueschingen.

Auf dem Bergsattel hinter dem Silberberg zwischen dem Rabbinerloch und dem Vorderen Wüstenbach liegt die Burgstelle. Von einer Ruine kann man nicht sprechen, da keinerlei Mauerwerk mehr vorhanden ist. Ein 9 m breiter und noch 3 m tiefer Halsgraben trennt den Platz von dem nach Westen hin leicht ansteigenden Gelände. Von diesem Halsgraben aus ziehen im rechten Winkel an beiden Hängen etwa 6 m breite Gräben entlang, deren Wälle fast eingeebnet sind. Der Graben läuft rings um die Burgstelle. Er ist unterschiedlich tief, da und dort durch Rutschungen aufgefüllt. Er umschließt die eigentliche fast quadratische Burgstelle von 17,50 m (O — W) auf 18,50 m (S — N). Sie liegt 3,50 m bis 4 m über dem sie umziehenden Graben.

Mauerwerk, Bauschutt, Mörtelspuren sind auf der Burgstelle nicht zu finden, jedenfalls nicht feststellbar. Dichter Jungwald und ein dickes Moospolster erschweren solche Feststellungen. Hier könnte nur eine sachgemäße Grabung Aufschlüsse geben. Überall liegen Buntsandsteinbrocken, die hier auf dem Granitberg ortsfremd sind und von der verfallenen Burg stammen. Einige sind gut behauene Quadersteine (50 x 42 x 40 cm) oder Platten (55 x 40 x 15 cm), die auf ein einst sorgfältig ausgeführtes Mauerwerk schließen lassen. Die ganze Anlage spricht für einen über quadratischem Grundriß aufgeführten mehrgeschossigen Wohnturm, dessen untere Geschosse aus massivem Mauerwerk bestanden, dessen obere Stockwerke in Riegelbauweise gezimmert waren. Für größere Bauwerke war der vorhandene Platz zu beschränkt.

Schlöfle am Silberberg bei Wittichen; Blick von Westen über den Halsgraben auf die Burgstelle.

Aufn.: H. Fautz





Schlößle am Silberberg bei Wittichen. Die Burgstelle von Norden gesehen, rechts der Halsgraben.

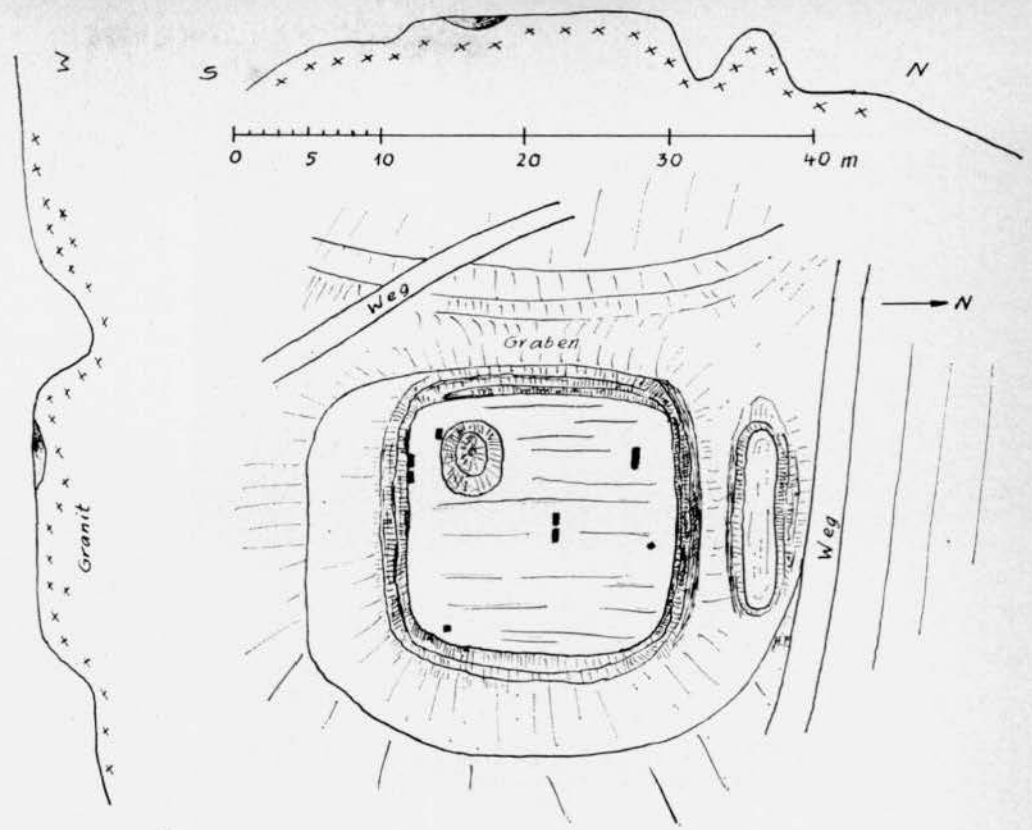
Aufn.: H. Fautz

Mit dem im Jahre 1324 gegründeten Kloster Wittichen hatte das „Schlößle“, dessen eigentlichen Namen wir nicht kennen, vermutlich keine Beziehungen, ebenso nicht mit dem eingangs erwähnten Bergbau. Sicher ist der Witticher Bergbau jünger als das Kloster. Die Klausnerin Luitgard, welche die Abgeschiedenheit in dem engen Waldtal für ihr Kloster suchte, hätte dieses sicher nicht hier gebaut, wenn in der nächsten Nähe schon ein emsiger Bergbau umgegangen wäre. So scheidet das „Schlößle“ auch als Verwaltungssitz für den Bergbau aus. Seine Bestimmung hierfür wäre in den reichlich vorhandenen Bergbauakten irgendwann erwähnt worden.

Urkundliche Belege über das „Schlößle“ sind nicht zu finden. Vermutlich stand es in einem Zusammenhang mit der benachbarten Burg Wittichenstein. Zwischen beiden Burgen bestand über eine Luftlinie von 1200 m gute Sichtverbindung. Beide lagen im Gebiet der Herrschaft Schenkenzell.

Im Jahre 1312 saß auf Wittichenstein der Ritter Hans Bock von Kolbenstein. Sein Geschlecht stammte aus dem vorderen Renchtal. Sie waren u. a. auch Lehnsleute der Herren von Hohengeroldseck. „Johannes der Bokke“ war der Schwiegervater des Schenken Burkhard von Schenkenzell. Nach dessen Tod vermachte er mit dem Einverständnis seiner Tochter Klara, der verwitweten Schenkin, und seiner Söhne Nikolaus und Friedrich dem Kloster Alpirsbach den Bühlhof in Schenkenzell um des Seelenheils willen des Verstorbenen. Da das „Schlößle“ über dem Böckelsbach (Beckelsbach) liegt, die Waldungen nördlich davon Bockelsbach heißen und das Wittichental im Bockseckenloch und an der Bocksecke (810,4 m) endet, liegt der Gedanke nahe, von dem Namen her gesehen, den Ritter Hans der Bock von Kolbenstein mit unserem Schlößle in irgendeine Beziehung zu bringen. In ihm wäre dann der Verwalter dieser weiten Waldgebiete zu sehen und in dem

Burgstelle Schlöfle am Silberberg; Längs- und Querschnitt, Grundriß.



Schlöfle am Silberberg das verschollene Schloß Kolbenstein. Urkundlich ist eine solche Annahme nicht gesichert und nicht zu belegen.

Von einer gewaltsamen Zerstörung des Schlöfle ist nichts bekannt. Nachdem im Jahre 1348 die Waldungen ringsum im Wittichental Klosterwald geworden waren, bestand an der Erhaltung der kleinen Burg kein Interesse mehr. Der Klosterbesitz wurde von der Schaffnei in Wittichen aus verwaltet. Man ließ das Schlöfle zerfallen und holte das noch brauchbare Baumaterial herunter ins Tal und verwendete es wohl in der Hauptsache zu Klosterbauten.

Eine Sage über das Schlöfle ist bis heute wachgeblieben. Sie erzählt: Einst waren die Besitzer der Burg sehr reiche Leute. Ihr Reichtum verleitete sie zu einem üppigen, sünd- und frevelhaften Leben. Besonders hatten die leibeigenen Bauern unter ihrem Übermut sehr zu leiden. Diese verwünschten und verfluchten ihre Burgherren. In einer Gewitternacht soll dann die Burg mit Mann und Maus in die Tiefe des Silberberges versunken sein. Niemand konnte sich retten. Nur die alte Burguhr blieb erhalten. In gewissen Nächten soll man auf der Burgstelle ihr Ticken und Schlagen heute noch aus der Tiefe des Berges heraufschallen hören.



Willenburg;
die Bergwelt des oberen Kinzigtals von Osten,
vom Brandsteig aus. Auf dem Berg im Mittel-
grund (Pfeil) stand die Willenburg.

Die Willenburg

von Hans Harter

Den entscheidenden Anstoß für die gründliche Erforschung der bis dahin fast vergessenen Willenburg haben Ausgrabungen geliefert. Seit man im Jahre 1959 auf dem „Schlößle“ bei Schiltach den Spaten ansetzte, hat sich die gute Möglichkeit ergeben, eines der vielen Rätsel der Geschichte dieser Gegend zu lösen und gleichzeitig einen Beitrag zur mittelalterlichen Burgenforschung zu leisten.

In diesem Falle ist es besonders schwierig gewesen, einigermaßen gesicherte Aussagen über Sinn, Zweck und Alter einer Burg zu machen, deren Überreste in den Wäldern über Schiltach vergingen. Das lag vor allem an der mangelnden schriftlichen Überlieferung, die es nicht erlaubte, zu klaren Antworten zu kommen.

Die ersten Belege, von Albert Krieger und Hermann Fautz zusammengetragen¹⁾, fallen in das Ende des 15. Jahrhunderts und berichten vom „Willenburger Burgstall“ als einem Grenzpunkt der Herrschaften Schiltach und Schenkzell²⁾. Damit ist in Kürze schon alles gesagt, was von historischer Seite bisher über diese Burganlage in Erfahrung gebracht werden konnte. Trotzdem kann eine tiefere Auswertung dieser wenigen Hinweise von Nutzen sein.

1) Albert Krieger, *Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden*, Bd. 2, Heidelberg 1905 (2. Aufl.), Spalte 845, 1457. — Hermann Fautz, *Die Willenburg*, in: *Die Ortenau* 21 (1934), S. 430.

2) Die Belege im einzelnen: Im 1491 aufgestellten Lagerbuch der Kellerei Hornberg verläuft die Grenze der Herrschaft Schiltach „biß mitten in das burgstal genant willenburg“ (H. Fautz, *Die alten Lagerbücher als Quellen für die Geschichte der Gemeinden Schiltach-Stadt und Lehengericht*, in: *Die Ortenau* 33 [1953], S. 80). — Das Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg aus dem Jahre 1493 enthält eine Beschreibung des Schenkzeller Zwing und Bann, der einen Grenzpunkt im „Willenburger burgstall“ hatte (Fürstenbergisches Urkundenbuch [FUB], Bd. 7, S. 302). — Zum Jahre 1513 hat H. Fautz in der Aufstellung einer Jagdgrenze die Form „Willaburg“ gefunden (ohne Beleg, in: *Die Ortenau* 21 [1934], S. 430). — Das Schiltacher Forstlagerbuch von 1564 erwähnt einfach „die Willenburg“ (H. Fautz, *Die alten Lagerbücher*, a. a. O., S. 82), und von der anderen Seite, von Schenkzell her, wurde 1565 ebenfalls eine durch den „Willenburger burgstall“ verlaufende Jagdgrenze festgelegt (Mitteilungen aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv, Bd. 2, Tübingen 1902, S. 65).

So ist einmal der Name „Willenburg“ zu beachten, der aus den Akten gewonnen werden konnte und der genau den Ort bezeichnet, der im Volksmund als „Schlößle“ geläufig ist. Kann an der Identität beider Örtlichkeiten nicht gezweifelt werden, so ist hier der Burgnamen gefunden, wie er wenigstens im 15. und 16. Jahrhundert noch in Gebrauch war. Ob er auch der ursprüngliche ist, kann nur vermutet werden. Ein früher Beleg dieses Namens ist in einer Lütticher Urkunde des Jahres 1189 zu finden, wo ein „Engelbertus de Willenburgh“ als Zeuge aufgeführt ist. Der Umstände wegen kann dieser Adlige aber nichts mit unserer Willenburg zu tun gehabt haben, sondern gehört nach Flandern³⁾). Auch bei Iburg im Teutoburger Wald gab es eine Willenburg, außerdem kommt der Burgname „Willenberg“ vor⁴⁾).

Sprachlich geht er auf den altdeutschen Personennamen „Wilja“ zurück, der mit „Willen“ zusammenhängt und als Stamm noch in anderen Orts- und Flurnamen steckt⁵⁾). Diese Erklärung steht aber etwas isoliert und ist für weitere Erkenntnisse wenig ergiebig. Man müßte einen sagenhaften Burgengründer namens „Wilja“ annehmen, der jedoch in der Luft hängen würde und in keine andere Beziehung zu bringen wäre. Möglich erscheint eher, daß der Name der Burg von dem des Berges übernommen wurde, der Schlößleberg also ursprünglich ein „Willenberg“ war. Bei der sprachlichen Verwandtschaft von Berg und Burg wurde die neu erbaute Burg auf dem „Willenberg“ einfach „Willenburg“ genannt, ein Vorgang, der auch anderswo nachzuweisen ist⁶⁾). Es kann auch nicht ausgeschlossen werden, daß neben dieser einfachen Namenkombination Berg — Burg noch ein eigentlicher, abstrakter Burgname vorhanden war, der nach dem Abgang der Burg wieder dem

³⁾ Ernst Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. 2, Teil 2, Nachdruck München 1967, Sp. 1350. Die Urkunde ist gedruckt bei A. Miräus, Opera diplomatica et historica, Ed. II, Tom. 1, Bruxellis 1723, S. 190 f.

⁴⁾ Vgl. Curt Tillmann, Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser, Bd. 2, Stuttgart 1959, Sp. 1224.

⁵⁾ E. Förstemann, a. a. O., Sp. 1348 ff.

⁶⁾ Beispiel: Hachberg-Hochburg im Breisgau.



Willenburg, der Schlößle-Berg von Süden.
An seinem Fuß der Schwenkenhof (ehemaliger Schloßhof?).

älteren Bergnamen weichen mußte. Sichere Hinweise für diese Vermutung gibt es aber nicht.

Fast immer hat man die Willenburg in ihren Erwähnungen mit der Bezeichnung „Burgstall“ bedacht, womit offensichtlich eine Charakterisierung gegeben wird. Wir haben es hier mit einem im 15. und 16. Jahrhundert geläufigen Begriff zu tun, der damals eine unbewohnte, zerfallene oder schon völlig abgegangene Burg bezeichnete⁷⁾. Das bedeutet in unserem Fall, daß die Willenburg spätestens im Jahre 1491, wahrscheinlich aber schon viel früher, nicht mehr bestand, daß sie eine Ruine war, der das Attribut „Burgstall“ zukam. Zum Vergleich sei angemerkt, daß damals, Ende des 15. Jahrhunderts, beispielsweise die Nachbarburgen Schiltach und Schenkenzell noch voll und ganz in Betrieb waren.

Als Ruine ist die Willenburg übrigens auch auf alten Landkarten eingezeichnet, so ganz deutlich auf dem Blatt „Schiltacher Vorst“ (1592) des von Georg Gadner angefertigten Kartenwerkes⁸⁾. Es ist schwer zu sagen, inwieweit das dort verwendete Symbol der Wirklichkeit entsprach. Tatsache wird aber sein, daß damals noch bedeutende Mauerreste vorhanden waren, sonst wäre die Darstellung der Ruine nicht so kräftig ausgefallen. Sie muß noch lange ein markanter Punkt gewesen sein, da sie regelmäßig bis ins 18. Jahrhundert hinein auf allen Karten der Umgegend groß eingezeichnet ist⁹⁾.

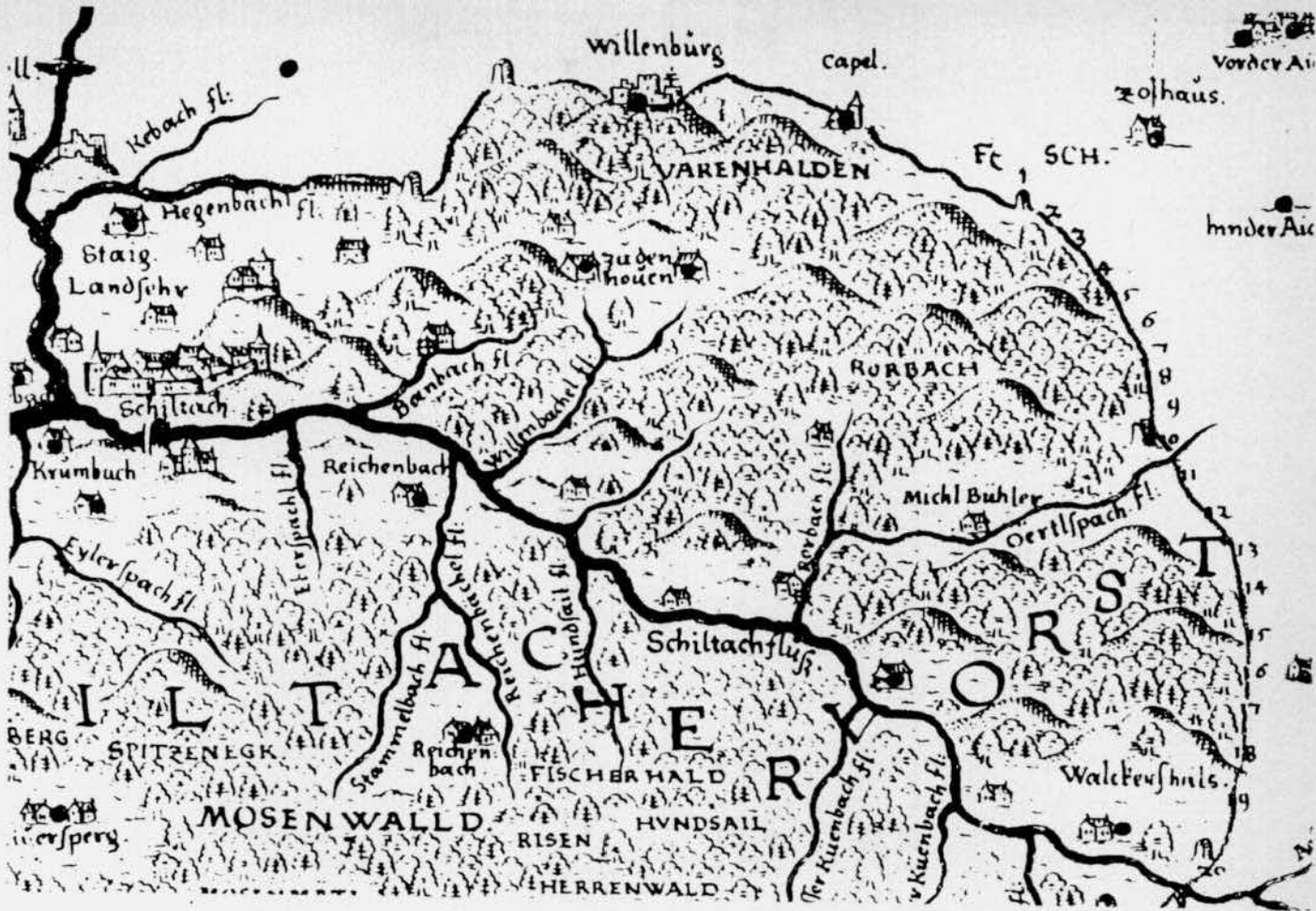
Außer dem Namen der Burg und ihrem Zustand Ende des 15. Jahrhunderts erfahren wir noch eine dritte Tatsache aus den wenigen Quellen, die ebenfalls beachtet werden muß. Jeder der bisher aufgefundenen Belege erwähnt den „Willenburger Burgstall“ als Grenzpunkt, an welchem die Herrschaften Schiltach und Schenkenzell zusammenstießen. Es kann keine Frage sein, daß eine solche Grenze nicht quer durch eine noch bestehende Burg verlaufen ist. Das bedeutet aber, daß die Willenburg älter als diese Grenzziehung sein muß; diese konnte erst erfolgt sein, nachdem die Burg aufgegeben war und auch rechtlich nicht mehr existierte.

Die ganze Sache macht irgendwie den Eindruck, als ob man sich in Schiltach und in Schenkenzell einmal dahingehend geeinigt hat, die Willenburg aufzugeben oder zu zerstören, um sie dann in gemeinsamen Besitz zu nehmen. Möglich wäre auch, daß man beim Aufbau der jeweiligen Herrschaften und der Festlegung ihrer Grenzen auf das alte Gemäuer gestoßen ist und zur Vermeidung von Vorteilen für eine der beiden Seiten seine Aufteilung beschlossen hat. Wie dem auch gewesen sein mag, es steht fest, daß die Burgen Schiltach und Schenkenzell die Willenburg beerbt haben und ihre Rechtsnachfolger geworden sind. Zu einem noch unbekanntem Zeitpunkt müssen die drei Burgen in einem gewissen Zusammenhang gestanden haben, der zwar noch nicht zu durchschauen ist, den aber jede weitere Forschung berücksichtigen muß.

7) Hans-Martin Maurer, Die landesherrliche Burg in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert, Stuttgart 1958, S. 9 ff.

8) Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand Gadner (N 3 Nr. 1, Blatt 21), vgl. Abbildung.

9) Als Beispiele seien genannt: Jakob Mentzinger, „Mathematischer Grundriß der Fürstlich fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal“ (1655), abgebildet in: Die Ortenau 28 (1941), bei S. 78. — Eine in Schiltacher Häusern noch oft anzutreffende Karte ist die Darstellung von G. Bodenehr „Schiltach, mit dero Gegend auf 2 Stund“, Stuttgart 1692.



Ausschnitt aus der Karte „Hornberger Vorst. Schiltacher Vorst. Sanct Georgen Vorst“ von Georg Gadner (1592). Am oberen Rand ist die Willenburg als Ruine eingetragen. Das Schloß Schiltach, als „Landsehr“ bezeichnet, ist noch intakt; seine Darstellung hat der Wirklichkeit entsprochen.

Aufn.: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand N 3, Nr. 1, Bl. 21

Soweit die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung, wie sie bisher schon gewonnen werden konnten. Sie lassen aber gerade die Fragen offen, die die interessantesten und wichtigsten in bezug auf eine Burganlage sind. Erst wenn das Alter einer Burg feststeht, wenn man sich über ihre Funktion klargeworden ist und wenn die Erbauer oder Bewohner gefunden sind, läßt sich das geschichtliche Phänomen einer solchen Anlage hinreichend beschreiben und deuten.

Den entscheidenden Beitrag zur Klärung dieser Fragen, soweit sie das Alter der Burg und ihre Art betreffen, müssen die bisherigen Grabungsergebnisse liefern, ohne daß sie in allen Einzelheiten und mit allen ihren Problemen hier erörtert werden können; das bleibt Aufgabe der Fachleute und der Grabungsberichte¹⁰⁾.

Das erste große Ergebnis der Ausgrabungsarbeiten war die Auffindung der Burg selber auf dem plateauartigen Gipfel des Schloßleberges. Es konnten dort oben Fundamente von Mauerzügen freigelegt werden, die eindeutig zu einer *mittelalterlichen* Anlage gehören. Das ist auch deswegen von Bedeutung, weil die vor 1959 noch sichtbaren Überreste der Willenburg wenig Anhaltspunkte für eine Datierung gaben, um so mehr aber der Spekulation freien Raum ließen. Es war eigentlich nur der mächtige Wallgraben gewesen, der den kegelstumpfförmigen

¹⁰⁾ Vgl. die bisherigen Grabungsberichte, jeweils in: Die Ortenau: Nr. 1 in Heft 42 (1962), S. 158–163; Nr. 2 in Heft 44 (1964), S. 178–183; Nr. 3 in Heft 46 (1966), S. 140–144; Nr. 4 in Heft 48 (1968), S. 225–232.



Willenburg, die Nordostecke der Außenmauer. Der mächtige Quader in der 3. Lage weist einen primitiven Randschlag auf.

Gipfel des Schlößleberges umzieht und welcher für eine zeitliche Festlegung der Anlage herangezogen werden konnte.

So sprach Eduard Schuster als erster von einer „Ringwallanlage“; bei dem Fehlen von Steinmaterial komme eine mittelalterliche Burg nicht in Frage, höchstens eine „Holzburg“¹¹⁾. Interessanterweise konnte jedoch Max Wingenroth ums Jahr 1908 die von Schuster vermißten Steine entdecken. Etwas dunkel zwar berichtet er von „Mauerresten, einem mittleren Hauptteil, um den herum geringe Trümmer einer weiteren Umfassungsmauer...“¹²⁾. Davon war nun im Jahre 1934 nichts mehr zu sehen, als Hermann Fautz die Willenburg beschrieb¹³⁾. Das Fehlen von „Mörtel Spuren oder einwandfrei behauenen Steinen“ ließ es ihm unwahrscheinlich erscheinen, daß hier jemals „ein größerer Steinbau in Mörtel gesetzt“ stand. Dagegen deuteten seiner Meinung nach der Erdwall und der breite Graben auf eine „sehr alte Wallburg“ hin, die möglicherweise noch auf die Römer oder in prähistorische Zeiten zurückging. Auf Zeitungsberichte, die beispielsweise in der Willenburg ein „Zeugnis der keltischen Kriegsgeschichte“ sehen wollten, braucht nicht weiter eingegangen zu werden. In diesen Fällen jedenfalls haben die bisherigen Grabungen mit dem Befund „mittelalterlich“ Klarheit geschaffen.

Dieser Zeitraum kann noch näher eingegrenzt werden. Es sind insbesondere die gefundenen Architekturstücke (Konsole, Dämonenmaske), die Bearbeitungsart gewisser Steine (Fischgratmuster an Türsteinen, Randschlag an zwei Mauerquadern) und die Keramik, die eine genauere zeitliche Festlegung gestatten. Alle diese Funde

11) E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens, Karlsruhe 1910, S. 138.

12) Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Bd. 7, Kreis Offenburg, Tübingen 1908, S. 607.

13) H. Fautz, wie Anm. 1.

verweisen nach den Aussagen der Fachleute übereinstimmend *ins 12. Jahrhundert*, eine Datierung, die durch Auswertung gewisser Einzelheiten noch exakter ausgesprochen werden könnte¹⁴⁾. Für unsere Zwecke genügt jedoch diese grobe Einordnung, die für geschichtliche Aussagen auf jeden Fall brauchbar ist.

Zuvor muß aber noch auf Art und Bedeutung der Anlage eingegangen werden, wie sie sich nach den bisherigen Grabungen erkennen lassen. Man hat sich einst die Höhe des freistehenden Schloßleberges als Standort für die Burg ausgesucht, also eine Gipfelburg errichtet, wie sie seit dem 11. Jahrhundert allenthalben angelegt wurden¹⁵⁾. Man hat diese Bergspitze zuerst in der Weise bearbeitet, daß ein aus Sandsteinfels bestehender Kegelstumpf entstand, dessen obere Fläche ein Plateau von etwa 26 x 14 m bildet und der nach allen Seiten bis zu 15 m steil abfällt. Alsdann ging man daran, das so präparierte Gelände sorgfältig zu befestigen. Um den Fuß des Felskegels, wo er sich zum Berg verbreitert, legte man einen mächtigen, noch gut erhaltenen Wallgraben. Auf dem Gipfelplateau wurde die eigentliche Burg errichtet, deren Grundmauern erst die Grabungen wieder ans Tageslicht brachten¹⁶⁾. Noch heute kann man sich der imposanten Schutzwirkung dieser Anlage nicht entziehen. Wer den hohen Wall überwunden hatte, stand in einem breiten Graben; vor ihm stieg beinahe senkrecht eine künstlich noch steiler gemachte Felswand an, die nach etwa 4 m in zerklüfteten Fels überging. Dieser türmte sich noch etwa weitere 11 m hoch auf, um dann bis zu 2,8 m dicke Mauern zu tragen, die sicher ebenfalls noch eine beachtliche Höhe gehabt haben. Es ist diese Wehrhaftigkeit, die den Charakter der Willenburg entscheidend prägt und die sie zu ihrer Zeit wohl uneinnehmbar machte.

Denn dafür hat man nicht nur nach außen durch die starke Befestigung gesorgt, sondern auch in der Burg selber die Bedingung für das Durchstehen einer Belagerung geschaffen. Es wurden keine Kosten und Mühen gescheut, um das lebensnotwendige Wasser sicherzustellen. In der sicher aufwendigsten und schwierigsten Arbeit des ganzen Burgenbaues trieb man einen kreisrunden Schacht von 2 m Durchmesser senkrecht in den Fels, um endlich in einer Tiefe von 30,3 m das begehrte Naß in ausreichendem Maße anzutreffen¹⁷⁾. Wer eine Burg in dieser Weise befestigte und unabhängig machte, für den muß dieser Platz wichtig gewesen sein. Die Bedeutung der Willenburg zu ihrer Zeit erhellt aus diesen schwierigen Arbeiten am und im Gestein, aber auch aus der Verwendung architektonischer Schmuckformen. Genannt wurden schon die schön geformte Konsole, die sorgfältig behauenen Türgewänder und die seltsame Fratze vom Kopfende einer Türwange. Anzuführen sind noch die Steinplatten von der Einfassung der Brunnenmauer und manch anderer kunstvoll behauener Stein¹⁸⁾.

Dennoch wirkt die Burg in ihrer Gesamtheit einfach, beinahe primitiv, im Ver-

14) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Karl List, Denkmalamt Freiburg, kann die Willenburg etwa in den Jahren 1140—1170 erbaut worden sein.

15) Hans-Martin Maurer, Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO), Bd. 115 (1967), S. 65 f.

16) Vgl. den beigegebenen Grundriß.

17) Vgl. den 4. Grabungsbericht, a. a. O.

18) Die Konsole ist im 1. Grabungsbericht abgebildet, die Steinplatte im zweiten, a. a. O.



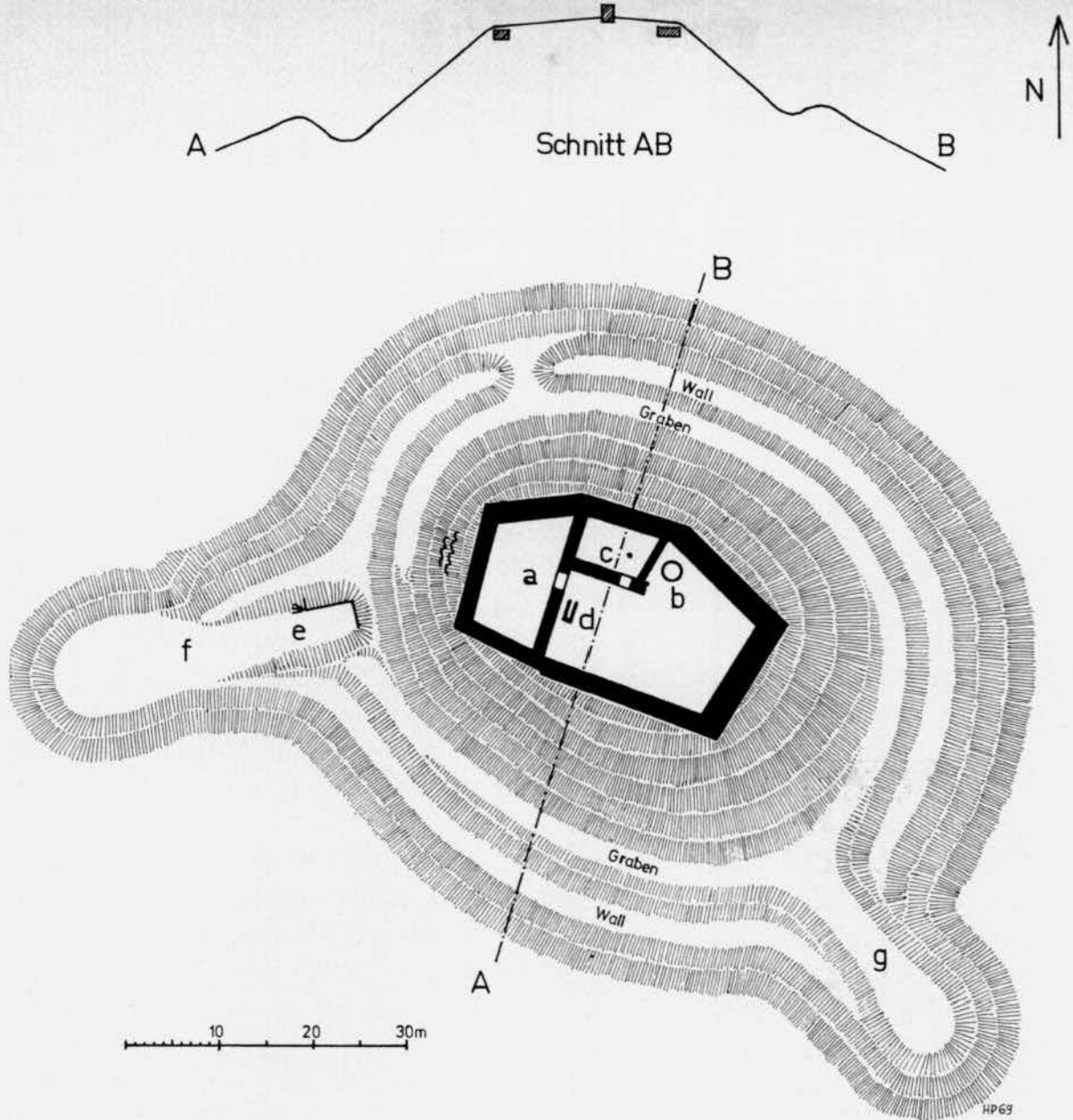
Willenburg, der „Große Eingang“ mit Schwelle und Anschlagsteinen.

gleich zu den Türmen und Zinnen aus der Blütezeit des Burgenbaues. Einen Bergfried hat die Willenburg nicht gehabt; ihr Grundriß weist nur einige Räumlichkeiten auf, vielleicht einen Innenhof, in dem der Brunnen und ein jüngst aufgefundener Backofen liegen. Das Ganze erscheint wie ein großes Haus und macht einen geschlossenen Eindruck. Auf jeden Fall war der Innenraum der Burg sehr klein (2—3 Ar) und sie kann nicht zur dauernden Aufnahme einer größeren Zahl von Menschen bestimmt gewesen sein; eine große Hofhaltung mit Gefolge, Gesinde, Vieh und Pferden war in dieser Enge für längere Zeit wohl nicht gut möglich. Es fragt sich, ob hier je die Wohnung eines Adligen war, ob die Willenburg eine „Ritterburg“ im Sinne K. S. Baders gewesen ist¹⁹⁾. Damit ist die entscheidende Frage nach der Funktion der Willenburg gestellt, die Frage nach der Rolle, die ihr zugebracht war.

¹⁹⁾ K. S. Bader, Kürnburg, Zindelstein und Warenburg. Stützpunkte der Zähringerherrschaft über Baar und Schwarzwald, in: Schauinsland 64 (1937), S. 126 ff.



Willenburg, Türschwelle des „Kleinen Eingangs“. Zapfenloch, Rille und Türanschlag sind gut erhalten.



Plan der Ruine Willenburg.

a: Großer Raum mit Eingang vom Hof; b: Brunnen 2 m Durchmesser, Tiefe 30,3 m; c: Kleiner Raum mit Eingang und Dreigemarkungsstein, 663 m ü. NN; d: Backofen im Boden des Hofes; e: Tiefer Graben mit behauener Felswand (alter Steinbruch?); f und g: Walldurchbrüche und große Erdaufschüttungen am Berghang.

Gezeichnet: H. Pfau

Eines ist sicher, der vielfach bekannte Vorgang, daß der Adel vom Herrenhof im Dorf auf den Berg in eine Burg zieht, ist in dieser Einfachheit in unserem Fall nicht gegeben. Wir befinden uns nicht im Altsiedelland, sondern in dem erst spät erschlossenen Schwarzwald, wo es keine alten Dörfer mit „Ortsadel“ gab.

Es könnte jedoch der beispielsweise von den Herren von Wolfach her bekannte Fall vorliegen, daß eine Adelsfamilie von weither in das Gebirge zieht, um sich dort eine Herrschaft aufzubauen; auch die Herren von Hornberg kamen zu diesem Zweck einst in die Gegend²⁰⁾. Ein analog dazu gesuchtes Geschlecht von „Herren von Schiltach“ ist aber genausowenig auffindbar, wie ein sich nach der Willenburg nennender Adliger. Das kann nicht allein an der oft beklagten Quellen-

²⁰⁾ Vgl. zu den Herren von Wolfach: H. Harter, Eine Schenkung der Herren von Wolfach an das Kloster Alpirsbach, in: Die Ortenau 49 (1969), S. 225 ff. Über die Hornberger vgl. K. Hitzfeld, Die Hornberger Schlösser, in: Die Ortenau 45 (1965), S. 189 ff.

armut liegen; die Wolfacher und Hornberger sind ja auch durch die Jahrhunderte hindurch recht gut belegt. Es wird einfach so sein, daß es ein solches Adelsgeschlecht mit Sitz auf der Willenburg oder in Schiltach nie gegeben hat, auch deshalb, weil es nicht nachweisbar ist. Was sich durch ein bauliches Kriterium, das der Kleinheit ihres Innenraumes, angedeutet hat, kann durch diese geschichtliche Überlegung bestätigt werden: Die Willenburg war keine „Ritterburg“ in dem Sinne, daß sie einem Adelsgeschlecht als Wohnsitz diente und den Mittelpunkt einer adligen Ortsherrschaft bildete. Die politische Erfassung der Gegend um Schiltach muß sich anders abgespielt haben als in Wolfach, Hornberg oder an anderen Orten, wo Adel residierte.

Mindestens im 12. Jahrhundert waren aber auch hier schon politische Kräfte am Werk, was durch die Existenz der Willenburg zu dieser Zeit bewiesen ist. Noch einmal muß die Frage aufgeworfen werden, wer damals ein Interesse daran gehabt haben konnte, eine solche Anlage gerade an diesem Platz anzulegen. War es allein der günstige Berggipfel, der den Ausschlag für den Standort der Burg gab? In welche Umgebung hat man die Willenburg eigentlich hineingestellt? Damit ist die geopolitische Lage angesprochen, die nicht ohne Bezug zur Aufgabe einer Burg gewesen ist, ja die die eigentliche Funktion einer solchen Anlage oft erst verständlich macht.

Einen solchen Fall scheinen wir mit der Willenburg vor uns zu haben, da sie nicht, wie es auf den ersten Blick wirken könnte, beziehungslos in der Landschaft steht. Zwar ist sie weit entfernt von jeder größeren menschlichen Ansiedlung, liegt aber dennoch nicht ganz einsam in den Wäldern. Es ist ein Weg, eine alte Straße, die um den Fuß des Schlöbleberges herumzieht und der wir unsere Willenburg zuordnen möchten. Das legt einmal ihre beherrschende Lage über dem „Staig“ genannten Straßenstück nahe, vor allem aber die Bedeutung, die diesem Verkehrsweg offensichtlich früher zukam.

Wir haben es hier mit einer der wenigen Querverbindungen zu tun, die den Schwarzwald in west-östlicher Richtung durchzogen und ihn erst einmal begehbar machten. Dabei ist gerade diese Route durch die Natur schon vorgegeben, da sie nur einem Tal, dem der Kinzig, zu folgen brauchte. Wer auf dieser bequemsten Strecke den Schwarzwald durchquerte, konnte in der Gegend von Schiltach den kurzen, aber steilen Aufstieg zur Hochfläche wagen, um in den oberen Neckarraum zu gelangen. Diese Möglichkeit wurde auch schon früh erkannt und genutzt. So führten prähistorische Wege, eine von den Römern angelegte Straße und schließlich eine mittelalterliche Verkehrsverbindung bei Schiltach hinauf auf die Höhe, wenn auch auf verschiedenen Trassen²¹⁾.

Von archäologischer Seite wurde der Verlauf der Römerstraße im Kaibachtal, über das Katzenloch hinauf zu der römischen Mansio auf dem Brandsteig nachgewiesen²²⁾. Das ist für uns insofern bedeutsam, als die Willenburg dann nicht

²¹⁾ Vgl. Friedrich Hertlein, Die Straßen und Wehranlagen des römischen Württemberg, in: Die Römer in Württemberg, Teil 2, Stuttgart 1930, S. 8 f.; H. Fautz, Die Landstraßen im oberen Kinzigtal, in: Die Ortenau 45 (1965), S. 170 ff.

²²⁾ Hertlein, a. a. O. — Vgl. auch Rolf Nierhaus, Römische Straßenverbindungen durch den Schwarzwald, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 31/2 (1963), S. 255.

Willenburg:
Wall, Graben und
südlicher Steil-
hang des Burg-
hügels.



direkt an der Römerstraße lag und nur mehr schwerlich mit den Römern in Verbindung gebracht werden kann²³).

Die mittelalterliche Straße folgte einer anderen Linienführung, die am Schiltacher Marktplatz ihren Ausgangspunkt hatte. Von da erstieg sie den Schroffen, führte um den Simonskopf herum und hinauf auf die „Staig“²⁴); dort, genau unterhalb der Willenburg, ist noch ein Sandsteinpflaster aus großen Platten erhalten. Weiter zog die Straße um den Schlößleberg und erreichte bald darauf beim ehemals vorderösterreichischen Zollhaus die Höhe²⁵). Diese Route hatte sich vielleicht schon im frühen, sicher aber im hohen Mittelalter herausgebildet und war bis ins 19. Jahrhundert ein viel benutzter Verkehrsweg. Nach ihrem Endpunkt wurde sie „Rottweilerstraße“ genannt, eine Bezeichnung, die ihre damalige Bedeutung ahnen läßt; gehörte sie doch zum Verkehrsnetz dieser wichtigen Stadt am oberen Neckar, die sie mit Straßburg und dem Oberrhein verband.

Eigenartigerweise scheint diese Route in der landesgeschichtlichen Forschung nicht recht bekannt zu sein, da man unter der „Kinzigtalstraße“ vorzüglich den Weg bis Hausach und dann durchs Gutachtal nach Villingen versteht²⁶). Diesem stand die „Rottweilerstraße“ an Bedeutung sicher nicht nach, zumal sie die einfachere Strecke war. Auch die beiden im 13. Jahrhundert gegründeten Städte Wolfach und Schiltach sind ohne Zusammenhang mit dieser Straße und ihrem Verkehr nicht denkbar.

Nicht zuletzt verweist auch die Willenburg auf die Wichtigkeit dieses Verkehrsweges, an dessen schwierigstem Teilstück, dem Aufstieg zur Höhe, man sie einst erbaut hat. Dieser Zusammenhang von Straße und Burg, dem auch zeitlich nichts

²³) Das deutet beispielsweise auch H. Fautz, *Landstraßen*, a. a. O., S. 172 f. an.

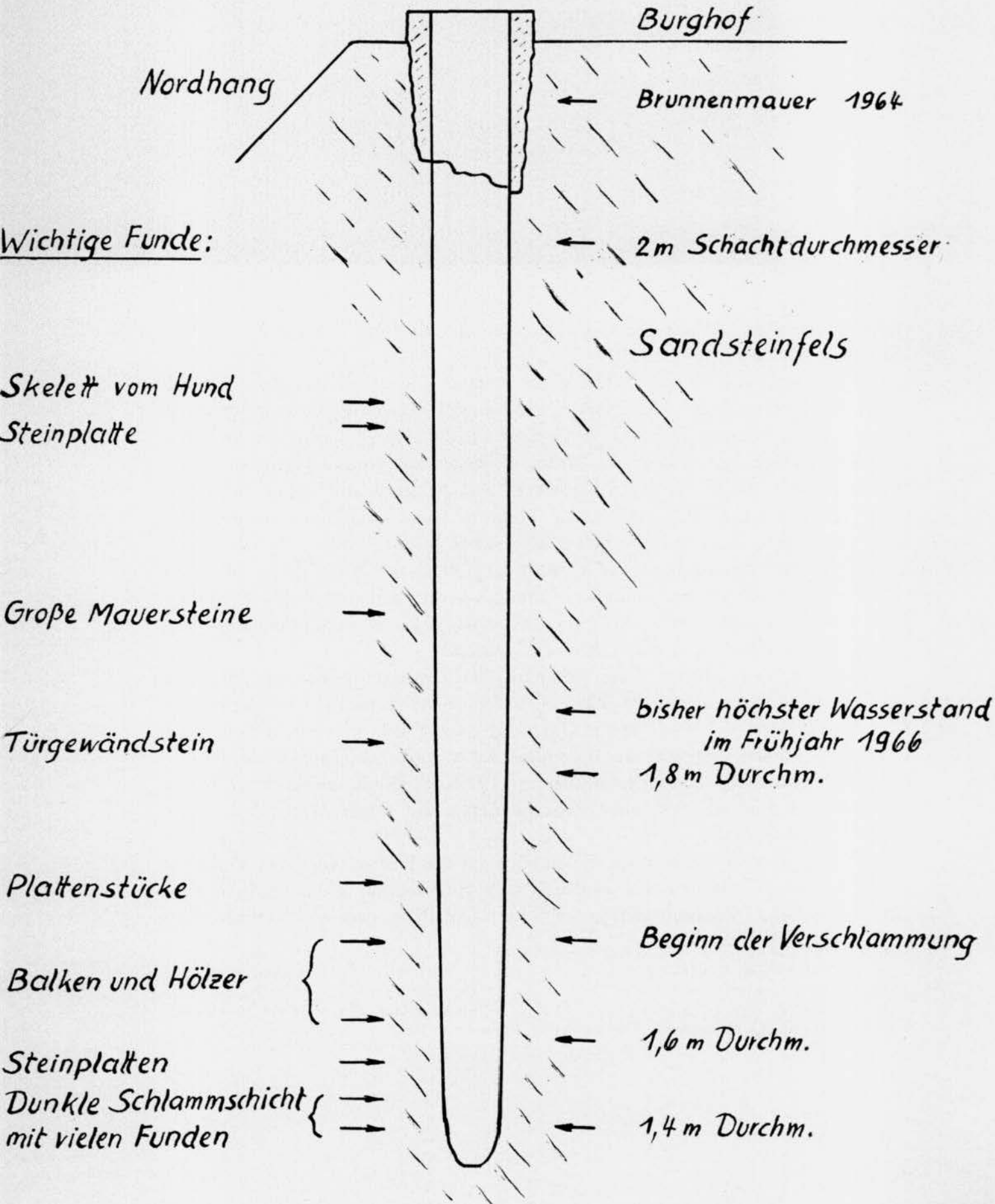
²⁴) „Schiltacher steige“ 1386 (FUB 2, S. 334).

²⁵) H. Fautz, *Landstraßen*, a. a. O., S. 171.

²⁶) Vgl. z. B. K. S. Bader, *Kürnburg*, a. a. O., S. 124; Theodor Mayer, *Der Staat der Herzoge von Zähringen*, in: *Mittelalterliche Studien*, Darmstadt 1963, Karte bei S. 352.

Brunnen der Willenburg Tiefe 30,3 m

1. Schnitt in nord-südl. Richtung



entgegensteht, ist so offensichtlich, daß wir ihn als den entscheidenden Grund für den Bau der Willenburg betrachten können. Ihr war von Anfang an die Aufgabe gestellt, an beherrschender Stelle die Sicherung eines der wichtigsten Schwarzwaldpässe zu übernehmen.

Diese Klarstellung ihrer Funktion ermöglicht es, die Willenburg einem Burgentyp zuzuordnen, der von K. S. Bader als „Herrschaftsburg“ bezeichnet wird²⁷⁾. Anders als die „Ritterburgen“, die Wohnsitz adliger Familien waren und der Ortsherrschaft dienten, standen die „Herrschaftsburg“ in einem größeren Ganzen. Ihnen oblagen spezielle Verwaltungsaufgaben, etwa Aufsicht über Rodetätigkeit, Zollerhebung, Schutz des Bergbaues oder eben Überwachung des Verkehrs, die sie im Auftrag einer Landesherrschaft wahrnahmen. Von dieser wurden an Brennpunkten ihrer Interessen und zum Schutz ihrer Rechte solche „Herrschaftsburg“ errichtet und mit Burgmannen besetzt. Diese mußten sich dauernd auf ihrer Burg aufhalten, was erklärt, daß sie selten als Zeugen fungieren²⁸⁾. Genau das könnte der Grund dafür sein, daß wir von der Willenburg keinerlei zeitgenössische Erwähnungen haben. Denn ihre mutmaßliche Eigenschaft als „Herrschaftsburg“ mit einer genau umrissenen Aufgabe legt nahe, daß sie ebenfalls mit solchen Burgmannen belegt war.

Von hier kann nun eine Verbindungslinie zur baulichen Charakterisierung der Willenburg gezogen werden. Ihre Hauptkriterien, die Wehrhaftigkeit und die Kleinheit, lassen sich gut mit dem in Einklang bringen, was einst ihre Aufgabe war: Schutz der Straße durch einige Burgmannen ohne große Hofhaltung.

Von dieser Basis aus kann auch das letzte noch offene Problem angegangen werden, die Frage des Erbauers und Besitzers der Willenburg. Die Burgmannen, die sie bewohnten, sind hier weniger wichtig als der hinter ihnen stehende Große. Denn es kann keine Frage sein, daß eine Burg an diesem wichtigen Platz nicht bloß lokale Bedeutung hatte, sondern in ein größeres herrschaftspolitisches Konzept eingebaut war. Wer aber hatte im 12. Jahrhundert ein solches Interesse an diesem Schwarzwaldpaß, daß er ihn durch eine Burg sichern ließ?

Werfen wir einen Blick auf vergleichbare Gegebenheiten, auf die Anfangs- und Endpunkte der anderen Schwarzwaldübergänge, so ist die Feststellung kaum mehr überraschend, daß sie alle genauso durch Burgen befestigt waren.

Schon am entgegengesetzten Ende der Kinzigtalstraße, bei ihrem Eintritt in den Schwarzwald, steht die Ortenberg, deren Sperrlage unverkennbar ist. Ihre Erbauung ist sehr früh anzusetzen. Sie war in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts in staufischem Besitz. In ihrer Funktion ist sie der Willenburg ähnlich: Unter anderem Sicherung der Straße und Überwachung des Verkehrs durch Burgmannen²⁹⁾.

Die andere Teilstrecke der Kinzigtalstraße verlief durchs Gutach- und Schwanenbachtal über St. Georgen nach Villingen, wo sie durch die Warenburg gedeckt wurde. Auch diese war eine Zähringerfeste, deren Aufgabe im Straßenschutz lag³⁰⁾.

27) K. S. Bader, Kürnburg, a. a. O., S. 126 f.

28) Hans-Martin Maurer, Die Burg im Gefüge der mittelalterlichen Herrschaft = 18. Protokoll der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V., S. 17.

29) Vgl. dazu: Die Ortenau 34 (1954), S. 101 ff., und Die Ortenau 1969, S. 10 ff.

30) Vgl. K. S. Bader, Kürnburg, a. a. O., S. 114 ff., S. 124.

Durch das Elztal herauf führte ein Weg nach Haslach, der auf der Paßhöhe durch die Heidburg beherrscht wurde. Auch sie geht vermutlich auf die Zähringer zurück, jedenfalls war sie im 14. Jahrhundert im Besitz der Zähringererben, der Grafen von Fürstenberg³¹⁾.

Die Verbindung zwischen Breisgau und Baar wurde durch zwei Wegzüge hergestellt. Da war einmal die Höllentalstraße, an deren Eingang die Burg Falkenstein liegt. Sie wurde im dritten oder vierten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts von zähringischen Ministerialen erbaut, die sich auch nach ihr benannten. Die Lage dieser Burg ist nur erklärbar, wenn das Höllental damals schon begehbar war, was nachgewiesen ist³²⁾.

Dieser Weg führte weiter über Neustadt-Löffingen zum Straßennetz um die Stadt Villingen. An seinem Austritt in die Baar steht die Kürnburg, die ebenfalls zähringischen Ursprunges ist und die „zu jenen bedeutsamen Burgenbauten gehört, deren Hauptaufgabe es war, an beherrschender Stelle über eine wirtschaftlich und strategisch entscheidende Verbindungsstraße zu wachen“³³⁾.

Die Konkurrentin der Höllentalinie war die Route durch das Wagensteigtal, die Freiburg direkt mit Villingen verband und die „für die Territorialpolitik der Zähringer von größter Bedeutung war“³⁴⁾. Hierher wurde 1093 das zähringische Hauskloster von Weilheim verlegt und als St. Peter neu gegründet³⁵⁾. Jenseits des Schwarzwaldpasses aber war es die Burg Zindelstein, ebenfalls ursprünglich zähringisch, die in beherrschender Lage im Bregtal Wache hielt³⁶⁾.

Alle nur möglichen Straßen quer durch den Schwarzwald sind an ihren entscheidenden Punkten, am Eintritt ins Gebirge und auf den Pässen, mit Burgen besetzt. Diese gehen, soweit noch feststellbar, nicht nur in das 12. Jahrhundert zurück, sondern befanden sich damals teilweise auch in derselben Hand. Es waren die Herzöge von Zähringen, die hier anscheinend ein ganzes System von Burgen errichteten und damit alle Verkehrsverbindungen durch den Schwarzwald beherrschten.

Durch Untersuchungen von Theodor Mayer sind wir über die Konzeption unterrichtet, die der Politik dieses bedeutenden Geschlechtes im 12. Jahrhundert zugrunde lag³⁷⁾. Mit Besitz auf beiden Seiten des noch kaum erschlossenen Schwarzwaldes waren die Zähringer darauf angewiesen, Brücken von Ost nach West zu schlagen und das Gebirge unter ihre Kontrolle zu bringen; dann war ihnen auch die führende Stellung am Oberrhein und in Schwaben sicher³⁸⁾. Die Beherrschung des Schwarzwaldes wurde zur großen Aufgabe der Herzöge, die sie zugleich wirtschaftlich und politisch in Angriff nahmen. Als Vögte der Reformklöster gewannen sie Einfluß auf deren Rodungsarbeit, durch die Gründung von Städten wurden wirtschaftliche Impulse geschaffen. Der Sicherung und Verwaltung des Landes dienten die mit Ministerialen besetzten Burgen. Die Rolle, die diese als „Stützpunkte der Zähringerherrschaft“ spielten, hat Karl Siegfried Bader am Beispiel einiger Burgen der Baar aufgezeigt³⁹⁾. Auch er verweist auf die Wichtigkeit der

31) Vgl. Otto Göller, Die Heidburg, in: Die Ortenau 21 (1934), S. 396.

32) Vgl. Th. Mayer, Die Besiedlung und politische Erfassung des Schwarzwalds im Hochmittelalter, in: Mittelalterliche Studien, Darmstadt 1963, S. 415 f.

33) K. S. Bader, Kürnburg, a. a. O., S. 122 f.

34) Ebd., S. 123.

35) Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Band 6, Baden-Württemberg, Stuttgart 1965, S. 581.

36) K. S. Bader, Kürnburg, a. a. O., S. 106 ff., S. 123 f.

37) Th. Mayer, Staat, a. a. O., S. 350—364.

38) Ebd., S. 353.

39) Bader, Kürnburg, a. a. O., S. 93—128.



Die Willenburg und ihre Nachbarburgen

systematischen Verbindungen durch den Schwarzwald für den „Zähringerstaat“, die „zu fördern . . . eine der vornehmsten Obliegenheiten der Herrscherfamilie sein (mußte)“⁴⁰). Das gegebene Mittel zur Beherrschung und Sicherung eines Straßenzuges war im Hochmittelalter aber die Burg, der sich die Zähringer, wie wir feststellen konnten, zu diesem Zwecke in großem Stil bedienten.

Nichts könnte unsere Willenburg endgültig besser erklären, als wenn man sie ebenfalls in diese Burgenpolitik einordnen könnte. Die Voraussetzungen dafür sind gar nicht so schlecht, da sie mit ihrer mutmaßlichen Funktion, ihrer exponierten Lage, ihrem baulichen Charakter und natürlich auch mit ihrer Erbauungszeit im 12. Jahrhundert alle diesbezüglichen Forderungen erfüllt.

Das letzte Wort kann aber erst auf Grund nochmaliger geschichtlicher Überlegungen gesprochen werden. Hier erinnern wir uns an die Feststellung, daß die Burgen Schiltach und Schenkenzell einmal Beziehungen zur Willenburg gehabt haben müssen, als deren Erben sie später nachzuweisen sind. Was wissen wir über die Entstehung dieser beiden Burgen?

Im Falle der Schenkenburg sind wir hierüber recht gut unterrichtet. Vom Jahr 1244 an sind die „Schenken von Schenkenzell“ nachweisbar, die Ministerialen der Grafen von Urach-Freiburg waren⁴¹). Diesen hatte König Heinrich (VII.) 1234 das Gold- und Silberregal an der oberen Kinzig verliehen⁴²), und es ist anzunehmen, daß die Schenken zur Wahrnehmung dieses Rechts eingesetzt wurden. Sie erbauten zum Schutz des Witticher Bergbaureviers die Burgen Schenkenzell und Wittichenstein, wofür die Jahre von 1234—1244 in Frage kommen. Bergbau in diesem Gebiet ist anfangs des 14. Jahrhunderts jedenfalls bekannt⁴³).

⁴⁰) Ebda., S. 94.

⁴¹) Vgl. FUB I, S. 186 f., 207 f.

⁴²) F. Hefe, Freiburger Urkundenbuch, Bd. 1, S. 42; vgl. dazu auch Heinrich Büttner, Eginon von Urach-Freiburg, der Erbe der Zähringer, Ahnherr des Hauses Fürstenberg, Donaueschingen 1939, S. 23 (= Veröffentlichungen aus dem FF Archiv Heft 6).

⁴³) Eine ausführliche Herleitung dieser Ergebnisse mit allen Nachweisen bleibt vorbehalten.

In unserem Zusammenhang ist nun bemerkenswert, daß es die Grafen von Urach-Freiburg, die Erben der Zähringer, gewesen sind, die hier Interessen hatten und sich diese von Rechts wegen sichern ließen. Ob hierbei ein Anspruch auf ehemals zähringische Rechte mitspielte, geht aus der Königsurkunde zwar nicht hervor, ist aber anzunehmen⁴⁴). Das braucht nicht zu bedeuten, daß auch die Zähringer in Wittichen schon Bergbau betrieben, was sogar unwahrscheinlich ist; es kommt nur darauf an, daß das Bergregal im Kinzigtal einst in ihrer Hand gewesen ist und so auch unsere Gegend zu ihrem Interessengebiet gehörte. Die systematische Ausbeutung der hiesigen Bergrechte erfolgte erst nach dem Erlöschen der Herzöge durch ihre Erben, die Grafen von Urach-Freiburg.

Auch in Schiltach ist ehemals zähringischer Einfluß nur indirekt nachzuweisen, aber als sicher vorauszusetzen. Denn als erste Inhaber der dortigen Herrschaftsrechte erscheinen die Herzöge von Teck⁴⁵), die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts auftretende Seitenlinie der Zähringer. Der Besitz der Tecker stammt direkt aus ehemals zähringischem Eigentum, von dem er zur Ausstattung eines jüngeren Sohnes abgetrennt worden war⁴⁶). In unserer Gegend waren dies Güter um Schramberg und Schiltach, die sich später jedenfalls in teckischer Hand befinden⁴⁷); nichts deutet aber darauf hin, daß sie einst anders als direkt von den Zähringern auf die Tecker übergegangen waren⁴⁸). Die Frage ist nur, woraus die Erbschaft Adalberts von Teck in dieser Gegend bestanden hat. Wenn die Erbauung der Burgen Schiltach, Klingenburg und Schilteck sowie die Gründung der Stadt Schiltach das Werk der Herzöge von Teck gewesen sind und ins 13. Jahrhundert fallen⁴⁹), so bleiben nur wenige Möglichkeiten für zähringischen Besitz hier übrig: Einmal die alten Siedlungshöfe in den Tälern von Schiltach und Kinzig⁵⁰), sodann noch die Willenburg, die ja ins 12. Jahrhundert gehört. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese Güter und die Willenburg als ursprünglich zähringisch betrachtet und ihre Weitergabe an die Tecker annimmt.

Es scheint sich um einen zusammenhängenden Komplex von Besitzungen gehandelt zu haben, wie er dann auch später in teckischer Hand erscheint. Es fragt sich, ob der Willenburg neben ihrer strategischen Funktion nicht auch eine Rolle innerhalb dieses Besitzes zufiel. Denn eine Burg kann nicht ohne Beziehungen zu ihrer nächsten Umgebung bestanden haben, wie auch andererseits die Höfe einem organisatorischen Mittelpunkt zugeordnet gewesen sein müssen. Wenn Burg und Höfe als Gesamtkomplex weitergegeben wurden, wogegen keine Einwendungen gemacht werden können, so liegt die Antwort auf der Hand: Die Willenburg war der Herrschaftsmittelpunkt, der die Güter im Schiltach- und im angrenzenden

44) Vgl. zur Politik der Freiburg-Uracher nach 1218: H. Büttner, Egino, a. a. O.

45) Vgl. die genauere Begründung in dem Artikel „Die Klingenburg“ in dieser Zeitschrift.

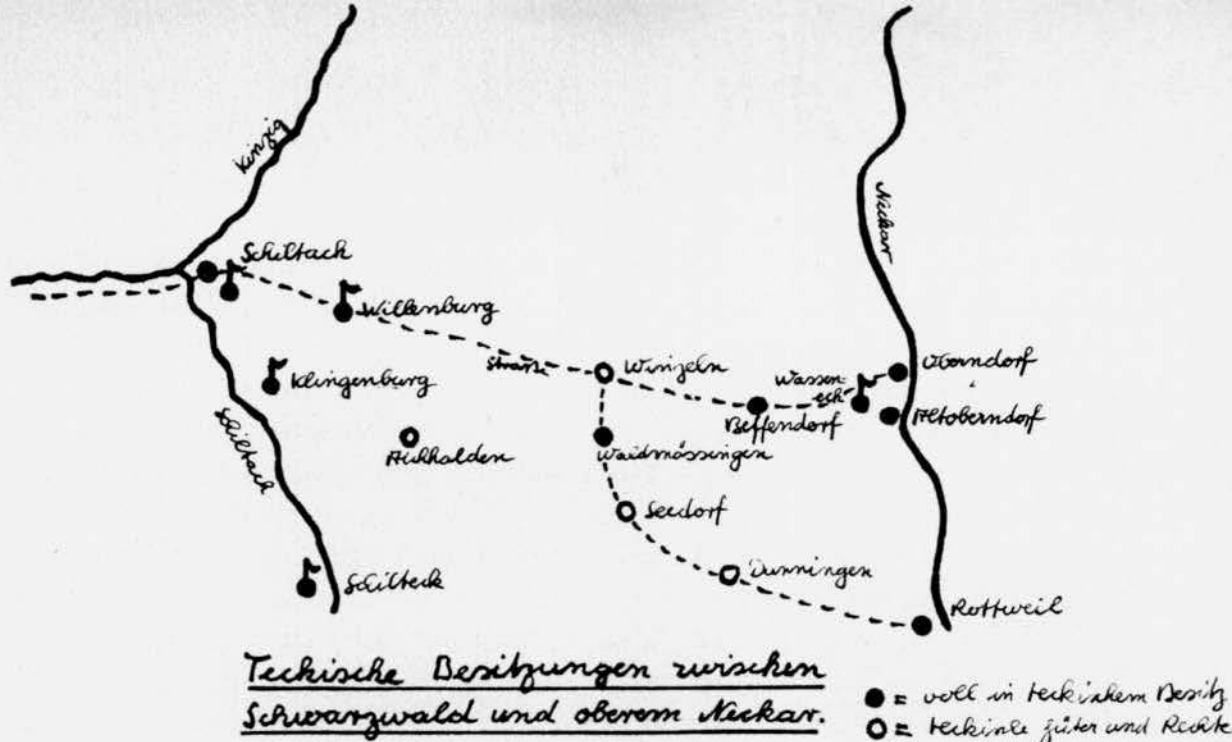
46) Vgl. Irene Gründer, Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck, Stuttgart 1963, S. 3 f. (= Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 1).

47) Ebd., S. 18.

48) Das vermutet auch I. Gründer, Teck, a. a. O., Anm. 107, S. 5 f. Die von H. Fautz als erste Herren von Schiltach angenommenen Geroldsecker sind in dieser Eigenschaft nicht nachweisbar.

49) Wie Anm. 45.

50) Vgl. dazu: H. Fautz, Die Hofnamen und Hofzeichen im oberen Kinzigtal, in: Mein Heimatland 27 (1940), S. 80 f.



Kinzigtal verwaltungsmäßig zusammenfaßte und dem sie politisch und rechtlich unterstellt waren. Als Vorgänger der teckischen Herrschaften Schiltach und Schiltach bestand eine „Herrschaft Willenburg“, die vermutlich auch die später zu Schenkenzell gehörenden Güter und Rechte umfaßte. Sie ist als die Keimzelle der gesamten herrschaftspolitischen Erfassung unserer Gegend zu betrachten und kann auf die Herzöge von Zähringen zurückgeführt werden.

Hier treffen sich nun zwei Komponenten ihrer Politik. Im lokalgeschichtlichen Rahmen ist die Erschließung und Urbarmachung des Schwarzwaldes durch Ansiedlung von Bauern greifbar, denen als organisatorischer Mittelpunkt eine Burg zugedacht war; es entstand die „Herrschaft Willenburg“. Diese wurde aber nicht in beliebiger Gegend aufgebaut, sondern hat auch einen Platz und eine Funktion in dem Größeren, das Theodor Mayer als den „Staat der Herzöge von Zähringen“ bezeichnet hat⁵¹⁾. Der wichtige Punkt des Passes einer Schwarzwaldquerverbindung wurde durch diese Herrschaft und ihre Burg gesichert und der Politik der Zähringer unterstellt.

Dieses Bild findet seine Entsprechung in den von K. S. Bader untersuchten Burgen auf der Baar. Ihre der Willenburg vergleichbare geopolitische Lage bringt es mit sich, daß sie auch dieselben Aufgaben wahrnahmen. Nach Bader hatten sie „strategisch-wirtschaftliche Funktionen“ und zugleich waren sie „Herrschaftsmittelpunkte, Zentralen der Organisation“⁵²⁾. Wenigstens in dieser Doppelfunktion gleichen sich die Kürnburg, der Zindelstein, die Warenburg und die Willenburg in so auffallender Weise, daß wir in ihnen einen Typus zähringischer Herrschaftsburgen sehen können. Sie alle waren „Stützpunkte der Zähringerherrschaft“⁵³⁾, eine Bezeichnung, die voll und ganz auch für unsere Willenburg in Anspruch genommen werden kann. Als ein solcher diente sie der zähringischen Landesherrschaft und erfüllte auf lokaler Ebene zugleich Verwaltungsaufgaben.

51) Th. Mayer, Staat, a. a. O.

52) K. S. Bader, Kürnburg, a. a. O., S. 125.

53) Ebd., S. 97, 128.

Der Übergang der „Herrschaft Willenburg“ an die Tecker muß im Zusammenhang mit den anderen damals aus zähringischem Besitz übereigneten Gütern gesehen werden. Am oberen Neckar waren dies die Reichsvogtei Rottweil mit Besitzungen in umliegenden Orten wie Dunningen und Seedorf sowie die Herrschaft Wassneck-Oberndorf. Zu dieser gehörten noch Altoberndorf, Beffendorf und Waldmösingen, ursprünglich vermutlich auch Winzeln und Aichhalden⁵⁴⁾. Das ist ein Güterkomplex, der in der Landschaft links des oberen Neckars genau der „Herrschaft Willenburg“ vorgelagert ist. Noch schwerer aber wiegt die Tatsache, daß diese Orte an der Fortführung der durch die Willenburg an ihrem Paß gedeckten Straße liegen; diese teilt sich in Winzeln in die Routen nach Oberndorf und Rottweil. Für diese beiden Städte (wobei Oberndorf als teckische Gründung anzusehen ist)⁵⁵⁾ war die Straße nach Westen durch den Schwarzwald eine wichtige Verkehrsverbindung, deren Vorposten im Gebirge die Willenburg darstellte. So erklärt es sich mühelos, daß ein von den Zähringern ererbter Besitzkomplex am oberen Neckar auf die „Herrschaft Willenburg“ nicht verzichten konnte. Diese war andererseits nur dann von Wert, wenn sie sich mit ihrem „Hinterland“ in derselben Hand befand, so daß sich die Frage nicht stellt, weshalb die Zähringer ihren „Stützpunkt“ hier einfach weggegeben haben. Er war natürlicherweise auf den oberen Neckarraum ausgerichtet und notwendiger Bestandteil eines dort zu schaffenden Territoriums.

Wie bedeutsam die „Herrschaft Willenburg“ für die Tecker gewesen sein muß, ist an ihren Bemühungen ablesbar, sie auszubauen und neu zu organisieren. Vermutlich zwischen 1218—1225 wurde die Burg Schilteck zur Verwaltung der Güter um Schramberg errichtet⁵⁶⁾. Vielleicht angeregt durch den Bau der Burg Schenkenzell um 1234—1244 legten die Herzöge um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Burg Schiltach an. Ihr Standort am Zusammenfluß von Kinzig und Schiltach war für einen Herrschaftsmittelpunkt günstiger als die von den Tälern weitab gelegene Willenburg. Vielleicht ist die von Irene Gründer in „der Gegend von Schiltach“ gesuchte Burg „Waldesehre“, auf der die Herzöge von Teck 1271 und 1306 urkundeten⁵⁷⁾, mit der Burg Schiltach identisch. Diese hatte später jedenfalls einen ähnlichen abstrakten Namen, „Landesehr“, wie er auch von Georg Gadner in seine Karte eingezeichnet wurde. Dem Zug der Zeit folgend, vervollständigten die Tecker den Ausbau ihrer Herrschaft im Kinzigtal durch die Gründung der Stadt Schiltach, deren Handel und Gewerbe Nutzen aus dem Durchgangsverkehr auf der „Rottweilerstraße“ ziehen sollte.

Dieser Neuordnung und Intensivierung der teckischen „Herrschaft Willenburg“ im 13. Jahrhundert ist die alte Anlage auf dem Schloßberg wohl zum Opfer gefallen, da ihre Aufgaben von den neuen Einrichtungen übernommen wurden. Der Schutz der Straße konnte durch die kombinierte Festungsanlage von Burg und Stadt Schiltach besser erfüllt werden. Die Güter um Schenkenzell waren in andere

54) Vgl. I. Gründer, Teck, a. a. O., S. 18 ff.

55) Historische Stätten, a. a. O., S. 499.

56) Wie Anm. 45.

57) I. Gründer, Teck, a. a. O., Anm. 10, S. 5 f.; vgl. R 17, 51, 116.

Hände übergegangen, während die Verwaltung der Besitzungen im Schiltach- und Kinzigtal von den zentraler gelegenen Burgen Schilteck und Schiltach aus erfolgen konnte, die in ihrer Spornlage auch den fortifikatorischen Fortschritten entsprachen. Bei dieser Sachlage verlor die Willenburg ihre Existenzberechtigung, das bedeutete, daß es wohl zu aufwendig war, sie auch noch zu besetzen und zu unterhalten. Man gab sie einfach auf, vermutlich, nachdem Burg und Stadt Schiltach in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bestanden. Damals wurde auch eine Abgrenzung der neuen Herrschaft Schiltach gegen die Besitzungen der Schenken von Schenkenzell notwendig. Die Grenze wurde eingedenk der Tatsache, daß beide Herrschaften vormals eine Einheit waren, mitten durch ihren einstigen Mittelpunkt, die Willenburg, gelegt. Damit war ihre vielleicht nur kurze Zeit beendet, sie zerfiel und mit ihren Resten versank auch ihre Geschichte.

Burg und Stadt Schiltach

von Hermann Fautz

Die Lage

Der Schloßberg, auf dem einst die Burg Schiltach stand, liegt am Zusammenfluß von Kinzig und Schiltach. Letztere, die Schilt-Ache, leitete ihren Namen von „skel, scilt“ (adh.), spalten, abtrennen ab. Sie ist die von der Kinzig abgetrennte Ache. Von dem Fluß Schiltach entlehnten später der Ort und die Burg ihre Namen.

Schiltach entstand als Siedlung etwa um die Jahre 1000, 1100. Entscheidend hierfür war die Weggabelung, die Abzweigung der später Rottweiler Straße genannten Steigstraße von der Kinzigtalstraße. Der Ort ist älter als die Burg Schiltach.

Durch das Kinzigtal führte von alters her eine wichtige Straße quer durch den Schwarzwald. Sie verband die Lande am Oberrhein mit denen am oberen Neckar und an der Donau. Erstmals hören wir von dieser Straße zur Zeit der Römerherrschaft. Ernst Fabricius¹⁾ schreibt: „Gleich im Jahre 74, also noch während des Krieges, ließ Cornelius Clemens eine Militärstraße von Straßburg aus über den Rhein, durch das Kinzigtal und über den Schwarzwald hinweg bis nach der Donau erbauen. . . Oberhalb Schiltachs erstieg die Straße die Wasserscheide. Auf der Höhe, bei dem sogenannten Schänzle in der Nähe von Röthenberg, lag ein Heiligtum der Abnoba, der Göttin des Schwarzwalds. . . Die Kinzigstraße ist kein gewöhnlicher Verkehrsweg, sie ist eine Verbindung für den Truppenverkehr, so gut wie unsere strategischen Bahnen.“

1) Ernst Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer.



Römische Säulenbasis aus geröllfreiem Buntsandstein.
Gefunden im Herrenwald 1941,
Gemarkung Schenkenzell. *Aufn.: H. Fautz*

Es darf angenommen werden, daß in oder bei dem heutigen Schiltach sich eine römische Umlade- und Umspannstation befand, die notwendig war, weil von hier (322,8 m) der Weg steil durch die Berge hinauf auf den Ostrand des Kinzigtales zur Brandsteig (Schänzle, 693,4 m) führte. Hier wurden in den Jahren 1841, 1895, 1899 bei Grabungen viele römische Funde gemacht. In Schiltach konnte man bislang solche Funde nicht feststellen, wohl aber in der näheren Umgebung. Im Winter 1940/41 wurde im Herrenwald (Gem. Schenkenzell) unterhalb der Brandsteig, noch wenige Schritte oberhalb der Quellfassung für die Schiltacher Wasserversorgung, von einem Stamm ein Findling angefahren, der sich als sehr schön geformte Säulenbasis entpuppte. Sie befindet sich heute im Museum in Stuttgart.

Im Volksmund wird auch die Steigstraße hinauf zum Zollhaus (720 m) als Römerstraße bezeichnet. Man will in den Plattenpflasterungen, die an einigen Stellen noch vorhanden sind, Reste römischer Straßenbaukunst sehen. Diese Pflaster stammen wohl aus dem Mittelalter und wurden an sandigen und nassen Stellen verlegt, so beim Übergang vom Oberen Rotliegenden zum Unteren Buntsandstein auf der Steig.

Im Zusammenhang mit diesen Römerstraßen darf vermutet werden, daß auf dem Schiltacher Schloßberg damals ein römischer Wachturm stand. Von ihm aus

war die Straße in diesem Talabschnitt weithin übersehbar. Das wäre dann die erste befestigte Anlage auf dem Schloßberg gewesen. Funde, die eine solche Annahme stützen könnten, fehlen bis heute.

Der Schloßberg und die Burg

Um den Schloßberg (416,7 m) fließt die Schiltach in zwei scharfen Bogen herum, bevor sie sich mit der Kinzig vereinigt (322,8 m). Der Scheitel des Berges liegt über 90 Meter hoch über den beiden Tälern. Nach drei Seiten fällt er in diese mit steilen Flanken ab. Im Osten stößt er am Schroffenfels (415,8 m) an den Simonskopf (525,8 m), als dessen westlicher Ausläufer er gelten kann. Beide Berge bestehen aus Granit von mittlerem bis feinem Korn, dem sogenannten Hauptgranit. Der fast ebene Schloßberggrücken ist etwa 400 Meter lang. Die Burg stand vorn auf der Bergnase über den Tälern.

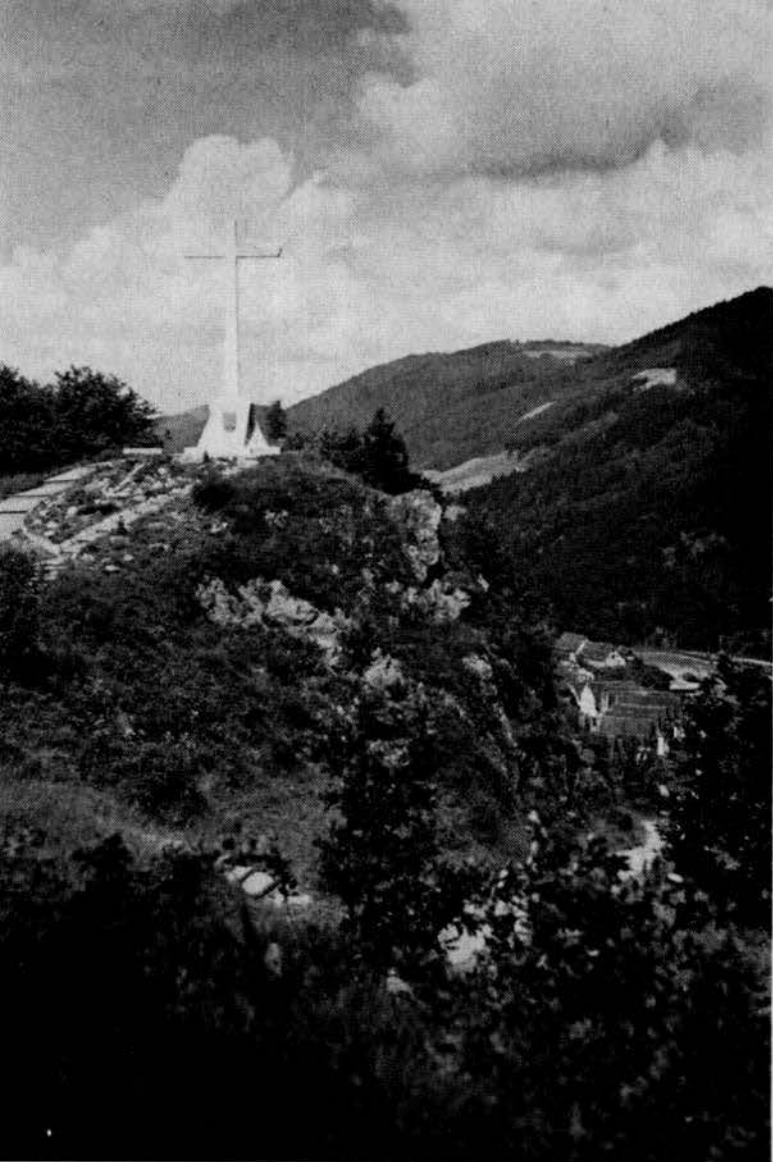
Heute kann man auf mehreren Fuß- und Fahrwegen auf den Schloßberg gelangen. Der bequemste Zugang erfolgt vom Marktplatz aus über die Schloßbergstraße zum Schroffenfels (Heldenkreuz) und über den Bergrücken zur Burgstelle. Man steht dann unvermittelt vor dem breiten und tiefen Halsgraben. Über ihn führt eine 23 Meter lange Holzbrücke, deren Bohlenbelag 8,80 Meter über der Grabensohle liegt. Dieser in den Felsen gehauene Graben hatte früher nahezu senkrechte Wände. Zusammen mit dem über dem Grabenrand stehenden Bergfried und der Schildmauer bot er den Schloßbauten einen sicheren Schutz.

Wenn man über die Grabenbrücke die Burgstelle betritt, so gelangt man auf einen geräumigen Platz. Er ist längsseits von niederen breiten Wällen eingesäumt.

Burg Schiltach,
Wegpflaster in der
Steigstraße,
Alte Rottweiler
Straße, auf der Steig
am Fuße des
„Schlößle“ (Willen-
burg).

Aufn.: H. Fautz





Burg Schiltach.

Der Schroffenfels an der Steigstraße oberhalb Schiltach.

Hier beginnt der Rücken des Schloßbergs.

Kriegerdenkmal.

Aufn.: H. Fautz

Der Burgbering bildet ein längliches Rechteck von 65 x 21 Meter. Er nimmt die ganze Breite und Länge des Bergrückens ein. Das heute auf dem Platz stehende Mauerstück und die kleinen Treppen gehören nicht zur alten Burg. Sie stammen aus den letzten Jahrzehnten und sollen noch in etwa Reste der ehemaligen Burg andeuten. Nur an der Südwestecke ist noch ein Stück der alten Ringmauer erhalten. Sie besteht aus Gußmauerwerk. Der äußere Mantel ist aus behauenen Buntsandsteinquadern ausgeführt, die in Schichten von verschiedener Stärke im Längsverband in Kalkmörtel gebettet sind. Einzelne Steine haben Ausmaße von 70 x 40 x 25 cm. Die Stärke dieser Mauerverblendung beträgt im Durchschnitt 40 cm. Mit einem gleichartigen Mantel war einst die Innenseite der 2,00 bis 2,50 Meter dicken Mauer versehen. Der Raum dazwischen ist ausgefüllt mit Gußwerk aus Granitbruchsteinen, wie der Berg sie lieferte. Sie liegen in Kalkmörtel, wobei Fugen bis zu 10 cm Dicke keine Seltenheit sind. Diese heute noch 3,20 m hohe Mauer sitzt auf dem gewachsenen Fels auf und besteht aus 10 bis 12 Schichten. Die Krone der Mauer liegt in einem der obengenannten Wälle, welche den Platz einsäumen. Leider ist bis auf diese wenigen Meter die ganze Ringmauer ihres schützenden Mantels beraubt worden. Durch Grabungen auf der Nordseite konnte festgestellt werden, daß dort die Fundamente in einem bis 2,50 m dicken Wall

aus verfallenem Mauerwerk stecken. Der Mantel aus Buntsandsteinen fehlt hier. Nur der innere Gußkern, der auf dem Fels aufsitzt, ist noch erhalten. Die zahlreichen Ziegelbruchstücke in diesem Wall weisen darauf hin, daß der Wehrgang auf der Ringmauer mit einem Mönch-Nonnendach abgedeckt war.

Der felsige Rand über dem Halsgraben weist keine Reste von dem Bergfried und der Schildmauer mehr auf. Hier wurde alles abgetragen, möglicherweise sind noch Reste später in den Halsgraben abgestürzt. Von den Hochbauten ist auch nur andeutungsweise nichts mehr vorhanden. Ihre noch hochragenden Ruinen zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden später bis in die Grundmauern hinein abgetragen.

Für die Beschreibung der Burg gibt der Stich von Merian aus dem Jahre 1643 gute Anhaltspunkte. Dieser stimmt mit den noch vorhandenen Resten in den Grundzügen überein. Er gibt uns ein Bild von der Burg vor ihrer Zerstörung am 21. August 1643.

Ähnlich wie bei der Schenkenburg nahm auch hier der Bergfried über dem Halsgraben stehend eine beherrschende Stellung ein. Er war ein über quadratischem Grundriß erbauter mehrgeschossiger Turm, abgedeckt mit einem Zeltdach. Die unteren Geschosse waren mit Schießscharten versehen und dienten der Verteidigung, besonders gegen die Bergseite hin. Sie hatten, ihrer Aufgabe entsprechend, dicke und solid gebaute Mauern. Im obersten Geschos lag die Turmwächterstube. Der Zugang zu dem Turm erfolgte von dem Burghof aus zu einer über demselben hochgelegenen Türe, möglicherweise auch von dem Wehrgang der anstoßenden Ringmauer aus.

Diese Ringmauer war am Bergfried etwas zurückgesetzt. Sie lief hoch über dem



Der Halsgraben der
Burg Schiltach.
Länge der
Holzbrücke 23,00m,
Grabentiefe
vom Brückenboden
aus 8,80 m.

Aufn.: H. Fautz



Innenansicht der Burgruine Schiltach. Ausmaß des ehemaligen bebauten Burgberings 65,00 x 21,00 m. In den niederen Wällen links und rechts stecken noch Reste der Umfassungsmauern. Die Treppe und die Mauer im Hintergrund wurden in den letzten Jahrzehnten hergestellt. *Aufn.: H. Fautz*

Graben bis an die Nordostseite, von der aus sie im rechten Winkel an der Nordseite des Burghofes bis zum Palas zog. Sie trug einen überdachten Wehrgang, der durch Schießscharten gute Verteidigungsmöglichkeiten bot. Hinter ihr lag der kleine Burghof, in welchem sich vermutlich die Brunnenanlage befand, die im Lagerbuch vom Jahre 1591 erwähnt wurde, in dem es heißt, daß im Wege von Handfronen „auch den Schöpfbrunnen im Schloß zu säubern“ zu den Aufgaben der Untertanen gehörte. Allem Anschein nach handelte es sich um einen Tiefbrunnen, der heute zugeschüttet ist.

Im Westen der Burg stand der mehrgeschossige *Palas*. Auch er sprang mit seinen Außenmauern etwas über die Ringmauer vor, um von ihm aus die Nordseite der Burg übersehen und verteidigen zu können. Hierfür war das untere Stockwerk eingerichtet. Der Palas nahm in der Nordwestecke der Burg einen wichtigen Platz ein. Er lag auf der Diagonalen des Burgberings zum Bergfried. Die hochragende Giebelwand bestand in den oberen Geschossen aus Riegelfachwerk. Ein Satteldach bildete den Abschluß. Unter ihm war Platz für zwei übereinanderliegende Speicherböden. Von dem Palas aus konnte auch die Westseite der Burg, zu welcher der Burgweg führte, verteidigt werden. Vermutlich stecken im Boden des heutigen Schloßplatzes noch die Fundamente dieses Wohnbaues.

Zwischen dem freistehenden Bergfried und angebaut an den Palas zeigt der Meriansche Stich ein langgestrecktes Gebäude mit einem Seitenflügel. Der schmale Bergrücken verlangte, daß dieses Gebäude an die nördliche Ringmauer gesetzt wurde. Es war das Ökonomiegebäude, das die Stallungen für die Pferde, die Speicher für Heu, Stroh, Getreide, Holz u. a. enthielt. Auch die Gesindewohnungen lagen in diesem Bau. Vor ihm und dem Palas lag der langgestreckte größere



Burgruine Schiltach. Das einzige erhaltene Mauerstück in der südlichen Burgmauer. Verblendung mit Buntsandsteinquadern (Größe bis 70 x 40 x 25 cm) im Läuferverband in Kalkmörtel gesetzt; noch 10 bis 12 Schichten vorhanden; Mauerhöhe bis 3,20 m, Mauerstärke 2,00 bis 2,50 m. *Aufn.: H. Fautz*

Burghof, zu dem man durch das innere Burgtor gelangte. Möglicherweise befand sich über demselben ein kleiner Torturm, dessen Grundmauern in der Südwestecke noch feststellbar sind.

Etwas tiefer lag vor der Hochburg ein kleiner Zwinger. Zu ihm führte der Burgweg. Der Mauerzug um diesen Vorhof kann noch ermittelt werden. Er hatte eine Stärke von etwa 2,00 Meter. Wall, Graben oder Zugbrücke waren hier nicht vorhanden, das Gelände machte solche überflüssig. Der Burgweg führte ebenerdig zu dem äußeren Burgtor. Über die Bauart und das Aussehen der beiden Tore können keine Angaben gemacht werden.

Der alte Burgweg führte nicht über den Rücken des Schloßberges zum Halsgraben und über diesen mit einer Zugbrücke zur Burg. Der Weg kam von der Stadt durch das obere Tor herauf und führte in einer Kehre am Nordhang des Schloßberges unter der Burg entlang zum erwähnten äußeren Burgtor in der Zwingermauer. Die Bauern der Schiltacher Maierenschaft hatten durch Hand- und Spannfronen „den Weg zum Schloß zu machen“, so war es im Lagerbuch (1591) angeordnet. Auch der Fahrweg, der vom Schiltachtal beim Struthwäldle durch das Gewann „Hinterm Schloß“ heraufführt, wurde ehemals Burgweg genannt. Vielleicht diente er in der Hauptsache zum Herbeiführen von Lasten wie Steinen, Holz, Heu, Stroh, usw., deren Lieferung laut Lagerbuch zu den „Dienstbarkeiten zum Schloß Schiltach“ gehörten, da er weniger steil ist wie die Schloßbergstraße.

Von der Burg Schiltach aus bestand gute Sicht- und Signalverbindung zu den bei Schenkenzell liegenden Burgen, der Schenkenburg, dem Burgstall und dem Schlöble über dem Stockhof. Sie war eine wehrhafte und gut zu verteidigende Burganlage, die den Namen „Veste Schiltach“ wohl zu Recht trug.

Wer der Erbauer der Burg Schiltach war, läßt sich nicht einwandfrei feststellen. Ein Adelsgeschlecht, das sich ursprünglich „von Schiltach“ nannte, ist nicht nachweisbar. Erst später führten die Herren von Teck und von Urslingen zusätzlich das Prädikat „Herren von Schiltach“. Jener Hugo von Schilteck, der um die Jahre 1270 und 1280 mehrfach erwähnt wird und irrtümlich mit der Burg Schiltach in Beziehung gebracht wurde, stammt von der Burg Schilteck im Schiltachtal bei Schramberg. Er hatte mit unserer Burg nichts zu tun. Auch der Edelherr Fritz von Scilach (Sillach), der in den Jahren 1355 bis 1368 als Banner- und Reiterführer im Kriegsdienst des Kirchenstaates in Oberitalien stand, ab 1364 war er im Dienst der päpstlichen Verwaltung in Bologna tätig, kann nicht mit Sicherheit nach Schiltach verwiesen werden. Schiltach Burg und Stadt waren damals im Besitz der Herzöge von Teck. Die Möglichkeit, daß er ein Herr aus diesem Geschlecht war, besteht. Sein Verzicht auf den Herzogstitel wirft aber hierfür Zweifel auf. Auch Fulzo von Schiltach, dessen Tochter Adelheid im Jahre 1322 auf Anordnung König Ludwigs eine Pfründe von dem Kloster Oberndorf erhielt, muß dem damals schon verarmten Geschlecht der von Teck zugewiesen werden.

Schiltach wurde im Jahre 1275 erstmals als Pfarrort, der zum Dekanat Kürnberg gehörte, erwähnt. Fast 100 Jahre später, 1371, hören wir zum erstenmal von „Schiltach Burg und Stättlein“. Das ist für einen so wichtigen Platz in der Geschichte des oberen Kinzigtals eine reichlich späte Erwähnung. Der Grund hierfür mag in ortsgeschichtlichen Gegebenheiten zu suchen sein, die hier nur angedeutet werden können, einer späteren Betrachtung aber wert sind.

Im Jahre 1375 wurde die Burg „vestin Schiltach“, 1381 „Schiltach die burg“, 1395 „Veste Schiltach“, 1435 „die vesti Schiltach“, 1534 „schloß Schiltach“, 1591 „Schloß Schiltach“, 1592 „landsehr“, 1643 „das Berghaus“, 1709 „das Schiltacher Bergschloß“, 1720 „Schloß zu Schiltach“, 1825 „Schloßruine zu Schiltach“ genannt.

Die Herrschaft Schiltach²⁾

Die Herrschaft Schiltach umfaßte ein Gebiet, das heute zu den Gemarkungen der Gemeinden Schiltach und Lehengericht gehört. Die Grenze derselben begann im Nordosten an der Einmündung des Kaibaches in die Kinzig (336,8 m), zog den Kaibach hinauf zum Leimbächle, zur Willenburg, Breitreute (735,6 m), über die Geishalde und Hinterhalde hinab in den Hinter Erdlinsbach (422,9 m), dann über den Rubstock hinauf auf die Riesen (712,5 m), und durch den Reitzenwald hinab in die Schiltach (392,6 m). Steil zog die Grenze hinauf auf den Teufelskopf (664,2 m), über den Lehenwald (825,1 m) zum Kienbronn, Kahlenberg (839,0 m), Mooskopf (842,5 m), Mosenmättle (771,1 m), den Vorder Erdlinsbach hinaus in die Kinzig (ca. 294,0 m) und in dieser als Herrschaftsgrenze hinauf zur Kaibachmündung. Es ist ein Waldgebiet mit steilen Bergen und vielen tiefeingeschnittenen Tälern. Granit und Buntsandstein prägten sein Gesicht. Man nannte im 16. Jahrhundert das so umschriebene Waldgebiet auch den „Schiltacher Forst“.

²⁾ Die Bezeichnung „Herrschaft“ steht der Burg und Stadt Schiltach mit Zugehörde sinngemäß nicht zu, da sie nie eine eigene „Hoheit und Herrlichkeit“ besaßen. In Anlehnung an ältere Arbeiten über Schiltach wurde in der vorliegenden Abhandlung das Wort „Herrschaft“ beibehalten bzw. übernommen.



Das einzige Bild der Burg Schiltach ist dieses Merianbild (1643 veröffentlicht in *Topographia Sueviae*).

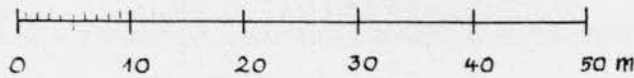
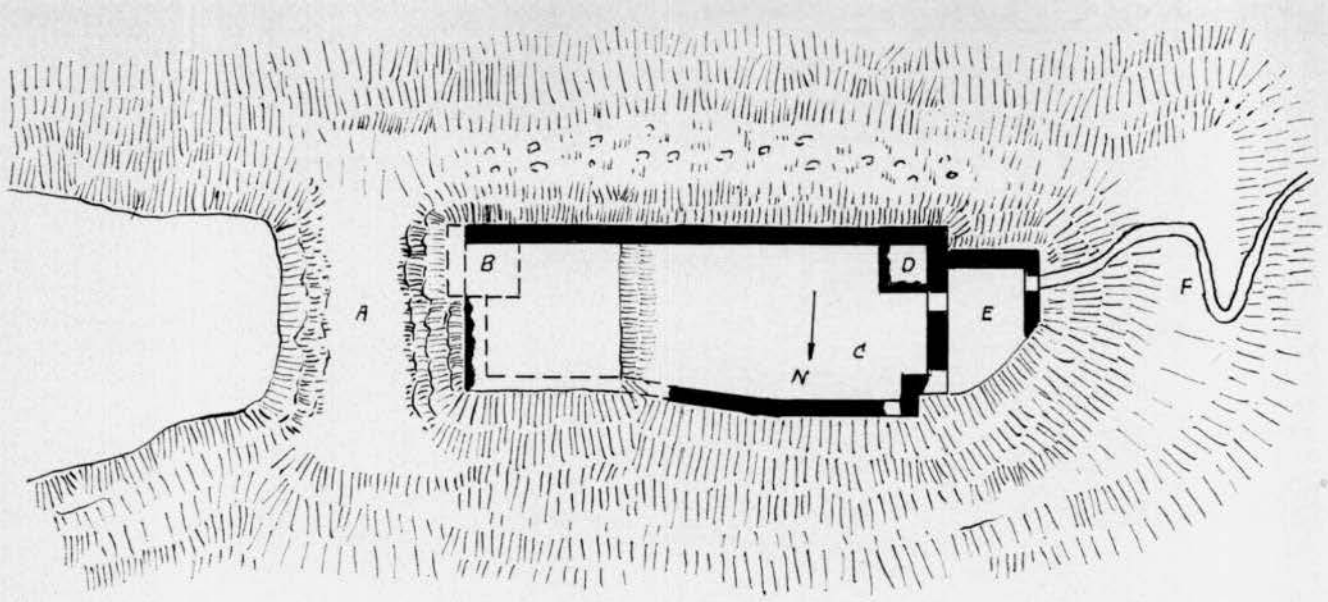
Klischee: Stadtverwaltung Schiltach

Für Burg und Stadt Schiltach hatte man innerhalb dieses Herrschaftsgebietes ein Sondergebiet, genannt Burgfriede, geschaffen. Seine Grenze begann im Osten an der Kinzig „im bürcklins bronnen“, zog hinauf auf den „Simleiß Kopf“ und in die „Rottweyler Straße“, über die „Struet Eck“ hinab in die Schiltach, in den „Kesselbronnen“ und an der „Schleifhalden“ hinaus zum „Siechenhäuslein“ und in die Kinzig und diese hinauf zum „bürcklins bronnen“. Es war dies ein engbegrenztes Gebiet, das zur Stadt gehörte; außerhalb desselben lagen die Lehnshöfe der Schiltacher Maierschaft. Von der Burg Schiltach aus war dieses Gebiet fast ganz zu überschauen. Innerhalb seiner Grenzen wurden alle Frevel weitaus strenger bestraft als außerhalb derselben.

Die Inhaber der Burg Schiltach

Die Frühgeschichte von Burg und Stadt Schiltach konnte bislang noch nicht eindeutig aufgeklärt werden. Man steht bei ihrer Beschreibung vor der Alternative: Die nachmaligen selbständigen Herrschaften Schenkenzell und Schiltach waren ehemals ein zusammengehöriges zähringisches Reichslehen, ein Mannlehen. Dieses wurde in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts geteilt. Herzog Adalbert I. von Teck erhielt um das Jahr 1186 als Abfindungserbe größere Gebiete am und im Schwarzwald zugeteilt, darunter auch die fortan selbständig gemachte Herrschaft Schiltach. Der andere Teil, die Herrschaft Schenkenzell, blieb weiterhin in zähringischem Besitz. So waren die Herzöge von Teck die Herren von Schiltach geworden. Das ist die einfachste und geradlinige Erklärung für diesen Besitzwechsel.

Die andere Version, die manches für sich hat, besagt: Die zusammengehörigen Gebiete der Herrschaften Schenkenzell-Schiltach blieben ein zähringisches Reichslehen bis zum Jahre 1218. In diesem Jahr starb das Geschlecht der Herzöge von Zähringen mit Berthold V. im Mannesstamm aus. Haupterben waren seine verheirateten Schwestern Agnes und Anna. Der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. zog das Mannlehen als ledig gewordenes Reichsgut an sich. Auch kaufte er von Herzog



Plan der Ruine Schiltach, aus M. Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. A: Halsgraben, B: Bergfried, C: Palas (= Hauptwohnbau), D: Torturm, E: Vorwerk, F: Burgweg.

Gezeichnet: H. Fautz

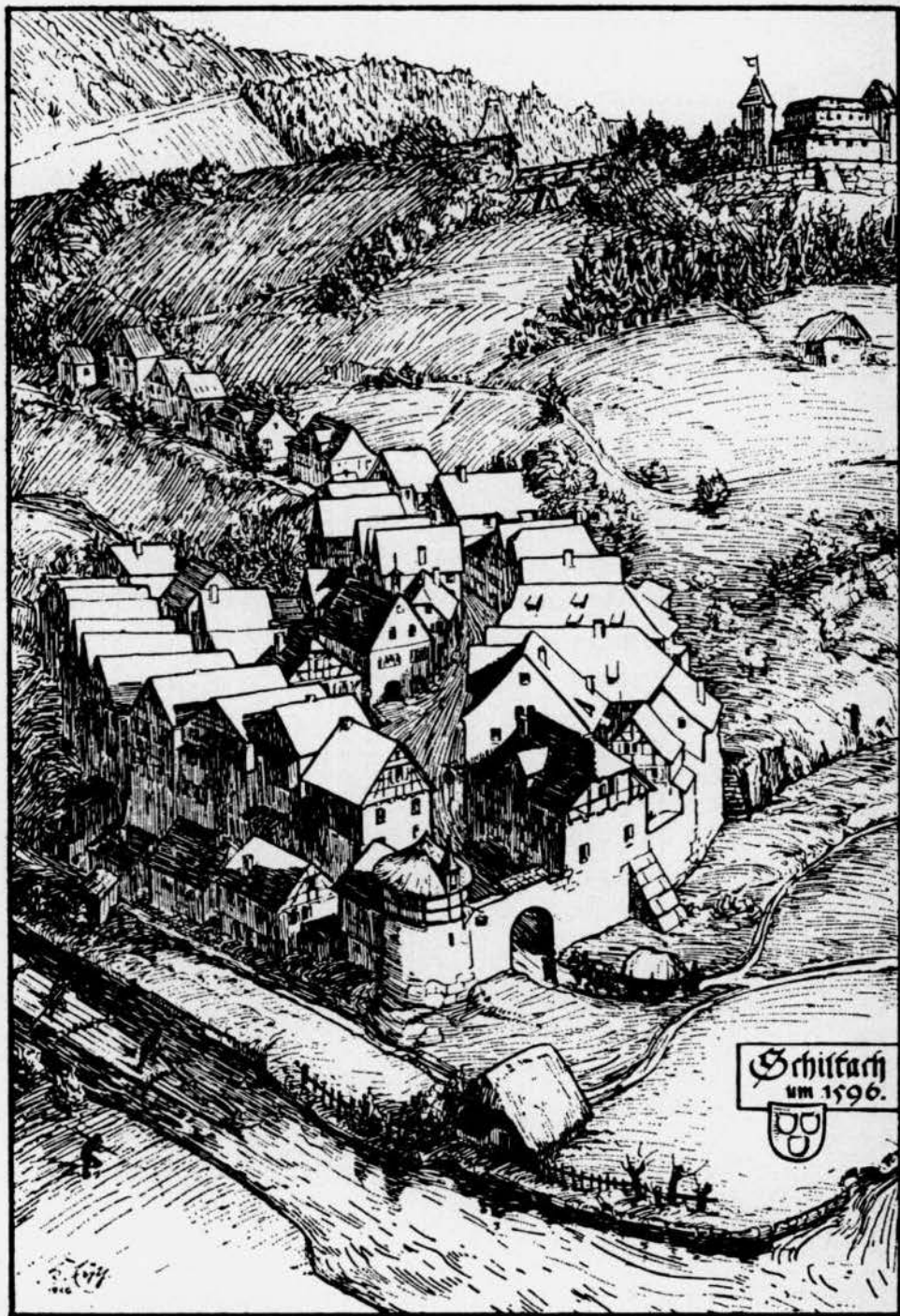
Adalbert (Albert) II. von Teck und seinen beiden Söhnen im Jahre 1219 Besitzungen in der Ortenau und im Breisgau. Kaiser Friedrich II. sicherte sich damit den Besitz der wichtigen Kinzigtalstraße als Verbindungsglied zwischen den hohensaufischen Gütern im Elsaß und in Schwaben. Schiltach-Schenkenczell war so für wenige Jahrzehnte hohensaufischer Besitz geworden. Konradin, der letzte Hohenstaufe, verkaufte am 18. September 1265 „Celle im Kinzegindal und das dazu hört“ an den zahlungskräftigen Walther I. Herr zu Hohengeroldseck, um Geld für seinen unglücklichen Zug nach Italien zu bekommen. Walther starb im Jahre 1277. Er war als Burgenbauer bekannt, er soll sieben Burgen gebaut haben, darunter möglicherweise auch die Burg Schiltach. Bei der Heirat einer von Hohengeroldseck mit einem Herzog von Teck, die Vornamen von beiden sind nicht bekannt, um das Jahr 1300 wurde Schiltach von Schenkenczell getrennt und kam als Heiratsgut in den Besitz der Herzöge von Teck.

Beide Annahmen können durch Urkunden nicht direkt gestützt werden. Für beide sprechen heute noch aufspürbare ortsgeschichtliche Gegebenheiten, die ohne solche Thesen nicht zu erklären sind. (Siehe: Die Schenkencburg.)

Die von Teck stammten von den Herzögen von Zähringen ab. Adalbert (I.), ein Sohn Konrads III. von Zähringen erhielt im Jahre 1156 die Burg Teck und 1186 Abfindungsgüter am Neckar und im Schwarzwald. Er und seine Nachkommen nannten sich Herzöge von Teck, obwohl sie nie ein Herzogtum besaßen. Das Geschlecht verarmte, ihren Stammsitz Teck mit Zugehörde mußten sie verkaufen. Um das Jahr 1300 hatten sie ihren Sitz in Oberndorf. Die Zimmerische Chronik berichtet: Die Herzöge von Teck wohnten in der Stadt Oberndorf, meistens aber auf Schloß Waseneck bei Oberndorf, „desgleichen auch auf Schiltach dem schloß, welches sie sampt der statt ain gute zeit besessen, ir hofhaltung gehabt“. Herzog Hermann von Teck nannte sich auch Herr zu Schiltach.

Erstmals hören wir von den von Teck im Zusammenhang mit Schiltach im

Jahre 1306. Herzog Hermann tauschte damals mit dem Kloster Alpirsbach ein Stück Land in Kaltbrunn gegen ein solches in Schiltach. Dieser Herzog Hermann (II.) geriet durch Bürgschaften in große Schulden, die er seinem Sohn Hermann (III.), der sich Herr zu Oberndorf und Schiltach nannte, vererbte. Letzterer lebte in sehr dürftigen Verhältnissen. Es wird erzählt: Als einst die Klausnerin Luitgard von Wittichen bei ihm auf der Burg Schiltach wegen eines Almosens für ihr Klösterlein vorsprach, schickte sie der Herzog ohne Spende fort. Er war mit seinem Bruder Friedrich Schutzvogt des Klosters Alpirsbach. Wegen seiner steten Geldnot bedrängte er das Kloster. Dieses beschwerte sich darüber bei König



Mit Rekonstruktion der Burg und deren Zugang.

Karl IV., der nun das Kloster unter seinen persönlichen Schutz stellte. Herzog Hermann (III.) starb kinderlos im Jahre 1363. Er hinterließ die Stadt Oberndorf, die zum Schenkenamt des Klosters St. Gallen gehörigen Lehen und die Herrschaft Schiltach.

Seine Schwester Beatrix war verheiratet mit dem Herzog Reinold von Urslingen. Aus dieser Ehe war ein Sohn namens Konrad hervorgegangen. Nach dem Tode Herzog Hermanns (III.) von Teck, brach wegen dem St. Gallischen Schenkenamt und den damit verbundenen Lehen ein Erbstreit aus zwischen Beatrix und ihrem Vetter Friedrich (III.) von Teck. Letzterer erhob Anspruch auf die Hinterlassenschaft seines Onkels Hermann, da er als einziger männlicher Erbe für das Schenkenamt in Frage käme. Der Abt Georg von Wildenstein des Klosters St. Gallen hatte ihn bereits mit diesem Amt belehnt. Beatrix aber machte für ihren Sohn Konrad ihre nähere Verwandtschaft zu dem Erblasser geltend und ließ sich von dem Konvent des Klosters St. Gallen mit dem Schenkenamt belehnen. Ein heftiger Streit entbrannte, der im Juni 1363 vor das Schiedsgericht des Klosters kam. Der Erbstreit zog sich über Jahre hin, bis er durch den Vertrag vom 16. Oktober 1371 beigelegt wurde. Konrad von Urslingen verzichtete auf die Stadt Oberndorf, auf das Schenkenamt des Klosters St. Gallen und die damit verbundenen Lehen sowie auf die Schutzvogtei des Klosters Alpirsbach gegen die Abfindung mit 11 150 Pfund Heller (nach anderer Angabe 6000 Pfund Heller), wogegen Friedrich von Teck auf seine Anrechte auf Schiltach entsagte. So kam am 16. Oktober 1371 Burg und Herrschaft Schiltach in den Besitz der Herzoge von Urslingen.

Offenbar war die Burg Schiltach schon zuvor der Beatrix von Teck und ihrer Familie als Wohnsitz zugewiesen worden. Hier stellten ihr Mann Reinhold von Urslingen, seine Frau Beatrix und ihr Sohn Konrad am 8. Januar 1365 dem Kloster Alpirsbach einen Brief aus, der dem Kloster die zollfreie Durchfahrt am Zoll in Schiltach von „allem dem, daz in ir kloster gehört vnd vff iren tisch, es sy in gewachsen oder sie haben ez gekauft“, zusicherte. Diese Urkunde siegelten die drei obengenannten Aussteller.

Die neuen Besitzer der Herrschaft Schiltach waren genau so arm wie ihre Vorgänger. Die Urslinger waren einst treue Gefolgsleute der Hohenstaufenkaiser gewesen. Ihre Stammburg Urslingen lag bei dem gleichnamigen Dorf nördlich von Rottweil. Konrad von Urslingen wurde im Jahre 1183 von Kaiser Friedrich I. zum Herzog von Spoleto ernannt. Seine Nachkommen führten fortan den Herzogstitel. Reinold und sein Bruder Werner von Urslingen waren, in den Jahren 1342 bis 1351 in Italien als Führer deutscher Reiterheere tätig, berühmt und berüchtigt. Nun war Reinolds Sohn Konrad Herr von Schiltach durch das mütterliche Erbe geworden. Für Burg und Stadt Schiltach begann ein turbulentes Jahrzehnt.

Wie Burg und Stadt württembergisch wurden

Nach dem Tode Konrads von Urslingen, er starb um das Jahr 1375, erhielt sein Sohn Reinold die Hälfte von Burg und Stadt und Herrschaft Schiltach. In die andere Hälfte teilte er sich mit seiner Schwester Anna. Diese war die Ehefrau des

Konrad von Geroldseck/Sulz. Herzog Konrad hatte große Schulden hinterlassen, darunter auch solche an den Freiherrn Matthias von Signau. Dieser versprach am 22. Oktober 1375 zu Urach seinem Herrn Graf Eberhard von Württemberg, daß er ihm das Öffnungsrecht an „den vesten der Hohengeroldseck vnd an der vestin Schiltach“ geben werde, sobald er mit seinen Forderungen durchgedrungen sei. Indessen gelang es ihm erst durch Gewalt im Jahre 1378 in den Besitz eines Teiles von Schiltach zu gelangen. Diesen Anteil verkaufte er alsbald um 850 Gulden an seinen Oheim Graf Wolf von Eberstein und an die Stadt Rottweil je zur Hälfte mit dem Vorrecht der Wiedereinlösung.

Auch Georg von Geroldseck/Sulz, der Sohn der Anna von Urslingen, war schwer verschuldet. Diem Schultheiß von Dornstetten, Bürger zu Rottweil, war sein Gläubiger. Er ließ sich wegen dieser Schulden von dem Hofgericht zu Rottweil auf den Anteil Georgs an Burg und Stadt Schiltach eine Anleihe (Pfandrecht) verschreiben, die nach seinem alsbald erfolgten Tode sein Bruder Benz Schultheiß am 28. Juni 1381 an Graf Eberhard den Greiner von Württemberg (1344—1392) um 4000 Pfund Heller verkaufte.

Noch war Reinold von Urslingen im Besitz des größten Anteils an Burg und Herrschaft Schiltach. Er verkaufte denselben am 31. August 1381 ebenfalls an den Grafen Eberhard. Die Urkunde lautete: „ich herczog Reinolt von Urßlingen und ich frow Anna herczogin von Urßlingen, des vorgehen. herczog Reinolcz swester und Conracz von Gerolczecke eliche husfrow, und ich Conrat von Gerolczecke, herre ze Sulce, geben ze kouffen grave Eberharten ze Wirtemberg und der herrschaft ze Wirtemberg Schilttach die burg und Schilttach die statt in dem Kinczgental gelegen mit allen nueczen, rehten und mit aller zugehoerung fuer ain frye ledig aigen guote umb sechstusend guldin.“

Die Kaufsumme sollte in Raten abbezahlt werden. Herzog Reinold blieb im Besitze des Pfandes bis zur Bezahlung der letzten Rate. Auch stand ihm das Recht zu, weiterhin auf der Burg Schiltach zu wohnen und sich Herzog von Schiltach zu nennen. Von diesem Recht machte er auch Gebrauch. So setzte er im Jahre 1384 den festen Erhard von Ramstein als Vogt über Burg und Stadt Schiltach ein. Praktisch war aber Schiltach mit dem 31. August 1381 württembergisch geworden. Für die Ausdehnungspolitik des Grafen Eberhard und seiner Nachkommen war Schiltach zu einem wichtigen Vorposten im mittleren Schwarzwald geworden.

Auf die Rechte, welche die Herren von Hohengeroldseck an der Herrschaft Schiltach seit alters her hatten, verzichteten am 26. August 1391 die Witwe Heinrichs (III.), Frau Anna von Ochsenstein, ihr Sohn Walther (V.) und ihre Tochter Agnes, die Ehefrau des Egenolf von Ramstein. Dagegen klagte die Stadt Rottweil im Jahre 1394 gegen den Grafen Eberhard den Milden (1392—1417), weil Württemberg die „Vöstin Schiltach“ eingenommen und ihnen vorenthalte, obwohl sie diese von Matthias von Signau rechtmäßig erworben und bezahlt hätten. Der Streit wurde von Herzog Leopold von Österreich am 17. Januar 1395 in Feldkirch zugunsten der Grafen von Württemberg entschieden.

Noch war die Kaufsumme nicht ganz bezahlt. Am 10. März 1398 kam es deshalb zu einem Vergleich zwischen Reinold von Urslingen und dem Grafen Eber-

hard dem Milden. Von den 6000 Gulden schuldete der Graf noch 3500 Gulden und zwar 3100 Gulden an dem Hauptgut (Kaufsumme) und 400 Gulden aufgelaufene Zinsen. Burg und Stadt Schiltach blieben auch weiterhin „als ein pfandlich Pfand“ in den Händen des Verkäufers. Dieser übernahm die Burghut, wofür er jährlich 50 Malter Vesen und 50 Malter Hafer erhielt.

Reinold von Urslingen hatte sich um das Jahr 1400 verheiratet mit Anna von Üsenberg, der Witwe Werners von Hornberg. Sie war eine Tochter der Agnes von Hohengeroldseck, die mit Hesso von Üsenberg verheiratet war. Reinold verschrieb am 31. August 1400 vor dem Hofrichter zu Rottweil seiner Gemahlin Anna die Pfandschaft Schiltach. Sollte seine Ehe kinderlos bleiben und seine Frau nach ihm sterben, so sollte nach deren Tod die Pfandschaft an seine Schwester Anna, die Gemahlin Konrads von Geroldseck/Sulz oder deren Kinder fallen.

Reinold führte ein unstetes Leben. Zuletzt war er nicht besser als ein gewöhnlicher Raubritter. Er nannte sich Herzog von Schiltach (1400) und war als solcher berüchtigt. Er starb im Jahre 1442 vor dem 30. Dezember und wurde in Wittichen begraben. Sein Anteil an Burg und Stadt Hornberg fiel an seine Neffen Georg und Heinrich von Geroldseck/Sulz, die Söhne seiner Schwester Anna.

Im Jahre 1403 hatte Graf Eberhard III., der Milde, die Restschuld an der Kaufsumme für Schiltach beglichen. Damit ging diese Herrschaft, auch rechtlich, endgültig in den Besitz der Grafen von Württemberg über. Im eigentlichen Sinne war Schiltach nur 10 Jahre im Besitz der Urslinger gewesen. Von ihnen übernahm die Stadt Schiltach das Wappen in ihr Stadtsiegel, drei rote Schildchen (2 : 1) im weißen Feld, das sie bis heute noch führt. Von allen Burginhabern ist das Andenken an diesen letzten Urslinger in Schiltach am lebendigsten erhalten geblieben.

Nach der Zimmerischen Chronik verpfändeten die Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg im Jahre 1435 „die vesti Schiltach, sampt dem stetle darunter, an der Kinzig gelegen, auch etlichen Dörfern am Mülbach“ um 4000 Gulden an Johann von Zimmern mit dem Vorbehaltsrecht der Wiedereinlösung. Als im Jahre 1442 die Grafen Ludwig und Ulrich das Land teilten, fielen die Pfandschaften, die versetzt waren, darunter wurde Schiltach an erster Stelle genannt, an den Grafen Ludwig, den Uracher. Diese Pfandschaft wurde alsbald eingelöst. Die Herrschaft Schiltach gehörte fortan zum Oberamt Hornberg und blieb bei demselben bis sie im Jahre 1810 dem Lande Baden einverleibt wurde.

Nach dem Übergang der Herrschaft Schiltach an die Grafen von Württemberg begann für das Städtchen eine Zeit merklichen Aufstiegs. Im Jahre 1430 wurde den Bewohnern der Stadt das Recht der Freizügigkeit, die Abhaltung eines Wochenmarktes am Dienstag und eines Jahrmarktes am St. Jakobstag verliehen. Auf der Burg saß der Vogt, der für die Verwaltung sorgte. Als in den Jahren 1423 und 1443 die Herrschaft Hornberg ebenfalls in württembergischen Besitz kam, verschob sich der Schwerpunkt der Verwaltung des württembergischen Besitzes im Kinzigtal und an der Gutach nach Schloß Hornberg. Der erste bekannte Vogt in Hornberg war Albrecht von Neuneck. Auf Schloß Schiltach saß ein Untervogt während der Zeit dieses Überganges. Schließlich wurde auch diese Untervogtei nach Hornberg verlegt.

In der Fehde, die Graf Eberhard mit dem Bart von Württemberg gegen Hans von Rechberg im Jahre 1464 führte, spielte Schloß Schiltach eine gewisse Rolle. In ihm und in der Stadt war ein Teil der Reisingen untergebracht, mit denen der Graf die Feste Hohenschramberg belagerte. Hans von Rechberg wurde auf einem Raubzug, den er gegen Hornberg unternahm, durch einen Pfeilschuß verwundet und starb um den 18. November 1464 in Villingen.

Im Jahre 1492 war Adam von Crowelsow Burgvogt, 1548 war Marquart von Ifflingen-Graneck Vogt auf der Burg Schiltach.

Am 22. August 1504 weilte Kaiser Maximilian auf seinem Zuge von Straßburg durch das Kinzigtal in Schiltach, vermutlich auf der Burg. Er schrieb von hier aus an den Stadtrat in Straßburg, man möge auf einem Nachen die „hauptpüchsen, der Straussen genannt“, dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg zuführen lassen, ihm selbst aber den „Löwen“ samt Zugehörde und zwei Wagen Pulver nachsenden.

Als im Jahre 1519 der Landesherr, Herzog Ulrich von Württemberg, von dem Schwäbischen Bund wegen Landfriedensbruch bekämpft und aus dem Land vertrieben wurde, nahm die Stadt Rottweil u. a. auch die Burg und Stadt Schiltach in Besitz. Sie mußte diese aber durch den Vertrag vom 12. Juni 1522, den der Untervogt Heinrich Keller von Hornberg mit dem Gericht und der Gemeinde Schiltach urkundete, an das Land Württemberg, dessen Verwalter Prinz Ferdinand von Österreich war, zurückgeben. Damit war ein alter Wunsch der Stadt Rottweil, in Schiltach Fuß zu fassen, von wo aus die „Alte Rottweyler Straße“ über den Schwarzwald hinwegführte, wieder nicht in Erfüllung gegangen. Vermutlich lag auf Schloß Schiltach während dieser Zeit eine starke Besatzung der Reichsstadt Rottweil.

Den Bauernkrieg (1525) hat Stadt und Schloß Schiltach gut überstanden. Wohl zog der Loßburger Haufe durch das Tal herab gegen Wolfach. Von Zerstörungen, die er anrichtete, ist nichts bekannt. Im Kinzigtal kannte man damals kaum die Leibeigenschaft, die Freizügigkeit der Untertanen war gewährleistet und so war eigentlich unter den Aufständischen kein Zündstoff vorhanden, der sich hätte in Gewalttaten entladen können. Der Aufstand verpuffte vor Wolfach und die Anführer fanden in der Gräfin Elisabeth von Solms, der Witwe des im Jahre 1509 verstorbenen Grafen Wolfgang von Fürstenberg, eine verständnisvolle und gütige Richterinnen.

Die folgenden Jahre standen im Zeichen der Reformation. Als Herzog Ulrich im Jahre 1534 mit Unterstützung des Landgrafen Philipp von Hessen und des Grafen Wilhelm von Fürstenberg in sein Land zurückgekehrt war, führte er in ganz Württemberg in kurzer Zeit die Reformation ein und durch. Diese verlief in Schiltach viel ruhiger als im benachbarten fürstenbergischen Gebiet, in welchem sich Reformation und Gegenreformation ablösten.

Schiltach entwickelte sich in der Folgezeit zu einem gewerbebeflissenen Städtchen. Es war besonders der Holzhandel und die Flößerei, die mächtig aufblühten, besonders nach der Einführung der Floßordnung vom 23. Juni 1564. Die Schiltacher Schifffahrt wurde neben der von Wolfach führend im Holzhandel im Kinzigtal.

Über drei Jahrhunderte stand das Städtchen im Zeichen der Flößerei, die einigen Wohlstand unter die Bürgerschaft brachte.

Nachdem die Untervogtei nach Hornberg verlegt wurde, war auf der Burg Schiltach ein Forstamt, das den Schiltacher Forst betreute. Im Jahre 1580 war Forstmeister Sebastian Eyssenmann hier tätig. Der letzte Forstmeister in Schiltach war Johann Ulrich Nestel. Er wurde im Jahre 1717 Vogt in Dornstetten. Das Schiltacher Forstamt wurde nun aufgelöst und dem Forstamt Freudenstadt zugeteilt. Das Schiltacher Schloß war einige Zeit unbewohnt.

Die Burg während des Dreißigjährigen Krieges

Die schlimmste Zeit für Burg und Stadt brachte der Dreißigjährige Krieg. In den ersten 10 Jahren verspürte man im oberen Kinzigtal davon wenig. Im Jahre 1628 lag auf dem Schloß Schiltach eine Besatzung von dem Sulzischen Regiment, die der Burg und der Stadt zum Schutze zugeteilt war. Nach der Schlacht von Nördlingen (6. September 1634) änderte sich die Lage hier schlagartig. Die kaiserlichen Truppen in Villingen drangen nun immer wieder in das württembergische Gebiet im Kinzigtal ein. Am 6. September 1634 besetzten sie die Amtsstadt Hornberg und brannten das dortige Rathaus nieder. Am 8. September überfielen sie Schiltach, besetzten Schloß und Stadt, nahmen die beiden Bürgermeister gefangen und erschossen den einen, Johann Arnold.

Von nun an fand unsere Gegend keine Ruhe mehr bis zum Friedensschluß 1648. Das Schloß Schiltach wurde zu einem Schlüsselpunkt an der Kinzigtalstraße. Es war bald mit kaiserlich-churbayerischen, bald mit weimarisch-französischen Truppen belegt. Freund und Feind wechselten hier wie der Kriegsverlauf es eben ergab. Besonders hart litten die Bauern der Schiltacher Maierschaft unter den Überfällen der Villingener Besatzung, die es auf ihren Raubzügen besonders auf die Viehbestände abgesehen hatte. So raubte sie am 17. Mai 1636 auf den schutzlosen Höfen 130 Stück Vieh und führte es nach Villingen. Die Besatzung auf dem Schloß konnte den Bauern nicht zu Hilfe kommen.

Im Jahre 1638 wurde Freiburg von den schwedisch-französischen Truppen besetzt. Im September dieses Jahres zog der schwedische Oberst von Rosen mit einer starken Abteilung in das Kinzigtal. Am 24. September 1638 erschien er vor Schiltach. Die kaiserliche Besatzung beschloß diesen Zug von den Mauern der Stadt und vom Schloß herab so kräftig, daß er eiligst das Tal hinaufzog. Er wollte Dornstetten besetzen. In Alpirsbach kehrte er um, da ihm gemeldet wurde, daß in Dornstetten starke gegnerische Kräfte zusammengezogen wurden. Nun zog er nochmals an Schiltach vorbei und über Haslach, Elzach nach Freiburg.

In den folgenden Jahren war die Burg Schiltach immer mit Truppen belegt. Sie stammten von verschiedenen Regimentern. Für ihre Verpflegung mußten die Bürger und die Bauern der Maierschaft aufkommen, was zu vielen Streitigkeiten und oft zu maßlosen Härten führte.

Die schlimmsten Tage für Burg und Stadt brachte das Jahr 1643. Der französische Marschall Guebriant war aus Bayern vertrieben worden und zog mit seinen Trup-

pen durch das Kinzigtal zurück. In das Schloß Schiltach wurde eine Besatzung von 1 Fähnrich, 1 Sergeant, 1 Fourier und 40 Mann gelegt. Die kaiserlichen Truppen waren beim Nahen des Feindes nach Rottweil ausgewichen. Die Bevölkerung war durch den langen Krieg völlig ausgesogen, verarmt. Die Bürger und Bauern der Herrschaft Schiltach richteten im Sommer 1643 an ihren Herzog eine Bittschrift, worin es hieß, sie wären „von der Weimarischen Armee grundverderblich ruiniert worden . . . Umb Gottes Barmherzigkeit Willen, doch Unßer Ellent in gnaden zue behertzigten und es gnädig dahin zu Tirigieren, daß allhiesiger Schloß Kommandant (welcher das gellt mit Execution uff den Tag von uns haben will) umb den meisten Teil seiner Contribution, so wohl was uff die Anwesend alls New werbender Soldaten geht, bei andern Orthen angewiesen oder uff den fall, solches nicht sein könnte, jedoch die Mannschaft der Guarnison decimiert werden möchte.“

Zerstörung der Burg und ihr Wiederaufbau

Im Sommer 1643 wurden französische Truppen von der bayerisch-lothringischen Armee aus dem Oberland vertrieben. Teile davon zogen sich durch das Kinzigtal zurück. Sie machten auf Schloß Schiltach Quartier. Vor ihrem Abzug in den Breisgau am 21. August 1643 steckten sie das Schloß in Brand und sprengten es. Der damalige Forstmeister Georg Schmid berichtete darüber an seinen Herrn, Herzog Eberhard von Württemberg: „Wie das hiesige Berghaus am 21. von der alhier gelegenen Freyburgischen Guarnison, durch empfangene Order in Brandt gesteckt; welches dermaßen ruiniert, daß ein solches gahr nimmer zue reparieren, der Thurn so daß Gantze haus defendiert ist mit dem Pulver gesprengt, daß der halbe Thurn auf allen Vier ecke daran zunicht worden. Es hat von solchem drey Centner Stein schwer ins Stättlin (doch ohne Schaden) geworfen. Es ist also von dem ganzen Schloß nit Holz ybrigbliben, daß man ein Karren laden möcht. In Summa, es ist von solchem davon nitz mehr enthalten, alls ein bloßer Stein haufen.“ Die nach Freiburg abziehenden Truppen hatten ganze Arbeit geleistet. Schloß Schiltach war ein einziger Trümmerhaufen.

In der Stadt hoffte man, daß das Schloß nicht mehr aufgebaut werde. Die maßlosen Forderungen und Schikanen durch die Schloßbesatzungen hatten die Bevölkerung fast an den Bettelstab gebracht. Forstmeister Schmid wies auf die hohen Wiederherstellungskosten und Oberamtmann Johann Abraham Wolffsfurthner in Hornberg auf die völlige Verarmung seines Dienstbezirkes hin. Der Gedanke, ohne Schloß und Besatzung Abstand von dem Kriegsgeschehen gewinnen zu können, war verlockend. Um so bitterer war die Enttäuschung.

Den abziehenden Truppen waren Teile der churbayerischen Armee auf dem Fuße gefolgt. Ihr Befehlshaber, Feldmarschall Mercy, ordnete an, das Schloß Schiltach sofort wieder aufzubauen, da es ein wichtiger strategischer Punkt an der Straße durch das Kinzigtal war. Am 12. September kam der Befehl zum Wiederaufbau des Schlosses. Alle Bauhandwerker in der Umgebung sollten hierzu, wenn nötig unter Anwendung militärischer Gewalt, herangezogen werden. Von der

Garnison in Rottweil kamen 1 Leutnant, 1 Korporal und 20 Mann nach Schiltach, welche die Arbeiten am Schloßbau überwachen mußten. In aller Eile wurde die Ruine in einen verteidigungsfähigen Zustand gebracht, „die Pancketen umb die Mauern inwendig gelegt, eine cordegarde von Brettern darein gemacht“, so daß nach einem Bericht des Vogtes vom 30. September 1643 die Besatzung von 24 Mann „allenfalls darinnen wieder starkhe resistenz tunn möge“. Nun empfahl auch Oberamtmann Wolffsfurthner, man möge die Burg wieder regelrecht ausbauen, was nach und nach auch geschah. Auf Schloß Schiltach blieb fortan eine kaiserliche Besatzung von durchschnittlich 20 Mann.

Der Meriansche Stich von Schiltach, Stadt und Schloß, aus dem Jahre 1643, stellt letzteres kurz vor seiner Zerstörung durch die nach Freiburg abziehenden französischen Truppen dar. Genaue Bilder, wie dasselbe später wiederaufgebaut wurde, fehlen bislang. Es ist anzunehmen, daß man sich dabei an die vorhandenen Grundmauern hielt und das Schloß nach den alten Vorbildern wieder aufgebaut wurde, was sich über lange Zeit hinzog.

Auch nach dem Friedensschluß, der am 12. November 1648 in Württemberg mit einem Dankfest gefeiert wurde, lagen auf den Burgen Schiltach, Hornberg und Albeck noch bayerische Besatzungen. Diese wurden erst in den Monaten Oktober und November 1649 zurückgezogen.

In den Kriegsjahren hatte man die Ruine nur behelfsmäßig ausgebaut. Einem Bericht des Oberamtmannes Wolffsfurthner vom 20. April 1661 ist zu entnehmen: „Wann über kurtz oder lang das Schloß (Schiltach) wider gebaut würde, diese Wisen (gemeint sind damit die im Jahre 1661 an Schiltacher Bürger verkauften Wiesen und Felder aus dem Schloßgut) gegen erlegung des Kaufschillings wider zurückh zu nehmen und dem Schloß deren Nutznißung einzuverleiben.“ Forstmeister Schleppengrell in Freudenstadt berichtete hierzu am 24. März 1722, daß nun die sogenannten „Burgstallgüther“ wieder eingezogen werden, was im selben Jahre gegen den Widerstand der Besitzer durchgeführt wurde. Die Burg befand sich in all den Jahren demnach nie mehr in einem vollwertigen Zustand.

In den Kriegen der folgenden Jahrzehnte wurde das Kinzigtal durch häufige Truppendurchzüge beunruhigt. Auf Schloß Schiltach lag in Krisenzeiten meist eine kleine Besatzung. Das geht aus einem Bericht des Obervogts an den Landesherrn hervor. Es heißt da: „Mit dem Bergschloß Schiltach aber steht es an, daß dasselbige der Gebühr nach noch nicht mit gewöhr und monition versehen ist. Ich habe bey dißen fürlaufenden Alarmen underdessen dem Vorstmeister drey Doppelhackhen, ein Centner Pulver, zwey Centner . . ., und etwas an Kuglen zugesandt, und war sehr gut, wann von der Freudenstatt 2 Motalino oder Eisine Stückhlin mit darzu bedürfftigen 200 Kuglen dahin gebracht: und auff dem Thurn zur bestreichung der Landstraße auf den Nothfall gebraucht werden könnten.“ In kriegerische Handlungen wurde das Schloß nicht mehr verwickelt, obwohl in ihm und in der Stadt in den vielen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts fast andauernd Truppen der verschiedensten Regimenter lagen.



Der Schloßberg in Schiltach (416,7 m). Deutlich erkennbar ist der Halsgraben mit der Brücke, rechts davon der Burgbering. Am Fuße des Schloßberges der Kern der Altstadt Schiltach.

Aufn.: H. Fautz

Die Burg Schiltach verfällt

An der baulichen Unterhaltung der Burg hatten die Herzöge von Württemberg kein besonderes Interesse mehr. Man beschränkte sich auf die notwendigsten Ausbesserungsarbeiten. So konnte nicht ausbleiben, daß man schließlich eine durchgreifende Reparatur vornehmen mußte, wenn man die Burg nicht zerfallen lassen wollte. Wie es damit stand, hören wir in einem Bericht des Oberamtmannes Viktor von Grävenitz aus dem Jahre 1748. Die württembergische Regierung hatte ihn aufgefordert, über den Zustand des Schlosses Schiltach Bericht zu erstatten. Der Oberamtmann wandte sich deshalb an den Schiltacher Amtmann Beringer und den dortigen Forstknecht Johann Georg Wagner, die ihm folgendes berichteten: Im Jahre 1733 hat man das Schloß auf Kosten des Oberamtes „vollkommen repariert und in einigen Defensionszustand gesetzt“. Im folgenden Jahr, 1734, zog, von Nürtingen kommend, der Hauptmann Dupond als Kommandant in das Schloß ein. Hier starb er im Jahre 1738. Dann blieb das Schloß bis zum Jahre 1743 unbewohnt. Jetzt wies die fürstliche Rentkammer dem Invaliden-Leutnant Witthal einige Räume in dem Schloß als freie Wohnung zu, die er im Jahre 1748 noch bewohnte. Der bauliche Zustand des Schlosses sei aber sehr schlecht. Davon überzeugte sich Oberamtmann von Grävenitz wohl persönlich durch einen Besuch in dem Schloß. Er berichtete darüber im Jahre 1749 nach Stuttgart. In seinem Schreiben ließ er die Frage offen, ob man das Schloß solle eingehen lassen oder es mit hohen Kosten instand setzen wolle.

Die Schloßgüter brachten dem Oberamt nichts mehr ein. Sie waren dem Forstmeister in Freudenstadt zur Nutzung zugewiesen als Teil seiner Besoldung. Dieser vereinnahmte daraus an jährlicher Pacht 50 bis 64 Gulden.

In Stuttgart machte man sich über den Zustand des Schlosses Schiltach nun doch

ernste Gedanken und faßte im Jahre 1749 den Entschluß, dieses wieder herrichten zu lassen. Man holte bei den Handwerkern Kostenvoranschläge ein. Die errechnete Bausumme betrug ganze 300 Gulden. Dies schien der Verwaltung zu hoch gegriffen. Man war nun recht kleinlich und zeigte kein Verständnis mehr für die bauliche Instandsetzung des Schlosses. Man entschloß sich, dasselbe eingehen zu lassen und alles, was an brauchbaren Gegenständen, an Baumaterial, Fenster, Türen, Öfen usw. vorhanden sei, zu verkaufen. So kam es im Frühsommer 1750 zu einer öffentlichen Versteigerung des Schlosses und des dazugehörigen Grundbesitzes. Da aber die Angebote der Verwaltung zu niedrig erschienen, wurde kein Zuschlag erteilt.

Der bauliche Zustand des Schlosses wurde nun immer bedrohlicher. Es wurden an ihm keine Ausbesserungsarbeiten mehr vorgenommen, man gab es dem Verfall anheim. Im Jahre 1760 wurden die Ziegel und das Holzwerk am Schloß auf Abbruch verkauft. Man löste dafür nur 123 Gulden. Die Burg Schiltach, ehemals „Hohe Landesehr“ genannt, ihrer Dächer beraubt und ausgeschlachtet, war eine Ruine geworden.

In den folgenden Jahren wurde an den Burgmauern mancher Stein ausgebrochen, der unten im Städtchen wieder verwendet wurde. Besonders nach dem großen Stadtbrand am 8. Januar 1791, dem die Häuser im unteren Teil des Marktplatzes zum Opfer fielen, war gutes Baumaterial sehr begehrt. Man fand solches in den Quadersteinen an der Burgruine. Die Jahrhundertwende sah oben auf dem Schloßberg eine hochragende, vom Einsturz bedrohte Ruine.

Durch den Übergang der Stadt Schiltach an das Land Baden im Jahre 1810 kam die Ruine mit den Schloßgütern in die Verwaltung der Badischen Domäne. Um die Kosten für den Unterhalt der Ruine zu sparen, brachte man im Jahre 1825 den Antrag ein, die baufälligen Mauern niederreißen zu lassen. Man sagte, die am Fuße des Schloßberges liegenden Häuser der Stadt seien durch einstürzende Mauern bedroht, da Teile derselben die steilen Hänge herabkommen könnten. Auch die Stadtverwaltung billigte den Abbruch. Daraufhin gab die Badische Hofdomänenkammer die Erlaubnis zur Niederlegung der Ruine.

Dagegen erhob im Jahre 1826 die Wasser- und Straßeninspektion Offenburg energischen Einspruch. Sie wies darauf hin, daß die Ruine keineswegs so baufällig sei, daß der unterhalb liegenden Stadt eine ernstliche Gefahr durch herabstürzende Mauerteile drohe. Die Ruine müsse erhalten bleiben und sei von Zeit zu Zeit auf ihren baulichen Zustand zu untersuchen. Dem Unfug, aus ihr beliebig Steine herauszubrechen und sie zu entwenden, müsse seitens der Stadtverwaltung mit aller Strenge entgegengetreten werden. Besonders verurteilte man die allgemeine Ansicht, die Ruine hätte keinen historischen Wert und könne daher den Bürgern der Stadt, die den Abbruch zur Gewinnung von billigem Baumaterial verlangten, übergeben werden. Vergebens waren die Bemühungen der Inspektion in Offenburg, die von dem Karlsruher Stadtbaumeister Friedrich Weinbrenner hierin schon früher unterstützt worden war. Dieser hatte auf den kulturgeschichtlichen Wert der hochragenden Ruine über der Stadt hingewiesen.

Nur ein kurzer Aufschub war durch diese Einsprache erreicht worden. Im Jahre

1828 wurde von der Domänenkammer erneut der Abbruch der Ruine gefordert. Man begründete dies damit, daß gerade von der als besonders fest bezeichneten Südmauer ein Stück eingestürzt sei und einzelne Steine davon bis hinab in den Mühlenkanal gerollt seien. Die badische Regierung ordnete daraufhin im Spätjahr 1828 den Abbruch der Burgruine Schiltach an. Damit war der hartnäckig geführte Streit um deren Erhaltung entschieden, über die Ruine war das Todesurteil gesprochen worden.

Die Burg wird geschleift

Eine kleine Verzögerung in den Abbruchmaßnahmen trat vermutlich dadurch ein, weil mit Erlaß des Badischen Staatsministeriums in Karlsruhe vom 29. April 1829 die Stadt Schiltach und das Lehengericht von dem Amt Wolfach getrennt und dem Amt Hornberg zugeteilt wurden. Alsbald schrieb man die Abbrucharbeiten zur Vergebung aus. Zwei Schiltacher Bauunternehmer erhielten den Zuschlag. Sie übernahmen den Abbruch der Ruine im Akkord. In den Jahren 1829 und 1830 wurden die Mauern niedergerissen. Dabei wurde der Sohn des einen Unternehmers von einer einstürzenden Mauer erschlagen. Er war das letzte Opfer, das die Burg Schiltach und ihre so unrühmlich geschleifte Ruine forderte.

Im November 1830 war die Arbeit beendet. Man hatte alles Mauerwerk bis in die Fundamente hinab abgebrochen und nur das übriggelassen, was heute an der Burgstelle feststellbar ist. Aus der Sicht der Burgenfreunde war es damals doch eine pietätlose Zeit, in der man nicht gewillt war, die Gelder aufzubringen für die Erhaltung der letzten sichtbaren Zeugen aus der heimatgeschichtlichen Vergangenheit. Schade, solche Fehler sind nicht wiedergutzumachen.

Im Jahre 1930 hat die Stadtverwaltung Schiltach die Burgstelle auf dem Schloßberg von der Domäne käuflich erworben. Die Wege auf den Schloßberg wurden ausgebessert, auf der Burgstelle entstand ein geräumiger Platz für festliche Veranstaltungen, Ruhebänke laden zum besinnlichen Verweilen ein, und so wurde der Schloßberg in das Erholungsgebiet des aufstrebenden Luftkurortes Schiltach einbezogen.

Sage: Die weiße Schloßjungfrau

Vor vielen, vielen Jahren sah man in gewissen Nächten oben auf dem Schiltacher Schloßberg eine lichte Erscheinung, in weiße wallende Gewänder gehüllt, einsam auf den Wegen wandeln. Es war die geisterhafte Schloßjungfrau. Auf leisen Sohlen schritt sie ihres Weges, oft bis zu den rückwärtigen Höhen hinauf. Oft wurde sie von nächtlichen Wanderern gesehen. Sie ging aber den Menschen immer scheu aus dem Wege. Manchesmal saß sie irgendwo auf einem Stein und sang schwermütige Lieder vor sich hin. Auch dabei wurde sie öfters belauscht und auch gefragt, warum sie als Geist umgehen muß. Doch hatte sie nie ihr Geheimnis gelüftet, nie ihr woher und warum den Menschen anvertraut.

Nur einmal stand sie Rede und Antwort. Aus dieser war zu entnehmen, daß sie einst zu Lebzeiten eine hartherzige Seele hatte und an den Untertanen ihren Mutwillen und ihre Börsartigkeit ausließ. Zur Sühne müsse sie nun als Geist ihre Schuld büßen.

Eines Nachts saß sie wieder am Wege oben hinter dem Schloß. Ein verspäteter Wanderer kam die Steigstraße herab. Er hatte die Schloßjungfrau schon oft gesehen und hatte ihrem Gesang gelauscht, so auch jetzt. Ergriffen von soviel Unglückseligkeit faßte er sich ein

Herz, ging auf die Erscheinung zu und fragte sie voll Anteilnahme nach ihrem Leid. Langsam wandte sie dem Frager ihr schönes Antlitz zu und blickte ihn mit strahlenden Augen an. Dann sprach sie langsam und deutlich die weissagenden Worte: „Dein Bruder wird in dreißig Jahren, den Weg, den ich gehen mußte, auch erfahren.“ Nach diesen Worten verschwand sie und wurde seither nie mehr gesehen noch gehört; sie war erlöst.

Jahre vergingen. Da tauchte plötzlich im Schiltachtal auf dem Taubenstein ein Geist auf, der auf einem feurigen Roß seine nächtlichen Ritte machte. Doch nur kurze Zeit ging er dort um. Ein Mönch, so erzählte der Volksmund, hatte Reiter und Roß eines Nachts in den Granitfels des Taubensteines hineingeschworen, so daß der Unglückliche für alle Zeiten gebannt war. Die Weissagung der Schloßjungfrau aber war in Erfüllung gegangen, denn der geisterhafte Reiter war der in seinem Erdenleben boshafte Bruder jenes Wanderers, der einst durch seine Fragen die Schloßjungfrau erlöst hatte.

Die Klingenburg

von Hans Harter

Im Tal der Schiltach, auf Lehengerichter Gemarkung, verweisen die Flurnamen „Burbach“, „Burbachfelsen“ und „Schlößle“ auf das Vorhandensein einer ehemaligen Burg. Wir befinden uns hier auf einem schmalen Felsrücken, der in das Haupttal vorspringt und zum Burbach und zur Schiltach beinahe 200 m steil abfällt. Der Zugang vom Tal ist auf Grund der hohen Burbachfelsen beinahe unmöglich. Die bessere Gelegenheit bietet sich von der Hochfläche her, wo beim Höfenbauer ein Weg zu diesem Felsgrat abgeht. Etwa in dessen Mitte kennzeichnet ein etwa 12 m langer, 6 m breiter und bis zu 4 m hoher Schutthügel den Standort des „Schlößle“, eine Bezeichnung, die auf eine abgegangene Burg hindeutet.

Diese Örtlichkeit wurde von Hermann Fautz erstmals genauer aufgenommen und beschrieben¹⁾. Er konnte damals, im Jahre 1934, in diesem Schutthaufen Buckelquader aus Sandstein und den Scheitel eines Gewölbes entdecken, von vielen behauenen Steinen berichten und auch einen rechteckigen Grundriß der Anlage von 12 × 6,5 m feststellen.

An diesem Befund ist auch heute noch festzuhalten, wenigstens teilweise. Während seither durch Schürfarbeit unbekannter Gräber Teile der nördlichen Außenmauer (6,8 m), die nordwestliche Ecke und Reste der Westmauer (4 m) ans Tageslicht gekommen sind²⁾, ist von dem Gewölbeansatz nichts mehr zu sehen. Auch kann der von H. Fautz als südwestliche Ecke angenommene Quader nicht eine solche gekennzeichnet haben, da er nur auf einer Seite einen Buckel hat, also kein Eckstein ist; außerdem liegt er nicht in der Mauerflucht. Damit ist auch die eine Seitenlänge des Grundrisses von 12 m fraglich, vermutlich war sie kürzer. Nach wie

1) In: Die Ortenau 1934, S. 427 f. („Die Mühlburg“). — Eduard Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens, Karlsruhe 1910, erwähnt das „Schlößle“ ebenfalls, weiß aber nichts damit anzufangen.

2) Vgl. den beigegebenen Grundriß.

Lage der Klingenburg siehe Pfeil. Die Burbachfelsen vom Herdweg (Hinterlehengericht) aus gesehen.



vor stecken in der Stützmauer des vorbeiführenden Weges einige große Buckelquader, und am westlichen Abhang liegt ein mächtiger, seltsam behauener Stein, der vielleicht zu einem Türgewand gehörte. Soweit die sichtbaren Steine untersucht werden konnten, sind es alles Buckelquader mit einem 3—6 cm breiten Randschlag, die an ihrer oberen Fläche zum Teil zwei Zangenlöcher haben. Sie sitzen sauber aufeinander, sind mit Kalkmörtel aufgeführt und mit Granitbruchsteinen hintersetzt. Sie bildeten den äußeren Mantel eines Gebäudes oder Turmes, wie man ihn aus solchen Buckelquadern oft an Burgen des Mittelalters findet.

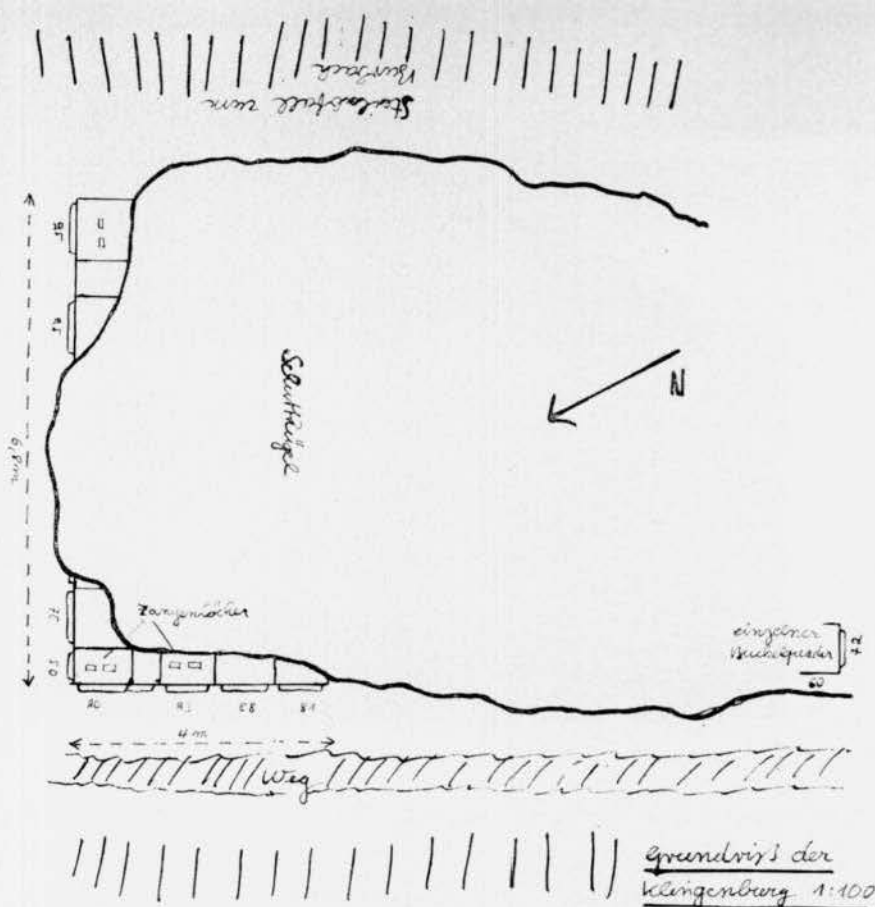
Dieser Befund läßt es kaum zweifelhaft erscheinen, daß wir es beim „Schlößle“ auf den Burbachfelsen mit einer mittelalterlichen Anlage zu tun haben. Darauf weisen vor allem die Bossenquader der Außenmauer hin, eine Mauertechnik, die vorzugsweise ins 13. Jahrhundert gehört und die für den damaligen Burgenbau kennzeichnend ist; ebenso sind die Zangenlöcher eine Erfindung dieses Jahrhunderts³⁾. Später ging man von der Verwendung von Buckelquadern wieder ab, so daß wir unsere Anlage ganz grob in das 13. Jahrhundert datieren können.

Zwar könnte erst eine Grabung genauere Aufschlüsse erbringen — und unter diesen Vorbehalt sind diese Ausführungen zu stellen —, aber die festgestellten Mauerlängen von 6,8 m und 4 m (wobei hier noch 2—3 m nicht mehr sichtbare Mauer dazuzurechnen sind) machen es wahrscheinlich, daß wir es hier mit den Fundamenten eines quadratischen Turmes zu tun haben. Ein Haus oder ein großer Wohnturm kommen weniger in Frage, dafür sind bei einer Mauerstärke von mehr als 1 m die Längenmaße zu gering.

Von seiten der schriftlichen Überlieferung kann dieser Befund noch ergänzt werden. Im Schiltacher Lagerbuch von 1591 heißt es bei der Beschreibung der Eigentumsgrenze des „Hinteren Hofes“, daß diese „vom Burbach hinauf zu aim alt Burgstadel, Clingenburg genannt“, zog⁴⁾. Damit kann nur unser Schlößle ge-

³⁾ Hans-Martin Maurer, Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 115 (1967), S. 75 ff.

⁴⁾ H. Fautz, Mühlburg, a. a. O., S. 428, Anm. 1.



meint sein, dessen eigentlicher Name also „Klingenburg“ ist. Die Bezeichnung als „Burgstadel“ bedeutet aber, daß die Anlage damals im 16. Jahrhundert schon längst Ruine war⁵⁾. Zu dem Namen Klingenburg ist noch zu sagen, daß eine „Klinge“ im Altdeutschen eine „schmale Schlucht mit rauschendem Bache“ bezeichnete⁶⁾, die Burg also ihren Namen vom vorbeifließenden Burbach hat, der in der Tat eine solche Klinge darstellt. Diese wurde mit der Erbauung der Burg ihrerseits zum „Burgbach“, der wiederum den Namen für die „Burgbachfelsen“ abgab. Während diese Flurnamen sich bis heute erhalten haben, verging mit der Klingenburg auch ihr Name, nur die Bezeichnung „Schlößle“ hält die Erinnerung an die ehemalige Burg wach⁷⁾.

Damit sind alle bisher auffindbaren Hinweise ausgewertet, die unsere Klingenburg betreffen. Wir kennen ihren eigentlichen Namen, vermuten ihre Erbauung im 13. Jahrhundert und meinen, daß sie einst ein mit Buckelquadern verkleideter Turm gewesen ist. Noch aber wissen wir nichts über ihre Funktion, über den Zweck, den sie hoch oben auf ihrem Felsgrat zu erfüllen hatte, wie es auch keinerlei Nachricht über ihren Erbauer gibt. Um auf diese Fragen eine Antwort zu finden, ist es notwendig, die Klingenburg in ihrem weiteren geographischen Raum zu sehen und den Versuch zu machen, sie in einen historischen Zusammenhang zu bringen.

Von vornherein dürfte klar sein, daß eine solche kunstvoll aus Buckelquadern erbaute Anlage nicht irgendein Bollwerk oder Verhau gewesen ist, das in Not-

5) Hans-Martin Maurer, Die landesherrliche Burg in Württemberg, Stuttgart 1958, S. 9 ff.

6) Ernst Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. 2/1, Nachdruck München 1967, Spalte 1693.

7) H. Fautz hat bei den Bauern der Umgegend den Namen „Mühlburg“ für das Schlößle auf den Burbachfelsen gefunden, eine Bezeichnung, die sicher nicht ursprünglich ist.

zeiten angelegt wurde, um den Bauern der Umgegend als Zufluchtsort zu dienen. Dagegen spricht auch die geringe Grundfläche und ihr turmartiger Grundriß. Ob der zweite überkommene Name, „Mühlburg“, hier eine Bedeutung hat, ist ebenfalls fraglich; denn ein Schutz der unterhalb an der Schiltach liegenden Mühle, des heutigen „Löwen“, war wegen des beinahe unmöglichen Abstiegs ins Tal nicht gegeben. Zudem ist dieser Name nicht ursprünglich, kann also auch nicht die eigentliche Funktion der Klingenburg wiedergeben. Da sie an keiner Herrschaftsgrenze liegt, ist sie auch kein Wachturm gewesen, der Grenze und den im Tal laufenden Weg beobachten sollte.

Der geographische Raum, dem die Klingenburg angehörte, war auf Grund ihrer exponierten Lage weniger die Hochfläche mit den Höhenhöfen, als vielmehr das Schiltachtal, über dem sie sitzt. An beiden Enden dieses Talabschnittes liegen nun ebenfalls Burgen: Schiltach an der Einmündung ins Kinzigtal, flußaufwärts, wo sich der Schramberger Kessel öffnet, die Burg Schilteck, die hier die Zugänge beherrschten. So konnte in den Teil des Schiltachtals, zu dem die Klingenburg gehört, niemand ohne Einverständnis von den Burgen Schiltach und Schilteck eindringen. Die Funktion der Klingenburg kann also weniger auf das Tal selber ausgerichtet gewesen sein, beispielsweise Schutz der Mühle oder Überwachung des Verkehrs. Wohl aber könnte sie in einen Zusammenhang mit diesen beiden das Tal sperrenden Burgen gehört haben. Es eröffnet sich die Möglichkeit, daß die Burg Schiltach, die Klingenburg und die Schilteck ein Burgensystem bildeten, das die Herrschaften Schiltach und Schilteck miteinander verband und in welchem die Klingenburg das Verbindungsglied spielte. Konkret müßte das bedeuten, daß von der Klingenburg aus Sichtverbindung mit den beiden anderen Burgen bestand.

Vom 20 m hohen Bergfried der Schilteck kann man das Schiltachtal bis zu der Stelle einsehen, wo es einen Knick nach Nordwesten macht. Die rechts über dem Tal liegenden Höhen, der Aichberg, Rotlach und der Höfenbauer, sind aber weiter-



Nordecke der ehemaligen Klingenburg. An den Quadern sind z. T. die Zangenlöcher zu sehen, gebuckelt mit Randschlag.

Aufn.: H. Pfau



Behauener Stein der Klingenburg am West-
abhäng, vermutlich aus einem Türgewänd.
Aufn.: H. Pfau

hin im Blickfeld, bis der Felsrücken der Klingenburg endgültig den weiteren Blick verbaut; übrigens ist auch der Hügel der Willenburg gut zu erkennen. Das bedeutet aber, daß die Sichtlinie Schilteck—Klingenburg möglich war, nur am Leichenberg müßte eine Waldschneise gewesen sein. Auch rückwärts, von der Klingenburg her, ist der Standort der Schilteck feststellbar.

Hohe Wälder lassen zwar den Blick Klingenburg—Schiltach nicht mehr zu, es liegt aber kein höherer Berg dazwischen, und die Höhendifferenz beträgt etwa 120 m. Bei fehlendem Wald muß also auch die Sichtlinie Klingenburg—Schiltach möglich gewesen sein, zumal wenn die Klingenburg ein Turm war; daß die Burg Schiltach einen hohen Bergfried hatte, ist bekannt.

Diese Beobachtungen lassen die Funktion der Klingenburg auf ihrem Felsgrat klar werden. Sie bildete das Gelenk eines Burgensystems im Schiltachtal und hatte als solches die Aufgabe, eine schnelle Verbindung und Nachrichtenübermittlung zwischen den Festen Schiltach und Schilteck zu ermöglichen. Dieses Ergebnis paßt auch zu der Vermutung, daß die Klingenburg auf Grund der noch feststellbaren Überreste ein Turm gewesen ist, für den es in seiner topographischen Lage keine andere Funktion gegeben haben kann. Als Glied eines Burgensystems kann hinter der Erbauung der Klingenburg ein Zweck gesehen und ihr selber eine Aufgabe zugewiesen werden.

Noch ist aber zu klären, ob für eine solche Verbindung von Schiltach zur Schilteck überhaupt ein Bedürfnis vorgelegen hat. Ein solches war nur dann gegeben, wenn alle drei Burgen zur gleichen Zeit in derselben Hand waren, das heißt, in derselben Herrschaft lagen. Die Antwort kann hier nur von historischer Seite kommen, es muß festgestellt werden, ob und wann dieser Fall vorgelegen hat.

Die Klingenburg kann hierzu nur wenig Informationen beitragen. Nur der Baubefund deutet auf das 13. Jahrhundert als dem Zeitraum ihrer Erbauung. Was wissen wir von den beiden anderen Burgen zu dieser Zeit?

Einigermaßen reichhaltig ist die Überlieferung hinsichtlich der Schilteck. Vom Jahre 1225 an sind „Ritter von Schilteck“ nachweisbar, die die Burg von den Herzögen von Teck zu Lehen hatten⁸⁾. Dazu gehörten viele Güter in den Tälern

⁸⁾ Vgl. Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 11, S. 466. — Irene Gründer, Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck, Stuttgart 1963, Regest 111.

um Schramberg und auf dem Sulgen, die von der Schilteck aus verwaltet wurden⁹⁾. Die Erbauung der Burg kann aus bautechnischen Gründen (Buckelquader, Steinmetzzeichen, spitzbogiger Eingang zum Bergfried) nicht mehr ins 12. Jahrhundert fallen, sie ist kurz vor 1225 anzusetzen. Festzuhalten ist außerdem, daß Schilteck eine teckische Herrschaft gewesen ist, die als Lehen ausgegeben war. Vielleicht machte das Jahr 1218, der Tod des letzten Herzogs von Zähringen und der nachfolgende Zerfall des „Zähringischen Staates“ die Konsolidierung und Sicherung des aus ehemaligem zähringischem Besitz stammenden Gutes der Tecker notwendig. Das könnte auch der Grund für den Bau der Burg Schilteck gewesen sein, der dann zwischen 1218—1225 erfolgte.

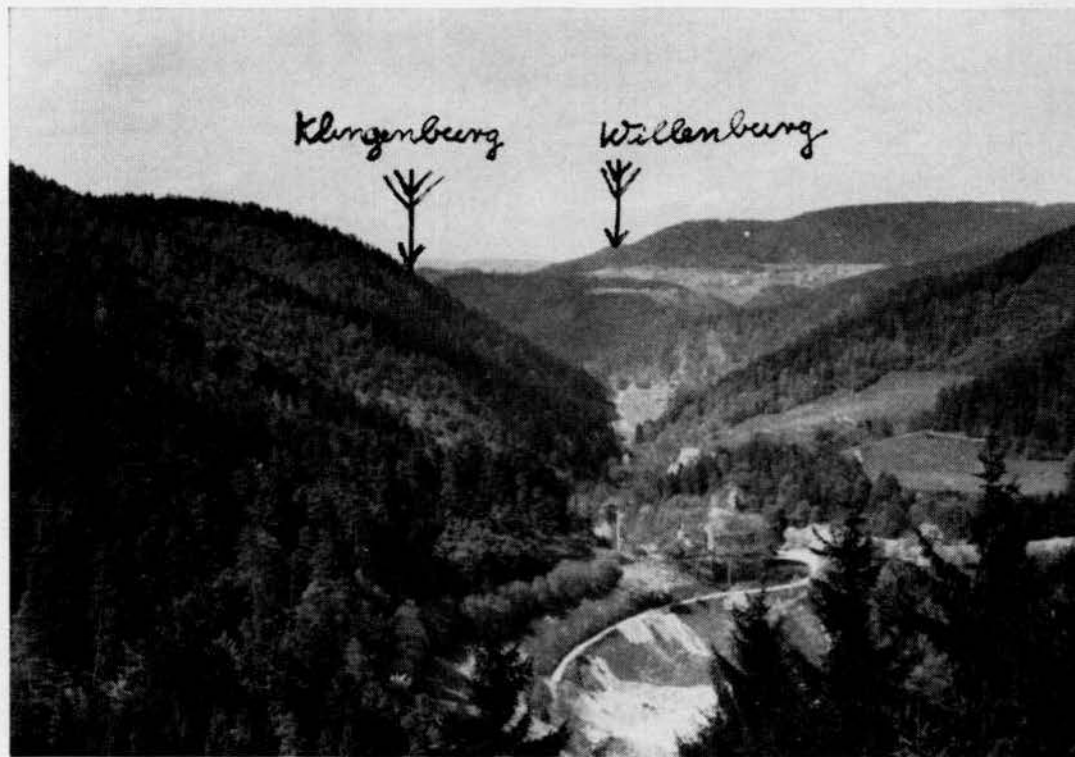
Schwieriger ist der Fall bei Schiltach, wo die Überlieferung überhaupt erst mit dem Jahre 1275 beginnt. Inhaber der Herrschaftsrechte sind hier im 13. Jahrhundert überhaupt nicht urkundlich nachzuweisen, erst im Jahre 1324 hören wir von „Schiltach uff (der) burg, do der herczog von Tecke gewaltig was“¹⁰⁾. Diese Nachricht erlaubt aber, einer etwas zweifelhaften Stelle der „Jahrgeschichten der Franziskaner in Baden“ mehr Glauben zu schenken. Demnach soll 1290, im Geburtsjahr der Luitgard von Wittichen, ein Herzog von Teck in Schiltach gesessen sein¹¹⁾. Belegt ist auf jeden Fall, daß die Tecker auch schon im 13. Jahrhundert in der Gegend um Schiltach begütert und tätig waren¹²⁾. So kann ohne weiteres der Schluß gezogen werden, daß Burg und Stadt Schiltach schon im 13. Jahrhundert

9) Ebd., R 176.

10) Berthold von Bombach, Leben der seligen Liutgart, der Stifterin von Wittichen, in: F. J. Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte, Bd. 3, Karlsruhe 1863, S. 451.

11) Mone, Quellensammlung, a. a. O., S. 643.

12) I. Gründer, Teck, a. a. O., R 38, 116.



Klingenburg. Blick vom Bergfried der Burg Schilteck bei Schramberg das Tal der Schiltach abwärts.

Aufn.: H. Pfau



Ausschnitt
 aus der Topografischen Karte
 1 : 25000, Bl. 7716 Schramberg.
 Die Sichtlinie Schilteck —
 Klingenburg — Schiltach ist
 eingezeichnet.

Aufn.: H. Pfau

teckisch waren und daß der Bau der Burg und die Gründung der Stadt auf sie zurückgehen. 1280 erscheint in der Zeugenreihe einer in Halbmeil ausgestellten teckischen Urkunde zwischen zwei Adligen ein „Gerg von Schiltach“¹³⁾, in dem wir einen teckischen Dienst- oder Lehensmann vermuten, der auf der Burg Schiltach saß. Später wohnte eine teckische Seitenlinie auf der Schiltacher Burg.

¹³⁾ Ebd., R 38.

Sowohl die Burg Schilteck als auch das Schloß Schiltach gehörten im 13. Jahrhundert zur Herrschaft der Herzöge von Teck und wurden aller Wahrscheinlichkeit nach auch von ihnen erbaut. Damit steht von historischer Seite unserer Vermutung über die Funktion der Klingenburg nichts entgegen, ja sie wird durch diese übereinstimmenden geschichtlichen Fakten bestätigt.

Es kann wohl nicht anders gewesen sein, als daß im Zuge der Festigung der teckischen Besitzungen im Kinzig- und Schiltachtal die Burgen Schilteck und Schiltach angelegt wurden. Zur Sicherstellung einer schnellen Verbindung zwischen beiden Herrschaftskomplexen wählte man einen Punkt im Schiltachtal, von dem aus beide Seiten eingesehen werden konnten. Dort erbaute man einen einzeln stehenden Turm, unsere Klingenburg. So entstand in diesem Teil des Schiltachtals ein kleines Burgensystem, dessen Scharnier der Buckelquaderturm auf den Burbachfelsen war.

Der Ruxenstein

von Hermann Fautz

Zwischen dem Heubachtal und dem Sulzbächle bei St. Roman erheben sich auf der Abrasionsfläche des Grundgebirges einige aus Buntsandstein bestehende Kegelberge. Nördlich vom Elmlisberg (684,4 m) fällt der Ruxenkopf (792,0 m) durch seine ebenmäßige Form besonders auf. Er hätte den Namen „Stauf“ verdient, doch diesen trägt in der Runde der Bergkegel bei St. Roman der noch höhere Staufenkopf (850,7 m).

Im oberen Kinzigtal hält sich hartnäckig die Meinung, auf dem Ruxenkopf sei ehemals eine Burg, Ruxenstein genannt, gestanden. Die wiederholte Begehung des Berggipfels und die Suche nach Resten einer Burganlage hat gezeigt, daß hier oben keine Spuren einer solchen zu finden sind. Wohl stehen einige niedere Felsen an, deren Schichtung ein Mauerwerk bei oberflächlicher Betrachtung vortäuschen könnte, auch liegen in dem Hochwald rings um den Gipfel viele Findlinge aus Buntsandstein, die aber in diesen Höhen überall zu finden sind als Folge der Verwitterung dieser Gesteinslagen. Mauerreste, behauene

Blick vom Teisenkopf (764,2 m) gegen Westen. Links der breite Rücken des Ruxenkopfes (792,0 m); er ist von Süden her gesehen ein spitzer Kegel; rechts der spitze Sannekopf (797,7 m) und rechts vom ihm der Sattel des Heidenackerle (721,6 m).

Aufn.: H. Fautz





Geschichtete Buntsandsteinfelsen auf dem Ruxenkopf. Bei oberflächlicher Betrachtung könnten sie Mauerwerk vortäuschen, sie sind aber gewachsener Fels aus dem geröllfreien mittleren Buntsandstein.

Aufn.: H. Fautz

Steine, Mörtel Spuren oder sonstige Reste, die auf ein altes Bauwerk hinweisen könnten, sind jedoch nicht feststellbar. Dasselbe gilt auch für den benachbarten Bergkegel, den Sannekopf (797,7 m).

Einst gehörte das Gebiet um St. Roman den Freiherren von Wolfach. Um das Jahr 1300 kam es an die Herren von Hohengeroldseck und gehörte zu deren Herrschaft Romberg. Diese wurde im Jahre 1490 an die Grafen Heinrich und Wolfgang von Fürstenberg verkauft. Weder in hohengeroldseckischen noch in fürstenbergischen Urkunden wird eine Burg Ruxenstein erwähnt.

Der Gedanke an eine solche Burg wird durch die hier umgehende Sage von der Nixe Susanna wachgehalten und genährt. Am Fuße des Sannekopfes entspringt eine starke Quelle mitten im Hochwald, der Sannebrunnen genannt. Das klare, kühle Wasser soll aus einem unterirdischen See kommen, der im Innern des Sannekopfes liegt. Auf dessen Grund sollen unermeßliche Schätze von Gold und Edelsteinen liegen.

In gewissen Nächten huschte einst eine gar liebliche Nixe aus dem Sannewald herab zum Brunnen, der eine kleine Wasserstelle füllte, um in ihr zu baden. Auf dem nahen Ruxenkopf hauste zu jener Zeit in seiner halbzerfallenen Burg der Ritter von Ruxenstein. Er hatte die Nixe schon oft beobachtet und trachtete danach, sie bei Gelegenheit zu erhaschen. Er glaubte durch sie in den Besitz des sagenhaften Schatzes zu gelangen, der auf dem Grunde des Sannesees ruhte. Eines Nachts weilte Susanna wieder an dem Badebrunnen. Der Ruxensteiner hielt sich in einem Gebüsch verborgen. In einem günstigen Augenblick sprang er hervor, um die Nixe zu ergreifen. Schon glaubte er sie zu fassen. Ein leichter Schrei entfloß ihrem Munde, ihre lichte Gestalt löste sich in Nebel auf, den rasch der Nachtwind verwehte. Darüber war der Ritter zu Tode erschrocken. Traurig schleppte er sich von dannen. Er kam noch bis auf den Bergsattel zwischen dem Sannekopf und dem Brendlesstauen (Weberhöhe), wo er zusammenbrach und seine wilde Seele aushauchte. Der Volksmund nannte nachmals den Platz: das Heidenäckerle. Die Nixe Susanna wurde seither nie mehr gesehen. Ihr Andenken lebt nur noch in der Sage und den Flurnamen Sannekopf, Sannewald und Sannebrunnen fort. Beim Ruxenkopf liegt der Ruxenwald, Ruxenhof und der Ruxengrund, abgeleitet von dem Beiwort *rauh* = *ruh* = *ruch* = *ruchs*, eine Benennung, die zu dem felsigen Bergkegel paßt.

Im Mittelgrund der bewaldete Schlößleberg an der Kinzig bei der Bahnstation St. Roman. Links ansteigend die Leubenhöhe.

Aufn.: H. Fautz



Das Schlößle vor Sulzbach

von Hermann Fautz

Etwa 500 Meter östlich der Station St. Roman an der Kinzigtalbahn Hausach—Freudenstadt, bei der Einmündung des Sulzbächles in die Kinzig, erhebt sich aus dem Tal ein kleiner felsiger Bergkegel, das „Schlößle“ (408,6 m) genannt. Mit den gegenüber, südlich der Kinzig gelegenen Schroffenfelsen bildet er eine Engstelle im Tal, die sich sehr gut zu einem Sperrriegel ausbauen ließ. Für die Anlage einer Burg hätte sich der steile Berg vortrefflich geeignet.

Sie wäre im fürstenbergischen Gebiet gelegen. Vergebens ist die Nachforschung nach irgendeiner Erwähnung einer Burg an dieser Stelle. In dem Grenzbescrieb des fürstenbergischen Gebietes vom Jahre 1493 heißt es, die Grenze zieht von der Einmündung des Kaibaches in die Kinzig inmitten dieser „ab vnnd ab biß im Großen Stein by dem Burgstall fürvß, hindurchs ab inn Gippicher burgstall“. Der Große Stein lag aber nicht in

Schanze
an der Leubenhöhe,
Gemarkung Kinzig-
tal, in den Jahren 1702
und 1703 von dem
„Schwäbischen Land-
sturm“ aus Bruch-
steinen hergestellt.

Aufn.: H. Fautz



der Kinzig am Fuße des „Schlößle“, sondern da, wo die Grenze vom Burgstall Gippichen „fürvß“, heraus kam, also Vor Ippichen.

Der Scheitel des Schlößleberges weist keine Spuren einer ehemaligen Burganlage auf. Es liegen auf ihm viele lose Steine aus Granit und Kinzigitgneis, wie solche überall im Gelände hier zu finden sind.

So mag die Vermutung berechtigt sein, daß das „Schlößle“ in die Verteidigungslinie einbezogen war, die in den Jahren 1702 und 1703 im Spanischen Erbfolgekrieg von dem „Schwäbischen Landsturm“ als Sperriegel im oberen Kinzigtal errichtet wurde. Noch heute sind die Schanzen, die vom Liefersberg über den Weidenberg und Schrofen in das Kinzigtal herab und an dem gegenüberliegenden Leubenberg hinauf angelegt wurden, deutlich erkennbar. Der Schlößleberg hätte in diesem Verteidigungsabschnitt der Platz für einen ideal gelegenen Kommandostand sein können. Vielleicht erhielt er damals seinen Namen in der für unser Tal so unruhigen Zeit.

Die Burg Gippichen und ihre Edelknechte

von Hermann Fautz

Die Burgstelle

Zwischen Wolfach und Halbmeil fließt der Kinzig von Norden her der Ippichenbach zu. Er entspringt in der Nähe von St. Roman beim Kreuzacker (706,5 m). In dem engen etwa 4 km langen Tal liegen heute sieben Bauernhöfe. Am Taleingang Vor Ippichen (280,0 m) stehen die Gebäude des Klausenbauernhofes.

In der Mitte des Tales, da wo das vom Hohberg (724,7 m) herabkommende Grundbächle die Talsohle erreicht, liegt der Abrahamshof (Abrahambauernhof). Das Gebäude zählt zu den ältesten Bauernhäusern im Schwarzwald. Nach der im Sturz einer Stalltüre eingemeißelten Zahl 1504 wurde es zu Beginn des 16. Jahrhunderts gebaut. Der Hof hatte im Laufe der Jahrhunderte viele Besitzer. Im Jahre 1913 verkaufte der Bauer Heinrich Schillinger den Abrahamshof an die Gemeinde Kinzigtal. Die Felder und Wiesen wurden nun teilweise aufgeforstet, das Hofgebäude mit einigen Liegenschaften wurde verpachtet. Um den baulichen Zustand des alten Hauses war es in den letzten Jahrzehnten schlecht bestellt. Da schloß im Jahre 1963 eine Jugendgemeinschaft aus Essen mit der Gemeinde Kinzigtal einen Erbpachtvertrag. Das große Hofgebäude, ein hochgestelztes Bohlenständerhaus, wurde nun gründlich renoviert und als „Schwarzwaldheim Thomas Morus Essen-Kupferdreh e. V.“ ausgebaut. So wurde der alte Abrahamshof vor dem Verfall bewahrt.

Neben und hinter dem Hofgebäude liegen die Burgmatte und der Burgacker. Diese beiden Flurnamen sind noch die einzigen Zeugen dafür, daß hier einst die Burg der Edelknechte von Gippichen stand. Von ihr sind keine Spuren erhalten



Der Abrahamshof in Ippichen, Gemarkung Kinzigtal; Erstbau aus dem Jahr 1504. Hier stand zuvor die Burg Gippichen. Seit 1964 Jugenderholungsheim.

Aufn.: H. Fautz

geblieben. Vergebens schaut man sich nach einer Burgstelle um. Weder Wall noch Graben oder irgendwelche Mauerreste, die auf eine Burgruine hinweisen könnten, sind vorhanden. Der ehemalige Burgbering war wohl klein und bescheiden. Das große Gebäude des Abrahamshofes überdeckt die ganze Burgstelle. Was von dieser noch außerhalb des Hofgebäudes lag, wurde so gründlich eingeebnet, daß heute davon keine Spuren mehr vorhanden sind. Eine Beschreibung der Burg Gippichen zu geben ist daher nicht möglich. Sicherlich war sie eine kleine, vielleicht nicht einmal wehrhafte Anlage, ein Haus mit massivem Untergeschoß und aufgestocktem Riegelfachwerk.

Die Burg Gippichen wurde, im Vergleich zu andern festen Plätzen, spät erwähnt. Im Jahre 1399 hören wir erstmals von ihr. Damals verwies der Edelknecht Aulber (II.) seine Frau Klara von Schnellingen auf seine Burg „Gipchen“. Sicher war die Burg aber weitaus älter. Sie bestand wohl schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als die Ritter von Gippichen noch Dienstmannen der Freiherren von Wolfach waren.

Im Jahre 1451 hören wir noch von der „burg zu Gypichen“, aus dem Jahre 1468 ist bezeugt, daß sie noch bewohnbar war, aber 25 Jahre später, 1493, wurde sie als „Gippicher burgstall“ bezeichnet, als verfallene, zur Ruine gewordene Burg. Von einer gewaltsamen Zerstörung der Burg ist nichts bekannt.

Mit Diepold von Gippichen starb das Geschlecht um das Jahr 1480 im Mannesstamm aus. Vermutlich wohnte er schon lange nicht mehr auf der kleinen Burg im

engen Waldtal. Als im Jahre 1490 die Herrschaft Romberg von den Grafen von Fürstenberg gekauft wurde, gelangte das ganze Ippichertal wieder in deren Besitz. Diese hatten an der Burg Gippichen, die vermutlich in keinem guten baulichen Zustand mehr war, kein Interesse. Ähnlich wie die Romburg ließ man sie zerfallen, um die Unterhaltungskosten zu sparen. Was an Baumaterial noch verwertbar war, wurde anderweitig verwendet. Auf dem Platz der völlig abgeräumten Burgstelle baute man den Abrahamshof, in dessen Grundmauern noch Reste der ehemaligen Burg stecken mögen.

Die Lehnsgüter der Gippicher

Der Besitz der Ritter von Gippichen umfaßte zunächst nur das Ippichental. Das war ein kleines geschlossenes Gebiet. Schon die Güter im Kinzigtal Vor Ippichen gehörten nicht mehr dazu. Im Laufe ihrer Geschichte gelang es aber den von Gippichen, ihren Besitz bedeutend zu erweitern, ohne aber dadurch ein großes abgerundetes Lehensgebiet zu erreichen. Sie nahmen Lehnsgüter von den Grafen von Fürstenberg, den Herren von Hohengeroldseck, den Herren von Hornberg und von Lupfen, deren Vasallen sie dadurch wurden.

So gelangten die von Gippichen zu einem umfangreichen Streubesitz, der im Kinzigtal und dessen Nebentälern vom Emersbach bei Biberach bis hinauf in dem Kaibach bei Schenkzell lag. Zur Zeit Aulbers (II. 1399 bis 1450) zählten die Edelknechte von Gippichen zu den angesehensten und begütertesten Edelleuten im Kinzigtal.

Doch nur kurze Zeit währte diese Blüte. Wie viele ihrer Standesgenossen gerieten auch die von Gippichen in den Sog der damaligen Zeit. Der Ritterstand war als Wehrstand überflüssig geworden, er wurde abgelöst durch die angeworbenen Landknechtsheere und verarmte. Auch die Gippicher hausten ab. Gut um Gut mußte verkauft werden, so daß mit dem Aussterben ihres Geschlechts auch ihr ehemaliger stattlicher Besitz verbraucht war.

Das Geschlecht von Gippichen

Mit dem Ritter „Ul. de Gipiche“ (Ulrich von Gippichen) trat im Jahre 1268 das Geschlecht in die Geschichte ein. Er war ein Lehnsmann des Freiherrn Friedrich von Wolfach, in dessen Gebiet der damalige Gippicher Besitz lag. Vermutlich stammte er oder seine geadelten Vorfahren aus einem im Ippichental gesessenen Bauerngeschlecht, das sich besondere Verdienste erworben hatte und dafür in den Stand des niederen Dienstadels aufgenommen wurde. Der neuen Würde entsprechend wurde von ihnen anstelle des Bauernhauses die Burg Gippichen gebaut.

Durch den Übergang der Herrschaft Wolfach an die Grafen von Fürstenberg wurden die Gippicher dann fürstenbergische Dienstleute. Um das Jahr 1300 gelangten die Herren von Hohengeroldseck in den Besitz der Herrschaft Romberg. Zu dieser gehörte das obere Ippichental und die halbe Burg Gippichen, die untere Hälfte blieb fürstenbergisch. Dadurch wurden die Gippicher auch hohengeroldseckische Lehnsleute. Sie nannten sich nun Edelknechte.

Das Wappen der Herren von Gippichen mit dem Teil einer Radfelge, diese, gewendet, auch als Helmzier. An der Außenwand der Pfarrkirche von Wolfach, Südwestecke. Buntsandsteinplatte 150 x 80 cm, Größe des Schildes 75 x 55 cm. *Aufn.: H. Fautz*



Ulrichs Sohn Alber (Aulber I.) wurde Bürger der Stadt Wolfach. Er war dort erstes Ratsmitglied (Zwölfer) und eine einflußreiche Persönlichkeit. Auf die Mehrung des Familienbesitzes war er bedacht. Er kaufte im Jahre 1328 mehrere Güter im unteren Osterbachtal. Gestorben ist er um das Jahr 1347.

Von seinem Sohn Hulwer weiß die Geschichte wenig zu berichten. Er widmete sich wohl als ruhiger Landedelmann in der Hauptsache der Betreuung seiner Güter von der Burg Gippichen aus. Der bedeutendste Vertreter des Geschlechtes wurde sein Sohn Aulber (II.). Mit ihm erreichte dasselbe seinen Höhepunkt.

Aulber kaufte Lehnsgüter, wo er solche günstig bekommen konnte. Im Jahre 1404 kaufte er den Hüllwerhof (vormals Wetznow genannt, heute Straßburger Hof) bei Wolfach. Dieser war ein Lehen der Freiherrn von Hornberg. In den folgenden Jahren erwarb er Güter im Osterbachtal, im Frohnbach, im Kaibach, Vor Heubach, Vor Leubach, im Hauserbach, bei Oberwolfach und bei Gutach u. a. O.

Aulber war verheiratet mit Klara von Schnellingen (Ehevertrag vom 22. Juli 1399). Sie war die Schwester des Rudolf von Schnellingen, der um das Jahr 1440 starb, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Durch einen Vertrag hatte er seine Schwester Klara als Alleinerbin aller von ihren Eltern geerbten Güter eingesetzt. Dadurch kam Aulber in den Besitz von Gütern in Welschensteinach, im Emersbachtal

und am Schönberg. Auch Güter bei Haslach und Fischerbach waren ihm zugefallen. Aulber starb um das Jahr 1450.

Nach seinem Tode begann der Stern der von Gippichen zu sinken. Sein Sohn Aulber (III.) heiratete um das Jahr 1441 Genefe (Genoveva) von Marbach, die Witwe des Egnolf von Waldstein, Schultheiß der Reichsstadt Gengenbach. Er wurde von Diepold von Hohengeroldseck mit all den Gütern belehnt, die sein Vater als geroldseckische Lehen besessen hatte. Aber den wirtschaftlichen Niedergang konnte Aulber und auch sein Sohn Diepold nicht aufhalten. Unaufhaltsam bröckelte Stück um Stück ihres Besitzes ab, wurde verkauft. Käufer waren Bürger von Wolfach, Hausach und Haslach. Diepold wurde im Jahre 1479 zum letzten Mal erwähnt. Mit ihm starb das Geschlecht der von Gippichen im Mannesstamm aus.

Diepolds Schwester Barbara war verheiratet mit Martin von Blumegg (Blumen-
eck). Dieser hatte von seinem Schwager manche Güter erworben. Er war der Erbe des Schnellinger Besitzes.

Erwähnt sei noch, daß Aulbers (II.) Bruder Georg im Jahre 1396 die Hälfte der Burg und des Dorfes Marschalkenzimmern käuflich erwarb und dort eine Nebenlinie der von Gippichen gründete, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts ausstarb.

Das Ippichental hatte Aulber (III.) im Jahre 1453 an den Wolfacher Bürger Erhard Lemp verkauft, noch ohne die Burg. Dessen Erbe Berchtold Lemp (Lempp) erhielt im Jahre 1468 von Diepold von Gippichen die Zusage, auf die Burg „Gypchen“ einen Meier oder eine sonstige Person setzen zu dürfen zur Verwaltung der Lempschen Güter. Das Ippichental war weiterhin im Besitz der Wolfacher Bürger. Nun baten im Jahre 1551 Vogt, Gericht und die Gemeinde im Kinzigtal den Grafen Friedrich von Fürstenberg, die Pfandschaft Ippichen wieder einzulösen. Sie wollten hierzu gerne beitragen. Die Witwe Veronica Lempin war mit einer solchen Wiedereinlösung einverstanden. Sie erhielt neben der Lösungssumme als „stattliche Verehrung“ noch 80 Gulden als Anerkennung, weil die Lempen die Pfandschaft Ippichen hundert Jahre besessen hatten.

Das Ippichental blieb fortan ein Bestandteil der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal und fiel mit dieser im Jahre 1806 an das Land Baden. Ippichen gehört heute zur Gemeinde Kinzigtal¹⁾.

1) Siehe „Die Ortenau“, 49. Jahresband 1969, Seite 194 ff. „Die Ritter und Edelknechte von Gippichen“ von Hermann Fautz.

Die Burgbachfelsen im
Burgbach, Gemeinde
Rippoldsau.
Links neben dem Pa-
villon die eingeebnete
Burgstelle.

Aufn.: H. Fautz



Schloß Burgbach

von Hermann Fautz

Im oberen Wolfstal, etwa 2 km unterhalb dem zur Gemeinde Rippoldsau gehörigen Ortsteil Klösterle, mündet, von links herabkommend, das Burgbachbächlein in die Wolf. Die Berge beiderseits engen das Tälchen ein, und erst, wenn man in dieses ein Stück weit eingedrungen ist, gelangt man in eine kleine Talau, in welcher sich zwei Bächlein vereinigen. Folgt man dem zur rechten Hand, so sieht man bald auf der Höhe eine mächtige Felsmauer über die Tannenwipfel emporstreben, die Burgbachfelsen. Sie bestehen aus Granit. Ringsum schauen hohe, mit Nadelwald bestockte Berge herab. Ihre Namen Burgwald, Burgschlag, Burgwaldhöhe weisen darauf hin, daß hier einst eine Burg stand. Die Reste derselben finden wir auf dem gegen Norden links von dem Pavillon liegenden Felsrücken. Zur Burgstelle gelangt man auf einem Serpentinpfad, der rechts am Felsen steil hinaufzieht. Bequemer ist der Zugang auf dem Talweg links bis zum letzten Haus, von wo ein neuer Fahrweg in einer Kehre bis oberhalb der Burgbachfelsen führt. Dort beginnt ein Fußweg, der in wenigen Schritten auf die Felsen führt.

Zunächst gelangt man hinab in einen natürlichen Graben, der sich hinter den Felsen entlangzieht. Beim Bau der Burg wurde er noch etwas eingetieft und als Halsgraben ausgebaut. Seine Breite von der Bergkante bis hinüber zu den Felsen beträgt an der schmalsten Stelle etwa 35 bis 40 Meter. Die Grabensohle ist 6 Meter breit, die Grabentiefe beträgt etwa 10 Meter. So bildete dieser Graben für die auf unersteigbaren Felsen liegende Burg einen vortrefflichen Schutz gegen die nach Osten sie überhöhende Burghalde.



Schloß Burgbach. Die Burgstelle von Südwesten gesehen erscheint hier als eingeebnete Fläche gegen den Halsgraben (rechts) und gegen den senkrechten Felsabsturz (im Bild hinten). An den Rändern entlang noch teilweise erhaltenes Mauerwerk.

Aufn.: H. Fantz

Der Fußweg führt aus dem Graben auf einer Treppenanlage an den Felsen hinauf zum mittleren Felskopf. Hier auf der höchsten Stelle steht ein Pavillon. Die Aussicht von demselben ist heute durch die hochgewachsenen Nadelbäume stark beeinträchtigt. Dieser Felsen war einst in den Burgbering einbezogen. Darauf weisen noch die Mauerreste an seiner Südseite hin. Ein etwa 3 m breiter und über 10 m tiefer Spalt trennt ihn von den bizarren Felstürmen, welche nach Süden hin die Felsmauer abschließen. Der Pavillonfelsen ist durch einen 8 m breiten und heute noch 2 m tiefen Graben von der eigentlichen Burgstelle getrennt.

Die Hauptburg stand auf dem nach Norden vorgelagerten großen Felskopf. Dieser bricht nach Westen und Norden in fast senkrechten Wänden in die Tiefe ab. Die Oberfläche dieser Felsbastion wurde künstlich eingeebnet, sei es durch die Auffüllung von Felsspalten, sei es durch Abtragung von Felspartien. So wurde eine fast ebene, leicht trapezförmige Fläche geschaffen. Die Langseite gegen Westen mißt 37,40 m, die eine Breitseite gegen den Felsturm hin mißt 16 m, die andere im Norden rund 14,00 m. So wurde Platz geschaffen für eine größere Burganlage.

Aufgehendes Mauerwerk ist keines mehr vorhanden. Von einer Ruine kann somit nicht gesprochen werden. Aber rings um die Burgstelle ziehen noch mit wenigen Unterbrechungen die Grundmauern des Burgberinges. Sie bestehen aus sorgfältig gehauenen und geglätteten Quadern des Buntsandsteines (Bausandstein), die als Trockenmauerwerk verlegt wurde. Die Verbandstruktur ist überall deutlich zu sehen. Die Mauern sind 1,20 m bis 1,40 m dick und stellenweise noch bis zu 1,50 m hoch.

An der Ostseite liegt über dem Halsgraben, einige Meter tiefer als die Burgstelle, eine von Mauerwerk umgebene trapezförmige Fläche. Vermutlich führte über sie einst der Zugang zur Burg. An der Nordseite führt ein sehr exponierter, etwas tiefer liegender Vorplatz entlang, an dessen Außenkante der Fels fast senkrecht abbricht. Auch hier ist das Mauerwerk noch recht gut erhalten.

Schloß Burgbach.
Die fast völlig ein-
geebnete Burgstelle
von Nordosten
gesehen. Im Vorder-
grund Mauerreste,
rechts Schutzgeländer
gegen den Felsabbruch.

Aufn.: H. Fautz



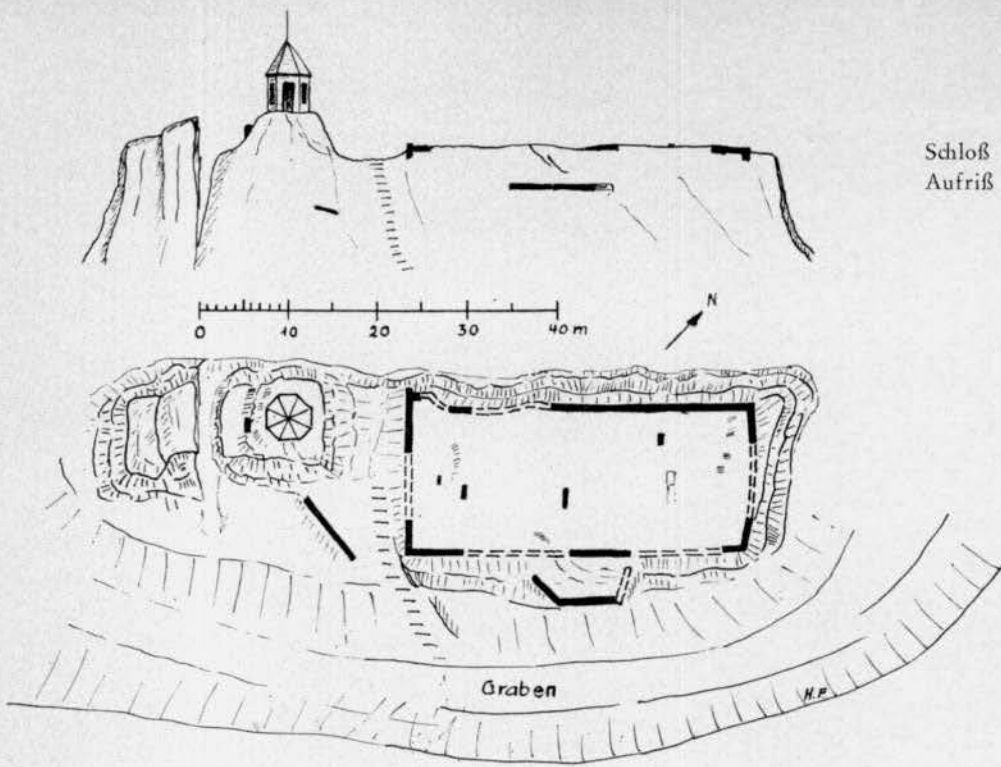
Auf der Burgstelle liegen viele behauene Buntsandsteinquader, manche von beachtlicher Größe (1,35 x 0,55 x 0,35 m). Sicher stecken da und dort noch im Boden die Grundmauern von der einstigen Hochburg. Über die Zahl und die Größe und Form der Bauten innerhalb der Umfassungsmauern kann keine Aussage gemacht werden. Der vorhandene Raum gab die Möglichkeit für eine größere, wehrhafte Burg.

Wer diese Burg gebaut hat und wann sie gebaut wurde, ist nicht bekannt. Ebenso weiß man nichts über ihren Abgang, wann und wie sie zur Ruine wurde, und wann und warum man diese bis auf die Grundmauern abtrug. Die Nachrichten über die Feste „Burgbach“, wenn dies überhaupt ihr eigentlicher Name war, was bezweifelt werden kann, sind zu spärlich, um hierüber Auskunft geben zu können. Auch die Antwort auf die Frage, welche Aufgabe dieser in dem einsamen Waldtälchen gelegenen Burg einst zukam, muß offenbleiben.

Ein Egino de Burbach wurde in den Jahren 1113 und 1128 erwähnt. Ob er von unserer Burg stammte und hier wohnte, ist nicht gesichert. Es wäre dies die einzige Erwähnung eines Geschlechtes, das hier ansässig war.

Das nahegelegene Kloster Rippoldsau wurde in einer dem Kloster St. Georgen auf dem Schwarzwald am 29. März 1179 von Papst Alexander III. ausgestellten Bestätigungsbulle als „cellam sancti Nicolai in predio Ripoldesowe“ erstmals erwähnt. Es war eine Gründung des Klosters St. Georgen auf dem Schwarzwald. Dessen Abt Johann von Falkenstein hatte im Jahre 1141 die Abtswürde niedergelegt und gründete im oberen Wolfstal eine Zelle zu Ehren des hl. Nikolaus. Sie wurde später ein Priorat des Klosters St. Georgen. Die Kastvogtei über diese Nikolauszelle hatten die Freiherren von Wolfach als Grundherren des oberen Wolftales und später deren Erben die Grafen von Fürstenberg.

Ob Zusammenhänge zwischen dieser Klostergründung und dem Schlößle im Burgbach bestanden, ist möglich, aber nicht gesichert. Ähnliche Verhältnisse treffen



Schloß Burgbach,
Aufriß und Grundriß.

Aufn.: H. Fautz

wir später bei der Klostergründung in Wittichen an. So wie das Kloster an Macht und Besitz zunahm, schwand die Bedeutung der Burg und ihrer Bewohner. Die Führung im Tal übernahm das Kloster. Die Burg war überflüssig geworden, zerfiel, wurde abgetragen und ihr gut behauenes Steinmaterial anderweitig verwendet.

Im Jahre 1428 verkauften die Wolfacher Bürger Henni Francz, dessen Sohn Konrad und dessen Tochtermann Heinrich Lemp ihrer Herrin, der Gräfin Adelheid von Zweibrücken, Witwe des Grafen Konrad von Fürstenberg (gest. vor 1419), die von dieser Herrschaft erhaltenen Lehnsgüter im Burgbach um 7 Pfund Pfennig Straßburger Münze. Es ist anzunehmen, daß diese Güter auch das Gebiet des ehemaligen Schlosses Burgbach umfaßten. Der Burgbach blieb im Besitz der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal, bis diese im Jahre 1806 an das Land Baden fiel.

Das Schlöble auf dem Schmiedsberg

von Hermann Fautz

Etwa zwei Kilometer oberhalb dem Dorfe Schapbach steht an der Straße durch das Wolfstal unten am Schmiedsberg ein Torbogen, dessen Schlußstein aus dem Jahre 1606 stammt. Im Feld desselben ist um ein etwas erhabenes Schild zu lesen: WAS .STEST . DV . HIE . ZV . GAFFEN. H.M. M.L. 1606. Das Hochrelief eines Ankers mit darüber liegender Wolfsangel (Wappenzeichen der Stadt Wolfach) ist die Wappenzier. Dieser Torbogen wurde von dem Besitzer des „Schlöble“, dem

Tor an der Auffahrt
zum „Schlößle“ auf
dem Schmiedsberg.

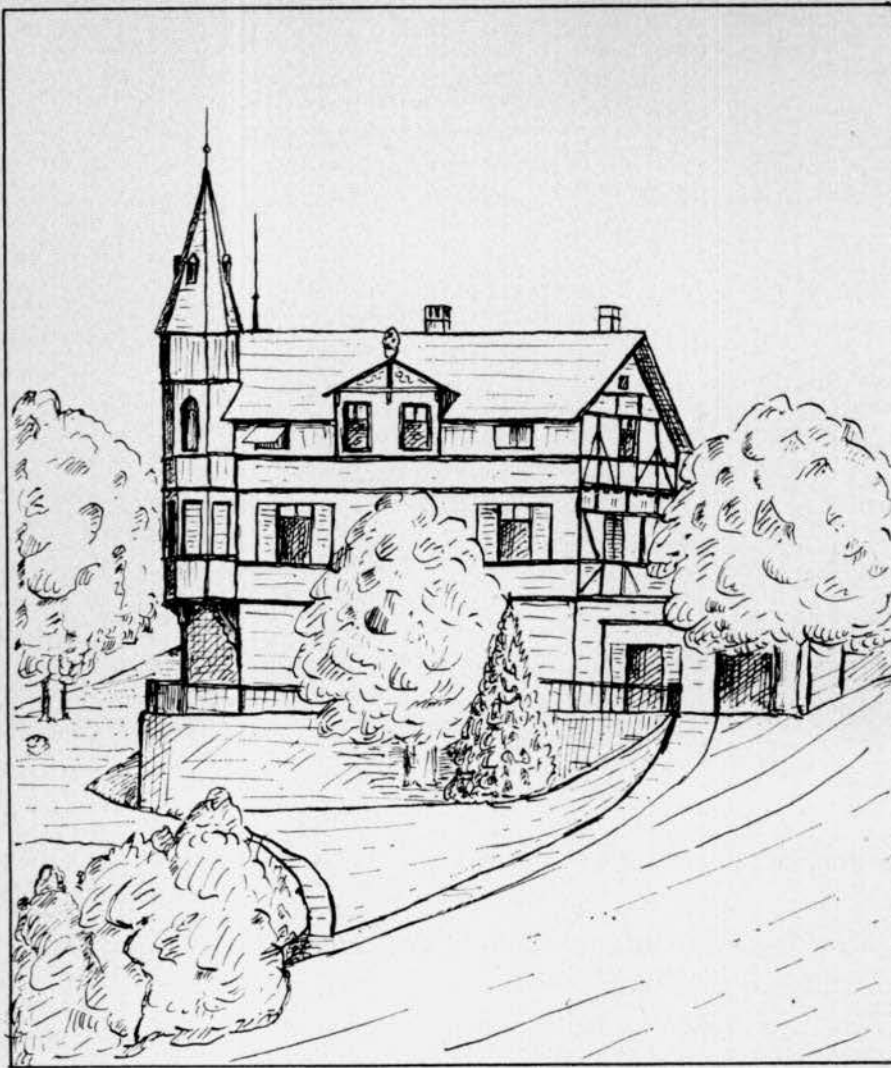


Reeder Rosenberg, im Jahre 1902 gebaut. Er stammt vermutlich vom Anwesen eines Floßherren von Wolfach.

Durch das Tor führt ein Serpentineweg hinauf auf den Schmiedsberg zum „Schlößle“. Ob auf diesem Platz ehemals eine alte Burg stand, ist recht zweifelhaft. Nirgends ist eine solche erwähnt. Vom „Smideßberge bei Rumberg“ hören wir im Jahre 1429. In diesem Jahre gaben Walter von Hohengeroldseck und seine Söhne Georg und Hans den Schmiedsberg, „den sie meynent, das der der Herrschaft von Geroltzecke pfant sie von der herrschaft Fürstenberg, den ich langezite innegehepdt vnd genossen habe“ aus besonderer Freundschaft an den Grafen Heinrich von Fürstenberg um das halbe Lösungsgeld zurück. Von einem Schlößle war dabei keine Rede.

In dem Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg vom Jahre 1493 wurde unter den Gütern, die zur Herrschaft Romberg gehörten, der „Schmitzberg“ wieder genannt. Bei der „Erneuerung der Vogtei Romberg in der Schappach“ im Jahre 1552 wurde an erster Stelle das „säßgut“ des Bauern Fridolin Harter „am Schmidtsberg“ erwähnt. Es zählte zu den größten Höfen im Schapbachtal und gab danach auch hohe Abgaben, nämlich an Gült 1 Pfund 5 Schilling, 2 Hühner, 1 Henne, Drittel und Fall. Im Jahre 1562 war Harter tot. Seine Witwe leistete von dem Schmiedsberghof dieselben Abgaben. Im Jahre 1839 hatte der Bauer Johann Waidele den Hof in Besitz. Der Schmiedsberger Hof wurde später von der Gemeinde Schapbach erworben. Die Waldungen des Hofes, der eine Größe von über 1200 Morgen hatte, sind heute die der Gemeinde gehörende Talallmend.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde auf dem Schmiedsberg ein 2½-stöckiges Haus mit Erkertürmchen gebaut. Es wurde das „Hohenhaus“, im Volksmund das „Schlößle“ genannt. Im Jahre 1894 kaufte der Hamburger Reeder Rosenberg das Anwesen. Sowohl der Torbogen unten an der Talstraße als auch der Wappenstein vom Jahre 1733 am jetzigen Bau und die allegorischen Statuen aus den



Das „Schlößle Hohenhaus“ auf dem Schmiedsberg vor dem Brand im Jahre 1915.

Schlußstein im Torbogen an der Auffahrt zum „Schlößle“ auf dem Schmiedsberg.



Das „Schlößle“ auf dem Schmiedsberg, jetzt Kinderheim.

Jahren 1753 bis 1756, die im Park bei dem „Schlößle“ stehen, wurden von dem Besitzer Rosenberg in den Jahren 1902 bis 1910 aus Freude an den Schönen Künsten hierhergebracht. Im Jahre 1915 wurde das „Hohenhaus“ durch Brandstiftung völlig zerstört. Das jetzige Gebäude, ein Bau mit ausgebautem Mansardendach und Walmdach, erstand. In den Jahrzehnten nach dem ersten Weltkrieg wechselte das „Schlößle“ mehrmals seine Besitzer. Die Firma Brown, Boveri GmbH. in Mannheim erwarb im Jahre 1955 das Anwesen und richtete darin und in einem daneben stehenden Neubau ein Kinderheim für ihre Betriebsangehörigen ein.

Die Romburg und die Herrschaft Romberg

von Hermann Fautz

Die Burg

Nahe der Einmündung des Wildschapbaches in die Wolf stand auf einem niederen Hügel einst das Schloß Romberg, die Romburg genannt. Die Straßen durch das Wolftal und die, welche von dieser abzweigend durch das Wildschapbachtal über den Freiersberg in das Renchtal führt, ziehen am Fuße des Burghügels vorbei. Von der Romburg aus konnte somit der Verkehr im Wolftal gut überwacht werden.

Durch einen breiten Halsgraben ist die Burgstelle von dem westwärts ansteigenden Bergrücken, einem Ausläufer des Kupferberges, getrennt. Die Höhenlage derselben beträgt etwa 400 m über NN. Der Graben hat eine Breite von über 30 Meter, er ist heute noch 4 bis 5 m tief. Seine Böschungen sind jetzt sehr flach und werden als Gartenland genutzt. Über die schmale Grabensohle führt ein Grasweg. Es darf angenommen werden, daß der Graben ursprünglich etwas tiefer war und steilere Wände hatte.

Vom Graben aus gelangt man über eine Treppe aus Sandsteinplatten, die möglicherweise von der Burg stammen, auf die Burgstelle hinauf. Sie liegt etwa 8 m über der Talsohle. Eine fast quadratische Fläche von 20 auf 20 Meter bildet den Burgbering. Auf drei Seiten fällt er mit steilen Böschungen in die Talaue hinab. Die ganze Fläche, welche ehemals die Burg einnahm, ist heute Gartenland. Die westliche Hälfte des Gartens über dem Halsgraben ist durchaus eben, horizontal, die östliche senkt sich gegen das Wolftal etwas ab. An der Nordseite läuft am Rande der Burgstelle eine Mauer entlang, die aber wahrscheinlich nicht von der Burg herrührt, sondern später als Stützmauer für den darüberliegenden Garten aufgeführt wurde. An der Ostecke scheinen noch alte Mauerreste, mit Kalkmörtel gebunden, im Boden zu stecken, die von der Burg übriggeblieben sind. Auch ist dort am Hang etwa 1,50 m tiefer eine kleine, künstlich geschaffene Geländestufe



Die Romburg. Blick über den Halsgraben auf die hinter der Wallhecke liegende Burgstelle.
Aufn.: H. Fautz

erhalten geblieben. Sonst sind auf der ganzen Burgstelle keine Überreste von der Burg mehr zu finden. Beim Umgraben des Gartenlandes stößt man hin und wieder auf Steine, Buntsandsteine, die hier ortsfremd sind, da der Burghügel aus Schapbachgneis besteht, und die daher von der Ruine Romberg stammen.

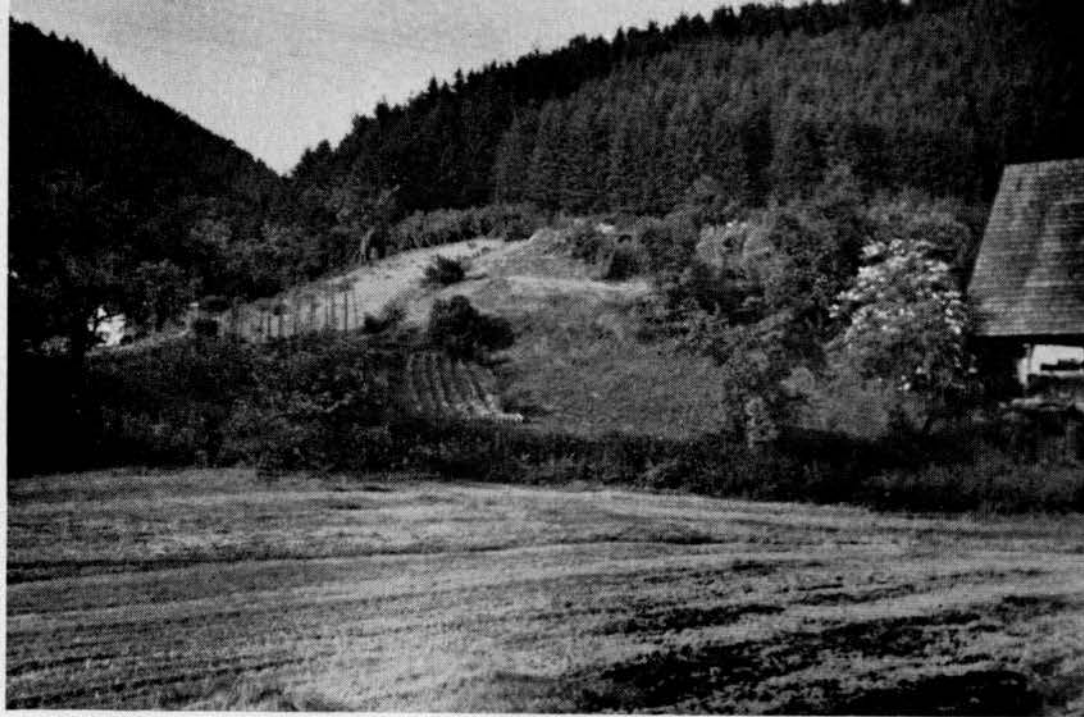
Ein Bild von der Romburg ist nicht vorhanden. Aus den spärlich nachweisbaren Grundmauern läßt sich ein solches nur mit Unsicherheit rekonstruieren. Die Enge des Burgberinges gab keinen Raum für mehrere Gebäude. Mit einem Herrenhaus, mit einem am Halsgraben stehenden Bergfried und einem kleinen Burghof war der vorhandene Platz ausgefüllt. Es darf angenommen werden, daß auf dem ebenen Rücken westlich des Grabens einige Wirtschaftsgebäude standen. Hinter dem Gasthaus zur „Tanne“, direkt an dem Graben, liegt ein gewölbter Keller, der noch von der Burg herkommen soll. Der Sturz des Türrahmens trägt die Jahreszahl 1899. Sie will wohl sagen, daß der alte Keller in diesem Jahre ein neues Türgewände erhielt. Über dem Keller liegt heute so wenig ihn abdeckendes Erdreich, daß die Niederschläge durch das Gewölbe sickern. Es ist daher anzunehmen, daß ehemals über ihm ein Gebäude stand, das ihn vor dem Wassereintritt schützte. In der rechten Kellerecke beim Eingang befindet sich am Boden ein rechteckiges Wasserbassin, eine Schöpfstelle, die mit gutem Trinkwasser angefüllt ist, das ihr aus dem rückwärtigen Berg zufließt. In dem felsigen Burghügel ist kein Keller nachweisbar. So ist die Annahme berechtigt, daß dieser gewölbte Keller mit seinem Brunnen einst zur Romburg gehörte.

Von der Wolfstalstraße aus ist der niedere Burghügel nur noch schlecht erkennbar. Es stehen dort rings um ihn mehrere Häuser dicht an seinem Fuß, deren Giebel die eingeebnete Burgstelle überragen. Den besten Blick auf diese hat man von der Straße, die in das Wildschapbachtal führt. Man sieht von dort aus durch den Halsgraben und hat den Burghügel direkt vor sich.

Als Erbauer der Romburg darf man die Herren von Hohengeroldseck betrachten. Für sie war, nachdem die Herrschaft Romberg in ihren Besitz kam, in derselben ein Verwaltungsmittelpunkt notwendig geworden. Die Burg wurde um das Jahr

Die Romburg. Der Burghügel von Süden her gesehen. Links der Halsgraben mit der flachen Böschung, in der Mitte die eingebnete Burgstelle, etwas tiefer liegend als der Hausgiebel rechts.

Aufn.: H. Fautz



1300 gebaut. Im Jahre 1309 wurde die „vesti zú Rumberg“ erstmals erwähnt, dann 1315 „Ruwenberg die veste“, 1467 „burg gnant Rüwenberg“, 1472 hören wir von der Herrschaft „Rumberg mit dem schloss“, 1499 vom „schloß Romberg“. In den folgenden Jahrzehnten ließ man das Schloß zerfallen. Im Jahre 1541 wurde von der Romburg als Ruine bei Schapbach berichtet und 1562 wurde sie der Burgstall Romberg genannt.

Solange die Hohengeroldsecker hier die Grundherren waren, schenkten sie der Unterhaltung der Bauten besondere Aufmerksamkeit. Die Romburg war nicht nur der Sitz ihres Vogtes, sondern es wohnten zeitweise auch Angehörige ihrer Familien hier, und die Hohengeroldsecker waren auf gute Wohnkultur bedacht. Als im Jahre 1472 Gangolf von Hohengeroldseck die Herrschaft Romberg an Hans Mollenkopf vom Ryse verpfändete, gestattete er demselben am Schloß Romberg Bauarbeiten im Werte bis 100 Gulden vorzunehmen, die auf den Pfandschilling oder die Wiederlösungssumme geschlagen werden durften.

Aus einer Rechnung über Reparaturarbeiten an der Burg vom Jahre 1492 können wir entnehmen: Es wurde in dem Romberger Wald das Bauholz geschlagen und zur Baustelle geführt. 14 200 Stück Schindeln wurden angefertigt. Zur Befestigung derselben bei der Dacheindeckung verbrauchte man 11 700 Nägel. Der Schindelmacher und sein Knecht erhielten Lohn und Kost für 32 Tage. Das „rint-hus“ wurde neu eingedeckt. An der Brücke zur Burg und an dieser selbst arbeitete der Zimmermann Thoman Engeller von Haslach und seine Leute 17 Tage lang. Der Brunnenmacher von Wolfach sorgte für den Burgbrunnen. Es war eine Generalüberholung der Burg. Die Abrechnung darüber besorgte der Vogt Jakob Armbruster von Schapbach. Die Gesamtkosten in bar betragen 17 Gulden 4 Straßburger Pfennige.

Diese Instandsetzungsarbeiten wurden von den Grafen von Fürstenberg durchgeführt. Sie waren notwendig geworden, denn die Verarmung der Hohengeroldsecker war so groß, daß sie der Erhaltung ihrer Burgen kaum mehr Beachtung schenken konnten. Als die Fürstenberger im Jahre 1490 die Herrschaft und Burg

Romberg kauften, ließen sie an letzterer auch alsbald die nötigen Erhaltungsarbeiten vornehmen.

Im Bauernkrieg erlitt die Romburg keinen Schaden. Wohl kamen die Kinzigtaler Bauernhaufen unter ihren Anführern Hans Scherer von Losburg und Lux Pfaw von Romishorn auch in das Schapbachtal. Von Gewalttaten oder Zerstörungen an der Burg wurde nichts bekannt.

Ihre Bedeutung als Sitz der Verwaltung für die Herrschaft Romberg verlor die Burg, nachdem das Gebiet der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal einverleibt worden war. Die Verwaltung erfolgte nun von Wolfach aus. An der Romburg und ihrer Unterhaltung bestand nun kein Interesse mehr. Wie sie zur Ruine wurde, ist urkundlich nicht feststellbar. Die Annahme, daß man sie zerfallen ließ, um die Kosten für ihre bauliche Unterhaltung zu sparen, ist sehr wohl möglich. Den Talbewohnern gestattete man, das Mauerwerk abzubrechen und die Bausteine anderweitig wieder zu verwenden. Dies geschah meistens so gründlich, daß kein Stein auf dem andern blieb. Eine Notiz aus dem Jahre 1788 sagt, daß von der Ruine der Romburg kaum noch etwas vorhanden sei, ein Zustand, der dem heutigen entspricht.

Die Herrschaft Romberg

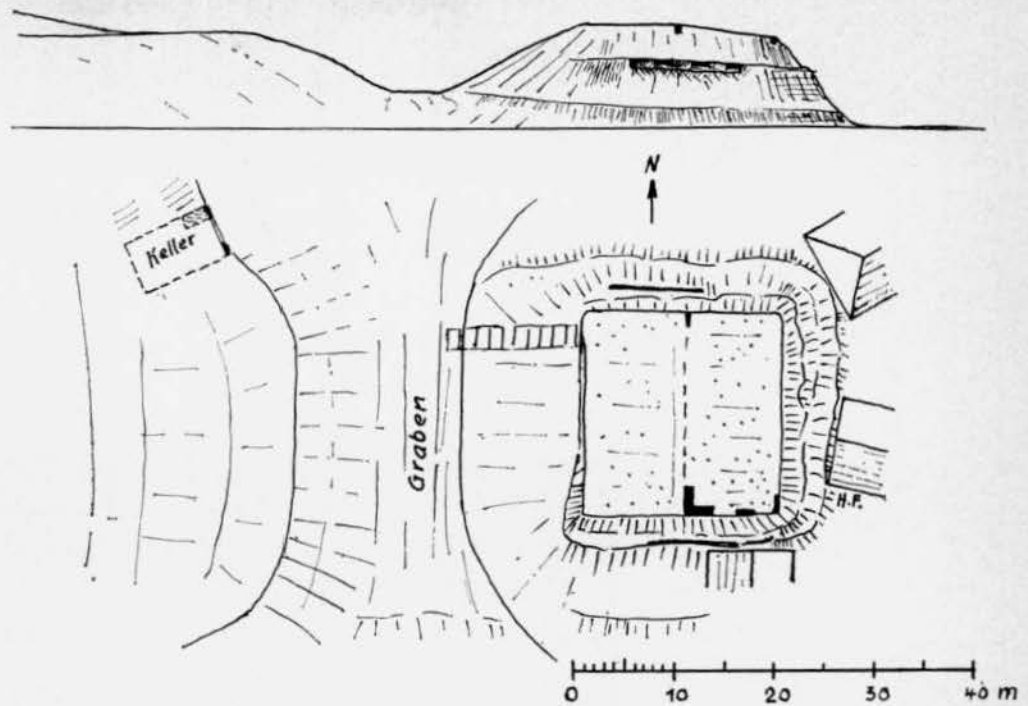
Zur Herrschaft Romberg gehörte ein zusammenhängendes Gebiet. Es umfaßte das ganze mittlere Wolfstal. Im Norden grenzte es an das Klostergebiet von Rippoldsau, im Westen lag die Grenze oben auf dem Gebirgskamm gegen das Renchtal. Sie verlief dort vom Höchsten (Großer Hundskopf 947,4 m) längs des Oppenauer Waldes zum Freiensberg (Frowelinsperg, 1562), zum Klagstein und zur See-Ebene oberhalb des Glaswaldsees. Im Süden verlief die Grenze über Berg und Tal gegen die Herrschaft Wolfach und im Osten bildete der Heubach die Grenze gegen die Herrschaft Schenkenzell.

Es war ein vielgestaltiges Bergland mit tiefeingeschnittenen Tälern. In die Herrschaft Romberg gehörte das ganze Wildschapbachtal, das Wolfstal von Vor Seebach bis herunter zum Tiefenbach mit seinen Seitentälern. Im Gebiet von St. Roman (erstmal erwähnt 1360 „ecclesia sancti Romani“) griff sie hinüber in das obere Kinzigtal. Hier gehörte der Übelbach, das obere Langenbachtal, das obere Ippichtal mit der halben Burg Gippichen und die rechte Talseite des Heubaches mit dem Elmlisberg in diese Herrschaft.

Auch der Schmiedsberg (Smideßberge bei Rumberg, 1429) gehörte hierher. Walter von Hohengeroldseck und seine Söhne Georg und Hans, welche in der geroldsecker Fehde (1429 bis 1434) mit vielen vom Adel und deren Dienstleuten verbunden waren, gaben dem Grafen Heinrich von Fürstenberg aus besonderer Freundschaft den Schmiedsberg, da Graf Heinrich meinte, dieser sei ein fürstenbergisches Lehen, um das halbe Lösungsgeld. Bei dem Schmiedsberg liegt ein Gewinn, Schlößle genannt. Das Fegersbächle, das an dem Bergvorsprung entlangführt, entspringt im Grafenloch. Über ein Schlößle auf dem Schmiedsberg sind keine Nachrichten erhalten.

Die Herrschaft Romberg war ein Waldgebiet. In ihm lagen zahlreiche Bauern-

Die Romburg, Aufriß und Grundriß der Burgstelle.
Aufn.: H. Fautz



höfe, teils unten in den Tälern, teils hoch oben auf den breiten Bergrücken. Der Hauptort war Schapbach (Shappach 1222). Hier und in St. Roman gehörte das Patronatsrecht der Pfarreien zur Herrschaft. Alle Höfe waren Lehnsgüter. Sie waren drittel- und fallbar, entrichteten die Gült, den Zehnten und mancherlei Abgaben an Naturalien.

Die wichtigste Erwerbsquelle der Bauern war der Holzhandel. Schon frühzeitig kam im Wolftal die Flößerei auf. Durch den Holzhandel wurden manche Bauern wohlhabende Leute.

In dem Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg vom Jahre 1493 wurden zur Herrschaft Romberg 21 Höfe und Gütlein gezählt. Sie lagen im Wolftal. Dazu kamen noch 2 Höfe in Oberwolfach, 6 Höfe im Langenbachtal, die Höfe zu St. Roman, auf dem Elmlisberg, im Heubach, im Loch und im Ippichental. Der Zehnte stand der Kirche in Schapbach zu. Die Lehnsträger sind namentlich aufgeführt. Ihre Nachkommen, die Armbruster, Bächle, Faist, Hauer, Schrempp u. a. sind heute noch im Schapbachtal und dessen Umgebung ansässig.

Alt ist auch der Bergbau in diesem Herrschaftsgebiet. In fast allen Tälern wurde hier nach Erzen gesucht. Man schürfte nach Silber, Kupfer und Blei. Bekannt wurden nachmals durch ihre reiche Ausbeute die Gruben Herrensegen und Friedrich Christian im Wildschapbachtal. Schon die Hohengeroldsecker waren eifrige Förderer des Bergbaues. Bei den vielen Erbteilungen und Verkäufen, die im Laufe ihrer Geschichte stattfanden, wurde fast immer auch der Bergbau erwähnt. Bei Verkäufen behielten sie sich ihre Rechte an den „silbergen“ (Gruben auf Silber) vor, bei Erbteilungen sollten diese allen Familienmitgliedern gemeinsam zufallen.

Zur Romburg gehörten auch Eigengüter, die dem Vogt zur Nutzung zustanden. Es waren dies im Jahre 1493 die Waldmatte, die Rintmatte, die Schonbachweide, die Burgweide, der Garten um das Schloß und der Baumgarten.

Heute ist die Burgstelle eingeebnet, sie ist Gartenland und Wiese. Sie gehört den beiden Schapbacher Bürgern Alfons Schmalz und Tobias Heinrich.

Die Herren von Burg und Herrschaft

Zu den ältesten Adelsgeschlechtern im Kinzigtal gehörten die Freiherren von Wolfach. Ihr Ahnherr „Fridericus de Wolfaha“ war im Jahre 1084 Zeuge bei der Gründung des Klosters St. Georgen auf dem Schwarzwald und 1095 bei der des Klosters Alpirsbach. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts starb das Geschlecht im Mannesstamm aus. Die Erbtöchter Udilhild war mit dem Grafen Friedrich von Fürstenberg verheiratet. Dadurch kam die Herrschaft Wolfach, welche das ganze Wolfstal mit allen Seitentälern umfaßte, an das Haus Fürstenberg.

Aus der Ehe des Grafen Friedrich ging u. a. eine Tochter Anna hervor. Diese wurde die Gemahlin Walters (III.) von Hohengeroldseck, genannt von Tübingen. Vermutlich hat sie als Mitgift aus dem Besitz ihrer Mutter das Gebiet erhalten, aus welchem die Herrschaft Romberg gebildet wurde. Urkundliche Belege sind für diese Annahme nicht vorhanden. Sie könnte aber eine Erklärung dafür sein, wie die Hohengeroldsecker in den Besitz dieses Gebietes kamen, das mitten in der Herrschaft Wolfach lag.

Die Herrschaft Romberg war nahezu 200 Jahre hohengeroldseckischer Besitz. Sie machte die vielen Erbteilungen mit, welche in diesem Geschlecht stattfanden. Stets wurde Romberg zusammen mit den Herrschaften Schenkzell und Loßburg als Erbeinheit vergeben. Es war dies das Land „was hin gegen Schwaben lit, das Guett zur Schwaben allesamt“. Darunter verstanden die Hohengeroldsecker ihre Besitzungen im Kinzigtal von Haslach aufwärts und die im oberen Neckarraum.

Bei der ersten großen Erbteilung im Jahre 1277 wurde Romberg nicht erwähnt. Diese Herrschaft war damals noch nicht im Besitz der Hohengeroldsecker. Im Jahre 1309 schlossen die geroldsecker Erben zu Offenburg einen Vertrag, in welchem sie vereinbarten, daß ihre Burgen gemeinsamer Besitz bleiben sollen, für sie und ihre Erben „offene Häuser“ seien in allen Notzeiten. Dabei wurde die „vesti zue Rumberg“ erstmals urkundlich erwähnt. Dieser Vertrag wurde in den Jahren 1314 und 1315 erneuert.

Die Erbteilungen in den Jahren 1330, 1370, 1434, 1439 und 1470 machte die Burg und Herrschaft Romberg alle mit. Sie fand in den Erbverträgen immer namentliche Erwähnung, stets im Zusammenhang mit Schenkzell und Loßburg.

Ein Adelsgeschlecht, das sich nach der Romburg benannte, hat es nicht gegeben. Sie war der Sitz eines hohengeroldseckischen Vogtes, der von hier aus das Herrschaftsgebiet betreute. Mehrmals diente die Burg als Witwensitz. So wohnte hier Frau Anna von Ochsenstein, deren Gemahl Heinrich (III.) von Hohengeroldseck um das Jahr 1384 gestorben war. Ihr war die Gegend wohl zu einsam, auch kam sie mit den Bauern, ihren Untertanen, schlecht aus. Sie kaufte sich deshalb im Jahre 1398 bei der Stadt Rottweil als Bürgerin ein. Ihre Feste „Rünberg“ mußte sie der Stadt als offenes Haus erklären.

Im Jahre 1423 hören wir von einer Frau Agnes von Geroldseck, die sich Frau von Ronberg nannte. Sie war die Base Walters (VI.). Zusammen mit dessen Vater Walter (V.) hatte sie an Aulber von Gippichen das Tal Fischerbach verkauft.

Diepold (II.) von Hohengeroldseck erhielt im Jahre 1467 von Bischof Ruprecht von Straßburg die Vogtei Ettenheimmünster und die Burg „Rüwenberg“ zu einem rechten Mannlehen. Das Schapbachtal gehörte damals zur Diözese Konstanz. Wie der Bischof von Straßburg hier zu den Rechten eines Lehnsherrn kam, ist ungeklärt. Er könnte sein, daß Diepold in seiner ewigen Geldnot ihm die Herrschaft verpfändet hat und dann mit derselben wieder belehnt wurde. Fälle solcher Art sind vielfach bekannt.

Die letzte hohengeroldseckische Teilung, in welcher die Herrschaft Romberg vererbt wurde, fand im Jahre 1470 statt. Die Brüder Diepold, Gangolf und Walter teilten ihren

bisher gemeinsam besessenen Besitz. Gangolf erhielt Romberg, Schenkzell, die Kastvogtei des Klosters Wittichen und das Lösungsrecht der damals verpfändeten Herrschaft Loßburg mit Wittendorf.

Durch die Fehden, welche Gangolfs Vater Diepold (I., gest. 1461) und der Bruder Diepold (II., gest. 1499) geführt hatten, waren die Hohengeroldsecker in schwere Schulden geraten. Sie mußten Stück um Stück ihres einst so stattlichen Besitzes verpfänden und verkaufen.

Im Jahre 1472 hatte Gangolf von Hans Mollenkopf vom Ryse 1000 Gulden aufgenommen. Dafür mußte er demselben die Herrschaft Romberg mit dem Schloß und aller Zugehörde, auch die beiden Kirchensätze zu Schapbach und St. Roman verpfänden. Dies geschah mit dem Vorbehaltsrecht der Wiedereinlösung. Auf Betreiben seines Bruders Diepold (sie trafen deshalb im Jahre 1478 eine Abmachung) löste Gangolf die Herrschaft Romberg wieder ein.

Doch nur kurze Zeit konnte er diesen Besitz halten. Die Schulden drückten zu sehr. Seine Heirat mit Kunigunde von Montfort hatte ihn von diesen Lasten nicht befreit. Man weiß, daß Gangolf und seine Familie zeitweise in großer Armut lebten. Die Herrschaft Romberg mußte erneut verpfändet bzw. verkauft werden. Käufer war Melcher von Schauenburg. Für den Preis von 1300 Gulden fand am 22. April 1488 Schloß und Herrschaft Rumberg mit aller Obrigkeit, Gerechtigkeit, Gebot und Verbot, ausgenommen „die ärtz“, die sich Gangolf vorbehielt, einen neuen Besitzer. Auch dieser Verkauf geschah mit dem Vorbehaltsrecht der Wiedereinlösung.

Der Verkauf kam den Grafen Heinrich und Wolfgang von Fürstenberg sehr ungelegen. Sie bedrängten Gangolf, den sie ihren Vetter nannten, die Pfandschaft alsbald wieder einzulösen. Der von Schauenburg wollte die Kündigung aber nicht annehmen. Erst ein Schiedsspruch durch den Hauptmann der Ritter des St. Georgsschildes, Georg von Ehingen, brachte eine Einigung zustande, so geschehen in Tübingen am 3. November 1489. Der von Schauenburg gab die Herrschaft Romberg zurück und löste am 18. Dezember 1489 deren Untertanen von dem ihm geleisteten Eid.

Nun verkauften am 19. Februar 1490 Gangolf und seine Frau Kunigunde an den Grafen Wolfgang für 1500 Gulden Hauptgut und 75 Gulden jährlichen Zins ihre Herrschaft Romberg mit dem Schloß, die Gülten im Übelbach, Oberlangensbach, St. Roman, Holdersbach u. a. O., ausgenommen die Erzbergwerke, mit dem Vorbehaltsrecht der Wiedereinlösung. Auch den Wildbann zwischen dem Wolftal und Schenkzell-Wittichen behielten die Verkäufer.

Am 21. Februar 1490 versicherte Gangolf dem Grafen Wolfgang, daß er die Pfandschaft Romberg nicht mehr in die Hände des von Schauenburg kommen lasse und entband am 23. Februar 1490 den Vogt, das Gericht und alle Untertanen zu Romberg von ihren Pflichten und Eiden gegen ihn und alle seine Erben.

Schon am 1. März 1490 ließ sich Graf Wolfgang durch seinen Amtsschreiber Andreas Kötz von Wolfach von den Untertanen den Huldigungseid leisten. In dem Verzeichnis hierüber werden 37 „maßnamen“ genannt.

Im August desselben Jahres trat Graf Wolfgang als Lehensherr von Romberg auf. Er gab dem Hans Dibelfuß zu einem rechten Erblehen das Schrempengut, das Sägwasser und die Säge, alles bei der Burg Romberg gelegen gegen eine jährliche Zahlung von 1 Pfund 5 Schilling Pfennige mit der Auflage, den im Romberger Gebiet ansässigen Leuten ihr Holz zu sägen, bevorzugt gegen auswärtige Kunden.

Noch stand Gangolf von Hohengeroldseck das Wiedereinlösungsrecht zu. Allein, hierzu fehlte ihm das Geld und der Kredit. Am 30. März 1491 versprachen Gangolf und seine Frau Kunigunde dem Grafen, daß sie in den nächsten 15 Jahren die Herrschaft Romberg nicht eher einlösen werden, bis auch die Herrschaft Loßburg, die derselbe Graf damals als Pfand besaß, von ihnen eingelöst sei.

Der Rückkauf der beiden Herrschaften war aber für die Hohengeroldsecker aussichtslos geworden. Deshalb verzichteten Gangolf und seine Frau für sich und alle ihre Erben am 10. Februar 1499 auf das Wiedereinlösungsrecht an der Herrschaft Romberg zugunsten

des Grafen Wolfgang von Fürstenberg. Damit kam das Haus Fürstenberg in den endgültigen Besitz dieser Herrschaft.

Die Herrschaft Romberg wurde der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal einverleibt. Im Jahre 1503 hören wir noch von einem Vogt zu Romberg. Auch nannte man noch lange Zeit das Wildschapbachtal das Romberger-Tal mit den Romberger Waldungen (1552). Dann verloren sich die Namen Romberg und Romburg immer mehr. Sie sind heute im Volksmund nur noch wenig geläufig.

Mit der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal fiel auch die ehemalige Herrschaft Romberg durch die Mediatisierung im Jahre 1806 an das Land Baden. Ihr Gebiet gehört heute zu den Gemeinden Schapbach und Kinzigtal.

Burg Walkenstein

von Hermann Fautz

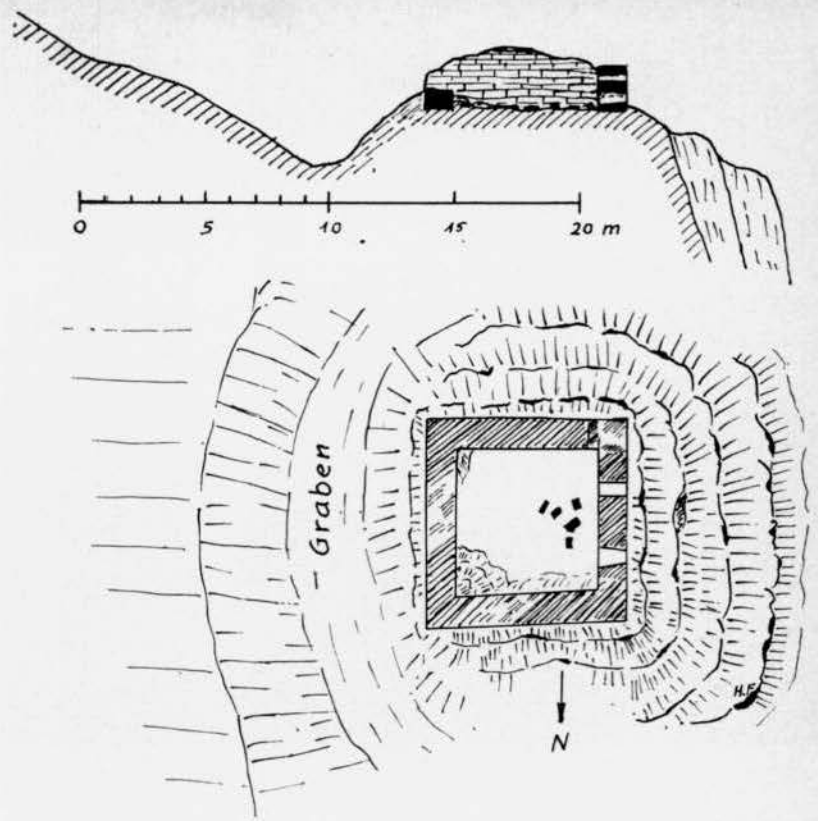
Ein Ortsteil der Gemeinde Oberwolfach heißt „Bei der Walke“. Hier fließt in einer Talaue der Rankachbach in die Wolf. Der Name weist auf eine Walkerei hin, einen Zweigbetrieb für die Tuchherstellung. Das wasserreiche Tal war für einen solchen Betrieb sehr geeignet, da man zur Walkerei viel sauberes und weiches Wasser benötigt.

Gegenüber dem Zusammenfluß der beiden Bäche (311,3 m) liegt am Berghang, einem gegen Westen vorgeschobenen Ausläufer des Webersköpfe, auf einem Felsen die Ruine der Burg Walkenstein (359 m). Der aus dem Hang heraustretende Felskopf besteht aus Schapbachgneis, einem harten Eruptivgneis, der gerne zu Felsbildungen neigt. Auch die Steine, aus welchen das Mauerwerk der Ruine besteht, gehören dieser Gneisart an. Sie wurden einst wohl an Ort und Stelle gebrochen.

Die Burgruine liegt heute völlig im Wald versteckt. Am bequemsten ist sie auf einem Serpentinpfad zu erreichen, der etwas nördlich vom Gasthaus „Walkenstein“ in einer kleinen Wiese ansetzt und durch den Wald hinaufführt. Der Pfad ist heute allerdings halb verwachsen und verfallen. Sonst führt kein Weg zur Ruine. Der weglose Zugang durch das felsige Gelände ist beschwerlich. Der Fußpfad führt in den Halsgraben, der den Felskopf im Osten von dem steilen Berghang trennt. Er ist 9 m breit und etwa 3 m tief. Zu beiden Seiten des Felsens geht er verloren im steilen Gelände aus.

Von der Burg sind noch die Grundmauern und etwas aufgehendes Mauerwerk erhalten. Alles deutet auf eine recht kleine Wohnturmanlage hin. Für größere Bauten bot der Felskopf keinen Raum. Die Mauern paßten sich den gegebenen Verhältnissen an. So entstand ein nahezu rechteckiges Bauwerk, dessen Innenraum 5,50 x 5,90 m mißt. Die Mauern haben eine Dicke von 1,15 m bis 1,50 m, so daß die Außenmaße des Baues bei 8,75 m auf 7,80 m liegen. Das Mauerwerk ist in Kalkmörtel aufgeführt worden, der aber stellenweise stark ausgewittert ist. Der Boden des Innenraumes ist sehr uneben und felsig.

Ruine Walkenstein, Längsschnitt und Plan.
Aufn.: H. Fantz



Am besten ist noch die südliche Mauer erhalten. Sie ist 1,35 m dick und außen noch 2,85 m hoch. Sie wurde aus gut gehauenen und im Verband gesetzten Quadern aufgeführt. Die einzelnen Lagen haben ungleiche Stärke. Die gegen das Tal hin liegende Westmauer hat innen noch eine Höhe von 1,80 m. Ihre Stärke beträgt nur 1,15 m. Da sie über dem hochaufragenden Felsen liegt, war die Burg von dieser Seite her unangreifbar, was in der geringen Mauerstärke seinen Ausdruck fand. In dieser Mauer befinden sich zwei kleine Fensteröffnungen, die für Luft und Licht in diesem untersten Geschoss sorgten. Die größere, fast unten am Boden liegende Öffnung verengt sich nach außen von innen 60 x 50 cm auf 45 x 35 cm. Als Sturz dient eine Platte aus Schapbachgneis. Links schräg über ihr liegt die zweite Öffnung mit einem lichten Maß von 30 x 25 cm. Beide Fenster gehen nach dem Steilabsturz des Felsens hinaus. Die Nord- und Ostwand haben, innen gemessen, nur noch eine maximale Höhe von 1,50 m und 1 m.

Das Mauerwerk wurde zum Teil aus behauenen, zum Teil aus unbehauenen Steinen aufgeführt. Die drei gegen den Berghang liegenden Seiten waren am stärksten und zeigen eine sorgfältige Bauausführung. Das Mauerwerk ist heute noch recht fest. Die Ruine hat keinerlei Pflege. Sie liegt völlig verborgen im dichten Wald und Busch. Die Burgstelle gehört dem Bauern Matthäus Fritsch vom Felixenhof in Oberwolfach-Walke.

Über das Alter der Burg Walkenstein, über ihre Erbauer und Bewohner ist nichts bekannt. Ebenso wissen wir nichts über ihren Abgang. Die Frage, ob sie in einer Fehde zerstört wurde, ob sie einem Brand zum Opfer fiel oder aber, ob man sie zerfallen ließ, wie so viele andere kleine Burgen, an denen niemand mehr Interesse hatte, muß offenbleiben. Auch die Frage, ob die Burg einst den Namen Walkenstein = Falkenstein führte, ist berechtigt. Von vielen kleinen Burgen kennen wir heute noch nicht ihren eigentlichen Namen, sie werden einfach



Ruine Walkenstein.
Das Innere des
Wohnturmes mit
der Westmauer.
Aufn.: H. Fautz

„Schlößle“ genannt. So könnte nachträglich der „Stein bei der Walke“, dessen Name nicht mehr bekannt war, zu dem Namen „Walkenstein“ gekommen sein.

Franz Disch hat in der Beschreibung der Burg Walkenstein in der „Ortenau“ 1934 berichtet, daß die Burg „in den fürstenbergischen Urkunden-Büchern, die doch das geringste Dienstmannengeschlecht der ehemals fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal aufzählen, keine Erwähnung“ findet.

Die Burg Walkenstein lag im Gebiet der Freiherren von Wolfach. Deren Burg stand auf einem Bergvorsprung auf derselben Talseite etwa 3,5 km talabwärts. Wenn die Burg Walkenstein schon vor dem Jahre 1300 gebaut wurde, waren deren Bewohner Dienstmannen der Herren von Wolfach. Nach dem Übergang dieser Herrschaft an die Grafen von Fürstenberg wurden sie oder waren sie fürstenbergische Dienstleute.

Von einem Herrschaftsgebiet, das zur Burg Walkenstein gehörte, ist nichts bekannt. Der Burg war nur eine bescheidene Rolle zugedacht, die in der Überwachung der an ihrem Fuße vorbeiziehenden Straße durch das Wolfstal und der Abzweigung in das Rankachtal bestand. Nimmt man an, unsere Burg trug einst den Namen „Falkenstein“, der später vom Volksmund nach der im Tale errichteten Walke im Gleichklang der Worte verballhornt wurde, so käme für sie nur ein Zweig des Geschlechtes der von Falkenstein im Bernecktal bei Schramberg in Betracht. Kindler von Knobloch schreibt im Oberbadischen Geschlechterbuch über die von Falkenstein: „Unter diesem Namen treten im oberbadischen Gebiete mehrere Geschlechter verschiedener Abstammung und verschiedenen Wappens auf, welche, besonders in den älteren Generationen, schwer zu scheiden sind. Die Zuteilung der älteren Glieder zu den einzelnen Stämmen kann daher, soweit nicht die Siegel darüber entscheiden, nur eine mutmaßliche sein.“ Es gab Edle von Falkenstein im Bernecktal, im Höllental bei Freiburg, im Breisgau, im Kanton St. Gallen und im Unterelsaß.

Ruine Walkenstein.
Die Burgstelle im
dichten Wald.

Aufn.: H. Fautz



Überprüft man die Geschichte der von Falkenstein auf Besitzungen im Kinzigtal und Wolfstal, so stößt man auf folgende Vorgänge: Im Jahre 1338 (11. Oktober) verkaufte Erhinger Aigelwart Freiherr von Falkenstein (Sohn des Berthold von Falkenstein und der Gräfin Elisabeth von Fürstenberg, die eine Schwester des Grafen Heinrich [I.] von Fürstenberg war, welcher die Erbtöchter Udilhild von Wolfach zur Frau hatte) sein ledig eigenes Gut Vor Engelbach (vermutlich heute Alexenhof, Halbmeil), das bisher der Steinmar als Lehen von ihm hatte und das jährlich 16 Schilling und 3 Hühner als Gült gab, um 21 Pfund Heller an die Frauenkapelle in Wolfach. Es bestanden also damals Beziehungen der von Falkenstein zum oberen Kinzigtal. Der genannte Erhinger Aigelwart war der Begründer der Linie von Falkenstein zu Falkenstein. Er war im Jahre 1364 tot. Sein älterer Bruder, der Ritter Konrad von Falkenstein, wurde der Ahne der Linie von Falkenstein zu Ramstein. Auch diese Linie nahm Beziehungen zum Kinzigtal auf. Konrads Sohn Aigelwart kaufte um 1364 Güter im Bärenbach (Gem. Mühlenbach) und war in zweiter Ehe verheiratet mit Elisabeth von Bärenbach. Sein Neffe Konrad war verheiratet mit Adelheid Herzogin von Urslingen, vermutlich einer Schwester des Herzogs Reinold von Urslingen, Herr zu Schiltach.

Im Jahre 1440 (1. Mai) schloß Heinrich Graf von Fürstenberg mit der Witwe des verstorbenen Heinrich Aigelwart von Falkenstein zu Ramstein, seßhaft zu Falkenstein und ihren Söhnen Hans und Konrad, den Aigelwarten, einen Vergleich wegen dem Tal Gelbach (Gemarkung Oberwolfach). Dieses etwa 4,5 km lange Tal mündet nur 2 km von der Burg Walkenstein entfernt talabwärts in die Wolf. In ihm liegen mehrere große Bauernhöfe. Das Tal wurde vormals von den Grafen von Fürstenberg an die von Falkenstein versetzt. Nun löste Graf Heinrich dieses Pfand wieder ein, indem er der Witwe Margarete jährlich auf Martini 10 Gulden als Leibgeding zahlte und nach ihrem Tode den beiden Söhnen die Ablösungssumme von 100 Gulden auszuzahlen oder aber diese jährlich mit 10 Gulden zu verzinsen versprach. Zeugen und Mitsiegler in diesem Vertrag waren Aulber (II.) von Gippichen und dessen Schwager Rudolf von Schnellingen. Hans Aigelwart saß im Jahre 1441 „im Tal“. Sollte mit obiger Burg Falkenstein und mit dem Sitz im Tale etwa unsere Burg Walkenstein gemeint sein? Die Nähe der großen Pfandschaft Gelbach und die Tatsache, daß die obere und untere Burg Falkenstein im Bernecktal damals von anderen Gliedern der Familie der von Falkenstein bewohnt, auch an die Stadt Rottweil verpfändet und verkauft war, könnte der Anlaß dafür gewesen sein, daß die Witwe Margarete und ihre Söhne auf der bescheidenen Burg im Wolfstal ihren Wohnsitz nahmen.

Das wäre ein Hinweis dafür, daß auch die Burg Walkenstein als fürstenbergisches Lehen an die von Falkenstein zu Ramstein vergabt war. Urkundliche Belege für eine solche Annahme fehlen.

Die Vermutung, daß der geächtete Herzog Ernst von Schwaben mit seinem Freunde Werner von Kyburg und einer Schar tapferer Anhänger sich vor der Macht seines Stiefvaters König Konrad II. (1024—1039) im Jahre 1030 auf die Burg Walkenstein im Wolfstal zurückgezogen habe, wo er nach tapferer Gegenwehr dem Führer des königlichen Kriegshaufens, Graf Mangold von Nellenburg, unterlag und erschlagen wurde, ist als Sage zu bewerten. Für ein solches Unternehmen wäre der Wohnturm Walkenstein viel zu klein und nicht wehrhaft genug gewesen. Diese geschichtliche Episode spielte sich auf und bei der Burg Falkenstein im Bernecktal ab.

Die alte Burg Wolfach

von Josef Krausbeck

Jedem, der von Wolfach aus seinen Weg nordwärts ins Wolfstal nimmt, fällt nach etwa einem Kilometer auf, daß rechts ein steiler Hügel der eigentlichen Bergwand vorgelagert ist, hinter dem ein enges und steiles Tälchen ein Bergwässerlein der Wolf, oder wie man früher auch schrieb, der Wolfach, entgegensendet. Der Bergkegel zeigt besonders von der Nordseite her eine merkwürdige Abstufung etwa im oberen Drittel. Spärliche Ruinen auf der Höhe des Hügels künden dem für Besonderheiten aufgeschlossenen Wanderer, daß dort oben einmal eine Burg war. Sie war sicher nicht groß, wie ja alle Burgen der Frühzeit recht bescheidene Wohnsitze darstellten.

Will man diesen Hügel ersteigen, so fällt einem zunächst der breite und tiefe Graben auf, der den steilen Kegel mit seinen Ruinen vom eigentlichen Berg trennt. Er war vielleicht ursprünglich als Naturvertiefung vorhanden und wurde dann durch Menschenhand erweitert und vertieft. Steigt man von diesem Graben aus nun hinauf zur Ruine, so entdeckt man unschwer eine fast um den ganzen Hügel herumlaufende ebene Fläche, die wiederum den Eindruck macht, daß sie von Menschenhand gebildet wurde, um Platz für eine Bebauung zu schaffen. Wenn man nun an dieser breiten Stufe des Burghügels steht und über den Steilhang des Hals-Grabens hinweg auf die ebenso steile Berghalde gegenüber blickt, so kann man von hier aus, sofern es Spätjahr, Winter oder zeitiges Frühjahr ist und die Hecken und Laubbäume den Blick freigeben, auch sehen, daß in etwa der gleichen Höhe und noch höher, auch am jenseitigen Berghang Spuren einstiger Bebauung zu finden sind. Beim Hinaufgehen an diesem Berg entdeckt man sogar Mauerreste und dahinter einen zweiten, weniger tiefen Halsgraben. Da bedauert man doch sehr, daß man diese Stätte dem Zerfall überließ und daß man in keinen ausführlichen Plan die vielen Mauerreste, Mauerspuren und Gräben einzeichnete; denn was als Planzeichnung im General-Landesarchiv vorhanden ist oder war, ist nur eine



Burghügel der Burg Alt-Wolfach mit Mauerresten, ehemaliger Stammsitz der Herren von Wolfach.

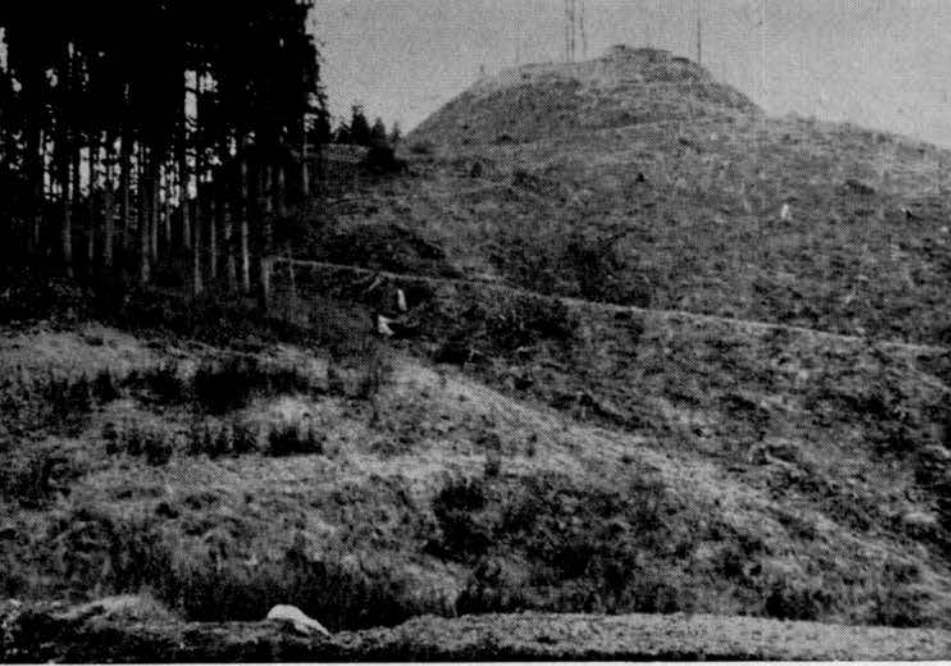
Aufn.: H. Pfau

sehr oberflächliche Arbeit, die alle die Dinge außer acht läßt, die jedem genauer schauenden Wanderer auffallen müssen. Die Spuren deuten darauf hin, daß einst eine Brücke hier über den Halsgraben führte.

Doch gehen wir nun den kleinen Pfad, der auf den Gipfel des Hügels führt, weiter. Wir sehen hinunter auf die erwähnte ebene Fläche in der Zweidrittelhöhe des Hügels und erkennen recht deutlich, daß diese Fläche einst mit Absicht angelegt wurde, so daß wir zur Bestätigung dessen kommen, was sich uns schon von weitem und von drunten aus aufdrängte: Ein Hof mit Mauern und wohl auch Gebäuden umgab den Burghügel in Zweidrittelhöhe, und eine Brücke führte hinüber zum Berg. Kommen wir nun hinauf auf den Gipfel selbst zu den noch vorhandenen wenigen Ruinen, so fesselt uns zunächst der schöne Ausblick ins Tal hinab. Nach Norden liegt der Ortsteil „Kirche“ der Gemeinde Oberwolfach. Südwärts breitet sich durchs Wolfstal bis zu den Bergen jenseits der Kinzig die Kreisstadt Wolfach, uns zu Füßen die vielen Häuser des neuen Wolfach im Gewinn Weihermatte, so genannt nach dem einstigen Weiher der dort liegenden Burgmühle.

Dann aber wenden wir uns den Burgtrümmern zu. Wenig behauene Steine künden vom einstigen quadratischen Bergfried, der wohl eine Mauerstärke von 3 Metern hatte. Ringsum Reste von zwei Wohngebäuden und den Ringmauern, die etwa 2 Meter stark waren. Sie waren wohl gleichzeitig die Außenmauern der Wohngebäude. Neben dem Turm war wohl einst das Eingangstor zur Burg.

Noch im letzten Jahrhundert soll der ehemalige Bergfried eine beachtliche



Der Burghügel mit den Resten der Burg (Alt-)Wolva, links der Halsgraben, darüber der Vorsprung für die Zugbrücke, rechts deutlich zu erkennen der Platz für den unteren Hof, auf dem Gipfel die wenigen Ruinen.

Höhe gehabt haben; einige Reste der Umfassungsmauer hatten noch in den 1930er Jahren eine Höhe von etwa 5 Metern. Da man aber leider kaum etwas zu ihrer Festigung unternahm, setzte sich der Zerfall immer weiter fort, als man nach Bränden, Hochwasserschäden und Eisgangschäden die Ruine zum Steinbruch werden ließ, und jeder hier Steine holen konnte, der wollte und brauchte. Zudem waren, wie bei den meisten Ruinen eine romantische Schatzsucherei und -gräberei sowie Bubenspiele genauso schädlich wie die wohlgemeinten Arbeiten zur Verschönerung, als man auf die Reste des Bergfrieds einen hohen Aussichtspavillon baute, zu dem eine Treppe hinaufführte, später eine Hütte, die als Aufenthalt für Verliebte und räuberlesspielende Buben auch nicht zum Nutzen der Ruinen wurde. Ob der Efeu den Mauerresten Halt gibt und deshalb erhalten hilft, oder ob seine Wurzeln die Mauern sprengen und deshalb schaden? Darüber gehen die Ansichten auch heute noch auseinander. Kein Fenstergewand, kein Tür- oder Torbogen ist mehr zu sehen. Alles was brauchbar war, ist verschwunden. An der Westseite einer Umfassungsmauer klafft ein großes Loch. Ob es ursprünglich ausgewölbt war, läßt sich nicht mehr sagen. Früher erzählte man uns, die Schweden hätten eine Kanonenkugel dort hineingeschossen. Dies ist sehr unwahrscheinlich; denn im 17. Jahrhundert war dort oben kein Wohnsitz mehr zur Übergabe zu zwingen. Bubenhände aber haben in der irrtümlichen Auffassung, es ginge hier in einen unterirdischen Gang, gegraben und gesucht und immer mehr zerstört, so daß die Mauer an dieser Stelle dem Einsturz nahe ist.

Wenn man sich nun inmitten dieser wenigen Trümmer ein wenig Zeit zu geruh-samem Verweilen nimmt, kommt einem begreiflicherweise auch die Frage nach der Geschichte dieser einstigen Burg. Man erfährt davon aus Wolfachs Chronik, die um 1920 Franz Disch verfaßte, nachdem er den verschiedensten, damals erreichbaren Quellen nachgegangen war.

Die Burg war der Stammsitz der *Freiherren von Wolfach* oder *Wolva*, *Wolfacha*, *Wolfabe*, *Wolua*, wie sie in den verschiedensten Urkunden genannt werden.

Sicher seit der Mitte des 11. Jahrhunderts, wenn nicht noch einige Jahrzehnte früher, hatten sie hier ihre Burg. Und sie waren ein recht angesehenes Adels-

geschlecht, eines der ältesten und wohlhabendsten im Kinzigtal, das vermutlich aus dem schwäbischen Bereich stammte und seine Besitzungen hatte vom Kniebis bis zur Kinzig, die westlich bis zur Grenze der einstigen Grafschaft Sulz reichten. Dazu war es ausgestattet mit vielerlei Streubesitz, also einzelnen Gebietsteilen, Höfen usw., die sich östlich bis zum Erdlinbach, sicher auch noch bis Dunningen, auf der Höhe zwischen Schramberg und Rottweil erstreckten. Bei der Gründung mehrerer Klöster waren sie zugegen und werden als Zeugen und Stifter genannt, so bei St. Georgen und Alpirsbach, wie auch beim zähringischen St. Peter im Schwarzwald. Und sicher geht auch die Gründung des Klösterleins in Rippoldsau durch St. Georgen auf ihre Mithilfe zurück, da ja auch der Grund, auf dem dieses Rippoldsauer Klösterlein entstand, im Besitz dieser Freiherren war. Ihre Grablege, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts in der Wolfacher Pfarrkirche St. Laurentius war, hatten sie sicher dort seit ihren Anfangszeiten. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts erlosch das Geschlecht. Durch Heirat der Erbtochter *Udilbild* mit dem Grafen Friedrich von *Fürstenberg* kamen Burg, Stadt und Land an dieses Grafenhaus, bei dem die *Herrschaft Wolva* dann bis 1806 verblieb.

Wenn im Jahr 1272 ein „Castrum Wolfach“ genannt wird, ist es sehr fraglich, ob damit noch diese alte, kleine Burg gemeint ist; denn *nach* verschiedenen *Funden* bei Grabungen in *Wolfach* selbst muß das *dortige Stadtschloß* damals schon bestanden haben. Die innerhalb dem Stadtgebiet gemachten Funde, Münzen- und Keramikreste, deuten klar ersichtlich auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts



Rest des Bergfrieds
der
Alt-Wolfa-Burg.



Abstieg in den Halsgraben
(nach Norden zu), rechts ein
Felsen der Bergseite um 1935.
Aufn.: Alb. Sandfuchs

hin. Es wird also um jene Zeit die alte Burg schon nimmer der Hauptsitz gewesen sein. Wie lange sie dann, neben dem *neuen* Schloß und den sonstigen Schlössern, die die Fürstenberger damals in Hausach und Haslach besaßen noch bewohnt war, ist unbekannt. Wir wissen nur, daß der baufreudige Graf Heinrich VI. sie nach Angabe seines Schreibers Michel Spiser 1447 nochmals erneuern ließ. Da er aber auch in Haslach und Hausach seine Schlösser baute oder vergrößerte und das Stadt-Schloß in Wolfach neu baute (s. Beitrag über das Schloß!), wird wohl nach seinem Tod die Burg Wolva nicht mehr viel benützt worden sein. Schlösser in den Städten waren auch moderner geworden! Ob die Burg dann von selbst zerfiel oder ob sie zerstört wurde, ist unbekannt. Man weiß nur, daß 1778, als infolge eines Hochwassers größere Flußbauten an der Wolf nötig wurden, die fürstenbergische Herrschaft erlaubte, die Steine hierfür der Burgruine zu entnehmen. Auch von der Burgmühle und dem Hof vor der Burg ist nichts mehr zu finden. Für die Mühle war wohl im „Weiherloch“ ein Stauweiher, so daß dieser Name erhalten blieb, wie auch der der „Weihermatte“ darunter, die längst schon als nördlicher Stadtteil Wolfachs bebaut ist. Das kleine Tälchen, das nördlich der Burg, wie schon erwähnt, sein Bergwasser der Wolf zuführt, trägt noch den Namen „Burggraben“, obwohl es nie einen Burggraben bewässern konnte, weil die Burg viel zu hoch darüber lag und der Halsgraben nicht an dieser Seite war. Der Berg darüber heißt Frauenwald. Seinen Namen bekam dieser Waldberg möglicherweise dadurch, daß der Wald als Erbteil der „Frau“, der Gräfin Udilhild also, an die Fürstenberger kam, die ihn bis vor kurzem im Besitz hatten. Mit einem Wald, der einem Gotteshaus gehörte, kann er nie in Zusammenhang gebracht werden.

Sagen um die Burg Wolva:

1. Disch berichtet von einer Sage, die sich um die Weihermatte rankte, daß es dort „spukte“, daß man dort öfters einen mit langem Säbel bewaffneten Mann sah und daß

dieser Spuk wohl mit dem 1503 auf der Weihermatte geschehenen Mord zusammenhängen könnte. Da diese Sage aber mit der Burg selbst nichts zu tun hat, soll hier kein weiterer Raum gegeben werden.

2. Dagegen *erzählte* man sich im Ortsteil *Kirche* von Oberwolfach, der ja die Burg nahe liegt, daß viele meinen, die Burg gehöre nicht zur Stadt Wolfach, sondern zu Oberwolfach, was jedoch nie der Fall war:

Ein Bewohner der Burg habe einst eine Wut gehabt auf den Besitzer des gegenüberliegenden Erdenbauernhofes im Tal. Er habe von der Burg aus auf diesen einen Pfeil geschossen, als man im Hof des Bauern beim Essen saß. Der Pfeil sei jedoch im Balken des Herrgottswinkels steckengeblieben, daß er also niemand geschadet habe. Da nun der Pfeil sein Ziel verfehlte, habe der Herr auf dem „Schlößle“ dem Bauern aufgelauert, bis er ihn auf dem Kirchweg gesehen habe an der sogenannten „Alten Straße“. Wiederum habe er ihn nicht getroffen. Vor dem Bauern sei der Pfeil in den Boden gefahren, nach anderer Deutung: in einen Baum, aus dem man dann einen Bildstock gemacht habe. Von weiteren Mordanschlägen weiß man dann nichts mehr. Doch stand zwischen Burg und Erdenbauernhof am Weg nahe beim Bach noch bis in die 1930er Jahre ein hölzerner Bildstock, an den ich mich noch recht gut erinnere. Da er sehr morsch war, stürzte er wohl in jenen Jahren zusammen, als man Bildstöcke lieber vernichtete als sie erneuerte. Und so kündigt von ihm nur noch die Sage.

3. Eine hübsche Sage rankt sich um die letzte Sprossin des Wolfachischen Adels-



Ruine der Burg Wolva. Westliche Mauerreste von unten her gesehen. Das Loch in der Mauer wird den Schweden zugeschrieben. Doch ist dessen Entstehung nicht zu klären.

Aufn.: Alb. Sandfuchs

geschlechts *Udilbild*, die durch Heirat mit dem Grafen Friedrich von Fürstenberg zur Gräfin wurde. Sie habe als große Freundin der Kinder ihrer Stadt den Buben von Wolfach das *Fischwasser* in der Kinzig geschenkt, von der Fronau bei Hausach bis vor Erdlinsbach, wo das einst teckische, später württembergische Gebiet begann. Ein Recht, das kein sonstiger Ort der Umgebung hatte! Die Gräfin habe (vielleicht als Witwensitz noch später die Burg benützend) kurz vor ihrem Tod nochmals die Wolfacher Kinder sehen wollen, weshalb diese mit ihrem Schulmeister singend und betend den Weg zur Burg eingeschlagen hätten. Unterwegs sei nun ein Gewitter gekommen. Da hätten die Mädchen Reißaus genommen. Die Buben aber seien trotz Gewitter und Regen hinauf zur sterbenden Gräfin gezogen. Vor Freude über diese kindliche Treue habe die Gräfin den Buben das Schulgeld sehr stark ermäßigt, daß es nur etwa ein Sechstel von dem der Mädchen betragen habe. So wurde es tatsächlich hier in früherer Zeit gehalten. Jedenfalls zeugt diese Sage für die Beliebtheit der Gräfin, die ihrer Stadt auch einen sehr wohlwollenden und überaus günstigen Freiheitsbrief kurz vor ihrem Tod 1305 gab. Man mag daraus auch schließen, daß die Wolfacher Schule schon damals existiert habe.

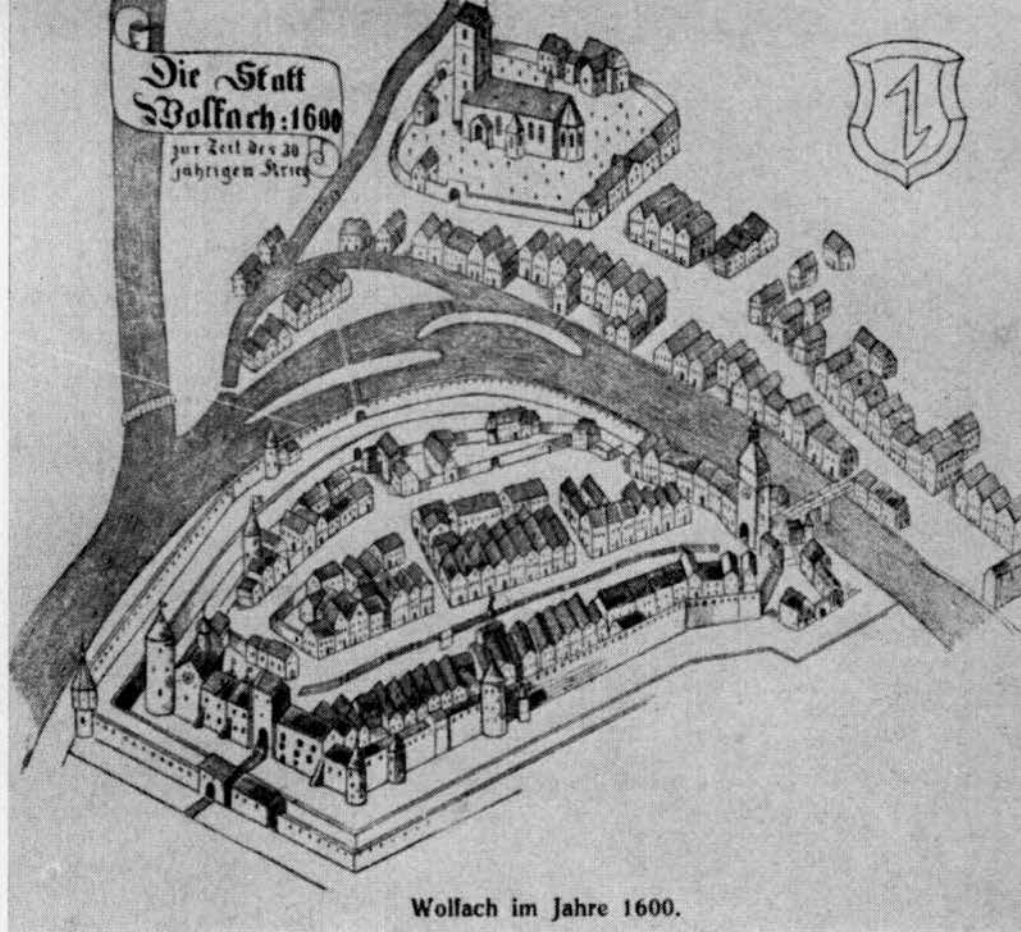
Das Schloß zu Wolfach

von Josef Krausbeck

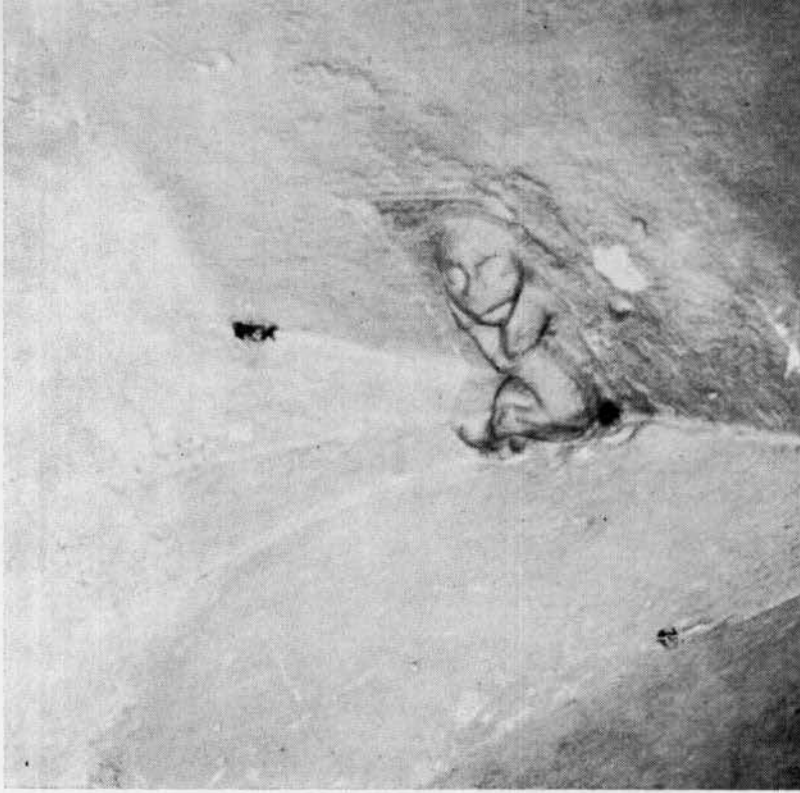
Nur wenige der einst zahlreichen Adelssitze des mittelbadischen Raumes haben die verschiedenen Unbilden vergangener Jahrhunderte überstanden. Ganz vereinzelt nur sind auch die Sitze der alten Geschlechter als solche erhalten geblieben, haben Umbauten, Neubauten und sonstige bauliche Veränderungen erfahren. Das Wolfacher Schloß ist eines der wenigen erhalten gebliebenen, wenn es auch nicht zu denen gehört, die noch Sitz des angestammten Adelshauses sind. Aber da es als Herrschaftssitz gleichzeitig Sitz der Verwaltung eines Gebietes und eindeutig durch seinen repräsentablen Bau zum Mittelpunkt dieses Gebietes bestimmt war, so ist doch noch vieles geblieben, was eben zur Grundidee eines Herrensitzes gehörte, Lage und Gestalt, Verwendungszweck, ruhender und beherrschender Mittelpunkt, Einbezogenheit und Mitwirken an Leben und Geschehen des umgebenden Hoheitsgebietes, über allen Wandel der Zeit hinweg. Denn aus der kleinen Herrschaft Wolva des Mittelalters, aus der Vergrößerung der Herrschaft durch die Heirat mit Fürstenberg, wie aus der Bildung des späteren Badischen Amtsbezirks Wolfach, wurde in stets weiterer Vergrößerung der heutige Landkreis Wolfach, dessen Mitte eben dieses einstige Herrschaftsschloß ist. Die planmäßige Gründung von Schloß und Stadt müssen wir in die Zeit um 1200 ansetzen.

Man wird nun fragen, wie ich zu dieser Behauptung komme, da keine festen Belege schriftlicher Art vorhanden sind. Einmal kann ich sie durch Funde belegen, die ich sowohl in der schon längst vor 1200 bestehenden *Vorstadt* machte, wie auch im Schloß selbst und in verschiedenen Häusern der *planmäßig* angelegten Stadt, gegenüber der älteren Vorstadt. Münzfunde aus der ersten Hälfte des 13. Jahr-

Das Wolfacher Stadtschloß vor dem Umbau des 17. Jahrhunderts. Zeichnung von G. A. Eckhardt nach der Karte J. J. Mentzingers 1655. Das Doppeltor ist klar zu erkennen.



hunderts werden ergänzt durch sehr gut gearbeitete Keramikreste, die jener Zeit angehören und in ihrer Vollendung auf einen schon mit Können und Erfahrung schaffenden Töpfereibetrieb hinweisen. Handwerksbetriebe waren jedoch nur in den Städten möglich! Dann deuten die baulichen Spuren an den beiden noch erhaltenen Türmen am Schloß, am Torturm wie am sogenannten Hungerturm auf *romanische* Zeit, am ersteren die Rundbogen, Kreuzgratgewölbe und die kleine Skulptur „Bettelmännle“, am Hungerturm außer den Funden romanische Bogen im Verlies. Die Stadtanlage selbst weist mit ihrer breiten Marktstraße und der einstigen Zweitoranlage auf das hohenstaufische Stadtschema hin, also wieder auf die Zeit um 1200, in der auch tatsächlich die Kinzigtalstraße als Verbindungsstraße zwischen den schwäbischen, elsässischen und ortenaubischen Besitzungen des hohenstaufischen Hauses zur *Königsstraße* wurde. Dies berechtigt zur Annahme, daß schon aus strategischen Gründen an dieser Engstelle, dazu dem Flußübergang, eine Befestigung ins Auge gefaßt werden mußte. Ebenso dürfte aus der heute noch als großzügig empfundenen Anlage der Haupt- und Marktstraße zu schließen sein, daß der Gründer eine weitblickende und erfahrene Persönlichkeit gewesen sein muß. Des Schemas wegen, auch wenn man die geographische Lage als dessen Ursache berücksichtigt, muß man die Zähringer Herren ausschließen, die die Viertoranlage zum Muster nahmen. Sollte schon jener Friedrich II. von Wolva (erwähnt 1148 und 1156) eine Rolle in der Gründung gespielt haben? Seiner Bedeutung nach könnte er wohl in Frage kommen. Daß Wolfach um 1275 unter den Pfarreien zumindest in Bezug auf die Einkünfte des Pfarrherrn die andern Orte der Umgebung stark überragte dürfte doch auch darauf schließen lassen, daß



Das Wahrzeichen Wolfachs:
Das romanische Bettelmännle.

dieser Ort um jene Zeit schon eine Anlaufzeit für diese Bedeutung hinter sich hatte. Und diese brauchte ja sicher Jahrzehnte! Es möge die Gründungs- und Anlaufzeit bestätigen, wenn wir im 13. Jahrhundert schon vom Holzhandel der Straßburger mit dem Kinzigtal hören, der ohne Zusammenwirken einer größeren Anzahl einheimischer Fachleute nicht möglich gewesen wäre. Auch das Bestehen des Bergbaues bereits im 13. Jahrhundert dürfte wieder auf eine gewisse schon vorhandene Bedeutung hinweisen.

Alles in allem: *Die Gründung des Wolfacher Schlosses wie auch der Stadt kann nicht nach dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts erfolgt sein.* Sicher war diese erste Schloßanlage nicht sehr groß. Der Torturm stand schon, wie seine Merkmale bestätigen. Er war Eigentum der Stadt, gehörte also nicht zum Schloß selbst. Der „Hungerturm“ kann dazugehört haben als Befestigungsturm wie als Gefängnisturm. Die Kapelle lag nur mit der Schmalseite dazwischen, gehörte aber noch im 14. Jahrhundert nicht zum Schloß selbst. Sie wurde als „Unser frowen Capelle zu Wolvach an der Ringmauer“ genannt. Da der dabei genannte Stifter, ein Fürstenberger Graf, die betreffenden Grundstücke an den *Pfleger* der Kapelle verkaufte (1362), kann er nicht *Besitzer* der Kapelle gewesen sein. Es müßte also das anfängliche Schloß zwischen der Kapelle und dem Tor gewesen sein.

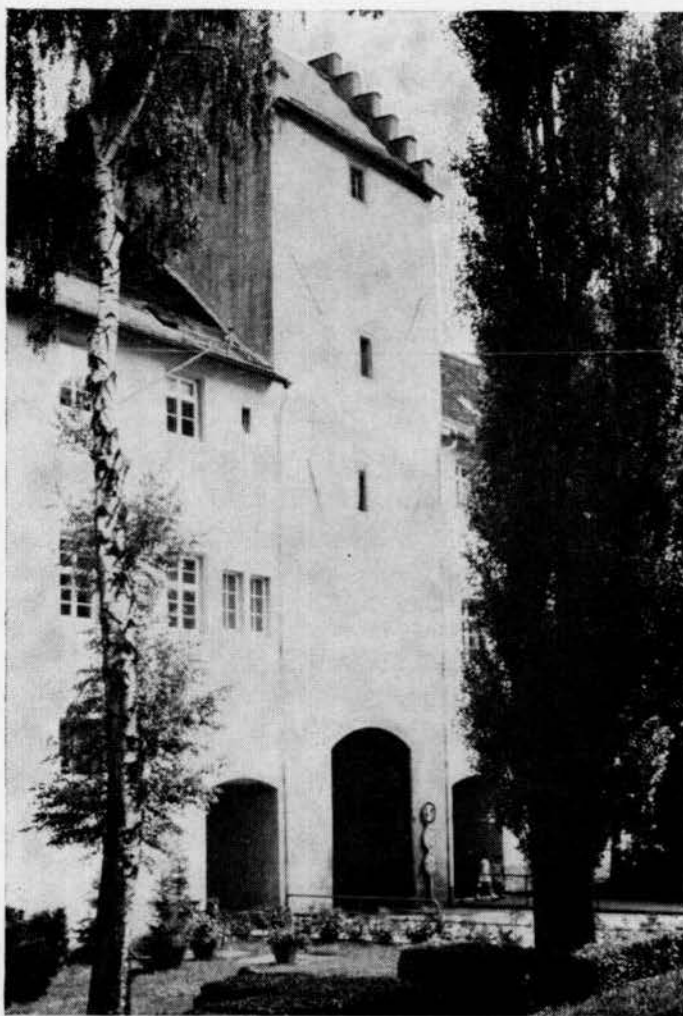
Aber das 1272 erwähnte „castrum Wolfach“ kann sich nur auf dieses *neue* Schloß beziehen und kaum noch auf die alte Burg Wolva.

Erst unter der Regierung des Fürstenberger Grafen Heinrich VI. (1419 bzw. 1432—1490) hören wir genaueres über das Wolfacher Stadtschloß. Dieser baufreudige Herr hat nach einem Bericht, den sein Schreiber Michel Spiser 1447 gibt, „*ernuwert und gebuwen das hus zu Wolfach*“. Und wenn es hier heißt „*ernuwert*“ also erneuert, ist daraus ersichtlich, daß das „Hus“, das Schloß also, bereits vorhanden war. Der gleiche Schreiber berichtete später von den weiteren Bauten: „*Darnach im 63 jar buwet er die schiur (Scheuer) zu Wolfach von nuwem. Item*

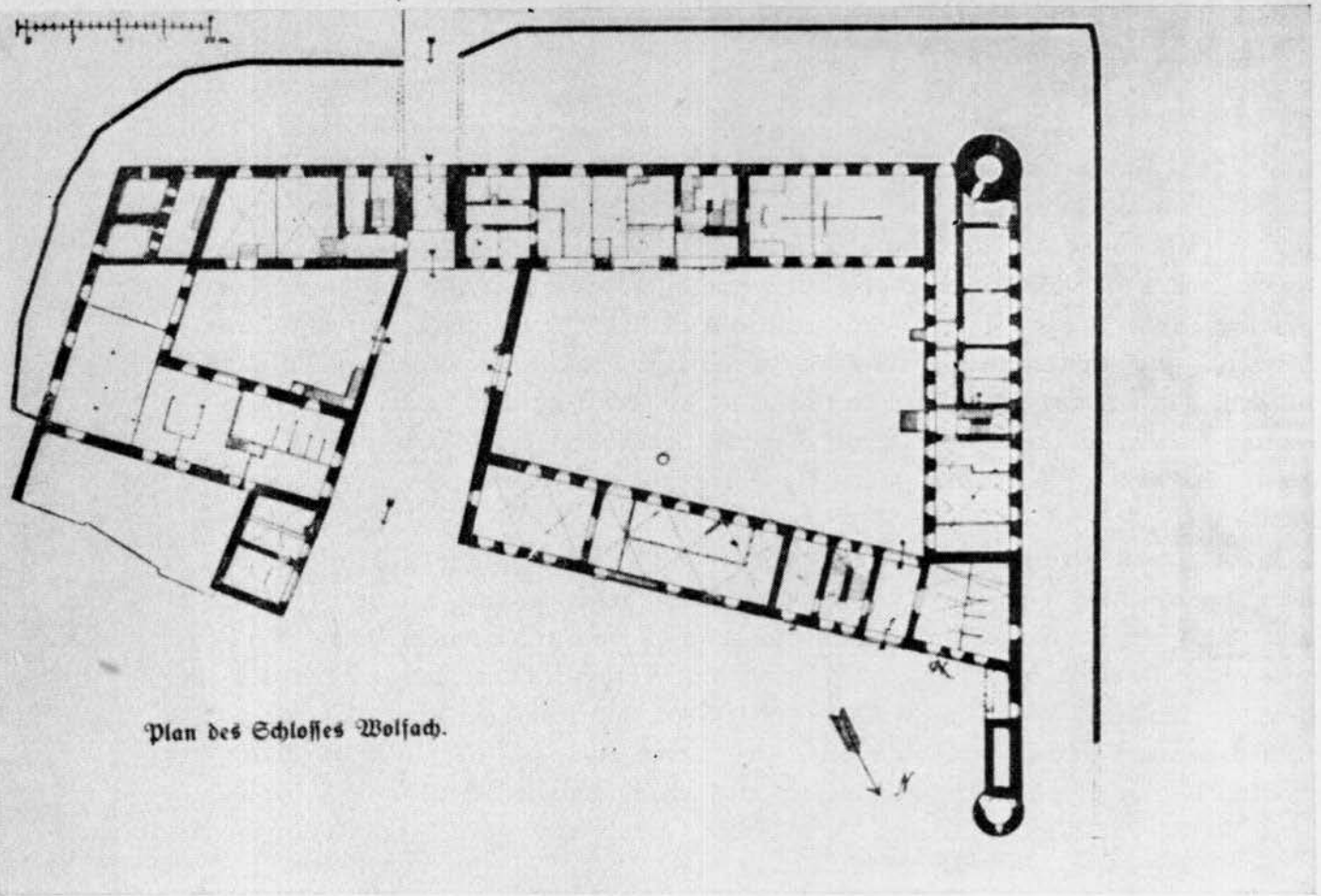
im 65 jar hand wir das neuw gemach gegen Unser frauwen capell zu Wolfach ze buwen. Item desselben jars ward das hinderstüblein im hus Wolfach gebuwen und der stall unden im hus. Item anno 71 ward gebuwen die neuwen stuben und kamern im hus zu Wolfach, auch das schießhus mit dem ercker uff dem graben zu Wolfach. Item in dem 73 jar ward gebuwen der gart zu Wolfach und darinnen schießhus und schutzrain. Mer im 75 jar ward gebuwen das neuw huß zu Wolfach by dem undtern thor, mer darnach das clain weigerlin by dem garten. Im 76 jar ward gebuwen die neuw scheür und marstall neben der capell. Item in dem jare ward gebuwen die harnaschkammer by der pistory (Bäckerei), die er auch selbs gebuwen hat.“

Nach diesem Bericht hat Heinrich VI. das Schloß vollständig umgebaut und erneuert, damit die sämtlichen Gebäude zwischen Stadttor und Kinzig, wie wir diese noch auf dem Bild Joh. Jakob Mentzingers von 1655 sehen. Wenn Heinrich VI. daneben auch die Schlösser Haslach und Hausach baute, so weilte er doch meist in Wolfach, wo er am 30. November 1490 starb und im Chor der katholischen Kirche vor dem Hochaltar unter dem „Ewigen Licht“ begraben wurde.

Die Nachfolger Heinrichs kümmerten sich wenig um den Bau. Von 1509 bis 1540 diente das Schloß Elisabeth von Solms, der Witwe des Grafen Wolfgang († 1509), als Witwensitz.



Das „untere Tor“ mit den neuen Fußgängertoren. Im Vordergrund der ehemalige innere Graben, über den eine Zugbrücke führte.



Plan des Schloßes Wolfach.

Plan des Wolfacher Stadtschlösses bis zum Jahre 1925. Der Eckturm mit den dicken Mauern ist der „Hungerturm“.

1577 wurde im Schloß eine Wohnung gerichtet für den Grafen Albrecht, einen Urenkel der gen. Gräfin Elisabeth „da wo eine feine, große Stube unten und oben beieinander eine Stube und eine Kammer waren“. Das Gesinde sollte zum Teil im Wirtshaus Nachtherberge haben. (Es war dies wohl nur ein Besuch!) Die Räumlichkeiten müssen also nicht zahlreich gewesen sein. Man kann dies auch aus einem Bericht von 1586 entnehmen, denn als ein Sohn Albrechts im Kinzigtal erwartet wurde, schlug der damalige Oberamtmann Branz vor, man solle das Hausacher Schloß als Aufenthalt wählen, denn „das Wolfacher Haus sei nicht rätlich, weil es zu zwei Haushaltungen nicht beschaffen“. 1588 war es dann Graf Albrecht selbst, der „aus kindlichem, schuldigem Gehorsam das Schloß mit allem Hausrate seiner Mutter Barbara, zu lebenslänglichem Gebrauch“ einräumte. Sie bewohnte es bis zu ihrem Tod 1592.

Während der Dauer des Dreißigjährigen Krieges erlitt das Schloß schwere Schäden durch die verschiedenen Einquartierungen. Der damalige Oberamtmann Vratislaus Finkh berichtete deshalb dem Grafen Friedrich Rudolf († 1655, begraben im Kloster in Haslach): „In dem Schloß ist nit mehr allß die Taffel unnd obere Stuben sambt der Cammer daran, um etwa zu bewohnen; wo die Fenster manglen (fehlen), würdet (wird) es mit Bretter vermacht. In all anderen Gemachen, so ganz offen, kann niemandt verbleiben; es fallen stets noch Stückher nach.“ Er händigt dem Grafen „underschidliche Abrisß und Überschläg, wie dieß abgegangene Hauß zu reparieren“, ein, ohne jedoch darauf irgendeine Weisung zu erhalten. Der Wittib des Grafen, Anna Magdalena, Gräfin von Hanau-Lichten-

berg, die vermutlich in Wolfach ihren Witwensitz nehmen wollte, teilte 1656 der Oberamtmann mit, daß nur der erste Stock noch zu bewohnen sei. Der andere Stock müsse „von unden auf gleichsamb biß under das Tach von newem erpawt werden“, da er „von den Soldaten derart ruiniert sey, daß mit Ausnahme baider Endmauren und etlich weniger Balken sovihl als nichts vorhanden. Der dritte Stock sambt der Kuchel (Küche) und dem Gang in die Schloß-Cappelle ist allerdings (= vollständig) auf dem Boden hinweg.“ Die „Thürn (Türme) und Gefangenschaften, insonderheit locus torturae“ (= Folterkammer) waren „infolge des Kriegswesens“ in solchem Zustand „daß keine Gefangenen mehr recht aufzuhalten“ waren (siehe Ortenau 1934).

Aus den Reiseberichten des Konstanzer Weihbischofs Franz Johann v. Praßberg (Freiburger Diözesan-Archiv 1962/63, S. 338) ist zu ersehen, daß am 27. Juli 1653 die durch Kriegsgreuel entweihten Altäre der Schloßkapelle wieder geweiht werden mußten.

Nach diesen Aufzeichnungen über die Schloßbauten, die vom 15. Jahrhundert bis zum Neubau des Schlosses 1671—1681 standen, soll kurz angefügt werden, was uns von diesen Bauten über ihr Aussehen bekannt ist. Schriftliche Aufzeichnungen fehlen außer den erwähnten. Dagegen konnten uns durch Funde einige Hinweise zuteil werden. So wissen wir, daß die im Westflügel damals gelegene Schloßkapelle Fenster mit bleigefassten Butzenscheiben sowie Rautenscheiben hatte. Die Fenster hatten Maßwerk, was durch Steinreste und die zugeschnittenen Scheibenstückchen ersichtlich ist.



Die Südwestecke
mit Hungerturm
und Kapellenturm.



Das wiederaufgebaute „Schloßbrondell“.
Aufn.: Rupprecht

An den Wänden müssen Malereien gewesen sein. Spärliche Reste fand man bei der Erneuerung der Kapelle 1962, auch Tonscherben und Reste von grünen Ofenkacheln.

Der „Hungerturm“ hatte ein unterirdisches Verließ, etwa 4 Meter unter den heutigen Boden reichend, das man beim Neubau 1671—1681 auffüllte und durch eine Tür von einem neugeschaffenen Vorraum aus zugänglich machte. (Heute Raum Stadtgeschichte des Heimatmuseums.)

Landgraf Maximilian Franz von Fürstenberg/Stühlingen (1655—1681) war es, der sich des ruinierten Schlosses seiner Väter annahm. Doch mußte er bald einsehen, daß es mit einem Beheben der Kriegsschäden, mit einfachen Ausbesserungen nicht getan sei. Die Zeit war weiterschritten. Statt eines schlichten Adelsitzes, wie ihn wohl der Bau Heinrichs VI. aus dem 15. Jahrhundert darstellte, verlangte die Zeit der Renaissance und des von Frankreich her beeinflussten Barock einen repräsentablen Schloßbau, der Macht und Ansehen eines Fürstenhauses symbolisieren konnte, der eine Residenz gäbe, die sich neben denen befreundeter Adelsfamilie sehen lassen konnte. Und so ging er daran, einen Neubau aufzuführen, der dem Schloß im wesentlichen die heutige Gestalt gab. Etwa zehn Häuser kaufte der Landgraf von Wolfacher Bürgern, denen er als Ersatz Häuser in der Vorstadt und der Schloßstraße erworben hatte. Zwischen Torturm und Berg wollte er sein Schloß ausdehnen bis zum alten Rundturm der Stadtbefestigung an der Südostecke derselben. Diesen Turm ließ er als Halbrundturm einbauen, während er zum Ausgleich auch den sogenannten Hungerturm, der ursprünglich 25 bis 30 Meter hoch war, kürzen ließ, um ihn als Gegenstück zum östlichen Rundturm

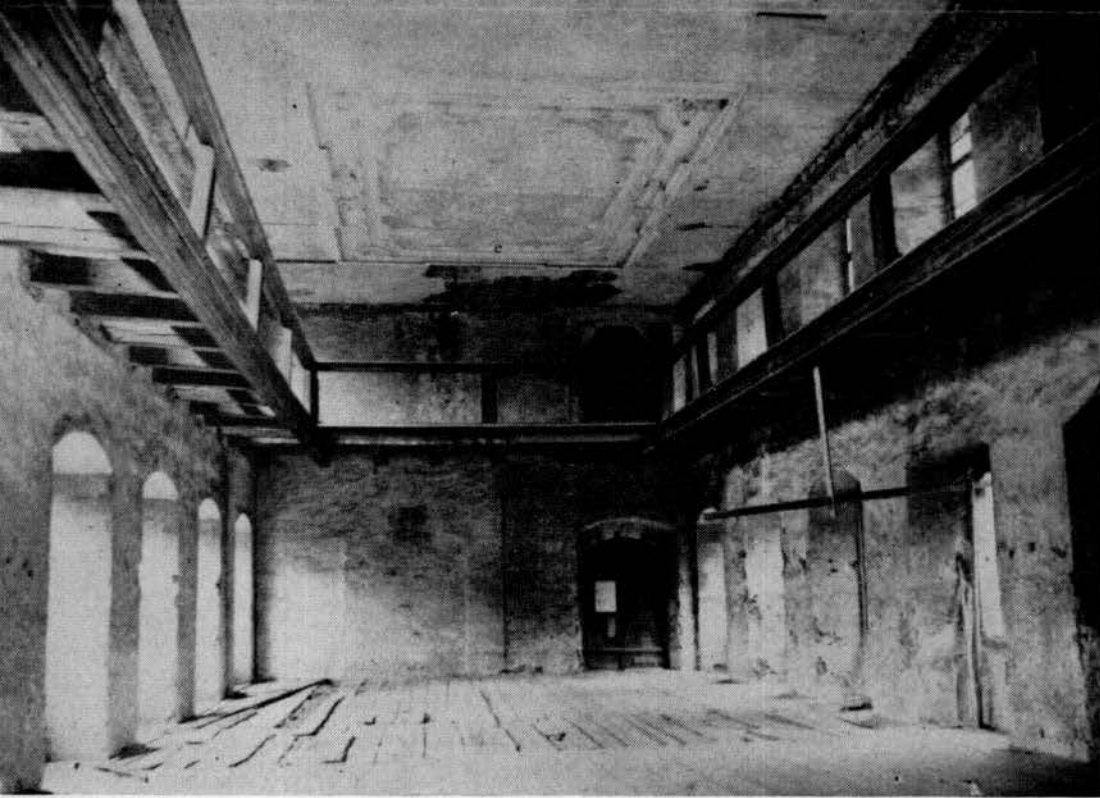
auch nur noch als Halbrondell zu belassen, so daß er die heutige Form erhielt. Der genannte östliche Rundturm wurde wohl im 18. Jahrhundert abgebrochen. Geschickte Baumeister hatte er schon, die es verstanden, die vielen alten und neuen Teile zu einem Ganzen zu gestalten, ihre Namen sind teilweise noch bekannt: der Maurermeister Johannes Mathias, der Steinmetz Hans Georg Brachet von Radolfzell und der Schreiner Jakob Glöckler von Waldshut.

Daß auch damals schon ausländische Gastarbeiter beim Bau beschäftigt waren, mag aus einem Fund zu schließen sein, den man anlässlich einer Umbauarbeit im Westflügel des Schlosses unter der Haupttreppe desselben vor einigen Jahren machte: Spielkarten fand man hier, die (nach Kennern) aus der Gegend von Bergamo stammten, dabei auch eine weiße Ton-Tabakspfeife, noch mit Tabak gestopft und ein Holzfigürle, ähnlich einer Schachfigur. Vielleicht hatte man in einer Schnaufpause beim Treppenbau ein Spiel begonnen, das plötzlich durchs Auftauchen eines Aufsehers (oder gar des Chefs selbst!) unterbrochen werden mußte. Rasch versteckte man Spielkarten, Pfeife und Figürle unter der Treppe, die dann aber unter Aufsicht zugemacht wurde, so daß die Utensilien erst nach etwa 280 Jahren wieder hervorkamen, um dann im nahen Heimatmuseum zu landen.



Knorpelstil-Ornament am Portal zum
Wolfacher Schloßhof.

Aufn.: Rupprecht



Der unvollendet gebliebene Festsaal kurz vor der Verbauung zu Büroräumen 1937.

Der stattliche Turm des unteren Tores, seit dem 13. Jahrhundert zur städtischen Befestigung gehörend, wurde vom Landgrafen erworben, denn die beiden Trakte des Neubaus, rechts und links des Turmes sollten eine Verbindung bekommen. So erhielt denn der Turm auf der Stadtseite einen Vorbau, so daß hier nun das Schloß in voller Höhe von West bis Ost ununterbrochen durchgeführt ist. Leider hat der Torturm dadurch, von der Stadt her gesehen, seine schlanke Form verloren. Nur noch sein oberes Stockwerk mit den beiden Fenstern der einstigen Wächterwohnung ist zu sehen. An der Westseite wurde das Schloß um einige Meter weiter in den Graben hinaus gebaut. Man erhielt dadurch eine gerade Linie zwischen den beiden Rundtürmen, dem Hungerturm und dem sogenannten Schloßrondell an der Nordwestecke. Dadurch wurde auch dieser Turm der Stadtbefestigung, der einst auch frei stand, in den Schloßbau einbezogen. Er stammt wohl auch aus dem 13. Jahrhundert, hat als einzigen alten, noch sichtbaren Bauteil eine sogenannte Maul-Schießscharte. Da er in der Folge nun verschiedene Verwendung fand, wurden auch Fenster reingebrochen, wie man sie halt brauchte. Später wurde er teilweise abgebrochen und vor einigen Jahren stand sein Schicksal recht auf der Schwebe der Waage, denn er sollte ganz vernichtet werden. Glücklicherweise siegte aber doch der Gedanke des Denkmalschutzes, und der Landkreis Wolfach ließ ihn 1967/68 wieder zu wohl ursprünglicher Höhe von etwa 20 Metern aufbauen. Er wird nun als Archivbau des Landratsamtes verwendet.

Wo einst nur wenige Bauteile waren, entstand in jenen Jahren 1671—1681 der Nordtrakt des Schlosses, den man dann durch eine Brücke mit dem Südflügel verband. So erhielt man auch einen allseitig geschlossenen Ehrenhof. Gegen die Stadt zu schmückte man die beiden hohen Giebel, dann auch den der Westseite und die beiden der 100 Meter langen Südfassade durch riesige Schneckenornamente des Knorpelstils, dem die meisten Bauteile ohnehin angehörten, und durch hochragende Obelisken. Neben dem Hungerturm wurde wieder die Schloßkapelle eingebaut,

diesmal in Richtung Südwest-Südost, während sie früher in südwestlich-nordwestlicher Richtung war. Sie wurde mit etwa 20 Meter Länge und der Höhe von etwa 10 Metern, durch zweieinhalb Stockwerke bis zum Scheitel des Tonnengewölbes aufragend, zu einem der schönsten Räume der Gegend. (S. Sonderbericht über die Schloßkapelle! „Ortenau“ 1967.)

Im Westflügel entstand, dicht neben dem Hungerturm ein großer Saal, als Festsaal geplant, der jedoch nicht vollendet wurde. Er hatte eine Galerie an allen vier



Die Altargruppe
der erneuerten
Wolfacher
Schloßkapelle,
oben die
Galerie.

Seiten, war durch zwei Stockwerke gediehen und hatte schon Teile einer mit Stuckarbeiten verzierten, flachen Decke aufzuweisen, die einen kleinen Begriff gab, wie festlich schön dieser etwa 20 Meter lange Saal geworden wäre. Leider wurde er um 1937 vernichtet, indem die NS-Partei ihn zu Büroräumen für ihre Kreisleitung umbauen ließ. Die nördliche Hälfte dieses Flügels bekam im unteren Stock die große gewölbte Schloßküche, deren Tonnengewölbe in der Mitte auf einem Pfeiler ruhte. Ein mächtiges Kamin mit Renaissance-Ornamenten war dort, das man leider auch in den 1930er Jahren sinnlos zerstörte.

Dieser Bau Maximilian Franzens hätte die Hauptresidenz der Fürstenberger geben sollen. Bei ihm ließ der Landgraf auch noch einen Garten anlegen, den heutigen „Herrengarten“ mit Pomeranzenhaus und Fischweiherlein. Ja, der Graf ließ von der Galerie der Kapelle eine Treppe hinabbauen in den seitherigen Stadtgraben, der ja nicht mehr wie einst zur Verteidigung dienen konnte; er wollte noch einen kleinen Tierpark darin anlegen. Was hätte er alles noch gemacht und was wäre aus Wolfach geworden, wenn seine Pläne verwirklicht worden wären, für die er zehn Jahre hindurch Sandsteine vom hohen Staufenkopf holen ließ für all die vielen Tür-, Tor- und Fenstergewände. Sie wurden auf Schlitten über den Berggrat zwischen Langenbach und Übelbach befördert, dann steil den Berg hinab, so viele, so schwere, so lange Zeit, daß sich im Gelände ein Hohlweg eingrub, wie wir einen solchen sonst in unsrer Gegend nicht kennen. Wie viele Kunstschmiede waren am Werk für diesen riesigen Bau, wie viele Schreiner, Maurer, Steinmetze, Stukkateure! Was muß es eine Glanzzeit für das kleine Residenzstädtle gewesen sein, jene zehn Jahre des Schloßbaues! Noch heute finden wir genug Spuren auch in alten Bürgerhäusern, sogar in der Umgebung! Immer wieder die Ornamente des Schlosses! Und was im Großen auf den fünf hohen Giebeln des Schlosses prangte, in kleinerem Maß kam es auf die Giebel der Bürgerhäuser, bis auch diese den vielen Bränden zum Opfer fielen und einfacher und bescheidener wieder aufgebaut wurden ohne Obelisken, Zierschnecken und Rollwerk, auch ohne die zierenden Erker, die, zum geplanten Fürstensitz passend, nach der Überlieferung und nach Funden zu schließen, die meisten Häuser der stattlichen Haupt- und Marktstraße schmückten.

Der 23. Oktober 1681, an dem Maximilian Franz mit Gattin und Tochter nach Straßburg reiste zum Einzug Ludwigs XIV. und zur Wiedereinsetzung seines Veters als Straßburger Bischof nach langem Exil, wurde ein Unglückstag auch für Wolfach, als der bereits kranke Landgraf am andern Tag infolge einer Schwäche eine Stiege hinunter fiel und wenige Zeit darauf das Zeitliche segnete.

Der Traum einer dauernden Fürstenresidenz war danach für Wolfach ausgeträumt. Die Nachfolger Maximilians hatten kein Interesse mehr an diesem Bau, sie hatten auch kein Geld, sie hatten Schulden zu tilgen.

Manches blieb unvollendet, einiges wurde zu einem provisorischen Abschluß gebracht, so die Schloßkapelle, bei der man vielerlei solcher Spuren fand, bis sie endlich bei der Renovierung 1962—1967 vollendet wurde.

Das Treppenhaus in der Mitte dieses Traktes blieb uns mit seinem schönen Gewölbe glücklicherweise erhalten, ebenso die Gewölbe im unteren Stockwerk in

Die Rückwand der erneuerten Schloßkapelle mit der neuen Orgel, der kunstvollen Wendeltreppe und dem wiederhergestellten Gestühl.



Richtung Hungerturm. In ihnen ist das Heimatmuseum untergebracht. Die Innenwand des hier befindlichen Ganges dürfte etwa am Platz der Außenmauer sein, wie diese vor 1670 war.

Der Nordflügel, dem sich an der äußersten (windabgekehrten) Seite westwärts der auf einem großen freien Bogen ruhende Abortbau anschloß, hatte im ebenerdigen Geschoß die große gewölbte Halle des einstigen Marstalles, an die sich dann das Treppenhaus anfügte, das auch Gewölbe hatte. Es führte zu einem großen Gang mit schöner Kassettendecke, die sich auch in den Gang der Westseite fortsetzte. Von diesem Gang aus erreichte man eine Anzahl geräumiger Zimmer, die alle schön gegliederte Balkendecken und schöne, alte Türen mit kunstvollen Beschlägen hatten. Diese waren zum Teil verzinkt. Ganz besonders schön war der Saal gegen die Hauptstraße, der, weil er seit einem Jahrhundert dem Gericht als Schöffensaal diente, diesen Namen bekommen hatte. Er hatte eine kunstvolle Holzdecke, in

deren Mitte ein allegorisches Gemälde war. Er war wohl der einzige Raum, der noch in ursprünglich geplanter Schönheit vollendet wurde. Das obere Stockwerk, etwas niedriger gebaut als die eben beschriebene „belle etage“, hatte Holzdecken in Gang und Zimmern und ebenfalls schöne Beschläge an Türen und Fenstern. Sie waren alle in guter stilistischer Form gehalten, hatten die tulpenartig spitz auslaufenden Formen, die sich hier so eingebürgert hatten, daß sie auch an vielen alten Bürgerhäusern Verwendung fanden, wie überhaupt vieles von jenen Jahren des Schloßbaues sich der ganzen Umgebung mitteilte.

In großartiger Einheit, von außen ohne jede Unterbrechung, war das ganze Schloß geplant und ausgeführt, mit durchlaufenden Gängen, die vom „Schöffensaal“ über den Festsaal (die Wolfacher nannten ihn Rittersaal) durch die beiden Galerien der Schloßkapelle, weiter durch das nachfolgende Treppenhaus, sodann dem Torturm entlang bis ans östliche Ende des ganzen Baues führten und auch heute noch nach vielerlei Veränderungen führen. Neben der Kapelle, dem Torturm zu, wo heute der Trakt des Amtsgerichts ist, war unten die Wagenremise, zu der man durch drei hohe Rundbogen kam. Dieser Raum wurde später auch zur Unterbringung Gefangener benützt, wie zahlreiche Sudeleien und Namensverewigungen bewiesen. Ein Treppenhaus, hart an die Ostwand der Kapelle angebaut, zeigte an seinen Wänden noch durch Nischen mit Stichbogen Reste früherer Bauteile. Alle Räume dieses Flügels hatten aber das Aussehen des Nichtvollendeten, so daß beim Umbau zu den modernen Diensträumen des Amtsgerichts nichts Wertvolles vernichtet werden mußte.

Östlich des Torturmes, wo heute das Finanzamt untergebracht ist, war vieles unvollendet geblieben. Zwei gewölbte Räume im Erdgeschoß waren fertig, wie auch westwärts des Tores zwei kleinere gewölbte Räume fertig wurden, die man dann später als Wachlokal benützte. Dieses spätere Wachlokal wurde nach der „Metzgeraugustschen Chronik“ als Verwahrort der zum Tod verurteilten Delinquenten verwendet, bis sie von hier aus zur Richtstätte auf dem Galgengrün geführt wurden. In den östlichen Gebäudeteilen war noch ein Treppenhaus und an der Südostecke, im Anschluß an den einstigen Rundturm, den man halbiert hatte, waren Räume für Gefangene untergebracht, da der „Hungerturm“ nicht alle Übeltäter fassen konnte. Das Schloß sollte ja Amtsgebäude für die ganze Herrschaft Kinzigtal werden, besonders nach dem das Haslacher und Hausacher Schloß zerstört worden waren. Die Gefängnisse selbst waren Einzelzellen aus dicken Holzbohlen, die in zwei größeren Räumen standen. Hier ereignete sich auch die am Schluß dieser Beschreibung angefügte Begebenheit. Sonst waren hier außer Kellern im Untergeschoß und ziemlich provisorisch eingerichteten Wohnungen für fürstliche Beamte, zu denen auch vom kleinen Schloßhof her eine Treppe hinaufführte, keine nennenswerten Räume.

Soviel zum Schloßbau Maximilian Franzens, der nach außen kaum verändert wurde, der aber innen soviel Umgestaltungen seither erfuhr, daß eigentlich außer den gewölbten Räumen der Schloßkapelle, des Museums, der ehemaligen Schloßküche, des westlichen Mittelaufganges und dem Hungerturm mit seiner schönen, noch aus gotischer Zeit stammenden Wendeltreppe vom 2. zum 3. Stock hinauf

Torturm und die lange Südwestfront. Vorne am Giebel war einst der östliche Rundturm.



nichts Altes mehr vorhanden ist. Denn was im damals vollendeten Nordflügel an Schönem und Wertvollem geschaffen wurde, fiel dem großen Brand zum Opfer, der vom 23. zum 24. Januar 1947 in furchtbarer Katastrophe den ganzen Nordflügel, den Abortflügel und den halben Westflügel in Trümmer legte. Leere Außenwände ragten zum Himmel. Bei den damaligen Materialschwierigkeiten war ein Wiederaufbau nur langsam zu vollziehen. Doch muß hier als geschichtliche Tatsache erwähnt werden, daß in großartiger Geschlossenheit von Bevölkerung, Stadtverwaltung und Kreisbehörden, auch mit Hilfe der französischen Besatzungsmacht, alle Schwierigkeiten überwunden werden konnten, so daß bereits am 1. August 1947 das Richtfest des wiederaufgebauten Schlosses in Anwesenheit des südbadischen Staatspräsidenten Leo Wohlleb gehalten werden konnte. Dies war ein besonderes Verdienst des damaligen Bürgermeisters Hans Allgeier, dessen Name darum auch in der Vorhalle des Landratsamtes auf bronzener Tafel verewigt wurde.

Interessant und noch zum großen Teil (mit Ausnahme der 1947 abgebrannten Partien) erhalten ist das wuchtige Gebälk des Dachstockes, hier ganz besonders die Konstruktion des Türmle über der Schloßkapelle. Es hatte bis Mitte des 19. Jahrhunderts eine Zwiebelhaube, die dann einem Sturm zum Opfer fiel. Von unten sieht es wie ein „Türmle“ aus. Droben auf der Schloßbühne aber macht es einen wuchtigen Eindruck mit dem schweren Balkenwerk und den dicken Streben nach allen Richtungen, die die ganze Breite dieses Kapellenflügels, von Wand zu Wand einnehmen. Mit Interesse sieht jeder, der einmal auf die Schloßbühne kommt, in der Mitte des Ostflügels, den stabilen Aufzug, dessen Seil sich um eine gewaltige, senkrechte Holzsäule als Aufzugswelle legt und die auch heute noch ihren Dienst zu versehen stark genug ist. Manche Lasten der „Narrenkammer“, die hieroben bis vor einigen Jahren gelagert wurden, hat diese Winde hinaufgezogen, wie auch Dachziegel und Latten zu Ausbesserungen des riesigen Daches.



Das Stadttor mit den neuen Fußgängertoren, von der Stadtseite aus. Rechts der Erker des ehemaligen Amtshauses.

Das Schloß aber hatte seine Bedeutung als Herrnsitz verloren. Zwar wohnte vorübergehend nochmals 1777 ein Mitglied des Fürstenbergischen Hauses darin, Prinz Karl. Doch schon zwei Jahre später wurden dessen Räume Wohnung für den pensionierten Hofrat Dornblüt. Während der ganzen Zeit der fürstenbergischen Regierung versahen nämlich deren Oberamtleute ihren Dienst in Wolfach, blieben meist hier nach der Pensionierung und fanden auch in Wolfach die letzte Ruhestätte. Die ausgebauten Zimmer und Säle wurden zu Verwaltungsräumen und Wohnungen hergerichtet und vermietet, auch die Keller (samt den Fässern!) fanden Mieter. 1749 hatte man auch daran gedacht, Teile des Schlosses zu einer Kaserne für Grenadiere eines fürstl. Corps herzurichten. Auf entsprechende Gesuche der „Landschaft“ und der Bürgerschaft unterblieb dies jedoch. Das neben dem Schloß befindliche Haus mit dem prächtigen Renaissanceerker von 1565 und 1613, das Graf Maximilian Franz vom Oberamtmann Vratislaus Finkh gekauft hatte und das in der Folge öfters neben dem Schloß als Sitz des jeweiligen Oberamtmanns oder Obervogts diente, wurde damals durch eine Brücke mit dem Schloß verbunden, damit der Herr trockenen Fußes in die Diensträume kommen konnte. Später wurde die Brücke abgebrochen. Der Torbogen, der zum östlichen, sogenannten kleinen Schloßhof führt, wurde 1762 erstellt, also ein baulicher Nachzügler.

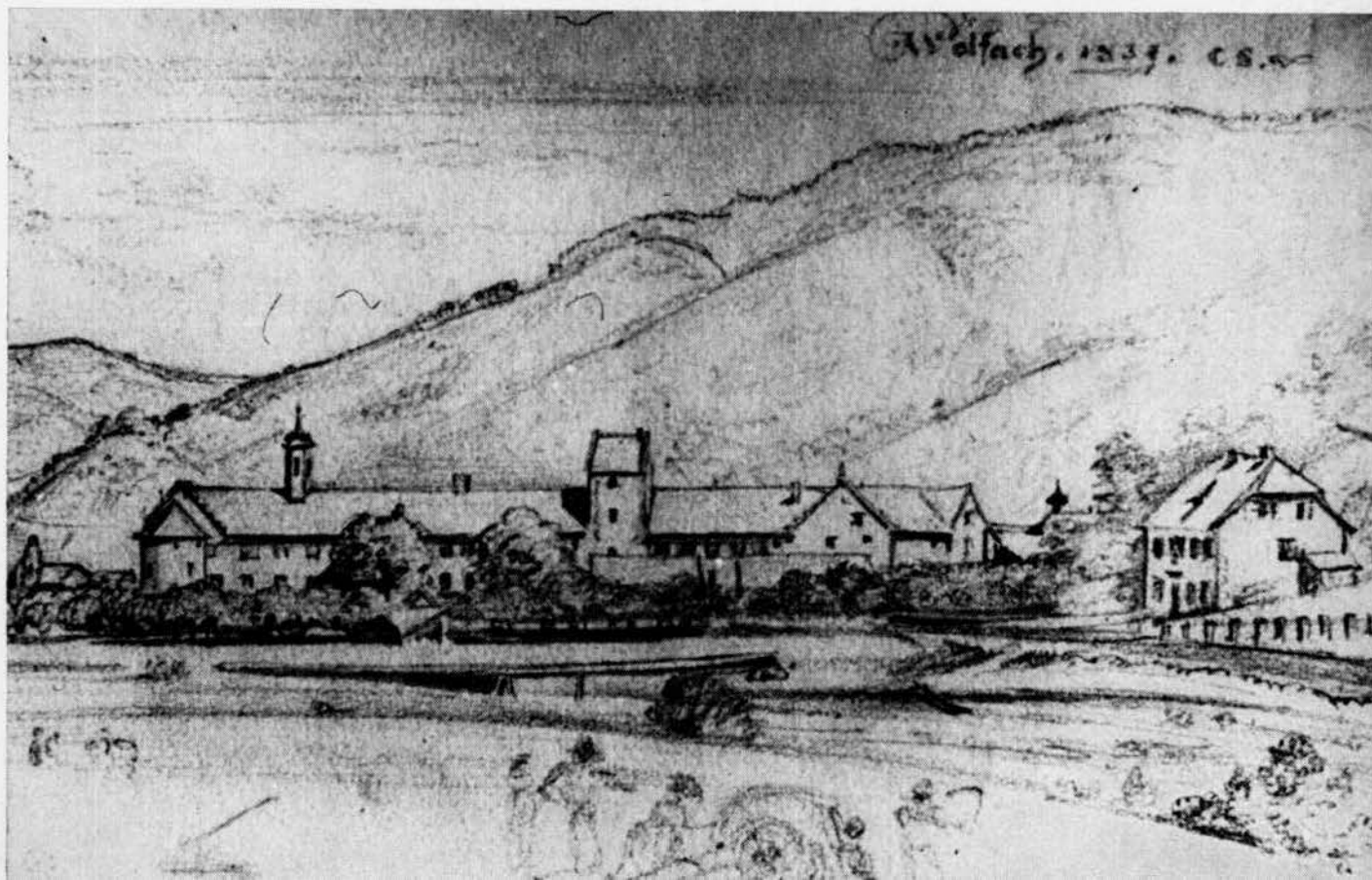
Nachdem die Herrschaft 1806 von fürstenbergischer Regie an die des Großherzogtums Baden gekommen war, bekamen die badischen Beamten im Schloß ihre Diensträume. Und so wuchs aus dem fürstenbergischen Amtssitz der badische heran, der Sitz des Amtsbezirks Wolfach und späteren Landkreises Wolfach.

Im Jahr 1921 erwarb die Stadt den östlichen Schloßflügel, also den gegen

den Berg, für 160 000 Mark und baute ihn um und aus zu Wohnungen, Schulzimmern und Verwaltungsräumen für das Finanzamt und die damals Städt. Sparkasse, die darin war, bis sie sich später vor dem Tor ein eigenes Gebäude errichtete. Den westlichen Flügel des Schlosses, einschließlich Schloßkapelle und dem „Herrengarten“, der sich im Lauf der Jahrhunderte vom herrschaftlichen Gartenbetrieb zur Gaststätte entwickelt hatte, kaufte die Stadt 1928 für 86 000 Mark. Das Anwesen des „Herrengarten“, das man im Zusammenhang mit dem Schloß betrachten muß und das deshalb auch hier erwähnt wird, verkaufte die Stadt dann weiter an den Holzverlader und -Händler Markus Schmider, in dessen Familie es sich zu beachtlichem Gaststättenbetrieb entwickelte und verschiedene Vergrößerungen erfuhr.

Der Torturm, der ursprünglich nicht zum Schloß gehörte, sondern zur Stadt, aber von Maximilian Franz erworben wurde, soll hier nochmals eine besondere Würdigung erfahren, denn er ist der eigentliche Mittelpunkt der gesamten Bauanlage und das Wahrzeichen der Stadt. Während einst seine Tordurchfahrt auch von außen her niedriger war, einen romanischen Rundbogen hatte, wie heute noch auf der Stadtseite, liefen von ihm aus Ketten zu einer Zugbrücke herab, die den inneren Graben überspannte. Diese Brücke bestand wohl aus zwei Teilen, in der Mitte des Grabens war eine feste Mauerauflage, bis zu der hin, von dem äußeren Tor (ohne Turm) aus die äußere Brückenhälfte fest auflag, während sich daran dann die kürzere eigentliche Zugbrücke anschloß. Das genannte äußere Tor stand noch bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts und war mit dem danebenliegenden Zollerhäusle verbunden. Rechts und links dieser Toranlage zwischen äußerem und innerem Graben war die Befestigung zum starken Wall des Zwingers ausgebaut, den man auf der westlich der Straße liegenden Seite noch gut erkennen kann. Die

Das Wolfacher Stadtschloß 1839. Anblick von Westen. Zeichnung des berühmten Kinzigtäler Malers Carl Sandhaas (1801—1859).



1925 angelegten Schloßanlagen nahmen in feiner Weise Rücksicht auf Wall und Graben. Der äußere Graben vor diesem Wall mußte leider vor etlichen Jahren aufgefüllt werden. Er ergab ausgedehnte Parkplätze. Zu solchen mußte auch, trotz des Denkmalschutzes, das Zollerhäusle erhalten, ebenso wie der ganze östliche Teil der inneren Mauer vor dem Tor und der innere Graben.

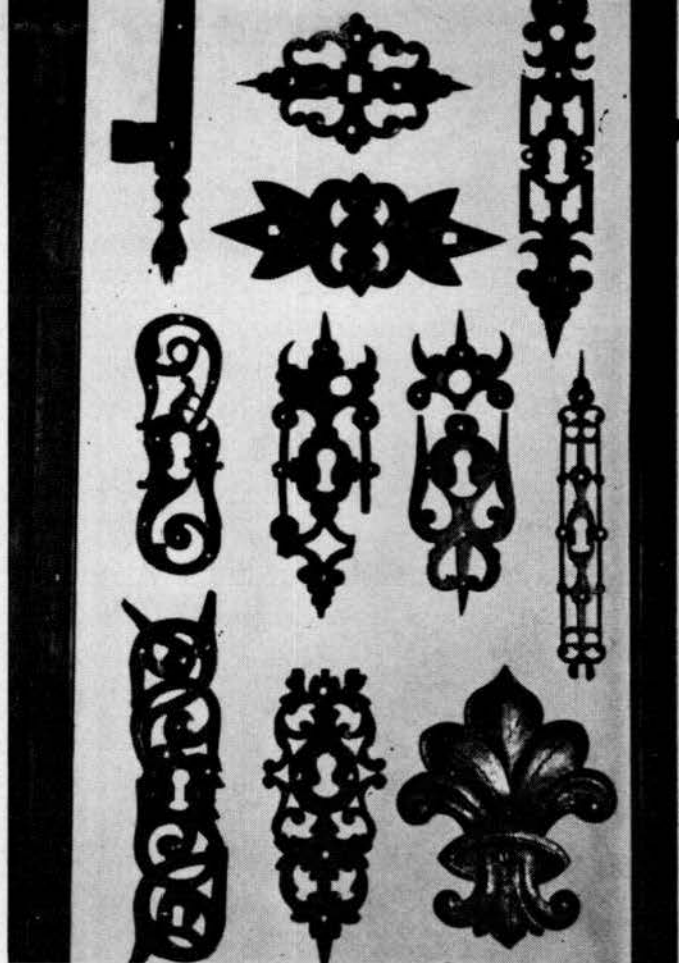
Im Tordurchgang selbst erkennt man noch das romanische Kreuzgratgewölbe mit der kleinen Skulptur, dem sog. „Bettelmännle“. Im Scheitel dieses Gewölbes war bis vor etlichen Jahren noch ein rundes Loch, durch das einst der Hochwächter Wasser und sonst Lebenswichtiges hinaufzog, wohl auch die Milch der Gaisen, die er irgendwo unten im Schloß stehen hatte. Oben unterm Stufengiebel sind auch heute noch die einfachen Räume der Wächterwohnung zu sehen mit der gewölbten einstigen Küche. Ein kleines Fensterle gegen den Dachfirst des Westbaues zu erinnert in seiner ganz einfachen Art an früheste gotische Bogen, indem hier einfach zwei Backsteine steil gegeneinander zum Spitz gestellt sind.

Im Jahre 1957 mußte sich das Stadttor eine wichtige Veränderung gefallen lassen. Der immer mehr zunehmende Kraftfahrzeugverkehr an dieser Engstelle erforderte ein ernsthaftes Überlegen aller für den Straßenverkehr verantwortlichen Stellen, was man zur Verbesserung des Durchgangsverkehrs hier tun könnte. Zunächst dachte man daran, neben dem Tor (westlich davon) einen zweiten Durchbruch für den Fahrzeugverkehr anzubringen. Das staatliche Amt für Denkmalpflege erklärte aber, die symmetrische Harmonie der gesamten Anlage würde sehr darunter leiden. Doch auch die Straßenbaubehörde selbst bekam nach reiflichem Überlegen Bedenken. Daher unterblieb dieser Durchbruch. Er hätte keine Verbesserung gebracht, denn bei einem Durchbruch mit Einbahnverkehr wäre gerade in diesen Durchbruch eine gefährliche Kurve gekommen, die eher erhöhte statt verminderte Gefahren beschert hätte. So kam denn der Vorschlag des Denkmalschutzes zur Ausführung, der wenigstens rechts und links des Tores Fußgängerdurchgänge schuf. Die Fußgänger mußten nämlich vorher auch durchs enge Tor, was recht gefahrvoll war. Die Planung für diese Durchbrüche ergab wohl ein verändertes Bild für Wolfachs Stadttor, hat aber den schönen Anblick eher noch verbessert, ein Erfolg von guter Zusammenarbeit von Straßenbau und Denkmalpflege! Für den Schwerverkehr wurde dann als Ausweichmöglichkeit die bergwärts gelegene sog. Bergstraße, der ehemalige „Mannengraben“, vom Schloß bis zum Schulhausgäßle hergerichtet als vorläufiger Behelf bis zum Bau einer endgültigen Umgehungsstraße.

Der gegenüber dem „Hungerturm“ einst vorhandene Halbrundturm ist verschwunden. Beim Verkauf des Schlosses an die Stadt wurde leider manch schönes Stück herausgebrochen und in andere fürstenbergische Schlösser gebracht. So ist sehr zu bedauern, daß ein schönes Reliefmedaillon aus dem 17. Jahrhundert mit den Wappen Fürstenberg-Bernhausen, das überm Portal zum jetzigen Amtsgericht war, fortkam.

Aus der Schloßkapelle wurde trotz der Einsprüche durch das kath. Stadtpfarramt die schöne Wendeltreppe herausgerissen und nach Heiligenberg versetzt. Dies sollte eigentlich der gotischen Wendeltreppe im zweiten Stock neben dem Hunger-

Beschläge vom Wolfacher Schloß im
Heimatmuseum. *Aufn.: Rupprecht*



turm gelten. Den Arbeitern war aber das Herausnehmen jener Treppe zu schwierig, so nahm man eben einfach die nächstbeste! Aus der Schloßkapelle nahm man auch die interessante und sehr wertvolle Kopie eines verschollenen Altarflügels des Mathias Nithard, die Magdalenenklage, die einmal in diese Kapelle gestiftet worden war und deshalb die F. F. Herrschaft eigentlich gar nichts anging! Sie ist heute ein Schmuckstück des Donaueschinger Museums. Dorthin kam auch ein Tonmodell für den Hochaltar in St. Jakob aus der Villingener Werkstätte Schupp, das man auch in der Schloßkapelle aufgestellt hatte. Auch dieses Stück hat in Donaueschingen nicht seinen rechten Platz, gehörte es doch gar nicht zur Ausstattung der Kapelle. Mehrere schöne alte Öfen und Beschläge sollen nach Berichten von Wolfachern, die es sahen, auch fortgekommen sein.

Während des zweiten Weltkrieges hatte das Schloß durch Fliegerangriffe etliche Schäden, besonders die ausgeräumte Schloßkapelle. Die bedeutendsten Einbußen jedoch erlitt dieser alte Bau durch den großen Brand 1947.

Wenn auch vieles beim Wiederaufbau praktischer und bequemer gebaut wurde, so ist doch der Verlust der schönen Holzdecken, des riesigen Gewölbes vom einstigen Marstall (heute Schloßhalle), das durch die Last der herabstürzenden Brandtrümmer zusammenbrach, der schönen Türen mit den kunstvollen Beschlägen sehr zu beklagen. Viele dieser Beschläge fanden allerdings, von Bürgern aus dem Brandschutt geborgen, Aufnahme, Wiederherstellung und Verwendung in so manchem Wolfacher Bürgerhaus, so daß sie wenigstens der Stadt erhalten blieben. Das Treppenhaus des Nordflügels, das, (vom Hof her gesehen) früher rechts war, wurde nach dem Brand als Ausgang zum Landratsamt auf die linke Seite verlegt

und durch das schon früher zu diesem Aufgang gehörende Portal, das man nun auch versetzte, wieder geziert. So konnte die Schloßhalle ihren Eingang vom Durchgang her bekommen und die früher fehlenden Garderobe- und Toilettenräume konnten angefügt werden. Die Halle selbst, wie auch die Gänge in den beiden oberen Stockwerken, erhielten statt der früheren Gewölbe bzw. Holztafeldecken, gediegen wirkende Balkendecken, die auch in etwa der Wucht des Gebäudes entsprechen.

Bis zum 6. März 1959 war das ganze Schloß einheitlich im Besitz der Stadt Wolfach. An diesem Tag wurde als erster Teil davon der gesamte Westflügel vom Hungerturm bis zum Abortbau und der ganze Nordflügel bis zum wiedererbauten Schöffensaal (gegen die Hauptstraße zu) an den *Landkreis Wolfach* verkauft. Hierzu kam am 13. September 1967 der noch vorhandene Rest des sog. Schloßrondells, der seit geraumer Zeit zum sog. Brenneisen-Häusle gehörte (so genannt nach dem letzten Besitzer, Wagnermeister Stefan Brenneisen jg.). Dieses zwar kleine, aber romantische Häusle selbst mit dem vorgekragten Giebel und dem nach alter Bausitte seitlichen „Trippel“, erbaut 1784 durch Wagner Phil. Schmider, kam an diesem Tag auch in den Besitz des Landkreises. Der Kreis ließ es in der Folge abreißen und für Bürozwicke neu aufbauen, zwar nach der alten Hausform, doch ohne Vorkragung und Trippel, dagegen heller, stabiler und geräumiger. Der schon erwähnte Rundturm wurde nach mancherlei Verhandlungen auch wieder aufgebaut bis zur vielleicht ursprünglichen Höhe von etwa 20 Metern. Er dient heute als Archivbau. Seine ältesten Teile dürften dem 13. Jahrhundert angehören.

Am 15. Dezember des gleichen Jahres verkaufte die Stadt dann den Trakt des Amtsgerichts an das Land Baden-Württemberg, von der Altarwand der Schloßkapelle bis einschließlich dem Stadttor. Die Justizverwaltung baute anschließend diesen Bauteil zu Diensträumen für das Amtsgericht um. Die großen Rundbogen der ehemaligen Wagenremise unten blieben erhalten, die Remise selbst ergab nun einen stattlichen Gerichtssaal. Das gesamte Treppenhaus wurde ebenfalls umgebaut und sämtliche Dienstzimmer erneuert, so blieb auch hier nur die äußere Form erhalten.

Am 23. April 1969 verkaufte die Stadt den gesamten Komplex des Schlosses vom Stadttor ab gegen den Berg und der Hauptstraße entlang einschließlich dem kleinen Hof, an die Finanzverwaltung. Jetzt kann auch hier eine neue, praktischere und im Gesamten einheitlichere Planung beginnen als in den 1920er Jahren. Man hatte nämlich damals u. a. in den kleinen Schloßhof ein Treppenhaus gebaut, das ihn in unschöner Weise verschandelte. Gegen den Berg zu setzte man ebenso häßliche Bauteile, stellte sogar in den genannten Hof noch eine Wellblechbude für die Fahrräder der Angestellten. Nun sollen alle diese üblen Zutaten endlich verschwinden, so daß der kleine Hof auch eine gefällige Gestaltung finden wird. Er war lange genug stiefmütterlich behandelt worden.

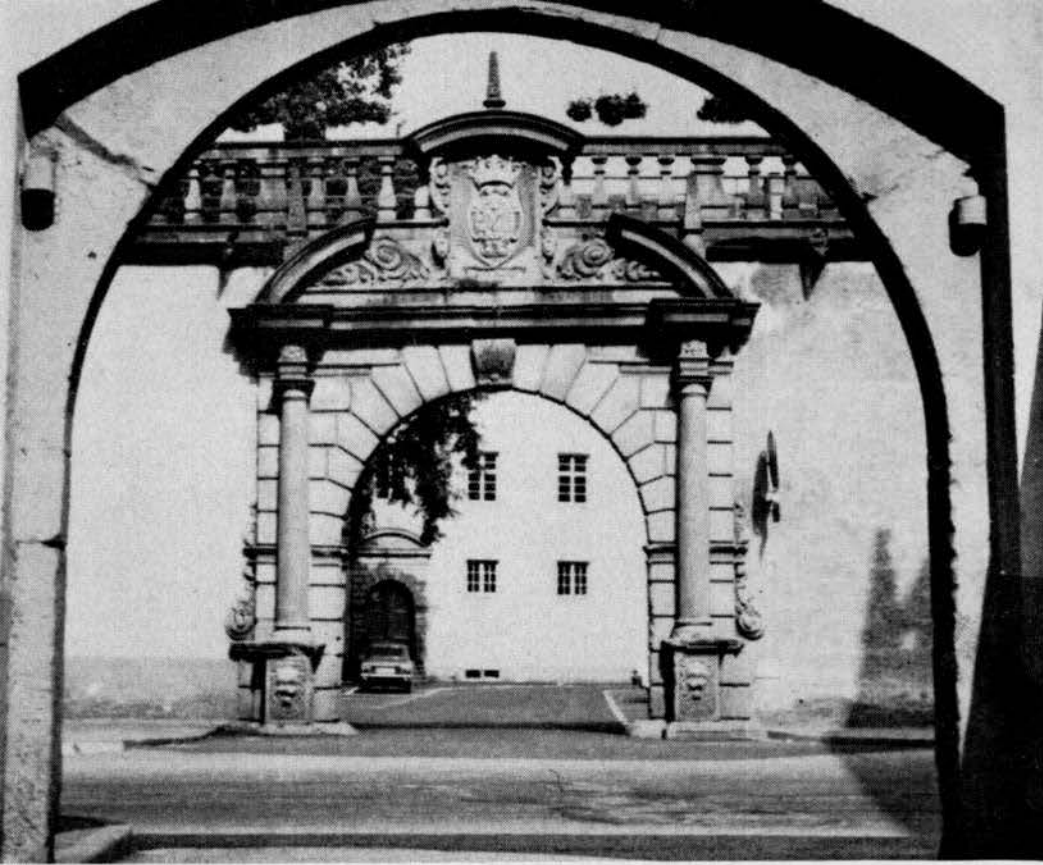
Somit besitzt die Stadt Wolfach vom gesamten riesigen Schloß, dem größten Gebäude des Landkreises nur noch die Schloßkapelle und den großen Schloßhof mit dem Portalabschluß. Durch den Hof selber, der früher auch eine Zisterne hatte, und dessen Mitte die hohe Linde darstellt, floß einst offen der sog. „Ries-



Das Schloß Wolfach vom Käpfelfelsen aus. Im Schutze dieses mächtigen Baues birgt sich die Stadt.

ner“. Er wurde bei der Anlage der Stadt geschaffen, durchfloß die ganze Hauptstraße, diente als Viehtränke, als Putz- und Waschwasser, dann vor allem zum Bewässern der Stadtgräben im Kriegsfall, dazu noch wie ehemals als Brandschutz. Seit etlichen Jahren fließt er nun unter dem Boden in Röhren und Gewölben. Gerade dem Schloßhof gab dieses Bächlein, zu dem Treppen hinabführten, eine besonders trauliche Note, die heut ohnedies dahin ist, da der ganze Hof zum großen Parkplatz wurde. Aber dennoch bleibt er ein echtes Stück Wolfach, das noch ganz seinen Reiz hat, wenn etwa eine Festlichkeit hier im Freien gehalten wird, Leben inmitten jahrhundertealter Tradition bezeugend.

Zuletzt soll noch erwähnt werden, daß auch dieses so nüchtern, sachlich und nur wie ein echter Verwaltungsbau aussehende Gebäude seine Geheimnisse hat, die wie überall bei alten Schlössern und Burgen, das romantische Denken schürten. Da darf ich einen eigenartigen Raum erwähnen, den die wenigsten Leute kannten, den nicht einmal die Zeichner des Schloßplanes wußten. Da, wo der querlaufende Nordflügel mit seiner Schräglage an den westlichen Flügel anstößt, ergab sich auf dem Plan ein Raum, der wie ein ungleiches Trapez aussieht, da der anstoßende Raum des Westtraktes rechtwinkelig ist. Dieser Teil der Planzeichnung stimmt nicht. Fortlaufend mit der Wand des Nordbaues, die den Schloßhof begrenzt, führt diese Mauer geradeaus weiter bis zur Außenseite des Westflügels. Dadurch ergab sich zwischen zwei Wänden ein kleiner dreieckiger Raum, gegen den Hof zu spitz, nach außen etwas breiter. Er war fensterlos, nur gegen den Hof zu hatte er eine Art Schießscharte, reichte durch alle drei Stockwerke, hatte von den Zimmern aus keinen sichtbaren Eingang mehr, aber in der Decke ein Loch, groß genug zum Durchschlüpfen. Im untersten Geschoß war der Raum nicht erhöht



Das Portal zum Schloßhof, im Vordergrund Portal des kleinen, östlichen Schloßhofes.

parterre, wie der angrenzende der Küche, sondern ebenerdig. Von hier aus führte ein niedriger Ausschluß hinaus in den Graben. Den kannten nur die Buben, denn auf dem Bauch kriechend konnte man von hier aus in diesen fast völlig finsternen dreiseitigen Raum kommen und mittels einer Leiter hinaufsteigen ins erste Obergeschoß. Was war es, was man mit den Schlupflöchern beabsichtigte? Sollte es ein geheimer Fluchtgang sein? Die Vermutung liegt nahe. Und für uns Buben war es keine Vermutung, sondern Entdeckung eines Geheimnisses! Nach dem Brand 1947 wurde dieser Raum nur dadurch entdeckt, daß infolge eingedrungenen Löschwassers sich hier feuchte Stellen an der Wand zeigten. Da man ihn nun für Zwecke der zentralen Heizung benützte, erhielt er gegen den Graben zu ein Fenster. Dessen Gewände hebt sich von denen der andern Fenster ab. Das Ausschlußloch jedoch ist durch die Lagerung des Öltanks im Graben, verbunden mit Erhöhung des Bodens, nicht mehr sichtbar.

Einen Schloßgeist kannte dieses Schloß nicht, wohl, weil es nicht dauernd bewohnt war, doch hätte man kaum einen Wolfacher Buben bewegen können, zu nächtlicher Stunde auf die Schloßbühne zu gehen. Es war halt doch nicht so ganz geheuer! Dazu trugen zumindest auch die Käuzlein bei, die sich droben im uralten Gebälk heimisch gemacht hatten und des Nachts ihre schaurigen Rufe erschallen lassen.

Sagen und Geschichten

1. Manche Berichte und Erzählungen schlingen sich um diesen Bau, von denen hier einige dem Vergessen entrissen werden sollen. Da rankt sich die Sage um die älteste Skulptur Wolfachs, um das sog. „Bettelmännle“ oder „Bettelmaale“ am *Stadttor*. Wenn man von draußen rein in die Stadt kam, konnte man rechts oben, dort wo neben dem romanischen Rundbogen das Kreuzgratgewölbe aus der Wand wächst, ein kleines Figürle sehen mit un-

verhältnismäßig großem Kopf und Glotzaugen, liegend, den Kopf in Richtung torauswärts, die Beine der Stadt zu in die Höhe gestreckt, so daß das Hinterteil direkt sich der Stadt entgegenlegt. Dieses Männle ist das eigentliche Wahrzeichen Wolfachs. Von ihm berichtet die Sage, daß beim Bau des Tores ein Bettler in die Stadt gekommen sei, nur mit einem Hemdle bekleidet, und um Almosen gebeten habe. Die Wolfacher hätten ihm aber nichts gegeben (oder zu wenig für ein nimmersattes Bettlermaul!). Darauf sei das Männle voll Wut unters Tor gelegen, habe sein Hemdle hochgezogen und der Stadt das Hinterteil gezeigt in er „göttlicher“ Weise! Zum mahnenden und abschreckenden Beispiel habe man dann dies steinerne Abbild des abgewiesenen Bettlers am Tor angebracht.

2. Zwar keine Sage, aber doch recht sagenhaft anmutend ist der Bericht über *eine Wunderhenne* von Wolfach, den die Basler Annalen vom Jahr 1272 enthalten. (Ich verdanke diesen Hinweis und die entsprechenden Unterlagen Hans Harter/Schiltach.) Es heißt in den Basler Annalen (Monumenta Germaniae Historica Scriptores 17, S. 195) ins Deutsche übersetzt etwa:

„Im *Castrum* Wolfach legte eine Henne beinahe täglich zwei Eier mit je zwei Dottern.“

Wenn es auch nicht zu klären ist, ob mit dem *Castrum* nun die alte Burg oder, was wahrscheinlicher ist, das *Schloß* oder die befestigte *Stadt* gemeint ist, so soll doch dieser älteste Hinweis auf das Schloß, der ohne weltgeschichtliche Bedeutung die für die damalige Zeit hochbedeutsame Sensation dieser Henne brachte, hier bei den Geschichten ums Schloß auch den Wolfachern bekannt werden und damit unvergessen bleiben.

3. Eine nette Sache, die sich im Januar 1787 *im Gefängnis des Wolfacher Schlosses* zugetragen hat, berichtet das „Donaueschinger Wochenblatt vom Mittwoch, den 17ten Jänner 1787“:

Wolfach, den 10ten Jänner. Der von Aigeldingen bey Stockach gebürtig seyn wollende Gabriel Göhr, vulgo Konstanzer Gabriel, welcher sich bisweilen für einen Mülhlarzt, bisweilen aber für einen Beckenknecht ausgegeben hat, ist von dem löblichen Reichstahl Harmerspach auf die dahin erlassene Requisition und beygelegtem Signalement wegen Diebstahlsverdacht handfest gemacht und unterm 8ten Octobris vorigen Jahrs anhero ausgeliefert worden. Wehrend der Untersuchung versuchte er 3mal gewaltsam auszubrechen: das letztemal aber gelang es ihme, sich seiner Schließen (Fesseln) durch Zerschlagung des starken Madenschlosses zu erledigen und mit Hilfe desselben eine Oeffnung in die Türe des Blockhauses zu graben, vermittelst solcher er wahrscheinlich seine sich losgemachte Kette durch das von außen an der Blockhausthür gehangene daurhafte Madenschloß gezogen, folglich die Thür zu eröffnen, sich in das Zimmer heraus zu begeben und das Thüerschloß wieder anzuhängen im Stand gewesen seyn mag. Wie ihme nun Morgens darauf, nämlich den 4ten currentis, der Amtsdieners und Beschließer, in Begleitung seiner halbgewachsenen Tochter, die Suppe bringen und den ebenfalls verschlossenen Schieber am Blockhaus öffnen wollte, sprang der hinter gedachtem Blockhaus gestandene Göhr zur Gefängniszimmerthür hinaus, schloß solche vermittelst Schiebung eines Riegels zu und den Amtsdieners mit seinem Töchterl hinein, ging ganz langsam zur Stadt hinaus und sprang den nahen, mit dünner Waldung überwachsenen Berg so behende hinauf, daß man aller eilfertigen Nachsetzung und hierauf veranstalteten allgemeinen Streife ungeachtet, denselben nicht mehr einfangen konnte.

4. Wie eine Holztafel neben dem Hochaltar der Schloßkapelle und die sog. „Metzger-Augustsche Chronik“ (Verfasser Metzgermeister August Armbruster um 1895) berichten, stand beim großen Eisgang 1830 das Wasser der Kinzig hier 4 Fuß hoch und bildete in der Kapelle einen kleinen See. Obwohl sonst „die Stadt“-Seite nie unter Hochwasser zu leiden hatte, war es so bei diesem großen Eisgang, denn das aufgestaute Eis von Kinzig und Wolf verursachte, daß die Wasser der Kinzig durch die Hauptstraße und die Seitengassen der Stadtseite flossen, sich unter der Enge des Stadtttores stauten, so daß in einem Stall des Schlosses fünf der dorthin geflüchteten Kühe ertranken. Die Inschrift der Tafel lautet: „Die durch den Eißbruch so den 8. in den 9. Februar 1830 verursachte Wasserhöhe.“

5. In der gleichen „Metzger-Augustschen Chronik“ wird vom Schloßhof berichtet: Im Schloßhof wurde in den Kriegszeiten des vorigen (also 18.) Jahrhunderts ein aufgegriffener *Rothmäntler*, einer damals hier durchziehenden österreichischen Truppengattung, aus Rache für eine von denselben in der Gegend verübten Gewaltthat von hiesigen Bürgern erschossen. Derjenige, welcher den Schuß auf denselben abgefeuert, soll der Vater des auch schon längst gestorbenen Fuhrmanns, des „Kochle-Bernhards“ gewesen sein. Wie sich nachher herausstellte, so soll der betreffende Rothmäntler an der Gewaltthat unschuldig gewesen sein.

6. Dieselbe Chronik erzählt vom *Turmwächter*: Im Thurm des Schlosses wohnte bis zum Anfang des Jahres 1840 ein Thurmwächter, der die Stunden in der Nacht mit seinem Puhorn anzuzeigen und bei Ausbruch eines Feuers mit demselben Alarm zu blasen hatte. Er wurde deßhalb kurzweg bei den Wolfachern der „Dornpuper“ oder der „Dornpuperle“ geheißten.

Einmal wollte der alte Dornpuperle *ein* Uhr blasen, er blies in sein Horn, doch der Ton gefiel ihm nicht, er blies zum *zweiten* Mal hinein, „ist noch kein rechter Ton“ sagte er, indem er den Kopf schüttelte; nun blies er nochmals aus Leibeskräften — und da hatte er *drei* (Uhr) geblasen!

Sehr bekannt muß übrigens sein Weib, die Genovev, gewesen sein. Denn noch in den 1930er Jahren war „des Turmpuperles *Fev*“ sprichwörtlich.

7. Wörtlich aus der Chronik: Zur guten Letzt will ich nun noch aus alter Zeit eine lustige Geistergeschichte aus dem fürstenbergischen Schloß zu Papier bringen.

Was hat ein Schloß, und sei es auch das schönste und prunkvollste, für einen Werth und einen Reiz, wenn man nicht auch von demselben zu erzählen weiß, daß es darin nicht geheimer sei, daß es darin spuke und ein Geist sein Unwesen darin treibe? Von dem hiesigen fürstlichen Schlosse wußte man niemals etwas derartiges zu berichten. So lange man denken konnte, war es mäuschenstill und in der Nacht herrschte Grabesruhe in den langen Corridoren und Gängen.

Diesem schon längst gefühlten Übelstande im hiesigen Schlosse einmal gründlich ab-zuhelfen, beschloß die „Glaser-Bischöfe“, die langjährige Wäscherin in der Waschküche des Schlosses, in energischer Weise vorzugehen.

Ihre weiße Kindbetterinmütze oder die weiße Schlafhaube ihres Alten übergestülpt, mit einem übergezogenen Hemde oder umgehungenen Leintuche und was derlei Geisterdekorationen mehr sind, so machte sie allnächtlich unter Wimmern und Heulen die Runde in dem alten Schloßgemäuer, und bald ging das Gerücht des wandelnden Geistes um.

Als *praktischer*, zweibeiniger Geist von Fleisch und Blut benützte die schlaue Glaserbischöfe die Geisterwandlung sehr zweckmäßig zu allerhand Langfingereien.

Als die Sache endlich doch zu toll wurde, beschloß man, einmal dem Geist doch zu Leibe zu rücken. Er wurde erlöst bzw. ertappt, natürlich sofort auf der Stelle, wie es sich gehörte, gehörig abgedroschen und dann dem Arm der sancta justitia (Gericht) übergeben, welche sie dazu verurteilte, eine Zeitlang in dem „Haberkasten“ (Blockgefängnis des Hungerturmes) des nämlichen Schlosses, wo sie ihr Unwesen getrieben, zur Strafe herumzueistern. Und seitdem liegt das alte fürstenbergische Schloß wieder so einsam, stille und tot am Eingang des Städtchens, und niemand ist mehr, der sich in so geistreicher Weise wie die alte Glaserbischöfe um dasselbe annehmen will.

Die Schlösser bei Hornberg

von Karlleopold Hitzfeld

Das Stammschloß

Nicht über der späteren Stadt Hornberg erstand die erste Burg im Gutachtal, sondern auf einer schwer zugänglichen Höhe in der späteren Gemarkung *Gremmelsbach* wurde sie errichtet. Sie sah auch seltsam genug in diese Umgebung der Wälder und Felsen.

Nun waren auf den Schwarzwaldhöhen noch im 11. Jahrhundert große, unbewohnte Waldgebiete, die dem Königsrecht unterstanden. Davon verlieh der deutsche König Heinrich IV. Teile an verdiente Helfer. Es war gerade die Zeit, wo Villingen, die schweizerischen und oberschwäbischen Handelshäuser eine schnellere Verbindung mit den Städten am Rhein durch Begradigung der Handelsstraßen erstrebten statt dem bisherigen Umweg über Rottweil.

Der verdiente Heimatforscher Konrad Kaltenbach konnte in mühevoller Forscherarbeit nachweisen, daß um 1080 der König für irgendwelche Verdienste das Urwaldstück rings um das Gutachtal an den freien Herrn Adalbert aus dem bedeutenden schwäbischen Adelsgeschlecht der von Ellerbach an der Donau (heute Erbach zwischen Ulm und Ehingen) verliehen hat. Dieses Reichsgut bekam er mit dem öffentlich-rechtlichen Auftrag, das Land zu erschließen und Leute anzusiedeln, denn es lag unbewohnt abseits vom bis damals üblichen Handelsweg, der durch das hintere Kinzigtal bis Schiltach zog. Indessen gab es damals siedlungsmäßig günstigere Täler im Schwarzwald, so daß damit noch nicht der tiefere Grund für die Wahl gerade dieser Gegend aufgezeigt ist. Veranlassung war vielmehr der Hauptauftrag des Belehnten. Er sollte nämlich einen neuen Handelsweg durch das Gutach- und Schwanenbachtal anlegen als kürzeste Verbindung zwischen Villingen und dem Kinzigtal.

Der neue Herr mußte zuerst an eine standesübliche Bleibe denken. Er kam aus der Richtung Villingen—Peterzell—Langenschiltach, brachte eine Rodungsgenossenschaft mit, welche die Hochtalsiedlung Gremmelsbach anlegte, und ließ sich dort als deren Grundherr und zugleich als Grundherr des ganzen Gutachtals mit seinem Einzugsgebiet nieder. In diesem Höhengelände bestimmte er einen Platz für seine erste Burg.

Von der Höhe 871 zogen sich abwärts gegen das enge und steil abfallende Gutachtal mehrere geräumige und über den Berghang ordentlich herausragende Felsen, wo er seine Behausung aufschlagen wollte. Welcher von diesen Felsen wurde nun der eigentliche Schloßfelsen? Der oberste heißt Rappenfelsen (863 m). Aber weder dieser noch der tiefer liegende zweite Felsen zeigen bauliche Spuren. Erst der dritte, nicht so hochragende (762 m) wurde Träger der Burg. Mit Hilfe des Meißels konnte auf ihm ein einigermaßen ebener Platz geschaffen werden.

Für solche Bergform erscheint immer wieder die Bezeichnung Horn. Zugleich



Die Schloßfelsen von Althornberg bei Gremmelsbach, hier dritter und vierter Felsen. Die Oberfläche wurde für den Bau des Schlosses künstlich eben gemacht.

dürfen wir nicht vergessen, daß schon der Helmzierat des Ellerbacher Wappens zwei Auerhörner waren, worauf die Triberger Heimatforscherin E. Reiß-Vasek aufmerksam machte. Aus beiden Gründen zusammen leitete der neue Gutachtäler Grundherr das Wappen seines Herrschaftsgebietes ab. Er gestaltete einen dreiteiligen grünen Berg, dessen mittlerer Teil erhöht war. Auf diesem standen die Mundlöcher zweier aufgerichteter, schwarzer Hörner auf goldenem Feld, die Mund- und Schalllöcher nach der Mitte einander zugekehrt. Es war also ein redendes Wappen, wonach sich die neuen Besitzer „*Herren von Hornberg*“ nannten. Adalbert hat dadurch schön den Zusammenhang mit den Ellerbachern angedeutet, zugleich aber auch die Neugründung einer Herrschaft. Die Burg war dann die Hornbergburg oder verkürzt die Hornberg oder Hornburg.

Auf diesem Felsennest war die erforderliche Sicherheit ohne kostspielige Zurüstungen vorhanden; sie war abgelegen, und von da oben aus hatte man einen freien Ausblick nach Norden, Westen und Süden über einen großen Teil des Herrschaftsgebietes, freilich mehr über die bergigen Flanken und Kuppen als in die Talgründe hinunter. Dieser Schloßfelsen ist heute noch einer der gern aufgesuchten Aussichtspunkte im Einzugsgebiet der Gutach.

Es sind ziemlich viel bauliche Spuren noch da, die auf ein seltsames Aussehen der alten Stammburg schließen lassen. Der Schloßfelsen ist auf Steinstaffeln ersteigbar. Rechts vom Aufstieg erblickt man eine aus dem Felsen künstlich herausgehauene Kammer mit drei Wänden und Boden. Auf der eben gemachten Felsenplatte überrascht uns ungefähr in der Mitte ein quadratisches, aus dem Stein herausgemeißeltes Loch, etwa 2 m tief, 1 m im Geviert, in dem die Aufbauten verankert wurden. Die Felsenplatte ist mehr lang als breit. Auf dieser Oberfläche sowie auch sonst an vielen Stellen (auch in der Kammer und an der Rückwand) sind fachgerecht gehauene Lager und Nuten zum Auflegen und Einsetzen von Balken, ferner eingebohrte Vertiefungen und Gänge an der Außenseite der Felswand. Mit andern Worten: der Felsen selber wurde das Fundament der Burg, die also nur eine

Holzburg mit Riegelwerk gewesen sein konnte. Vor dem letzten Weltkrieg begegnete mir ein Bild dieser Burg, die mit kräftigen, vorkragenden Verstreben in die Luft neben und über dem Felsen hinausgebaut worden war, ein Werk meisterlicher Zimmermannskunst. Das Bild konnte ich leider nicht mehr auffinden.

In der Schlucht zwischen diesem Schloßfels und seinem höheren östlichen Nachbarn bergaufwärts (2. Felsen) liegen Mauertrümmer aus Granit und Sandstein (darunter ein granitener Türsturz), unterhalb des Schloßfelsens zwei behauene Sandsteine, welche die Triberger Heimatforscher Fabrikant Gerland und Schlossermeister Maier entdeckten.

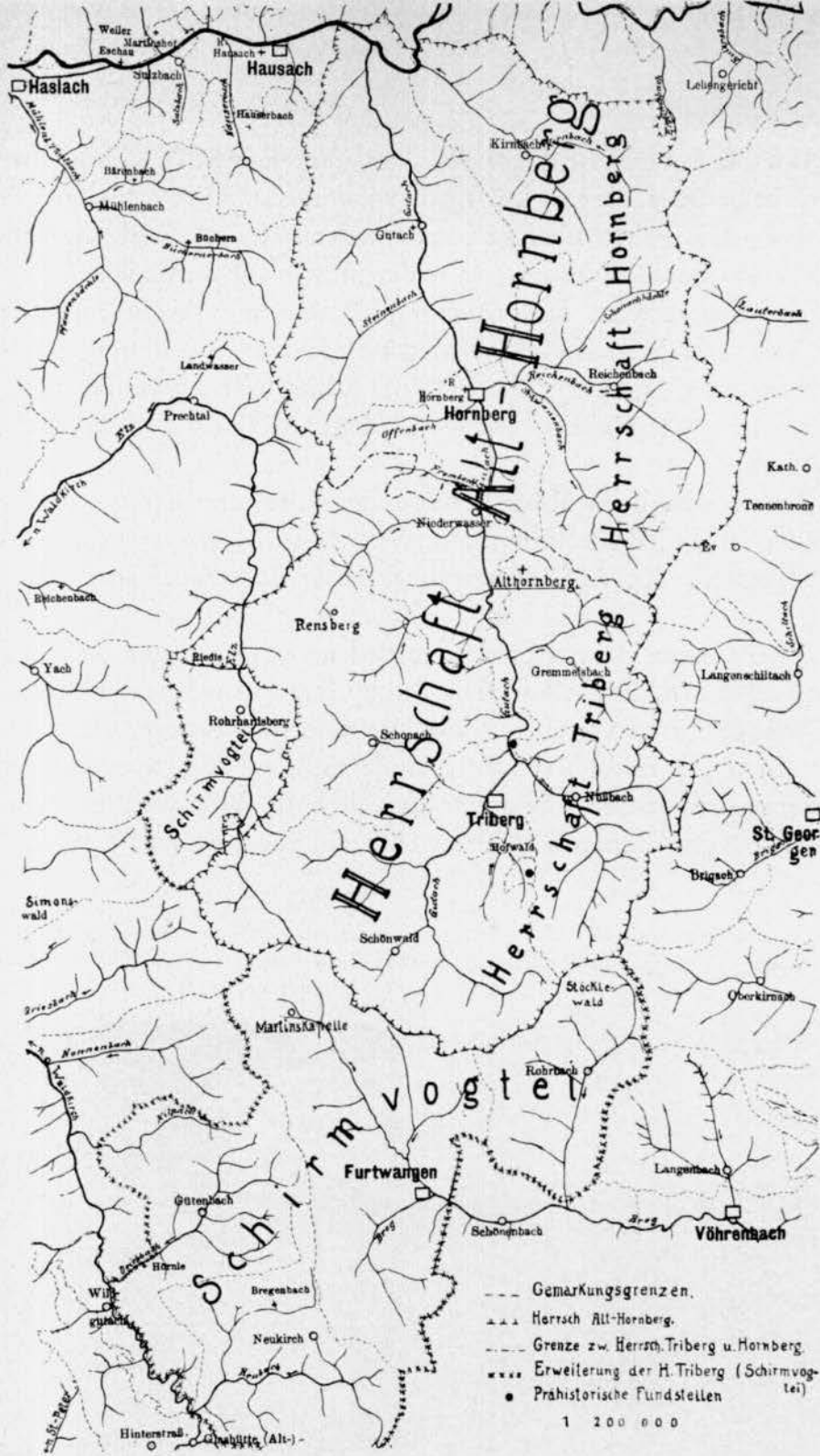
Im 19. Jahrhundert kamen beim Rütli-Hacken im Dobel bei der Bergwand hinter dem Schloßfels einige irdene Röhren zum Vorschein, Reste der ehemaligen Wasserleitung zur Hornburg. Zu Anfang waren es sicher hölzerne Röhren, sog. Deicheln.

Die beiden zuletzt genannten Heimatforscher entdeckten auch auf dem 4. Felsen ausgehauene Einsatzstellen für Holzbalken. Die Burganlage hat sich also bis dorthin gezogen. Die Gebäude waren vermutlich alle aus Riegelmauerwerk, die ganze Burgrate, soweit es notwendig und überhaupt geländemäßig möglich war, dagegen mit einer festen Steinmauer umgeben. Diese war auch deshalb nötig, weil die Burgherren als Grundherren von Gremmelsbach für ihre abhängigen Bauern schirm-

Auf der Oberfläche des dritten (Schloß-)Felsens und an dessen Seiten befinden sich eingehauene Balkenlager und in der Mitte eine viereckige Vertiefung, in der die Fundamentbalken verankert wurden. Ähnliches auch auf dem vierten Felsen.

Klischee: Gewerbeverein Triberg





pflichtig waren. In Notzeiten wurden sie mit ihrem Vieh in die Burg (das Wort kommt ja von bergen) aufgenommen und halfen notfalls mit, sie zu verteidigen.

Zum weiteren Burgbereich außerhalb der Ringmauer gehörte das dahinterliegende Hochtälchen mit Äckern und Matten, mit einem Eichberg und Hochwald. Dieser bewirtschaftete Boden zog sich noch über die Höhe 871 bis in den oberen Teil des Zinkens Leutschenbach von Gemarkung Gremmelsbach, später die Herrenäcker genannt. In diesem Bezirk hatte für die Versorgung des Schlosses der herrschaftliche Wirtschaftshof, ein sogenannter Meierhof, gestanden.

Letzter Rest der Geleitsburg der Herren von Hornberg am Ausgang des Tiefenbachtals zum Schwanenbachtal. Sichert zugleich den Zugang zur Althornburg.

Klischee: Gewerbeverein Triberg



Die Türme des Geleits oder die Vorburgen

Nicht nur von den angesiedelten Menschen, sondern auch von dem zu erwartenden Durchgangsverkehr sollten die Herren von Hornberg ihr Einkommen beziehen. Den neuen *Handelsweg* legten sie alsbald im 11. Jahrhundert an. Er zweigte in Hausach von der Kinzigtalstraße ab, zog durch das untere Gutachtal, durch das ganze Schwanenbachtal¹⁾ bis auf die Höhe des Windkapf und von dort hinab nach Langenschiltach. Er wurde die Lebensader der neu erschlossenen Gutachtallandschaft. Diesen Weg mußten sie auch instand halten und vor allem die Warenzüge gegen eine Gebühr sicher geleiten. Er zog im Schwanenbachtal nicht weit von der Stammburg vorüber. Am nächsten Punkt, nämlich an der Einmündung des Tiefenbachtals in das Schwanenbachtal, erbaute die Herrschaft etwas später einen bewohnbaren *Geleitsturm*, der gleichzeitig als Schutzbau den Zugang zur Hornburg deckte. Er war aus Stein mit Mörtel als Bindemittel gerade auf den gewachsenen Felsen aufgemauert, jedoch ohne Verwendung von behauenen Steinen etwa an den Mauerkanten oder den Fenstern. Daher ist dieser Turm nach dem ältesten, aber vor dem jüngeren der zwei Hornberger Stadt-Schlösser entstanden. Ein 2 m hohes Mauerstück davon ist noch erhalten. Außer bloßer Erwähnung liegen über sein Schicksal keine Nachrichten vor.

Den zweiten Geleitsturm setzten die Grundherren am Nordende des Herrschaftsgebietes auf den niederen Bergausläufer (den Turmerberg), der sich vom Bühlerstein bis ins Kinzigtal bei Hausach neben der heutigen B 33 vorschiebt. Dort mündete die neue Handelsstraße in die alte Kinzigtalstraße ein.

Von diesem sogenannten *Gutach-Turm* sind keine Reste mehr übrig. Indessen knüpfen sich an ihn wichtige Begebenheiten. Als größte Handelsstadt in der Nähe war Straßburg eine besonders aufmerksame Beobachterin der Verhältnisse auf

¹⁾ Erst später bürgerte sich für den Unterlauf des Schwanenbachs bis zur Einmündung in die Gutach allmählich der Name Reichenbach ein.

dieser wichtigen Wegstrecke. Um das Jahr 1368 haben die Hornberger vermutlich ihre Geleitsgebühren erhöht, was aber die Straßburger nicht dulden wollten. Mit vielem Kriegsvolk erschienen sie im Kinzigtal, gingen bis vor den Gutach-Turm, belagerten, eroberten und zerstörten ihn 1368. Da war die Hornberger Herrschaft in ohnmächtigen Nöten. Aber die verwandten Fürstenberger Grafen vermittelten. Dadurch kam es 1369 zum Frieden, auf Grund dessen die Straßburger den Turm wiederherstellen mußten. Seither hieß er der „*Neue Turm*“. Doch wurde am 19. August 1370 der Stadt Straßburg das Öffnungsrecht eingeräumt. Ebenso erhielten die Fürstenberger einen Monat später für ihre Vermittlung den Turm von Heinrich von Hornberg als ein für sie offenes Haus. Es kam jedoch 1383 zu neuen Beschwerden des angesehenen Straßburger Junkers Heinrich von Lahr über die Hornberger. Er war ein Hohen-Geroldsecker und Stadtherr von Lahr, der seinen Lebensabend als Stadtbürger in Straßburg zubrachte. Darauf zerbrachen die erzürnten Straßburger den Neuen Turm endgültig und verheerten überdies das Hornberger Hoheitsgebiet unerbittlich.

Die Alt-Hornburg

Urkundlich taucht für uns der Name der neuen Hornberger im Jahre 1083 aus dem Dunkel der vorherigen Geschichtslosigkeit auf.

Schon im 12. Jahrhundert haben sie auch auf dem nur etwa 100 m über dem Tal liegenden, beherrschenden Bergvorsprung bei der Einmündung des Offenbach und des Schwanenbach in die Gutach eine weitere Burg gebaut, die sie ebenfalls Hornberg oder Hornburg nannten. Seitdem hieß die hochgelegene Stammburg die *Alt-Hornberg oder Alt-Hornburg*. Bei den Bauern der Gegend entstand daraus die Form „d'alt Hornmet“ oder sogar „d'alt Horwet“ oder ähnlich.

Auf der Alt-Hornburg wohnte stets jemand von der Herrschaftsfamilie. Die Brüder haben lange der Versuchung, die an sich für den Unterhalt in normalen Zeiten ausreichende Herrschaft zu teilen, widerstanden. Wir kennen den besonderen Anlaß nicht, aus dem die Teilung schließlich doch durchgeführt wurde. Sie muß um 1200 gewesen sein. Dabei kam die Stammburg zur Herrschaft Triberg als Neben-Herrensitz dieser Familie, die aber schon 1325 ausstarb. Die Burg wie überhaupt die Triberger Herrschaft fielen nach der Verleihung an die Hohenberger bald an Österreich. Da begann denn die auch für die Althornburg nicht glückliche Zeit der Verpfändungen. Auf solche Pfandschaftsweise gelangte sie Ende des 14. Jahrhunderts wieder in den Besitz eines regierenden Werner von Hornberg. Nach dessen Tod heiratete seine Witwe Anna von Üsenberg den Herzog Reinolt IV. von Urslingen, der nach Annas Hinscheiden 1423 Erbe wurde und mit seinem Bruder auf der Burg seinen Wohnsitz nahm. Dieser führte mit der Stadt Schaffhausen eine neunjährige Fehde, während der ihm ein Schaffhauser Handelsmann in die Hände fiel. Er wurde lange auf der Alt-Hornburg in einem „Felsen Fencknus“ (das ausgehauene Felsen-Verlies am Fuße des Burgfelsens) festgehalten. Das war zuviel für die Schaffhausener. Sie zogen mit ihrer Mannschaft vor das Felsenest und verbrannten die ausgedörrte Holzburg um 1440. Die Zeit solcher



Ältestes Bild der burgengekrönten Stadt Hornberg von M. Merian (Kupferstich). Die Untersuchung des hier gezeichneten Kirchenbaues am Bühl ergibt, daß dies das Aussehen der Stadt um 1600 ist; das damalige Befestigungssystem der Stadt ist gut zu erkennen: der Mauerring mit den teilweise daran gebauten Häusern war vom Untertor aus an die Berglehne hinaufgezogen bis zum sog. Bubentürmlein. Im Untertor war das Malefizgefängnis. Einzige bildliche Darstellung des wehrhaften Brückentores, das 1778 durch das schreckliche Hochwasser unterspült wurde und einstürzte. Auf dem Berg links die ältere Burg, rechts davon die Neubauten von 1564. Der Bergfried hat den hochgezogenen Dachstuhl, der erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts beseitigt wurde. Auf allen drei Seiten gab es Vorstädte.

Hochburgen war längst vorbei. Sie wurde daher nicht mehr hergestellt. Das Triberger Urbar von 1608 schreibt nur von dem „zerfallenen Burgstall Alten Hornberg“.

Neu-Hornberg

a) Das älteste Schloß an der Bergnase des Schloßberges

Unermüdlich haben die Heimatforscher gesucht, irgendein sicheres Datum über die Erbauung der Burg neben dem Hornberger Offenbachtal aufzufinden. Allein durch Brände ist fast alles ältere Quellenmaterial untergegangen. Nun muß uns die anfängliche Bodenverteilung, die Baueigentümlichkeiten und die Durchforschung der Flurnamen die erforderlichen Hinweise geben.

Diese sagten mir, daß die Herren von Hornberg an der wichtigsten Landschaftsachse des Herrschaftsgebietes anfangs alles Land in unmittelbarer Eigennutzung zurückbehalten hatten. Das war rings um die Einmündung des breitesten Nebentals (das heutige Reichenbachtal) in das Haupttal der Gutach. Nicht nur wirtschaftliche Erwägungen, sondern vor allem auch wehrpolitische Gründe bestimmten sie dazu, die dort günstig zusammentreffenden Talräume (unteres Reichenbach-Schwanenbach-, unteres Offenbachtal mit dem Haupttal) mitsamt den sie überragenden und beherrschenden jeweils ersten Berggipfeln und den Berggraten rings um das Talnest fest in ihrer Hand zu behalten zur Beobachtung der weiteren Entwicklung.

Die Südgrenze bildeten die Hofmatten, heute als Gewann noch vorhanden. Schön mitten in diesem Bereich lag am Fuße des Burgberges da, wo heute das Hotel Adler steht, der herrschaftliche Hauptwirtschaftshof. Darin hatte anfangs sicher auch die Herrschaftsfamilie eigenen Wohnraum gehabt. Der Hof muß naturgemäß gleichzeitig mit der Besiedlung des unteren Gutachtals und der Einführung des neuen Handelsweges errichtet worden sein, also schon vor Beginn des 12. Jahrhunderts.

Der Platz wurde seiner günstigen Lage wegen rasch zum natürlichen Mittelpunkt der Landschaft und Herrschaft. Auch deshalb empfahl sich von Anfang an der nur etwa 100 m über diesen Hauptwirtschaftshof ragende, flache Bergvorsprung zur Anlage der Zentralwohnung des Herrschergeschlechts. Förderlich für diesen Plan war es auch, daß zudem diese Bergnase auf drei Seiten von fast überall unersteigbaren, felsigen Steilhängen begrenzt war.

Von dieser ältesten Burganlage steckt noch ursprüngliches Mauerwerk unter verhüllendem Erdreich, nur an einer kleinen, wenig beachteten Mauerkante beim Rondell freigelegt, ebenso in den später dort aufgebauten Mauerbrüstungen. Dieses Mauerwerk zeigt gewaltige, wohlbehauene, aber ohne Bindemittel sauber und gut passend aneinandergeschmiegte, aus den heimischen Bergen stammende Granitblöcke, besonders klotzig an den Mauerkanten. Dies war eine ältere Art des Burgbaus. Sie zwingt uns dazu, diese älteste Burg auf diesem Hügel noch in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verlegen, denn später war der bindemittellose Burgenbau kaum mehr üblich.

Von diesem ältesten Bauwerk stand zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges noch der Unterbau nach Ausweis des Bildes von Merian²⁾. Auf der Seite gegen den kleinen Hundsraben (nach Westen zwischen den beiden Schlössern) hat man die ursprüngliche, teilweise noch ziemlich hohe Mauer im verfallenden Zustand belassen. Auf der Nordseite dagegen war die ehemalige Mauer auf gleichmäßige Höhe erniedrigt und mit Maueraussparungen versehen worden. Dahinter war seit dem 16. Jahrhundert der Platz für die schweren Waffen. Dieser Batterieplatz wurde durch die Decke des Untergeschosses gebildet, die sicher eine verstärkende Auflage erhalten hatte. Einen sichtbaren Turm hatte dieser Bau nicht mehr.

Der geräumige Unterbau hatte Zufahrt und Zugang vom kleinen Hundsraben aus. Auf diesen Unterbau war im 15. Jahrhundert mit kleinerem Grundriß ein Wohnhaus aufgestockt worden, und zwar so, daß die Außenmauern auf 2 Seiten mit den früheren übereinstimmten, auf den beiden andern Seiten jedoch ein Stück zurückgesetzt waren. Auf dem Merianschen Bild ist nur ein einziges, allerdings sehr hoch angebrachtes Fenstergeschoß bei diesem Aufbau zu erkennen. Darauf saß ein steiler und hoher Dachstuhl, in welchem auch Räume waren, wie nach dem im Giebelfeld sichtbaren Fenster zu vermuten ist.

Nach Jäckle³⁾ sollen im 19. Jahrhundert beim heutigen Rondell der Rest eines Turmes und in dessen Nähe eine tiefe Zisterne zu sehen gewesen sein. Dann würde

2) Matthäus Merian, *Topographia Sueviae*, 1643.

3) Alexander Jäckle, *Der Luftkurort Hornberg*, 1893.

der jetzige Mauerrest zum dortigen ältesten Burgturm gehört haben. Gegen die Stadt zu war die Burg gesichert durch den „großen (sehr tiefen) Hundsgaben“ zwischen der Feste und dem Hackenjosenfelsen, der bis heute noch mit Trümmerschutt von der alten Burg angefüllt ist.

Die vielen Mauertrümmer bei der Burgstätte selbst ließ Hermann Horn nach 1886 mit großen Unkosten abräumen. Leider wurden sie zuvor nicht von Sachverständigen untersucht, auch keine Beschreibung oder Fotos von den wichtigeren Architekturteilen aufgenommen.

Letzter Hornberger Bewohner und Teilbesitzer war Konrad aus der Nebenlinie der Herren von Hornberg gewesen, der 1443 seine Besitz- und Herrschaftsrechte an die Grafen von Württemberg für 2400 Gulden verkaufte. Dann wurde die Burg die Wohnung des Untervogts der nunmehr vollständig württembergisch gewordenen Herrschaft Hornberg. Der Untervogt war zugleich der Einnahmenverwalter. Der von ihm zu betreuende Fruchtkasten für die Naturalabgaben der Untertanen des ganzen Hornberger Amtes wurde jetzt hierher verlegt. Schließlich wurde der Bau auch Zeughaus und Gefängnis in den Zeiten, während denen Truppen in Hornberg lagen. Als Gefängnis wurde also wohl das Verließ im stehengebliebenen Unterteil des ehemaligen Turmes benützt. Um 1600 war er verrufen als unheimliches Geister- und Gespensterloch. Für den Untervogt ist wohl der neue Wohnbau auf dem in verwaarlostem Zustand gewesenen Altbau errichtet worden, wie er auf dem Merianschen Bild zu sehen ist. Bauzeit also nach 1443.

In der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges hatte sich um 1640 eine Abteilung schwedisch-französischer Soldaten längere Zeit dort halten können. Der feste Burgbau konnte von den im Hauptschloß daneben sitzenden bayrischen Truppen auf keine Weise erobert werden. Als dann die Schweden-Franzosen wegziehen mußten, steckten sie am 20. Februar 1641 ihren Bau in Brand. Er wurde nicht wieder aufgebaut. Das Meriansche Bild zeigt also den Bestand und Zustand vor dem Dreißigjährigen Krieg.

b) Das jüngere Residenzschloß

Wir fragen uns nun, wann ist das zweite Hauptschloß zu diesem älteren dazugekommen?

Der jetzt noch erhaltene stattliche Wartturm, über dessen Bauzeit ebenfalls keine direkten Nachrichten mehr erhalten sind, zeigt eine andere Bauart als der ältere Bau auf der Bergnase. Er wurde mit dem landschaftseigenen Baumaterial von ungleich großen, runden Granitwacken, wohl aus dem Gutachbett, nicht sehr regelmäßig gebaut und mit fast unzerstörbarem Schwarzkalk verkittet. Nur die Mauerkanten und die Einfassungen aller Turmöffnungen erhielten durch rote Sandsteinquadern einen festeren Halt und das Ganze eine bescheidene Gliederung.

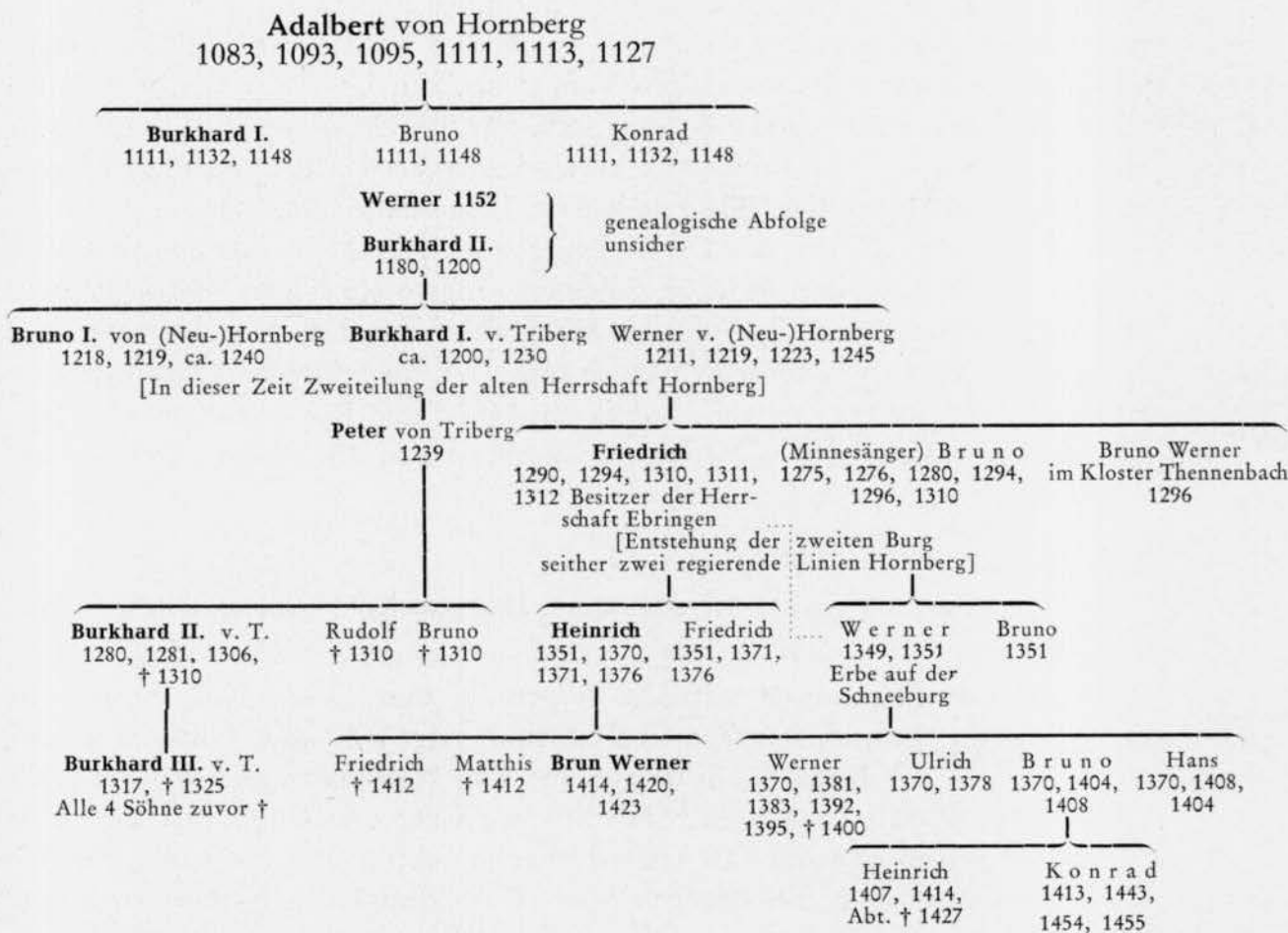
Nach dieser Bauart muß dieser Turm des zweiten Schlosses einer späteren Bauzeit angehören als der ältere Bau an der Bergnase.

Da jenes ältere Schloß an der Bergnase aber auch weiterhin bewohnt wurde, müssen wir nach einer Ursache forschen, warum daneben ein weiteres Schloß notwendig wurde. Dies muß in einer Zeit gewesen sein, in welcher der Wohnraum

für die verschiedenen Familien des Hornberger Herrschergeschlechts zu knapp geworden war.

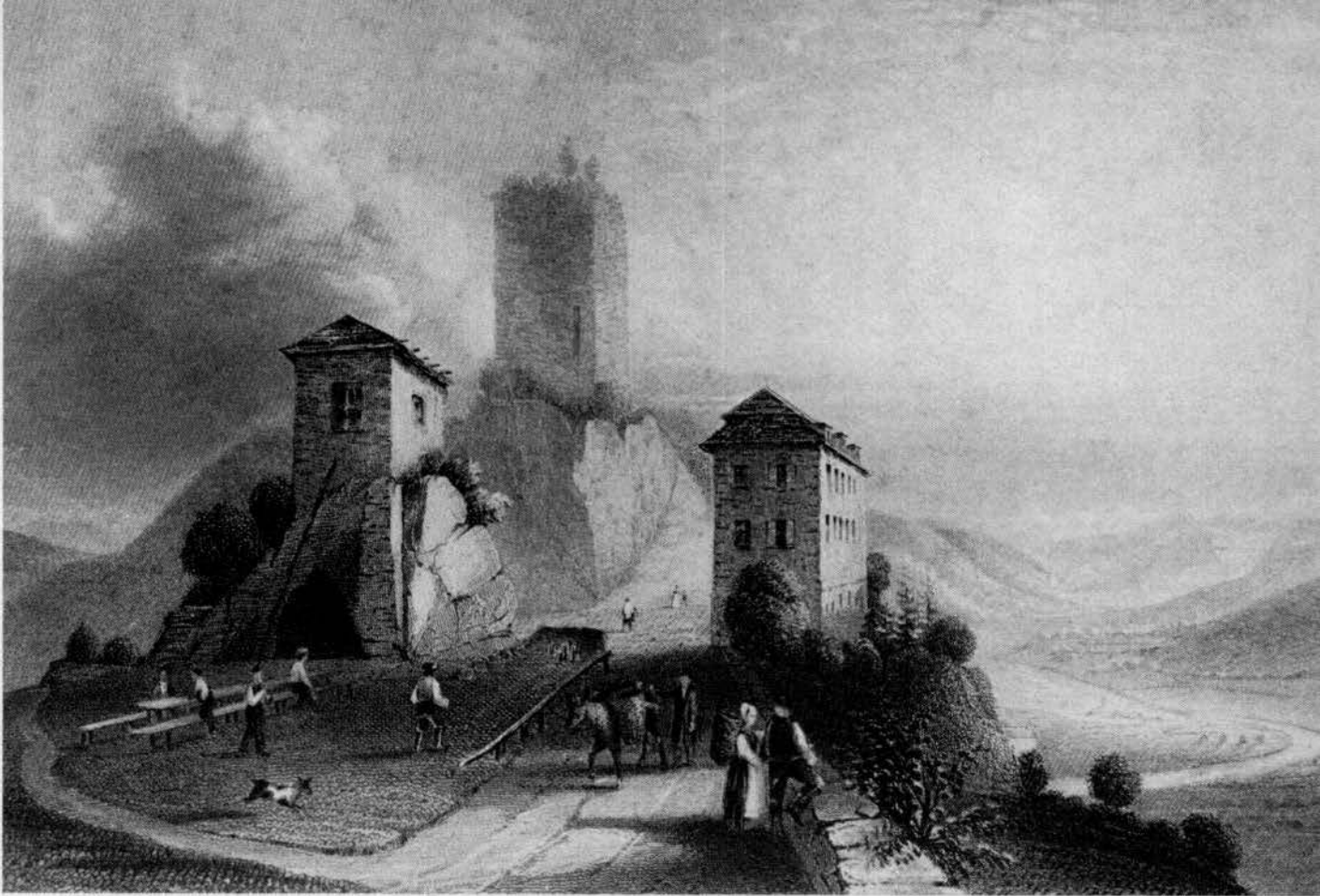
Nun fand um 1200 unter den drei Brüdern Bruno, Burkhard und Werner eine lehensrechtliche Verteilung der Gesamtherrschaft statt in eine Herrschaft Hornberg und in eine ebenfalls selbständige Herrschaft Triberg. Das kann daher für den Bau einer zweiten Burg auf dem Hornberger Burghügel keinen Anlaß gegeben haben. Der Anlaß für die Teilung der Herrschaft war zwar wohl auch die Raumnot gewesen, denn die neue Triberger Familie mit Burkhard erhielt die Althornburg und hat sich dazu in Triberg sofort noch eine neue Burg gebaut.

In den Hornberger Herrscherfamilien kehren dieselben Rufnamen immer wieder, so daß es nicht leicht ist, angesichts des jeweils nicht häufigen Vorkommens in schriftlichen Quellen die genealogischen Zusammenhänge sicher anzugeben, zumal die Familien oft kinderreich waren. Zum besseren Verständnis folgt hier der Versuch, den *Stammbaum* übersichtlich zusammenzustellen.



In der seit 1200 verkleinerten Herrschaft Hornberg sind in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wieder zwei Brüder nachzuweisen, Friedrich (als der ältere) und Bruno, beide mit Familien. Ihr 3. Bruder Bruno Werner ging ins Kloster Thennenbach.

Von da an sind *zwei Hornberger Herrscherlinien* zu unterscheiden, die dies



Der Schloßberg vor 1845, Stahlstich von Paine. Aus Paynes Universum, 1845. An dem verfallenen Wartturm ist die Kaminvertiefung ein Stück weit eingezeichnet. Unter dem Pulverturm sieht man den Eingang zur Mälzerei der Schloßbrauerei.

auch im Wappen zu erkennen gaben: die Linie Brunos führte einen schwarzen Dreieck, während die Hauptlinie bei dem grünen blieb. Da aber schon um 1200 die ursprüngliche Herrschaft auf etwa die Hälfte verkleinert worden war, wurde jetzt von diesen beiden Linien keine neue Lehensteilung des Herrschaftsgebietes vorgenommen, sondern jeder der beiden wurden Einkünfte und Herrschaftsanteile zugewiesen, und zwar der Linie Friedrichs der Hauptanteil. Gleichzeitig wurde für diese Hauptlinie auf der höchsten, ziemlich geräumigen und beherrschend liegenden Felskuppe des Schloßbergs eine neue Burg mit Bergfried gebaut. Heute steht davon nur noch der Turm. Aber in der südöstlichen Mauer dieses Turmes läuft eine Kaminvertiefung etwa 12 m weit gerade in die Höhe und wird dort schräg aus dem Mauerwerk herausgeleitet. Dies beweist, daß mit dem Turm zugleich ein Wohnbau errichtet wurde und daß der Wohnteil mehrere Stockwerke aufwies. Die neue Burg war im Vergleich zur alten die bequemere, größere und modernere, allein über ihr Aussehen im einzelnen wissen wir nichts; Abbildungen davon gibt es keine. Nach all dem dürfen wir die Bauzeit dieser zweiten Burg spätestens in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts ansetzen. Dazu paßt freilich die Bauart des Bergfrieds nicht ganz, dessen Mauerzusammensetzung aus unbehauenen, unsortierten runden Flußwacken noch eine altertümliche, billigere Bauweise andeutet. Dagegen weisen auf die Bauzeit die Dicke der Turmmauern mit etwa 2 m, die Höhe des Eingangs in 9,40 m über dem Erdboden und das Fehlen eines Podestes bei diesem sowie die wenig regelmäßige Gestaltung der Mauerflächen hin.



Der Ritter im Burgfenster stellt den Minnesänger Bruno von Hornberg (1275, 1319) dar, den die von ihm verehrte Dame mit den Banden der Liebe an sich fesselt. Dieses Bild sowie die vier von ihm erhaltenen Lieder sind in der großen Heidelberger Liederhandschrift des 14. Jahrhunderts überliefert. Links oben Brunos Wappen (schwarze Zeichnung auf Goldgrund) und die zugehörige Helmzier.

Klischee: Stadtverwaltung Hornberg

Die andere Linie des Geschlechts (Brunos Nachkommen) blieb auf der bisherigen Burg an der Bergnase vorn am Steilabfall zum Gutachtal. Die damals einzige, steile Zufahrtsstraße, die zwischen den beiden Burgen in den kleinen Hundsgaben führte, trennte die beiden Burgbereiche.

Der Begründer dieser Hornberger Nebenlinie war der vielzitierte *Minnesänger Bruno* von Hornberg. Zu seiner Zeit müssen die Hornberger noch in geordneten Verhältnissen gewesen sein, während schon in der nächsten Generation die wirtschaftlichen Schwierigkeiten begannen. Bruno, der Minnesänger, hat nämlich 1280 die Kapelle der Zisterzienserabtei Thennenbach gestiftet, die heute noch als einziger Überrest dieses Klosters an der Straße von Sexau-Keppenbach nach Ottoschwanden steht. Mit seinem Bruder zusammen begründete er dort 1310 eine Jahrtagsstiftung mit 120 Mark Silber. Wahrscheinlich war auch die Erwerbung der Herrschaft Ebringen im Breisgau mit der Schneeberg durch Friedrich 1312 ohne

Einsatz baren Geldes nicht möglich. Diese Neuerwerbung ging beachtlicherweise später an einen Sohn Brunos über, was wohl auch zur Vermögenseinwanderung der beiden Linien gehörte. Daher kann die Erbauung der zweiten Burg auf dem Hornberger Schloßhügel auch nach der wirtschaftlichen Lage am begreiflichsten der Zeit der Brüder Friedrich und Bruno zugehören.

Das Künstlertum der Minnesänger war damals in höchster Blüte. Unser Bruno war in erster Linie Sänger, der auf seiner Hornberger Burg kulturelle Feste feierte, bei denen berühmte Rittererzählungen gesungen wurden. Deren sprachliche Fassung mußte er selbst gestalten und aufschreiben. Er mußte also die Kunst des In-Verse-Setzens und des Schreibens beherrschen und die ritterliche Literatur vom Rolandslied bis zum Nibelungenlied und Parzival, aber auch gangbare lyrische Lieder kennen, kurz, er war für die damalige Zeit ein Gelehrter und Künstler zugleich.

Jene Gattung Liebeslieder, die man Minnesang nannte, war damals besonders beliebt. Vier solche sind in der Großen Heidelberger Liederhandschrift C unter Brunos Namen überliefert. Wie üblich besuchte Bruno als wandernder Sänger die Burgen in weiter Runde, wobei der benachbarte Adel und das Stadtbürgertum zu den oft mehrere Tage dauernden Sängerfesten eingeladen wurden. Die Lieder vertonte er selbst und begleitete sie auf der Harfe. Bei diesen Veranstaltungen wurden die Zeitereignisse besprochen, da der reisende Sänger als Nachrichtenbringer aufs höchste geschätzt wurde, denn es gab ja noch keine Zeitungen.

Gewissermaßen als selbstverständlich suchte unser Bruno den damaligen deutschen König Rudolf von Habsburg auf, als dieser 1276 in Basel weilte. Die Orte Teck auf der Schwäbischen Alb, Basel und Haslach im elsässischen Breuschtal deuten uns den weiten Bereich von Brunos Sängerfahrten an.

Das neue Schloß des 13. Jahrhunderts mit dem Bergfried diente der regierenden Hauptfamilie der von Hornberg als Residenz.

Nachdem sie es 1423 für 7238 Gulden an die Grafen von Württemberg verkauft hatte, zog sofort der württembergische Herrschaftsvogt hier ein. Bruno Werner, der Verkäufer, erhielt bis zur völligen Bezahlung des Kaufpreises das Schloß Schiltach als Wohnstätte zugewiesen.

Der Schloßbau von 1564

Die Wohnverhältnisse auf dem bisherigen Turmschloß der Herrschaftsvögte wurden mit der Zeit immer unzureichender. Die württembergische Regierung, für welche Hornberg von wachsender Wichtigkeit wurde, sann daher im 16. Jahrhundert auf eine Dauerbesserung der Wasserversorgung, auf Vergrößerung des Wohnraums und der Wirtschaftsgebäude, da inzwischen das Schloß zum ständigen Sitz des Obervogts am Schwarzwald auserkoren war und dadurch als zentraler Verwaltungsplatz besonders herausgehoben wurde. Das Vordringlichste, die Brunnenstube und die Deichelleitung in die Gebäude wurde 1554 in Angriff genommen.

Jedesmal, wenn ein neuer Hauptbau aufgeführt wurde, waren die Bürger von

Hornberg und die Bauern von Gutach, Reichenbach und Kirnbach verpflichtet, den Bau in der Fron auszuführen. Dafür sollte den Fronern Wein und Brot als Fronbrot gereicht werden, wofür seit 1560 eine entsprechende Geldgebühr gezahlt wurde.

1564 wurde tatsächlich vor der Nordostseite des Turmes eine neue, wesentlich umfangreichere Burganlage aufgeführt, worauf das seitherige Wohngebäude an der Südostseite des Turmes abgetragen wurde. Nur der massive Bergfried blieb stehen. Das Aussehen der neuen Wohngebäude offenbart uns das Meriansche Bild, das um 1600 gezeichnet wurde. Es war ein mehrgeschossiges Anwesen, das in drei verschieden gegliederte Hauptwohnbauten zerfiel. Jeweils das oberste Geschoß kragte ein wenig über den Unterteil vor. Eine Verbindung mit dem alten Bergfried gab es nur an einer Stelle: Vom höchsten Wohnteil aus war eine Überdachung da, die einen Durchgang zum 9,40 m hoch liegenden, alten Turmeingang deckte. Die Wohnbauten lagerten sich auf drei Seiten um den in der Mitte jetzt alleinstehenden Turm herum. Die ganze Baugruppe war von einer mit kleinen Türmchen versehenen Ringmauer umgeben, die nach Westen und Süden zu einen größeren Platz einschloß, wo später der Ort für die Kanonen war.

Von der Wohnbaugruppe führte eine gedeckte Holzbrücke zu den Wirtschaftsgebäuden hinüber, die sich bis zum kleinen Hundsraben hinzogen und aus Fachwerk gebaut waren. Östlich vom Turmfelsen wurde auf dem nächsten Felsen etwas später der kleinere, auf dem Merianschen Bild noch nicht vorhandene Pulverturm errichtet, über dessen Türsturz die Jahreszahl 1621 steht. Gleichzeitig mit diesem stattlichen Bauwesen wurde auch ein neuer, bequemerer Fahr-Zugang aus dem Offenbachtal von Westen her geschaffen.

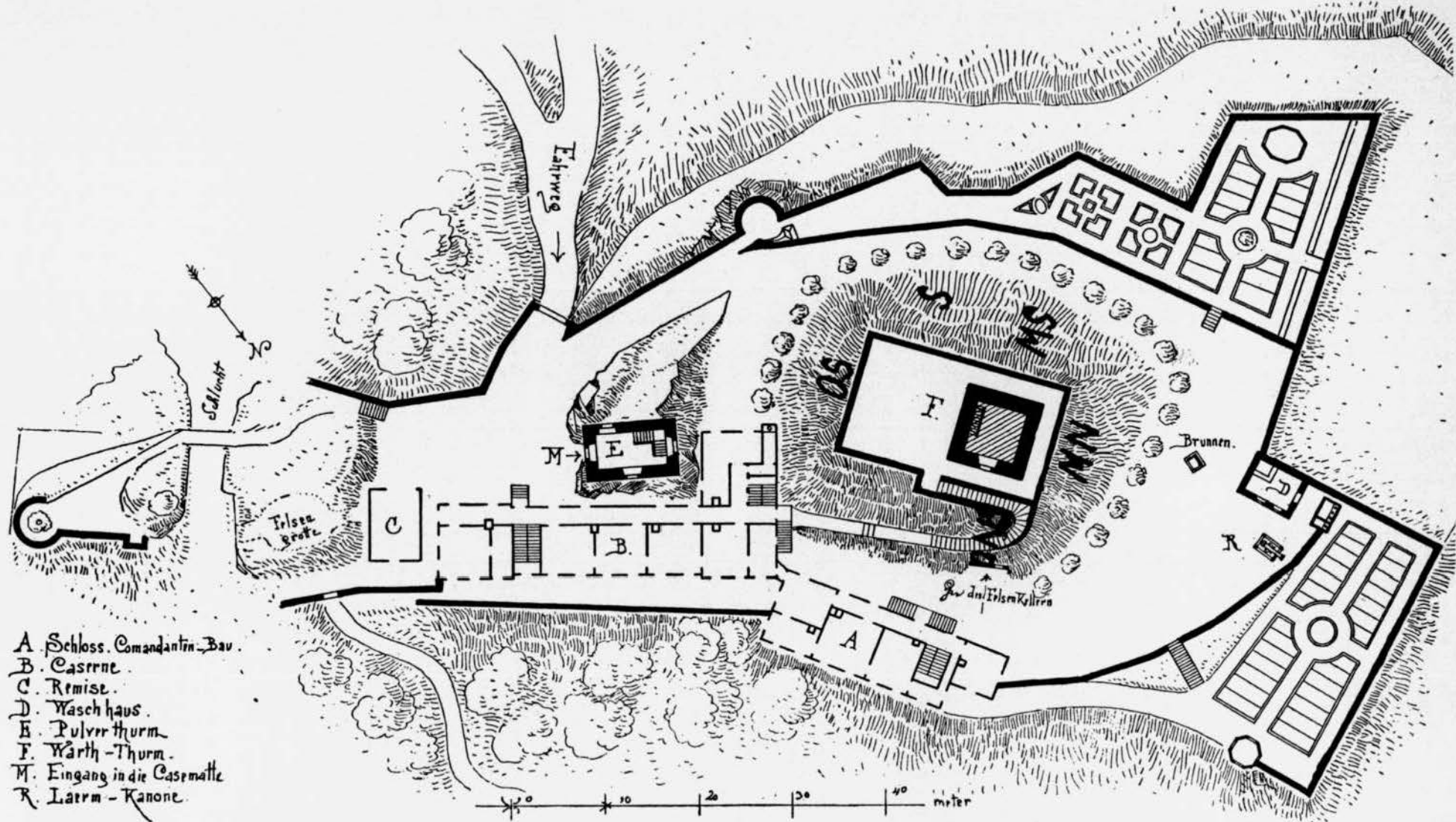
Als die Wirren des Dreißigjährigen Krieges sich 1633 in unsere Gegend zogen, sandte der neuernannte Festungskommandant, der berühmte Konrad Widerhold, einen Bericht an den Herzog, er habe das Haus übel versehen und in großen Abgang geraten vorgefunden und deshalb sofort die nötigen Ausbesserungen angeordnet. Aus dem Kinzigtal ließ er Kanonen holen. Schon 1634 jedoch wurde er mit der Verteidigung der Feste Hohentwiel betraut.

Nach 1635 setzten sich im neuen Hauptschloß bayrische Truppen fest. Es konnte von den im alten Nebenschloß an der Bergnase lagernden Schweden nicht erobert werden. Die Bayern blieben bis zum Kriegsende.

Der Untergang des Hauptschlusses

Gegen Ende des Jahres 1688 waren 60 Mann Franzosen auf dem Schloß als Besatzung, die in den ersten Januartagen 1689 von einheimischen Truppen mit villinischer Verstärkung blockiert wurden. Chamilly eilte zum Entsatz herbei. Bevor die Villinger abzogen, steckten sie die Schloßscheuer, aus der sie heftig beschossen wurden, in Brand.

Am Abend dieses gleichen 9. Januar 1689 hatte unterdessen Chamilly seinen Leuten auf dem Schloß das Zeichen gegeben, das Schloß zu verlassen. Darauf



Dieser reizvolle Plan des Schloßberges zeigt rechts im Bild noch die barocken Gartenanlagen, welche die Fürstin Auguste Elisabeth von Thurn und Taxis durch den französischen Gartenkünstler Grafen Savioli hat anlegen lassen. Bei den neuen Gebäuden sieht man die Durchgangsverbindung vom Kommandantenbau (= Barockschloß A) zur Kaserne B. Das ebenfalls eingezeichnete Mauerwerk des Rondells an der Bergnase (links) ist erst im 19. Jahrhundert aus herumliegenden Architekturteilen der ältesten Burg aufgemauert worden. Der neue Fahrweg, der seit 1564 zwischen den beiden Gartenterrassen zum Schloßbezirk hineinführt und heute der bequemere Hauptzugang ist, fehlt auf der Zeichnung. Wo Fahrweg steht, war der alte Fahr- und Reitweg.

zündeten jene noch schnell das Schloß und die zugehörigen Gebäude an und setzten sich dann zu ihrer Hauptmacht ab. Wie eine grausige Fackel leckten noch stundenlang die Flammen in die Nacht empor, bis alle Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu einem wirren Steinhaufen zusammengefallen waren. Nur das älteste Bauglied, der Wartturm mit dem steilen Dach, wies alle Flammen ab und blieb unversehrt stehen als unerschüttertes Symbol von Macht, Kraft und Sicherheit. Das Lagerbuch von 1716 bemerkte dazu, daß seither die Gebäude nicht wieder instand gesetzt worden sind und daß von ihnen noch der Turm und etwas Gemäuerwerk stehen.

Der alte Bergfried

Der auch nach diesem letzten Unheil noch stehengebliebene Turm ist in seinem jetzigen Zustand noch 17 m hoch und in 16 m Höhe durch eine Plattform abgeschlossen; der Mauerabschluß ist mit Zinnenbekrönung versehen. Sein Grundriß ist nicht ganz quadratisch, etwa 8,05 : 8,85 m. Im Innern beträgt die lichte Weite etwa 3,60 : 4,25 m durch die ganze Höhe des heutigen Turmes. Die Mauer ist also über 2 m dick bis zur heutigen Plattform. Von dort an springt sie um etwa 1,25 m ringsherum zurück. Durch diese Maueraussparung erweiterte sich das Innere des Turmes in 16 m Höhe zu einem Raum, der ehemals nach dem Merianschen Bild an allen Seiten je 2 Fenster hatte. Hier war die Wächterstube. Sie war überdeckt von einem sehr hohen und steilen Turmhelm, in dem allerdings auch eine Fensteröffnung angegeben ist.

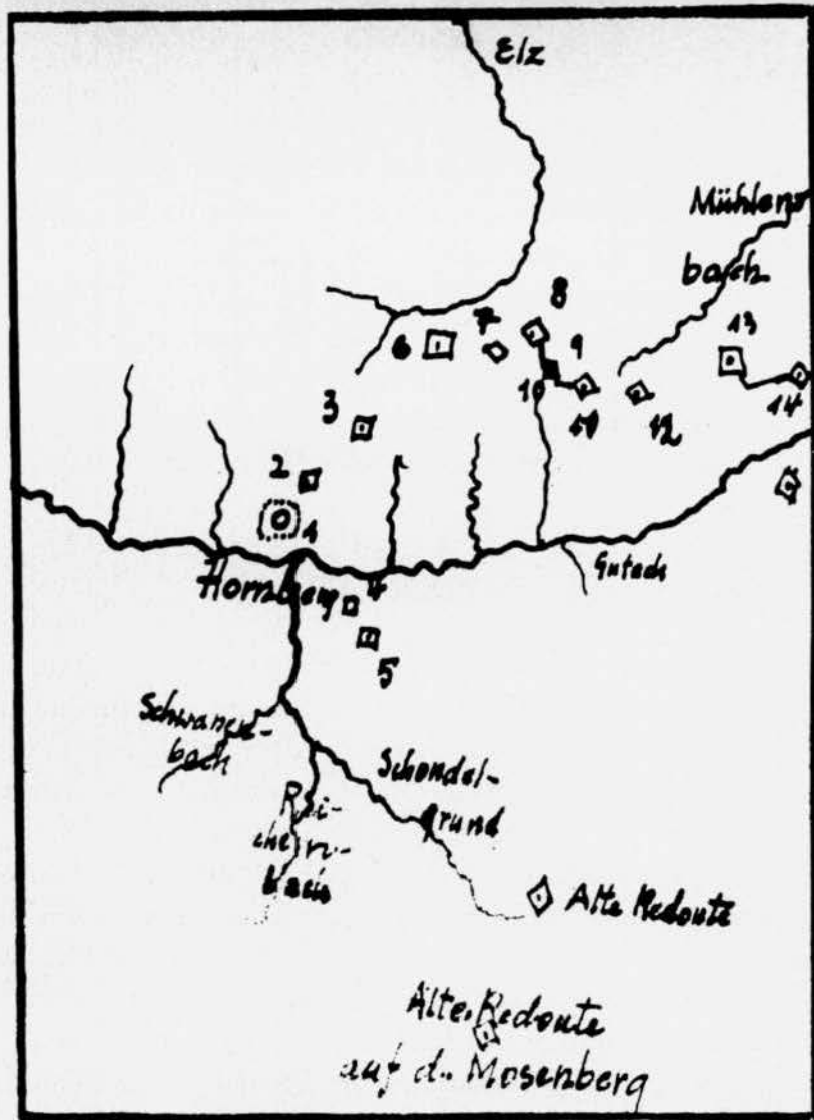
Die Einteilung im Innern deuten die Auflagelöcher für sechs starke Balken an in 4,80 m Höhe, wo eine Balkendecke eingezogen war. Der Raum darunter war das Burgverlies. Dieses unterste Turmgeschoß wurde erhellt durch einen in die nordwestliche Wand eingelassenen Lichtschacht. Er befand sich nicht weit unterhalb der Balkendecke und verzüngte sich auf allen vier Seiten von innen nach außen.

Über der Balkendecke ist als mittleres Turmgeschoß nur der Ausgang zur Wächterstube. Er erhält Licht durch einen Mauerschacht in der Südwestseite und einen weiteren, jetzt zugemauerten in der Südostseite, bei denen sich nur die Seitenwände verzüngen.

Auf der Nordostseite ist ein größerer, einfacher, spitzbogiger Eingang in 9,40 m Höhe, also etwa in der Mitte des mittleren Turmgeschosses. Ein Podest ist nicht erkennbar, andererseits sind auch keine Bauspuren dafür vorhanden, daß etwa sonstwo jemals zuvor ein anderer Eingang gewesen sein könnte. Man wird daher für die Frühzeit an eine außen angebrachte Holztreppe oder eine Leiter als beweglichen Zugang denken müssen.

Das oberste oder dritte Turmgeschoß war das erwähnte Wächtergeschoß. Es war etwa 2,50 m hoch.

Um 1800 trug man sich mit dem Gedanken, den Turm wieder instand zu setzen, denn er stand auch gar zu malerisch in der Landschaft. So sachte keimte auch in immer mehr Menschen das Gefühl und das Verständnis, die überkommenen, land-



Ausschnitt aus dem handgezeichneten Plan:

Description der in Anno 1735 auf dem Schwarzwald von Hornberg biß Neuenbürg neu gemachten Schanzen u. Postirungs Werckern, wo und auf was vor einem Territorio solche liegen.

Nro 1 Vestung Hornberg; Nro 2 Redoute (= Erd-Schanzwerk) und Wachthaus auf dem Untern Ziegelkopf; Nro 3 Redoute und Wachthaus auf dem Obern Ziegelkopf; Nro 4 Blockhaus auf dem sogenannten untern Teufeltritt; Nro 5 Redoute und Wachthaus auf dem Obern Teufeltritt (= Markgrafenschanze). Diese alle seind auf dem Württembergischen Territorio; Nro 6 Redoute und Wachthaus oberhalb dem Brechthale; Nro 7 Ein Wachthaus; Nro 8 Redoute und Wachthaus, so die Passage aus dem Brechthale observiret; Nro 9 Verbindungs-Linie auf der Hirschlachen; Nro 10 Blockhaus; Nro 11 Redoute und Wachthaus allda; Nro 12 Redoute und Wachthaus ober dem Mühlbacherthal (beim Büchereck). Diese Wercker stehen auf fürstenbergischem und durladischem Territorio. Nro 13 Communications (Verbindungs-)Schanzen mit Nro 14 Redoute und Wachthaus, oberhalb Hausach beim Schloß Hausach; Nro 15 Redoute und Blockhaus unten im Thal an der Kintzig; fürstenbergisch.

Der Hornberger Schloßberg mit seinen Verschanzungen und Unterkünften war das Zentralwerk der ganzen Anlage. Dadurch war der Hornberger Raum zu einem für jene Zeit hochmodernen Festungsbereich geworden.

schaftseigenen Werte in den bedeutsamen Baudenkmalern auch für weitere Zeiten zu erhalten. In einem Kostenvoranschlag von 1804 wurde er als 80 Fuß hoch (württembergisch = 22,90 m) einschließlich Dachstuhl geschildert. Es wurde aber nichts getan. In der badischen Zeit (seit 1810) gab ein Bericht von 1822 als damalige Höhe 58—60 Fuß (badisch = 17,40—18 m) an ohne Dach.

Indessen begannen so sachte die Witterungseinflüsse und ein lustiger Pflanzen-, ja sogar Baumbewuchs ihr Zerstörungswerk an den schwächeren Mauern des Wächtergeschosses (Fenstergeschoß) und am Dach.

Man entfernte dann die Reste des Dachstuhls und sicherte das Gemäuer des Fenstergeschosses. Aber erst nach dem Siebziger Krieg wurde das Mauerwerk gleichmäßig bis auf 17 m abgenommen und denkmalpflegerisch gegen weiteren Verfall geschützt. Damals wurde im Sinne der Anschauungen jener Zeit die Zinnenbekrönung und die Plattform geschaffen.

Das Hornberger Barockschloß

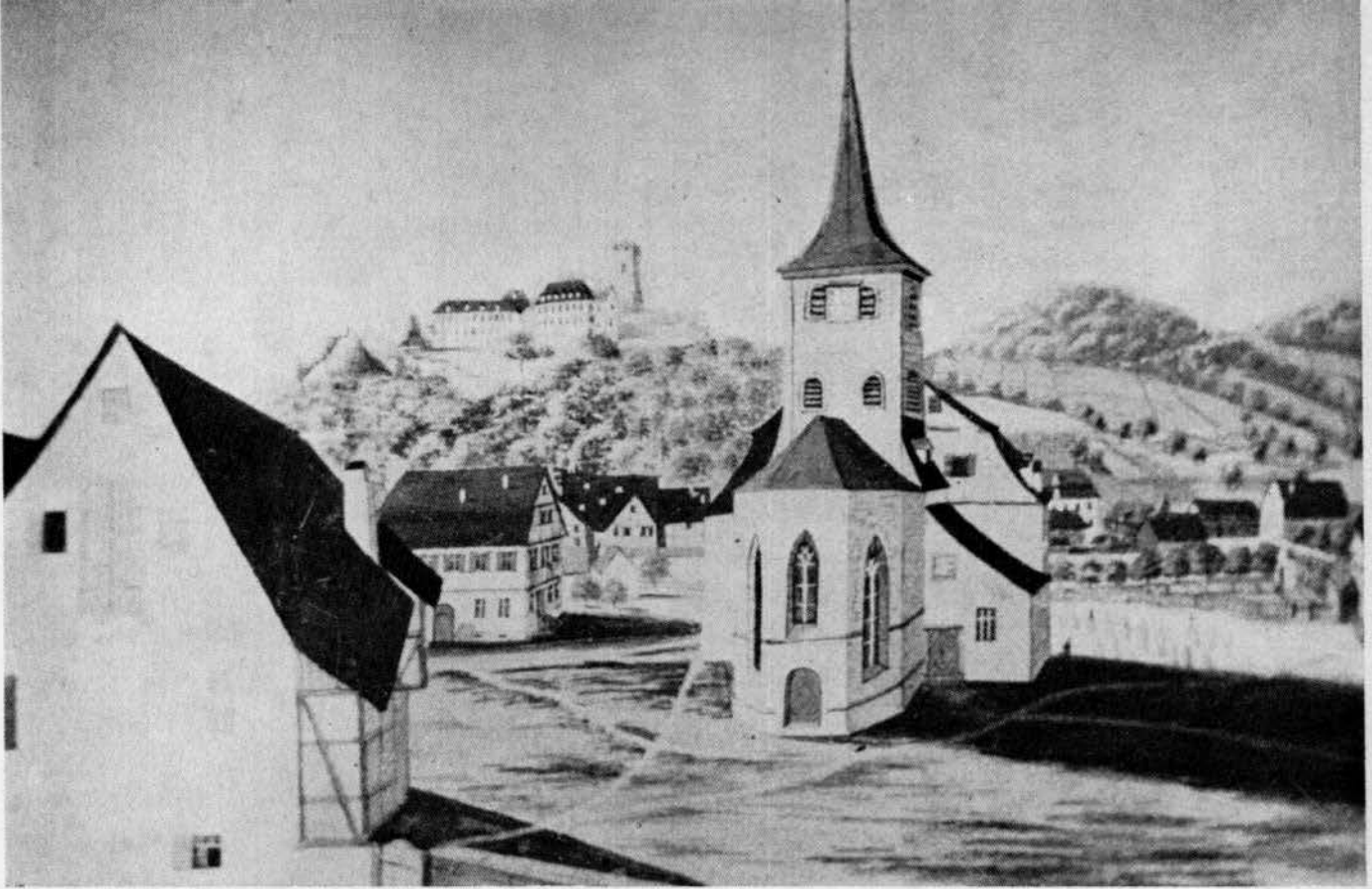
Jedermann, der schon einmal das Gutachtal hinaufgefahren ist, hat den unvergleichlichen Anblick bewundert, den das Hornberger Barockschlößchen mit dem dahinterstehenden alten Bergfried dem Beschauer bietet. Es ist das herrlichste Schmuckstück in der Hornberger Landschaft. Jedermann möchte gern Näheres darüber erfahren. Allein gerade da haperte es gar sehr.

In einer Veröffentlichung über die Hornberger Schlösser wird behauptet, das Barockschloß sei im Jahre 1700 gebaut worden. Wenn das Barockschloß 1700 erbaut worden wäre, dann wäre es doch wahrlich seltsam, daß die Franzosen bei ihrem Rückzug 1704 nach der verlorenen Schlacht von Höchstädt, obwohl sie zuvor das Gebiet besetzt gehabt hatten, bei ihrem Abzug nur die alten Häuser der Hornberger Vorstadt verbrannten. Ein Bericht an das Oberkommando in Wien von 1710 über den Zustand des Festungsbereichs von Hornberg erwähnt ebenfalls nichts von diesem Schlößchen. Die Lagerbücher von 1716 und von 1717 sprechen zwar eigens von den Trümmern der früheren Schlösser, aber nicht von etwaigen Neubauten. Warum denn wohl? Nun, weil damals noch gar keine vorhanden waren.

Erst jetzt ist es planmäßigem Suchen gelungen, bisher unbekannte Akten aufzufinden, die es ermöglichen, lückenlos die Geschicke des Barockschlosses zu erzählen.

Der Bau hängt zusammen mit der Unterbringung der Garnison Hornberg. In jedem Krieg gab es in der Stadt Hornberg Einquartierung von Soldaten, die zu Verteidigungszwecken längere oder kürzere Zeit dort zubrachten. Sie mußten in der Stadt selbst oder in der Nachbarschaft untergebracht werden, denn solange die alten Schlösser existierten, wohnten in ihnen die Unter- und Obervögte mit ihrem Personal. Die Friedensjahre aber sahen keine Garnisonen hier bis ins 17. Jahrhundert hinein. Nach dem Dreißigjährigen Krieg blieb erstmals eine württembergische Garnison von 12 Mann unter dem Leutnant Robert Kreuchtumb als Kommandant zurück. Sie war auf dem Schloßbau von 1564 untergebracht, der damals noch stand. Aber schon 1673 wurden diese Schloßwachen abgeschafft, weil man die Kriegsgefahr vorüber wähnte. Wie gesagt, wurde aber 1689 auch dieses schöne und wehrhafte Schloß verbrannt, das ältere schon 1641.

Hornberg war damals die am weitesten nach Westen gelegene württembergische



Nach dem aquarellierten Stich: Hornberg vor 1823. Die Kaserne neben dem Schloß war noch vorhanden. Der alte Friedhof um die Kirche ist nur angedeutet.

Oberamtsstadt, und die Regierung in Stuttgart legte ihr aus verschiedenen Gründen erhöhte Bedeutung bei, denn hier war vor allem der Ausgang zu wichtigen Einfallspässen nach Altwürttemberg.

An Stelle der zerstörten Schlösser wurde nach 1700 die engere und weitere Umgebung der Stadt Hornberg vom Schwäbischen Kreis, dessen Hauptmann ja der Herzog von Württemberg war, durch Schanzwerke und die sogenannte Linienverschanzung aufs stärkste zur Abwehr eines etwa eindringenden Feindes gesichert. Diese sog. Linie wurde durch den Landsturm geschaffen, der jedoch nur zu Kriegszeiten aufgerufen werden konnte. Deshalb wurde an den angefangenen Arbeiten erst wieder im nächsten Krieg von 1734/1735 weitergebaut, wo dann die Hauptwerke im wesentlichen fertig wurden. In diese Erdwerke wurde auch der Hornberger Schloßberg als wehrhaftestes Mittelstück einbezogen, ohne daß dabei neue Steinbauten entstanden wären. Der Schloßberg hieß dann amtlich „die Festung Hornberg“.

Aus diesem Sicherungswesen heraus ergab sich die Notwendigkeit einer ständig bereiten Garnison in diesem Raum. Zeitweilig befand sich hier eine 300 Mann starke Truppe mit einem Major als Kommandanten, die wie früher in Privatquartieren untergebracht werden mußte. Mittlerweile waren nachgerade die Bitten der Hornberger Bürgerschaft um Abnahme der ständigen Einquartierung unüberhörbar geworden, so daß der Schwäbische Kreis den Entschluß faßte, besondere Kasernengebäude zu errichten.

Zunächst wurde 1735 der noch stehende, gewaltige Bergfried als Mannschafts-

unterkunft hergerichtet. Nun aber war der ehemalige Turmeingang in der unerreichten Höhe von 9,40 m über dem Erdboden. Deshalb mußte zu ebener Erde durch die Mauer ein bequemer Eingang (mit der Jahreszahl 1735) gebrochen, ein durchgehendes Treppenhaus gezimmert, die einstige Wächterstube und der Dachraum zur Unterkunft für einen Teil der Soldaten instandgesetzt werden.

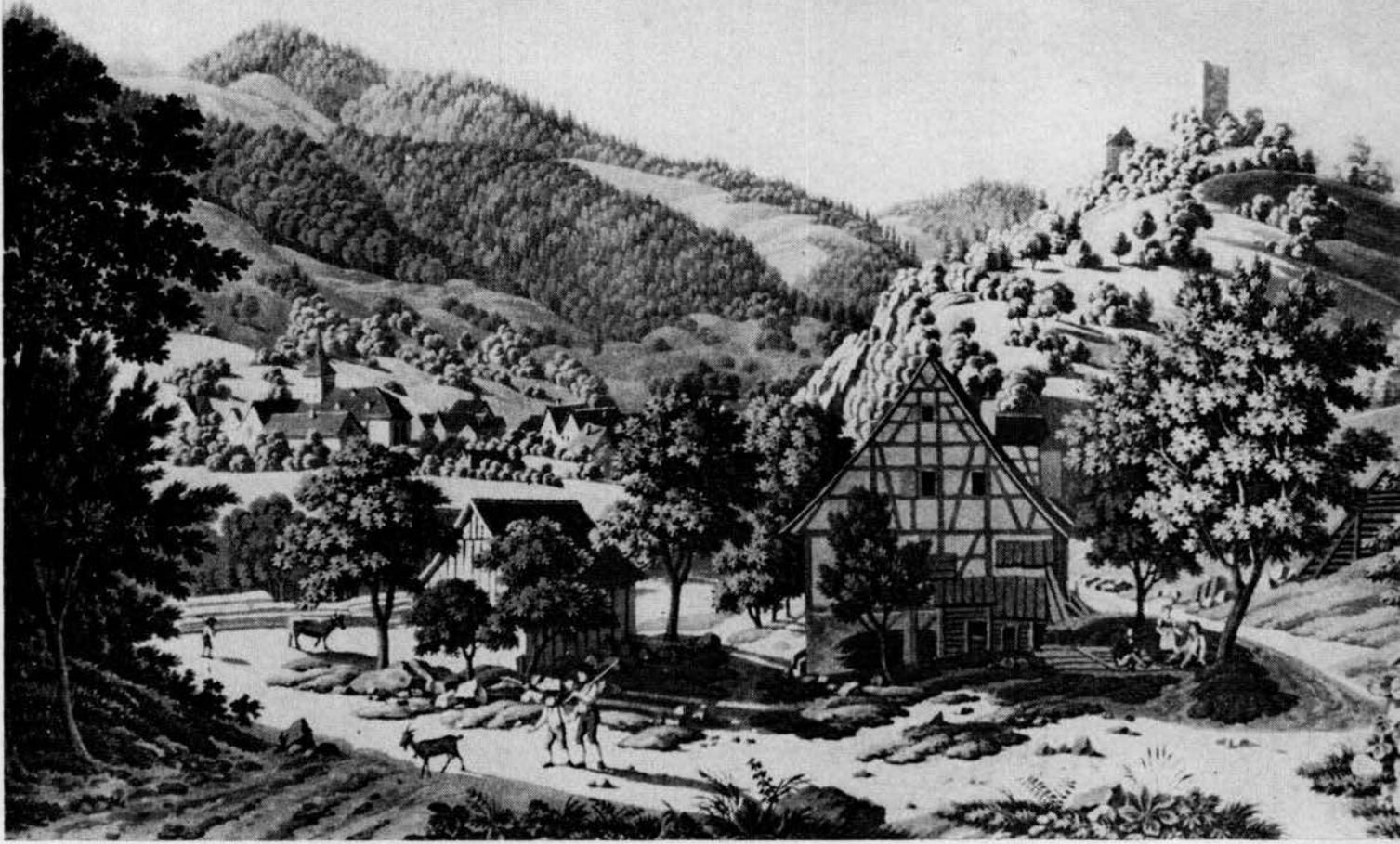
Gleichzeitig mit der Modernisierung aller wichtigeren Landesfestungen wurde 1736 mit dem Bau geeigneter Behausungen für die Soldaten auf dem Hornberger Schloßberg begonnen. Unmittelbar vor dem Bergfried, aber eine Terrasse tiefer, entstand ein stattliches Gebäude mit wuchtigen, meterdicken Steinwänden im Unterbau. Es mußte in den schräg abfallenden Felsenhang gebaut werden mit klotziger Fundamentierung, so daß im Keller nicht viel Platz zur Verfügung war und ist. Dieser Bau erhielt von Anfang an den Namen „Schloß“, schon 1738 nachweisbar. Es war dreigeschossig in glatten, einfachen Formen, aber mit barocker Doppeldachung und einem *repräsentativen Saal* im Mittelgeschoß versehen. Es sollte den Kommandanten und seinen Stab aufnehmen und wurde daher häufig erläuternd auch als *Kommandantenbau* bezeichnet.

Nach Südosten zu wurde fast anschließend an den Kommandantenbau die eigentliche *Kaserne* erstellt. Sie war länger als jener, aber ebenso hoch. Indessen bestand sie im wesentlichen aus dünnen Fachwerkwänden. Die Leitung dieses gesamten Bauwesens hatte der württembergische Major von Leger; die Kosten trug der Schwäbische Kreis.

Die Bauten waren jedoch begonnen worden, ohne daß die Finanzierung voll gesichert war. Nachdem sie nun notdürftig unter Dach gekommen waren, mußte der Weiterbau aus Mangel an Mitteln eingestellt werden. Verständlicherweise drängte jedoch der damalige Kommandant, Obristleutnant von Krumholf, darauf, daß die Gebäude vollends fertiggestellt würden, denn er wollte natürlich selbst gerne in dem schönen Schloßchen wohnen, aber auch die Soldaten in die Kaserne nehmen, in der etwa 200 Mann untergebracht werden konnten.

Inzwischen war Herzog Carl Alexander gestorben, und in der Zeit der Minderjährigkeit Carl Eugens wurde mächtig gespart. Aber trotzdem der Innenausbau immer noch unfertig war, ließ der Kommandant die Gebäude bereits 1739 von der Garnison beziehen. Der Herr von Krumholf sah also seinen Wunsch, Schloßherr zu werden, erfüllt. Freilich war noch manche Erinnerung nötig, bis im Jahre 1743 die letzten Arbeiten beendet waren. Diese Jahreszahl zierte auf einem Spruchband die prächtige Stuckdecke im großen Prunksaal des Schlosses, die auch Ansichten dieser Bauten sowie das große herzogliche Wappen zeigte. Inschrift des Spruchbandes: Carl Eugen, Herzog zu Württemberg, 1743. Diese Ziffer gab also das Jahr der endgültigen Vollendung an. Betrüblicherweise wurde beim Umbau 1936 diese historisch so bedeutsame und herrliche Stuckdecke, die ausgesprochenermaßen hätte denkmalpflegerisch erhalten bleiben sollen, unversehens abgeschlagen, so daß nicht einmal fotografische Aufnahmen angefertigt werden konnten.

Der Kosten wegen wurde später die Garnison abgezogen und die Gebäude standen längere Zeit leer.



Hornberg um 1820, Kupferstich von Nilson, gezeichnet von Follenweider, aus dessen Werk: Baden in 36 malerischen Ansichten, 1820.

Die weiteren Schicksale des Schloßbergs bis zur Gegenwart

1776 besuchte Herzog Carl Eugen ganz privat dieses Schloßchen. Es sollte seine eigene Schwester *Auguste Elisabeth, Gemahlin des Fürsten Carl Anselm von Thurn und Taxis*, aufnehmen. Infolge ihrer krankhaften Veranlagung war es zur Trennung der beiden gekommen, und die Fürstin sollte hier verwahrt werden. Am 25. Oktober 1776 bezog sie den sauber hergerichteten Schloßbau. Anfangs war der Fürstin nur innerhalb des Schloßbezirks Bewegung gestattet, später durfte sie auch ausfahren. Nach der fürstlichen Mode jener Tage hat sie durch den französischen Gartenkünstler Grafen Savioli auf der Westseite des Schlosses barocke Gärten mit Gartenhäuschen und Springbrunnen anlegen lassen. Ihre Ehrenwache, die aus einem Kapitän mit vier Leutnanten und zwölf Gemeinen bestand, bewohnte die Kaserne. Die Fürstin mußte bis zu ihrem Tod 1787 hier bleiben.

Nach der Französischen Revolution brausten die Revolutionskriege über die zunächst verwaisten Gebäude auf dem Schloßberg. 1792 tagte der berühmte Kongreß zu Hornberg im Barockschloß. Französische Emigrantentruppen waren lange in Villingen. Es war das sogenannte Prinz-Condésche Corps. 1793 wurde deren Bagage eine Zeitlang in die Hornberger Kaserne verlegt. Dann wohnten schwäbische und Reichstruppen darin, endlich kriegsgefangene Franzosen. 1796 wurden die Gebäude Lazarett des Schwäbischen Kreises. Im Mai 1800 sind sie



Blick vom Bühl aus auf den Schloßberg 1823 während des Abbruchs der Kaserne links vom Kommandantenbau (= Barockschloß). Der Brunnen am Diakonathaus (= ehem. Gasthaus zum Ochsen) wurde 1871 vor die Brücke an der Reichenbacher Straße verlegt. Steindruck

wieder unbewohnt. Aber durch die genannte Benützung war die Kaserne so reparaturbedürftig geworden, daß die Instandsetzung große Kosten verursacht hätte. Am westlichen Ende waren die Wände zum Teil eingefallen. Da zudem dort ein Felsen herabzustürzen drohte, brach man diesen Flügel der Kaserne in einer Länge von etwa 8 m ab, zog eine Riegelwand ein in der Hoffnung, den Bau so noch glücklich verwerten zu können. Er wurde zunächst Försterwohnung.

In der Zeit äußerster Armut der Hornberger Bevölkerung schien 1802 eine günstige Verwendung zu winken. Um den Bewohnern aufzuhelfen, sollte Industrie angesiedelt werden. Der Lahrer Kaufmann Georg Kreidel verlegte seine *Rauch- und Schnupftabakfabrik* von Ettenheim hierher ins Schloß. Aber trotz aller nur erdenkbaren finanziellen Vergünstigungen hörte der Fabrikbetrieb wegen Zahlungsunfähigkeit schon nach einem Jahr auf.

1810 ging das Amt Hornberg sowie das Schloß als Krongut durch den Pariser Vertrag an den badischen Staat über.

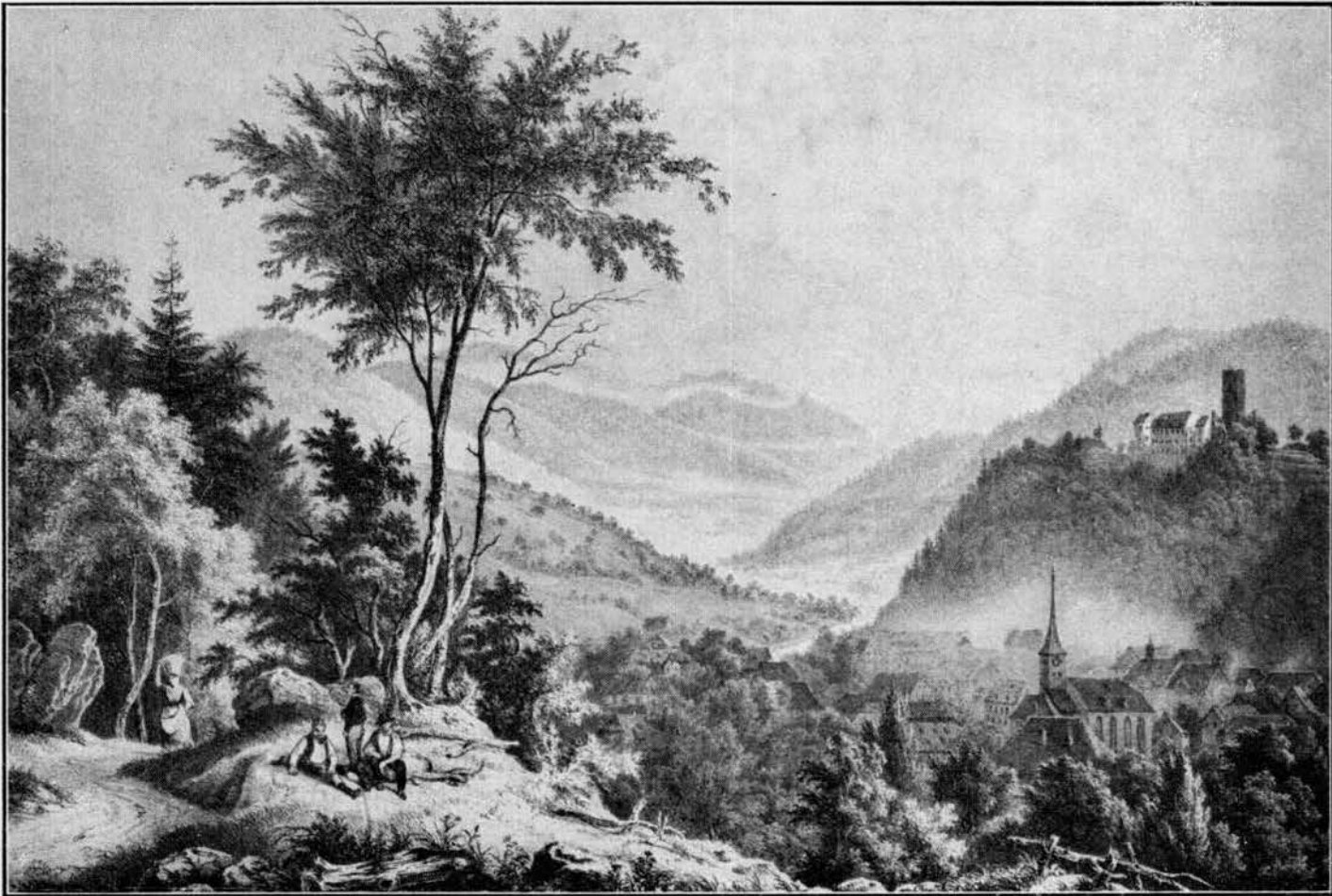
Die Beamten der Domänenverwaltung in St. Georgen waren lange unschlüssig, was mit den Gebäuden auf dem Schloßberg geschehen sollte. Nach langen Über-

legungen entschloß man sich, den Schloßberg mit allem Zubehör zu versteigern. Nach verschiedenen ergebnislosen Terminen wurden die aus Schönwald stammenden, aber in Luxemburg wohnenden Brüder Salomon und Anton Dold am 16. Februar 1822 für 1500 Gulden die neuen Besitzer mit dem Vorgeben, dort eine Uhrenfabrik einrichten zu wollen. Dabei erhielten sie *erstmals eine denkmalpflegerische Auflage*.

Kaum Eigentümer geworden, dachten sie nicht mehr daran, eine Uhrenfabrik zu eröffnen, sondern wollten für die vielen Besucher des Schloßbergs einen Wirtschaftsbetrieb aufmachen, wozu sie jedoch keine Genehmigung erhalten konnten. Daraufhin veräußerten sie alles, was nicht niet- und nagelfest war. Schließlich gelang es ihnen, den ganzen Besitz 1823 zu verkaufen. Der Kasernenbau war mittlerweile so verfallen, daß er jetzt sofort abgebrochen werden mußte. Aus den noch brauchbaren Baustoffen wurde unten im Städtchen neben dem Hotel Sonne ein Haus gebaut, von dem man sich heute noch erzählt, es habe einst „auf dem Schloßberg gestanden“. Wer beim Hotel Adler auf dem Fußpfad zum Schloß empowandert, kann oben, bevor man zum Barockschlößchen kommt, noch Reste einer älteren Grundmauer erblicken; sie gehörte zur einstigen Kaserne.

Die festen Steinmauern des Schlößchens dagegen haben den Nagungen der Witterung und der Menschen überlegen getrotzt. Infolgedessen konnte der Bau

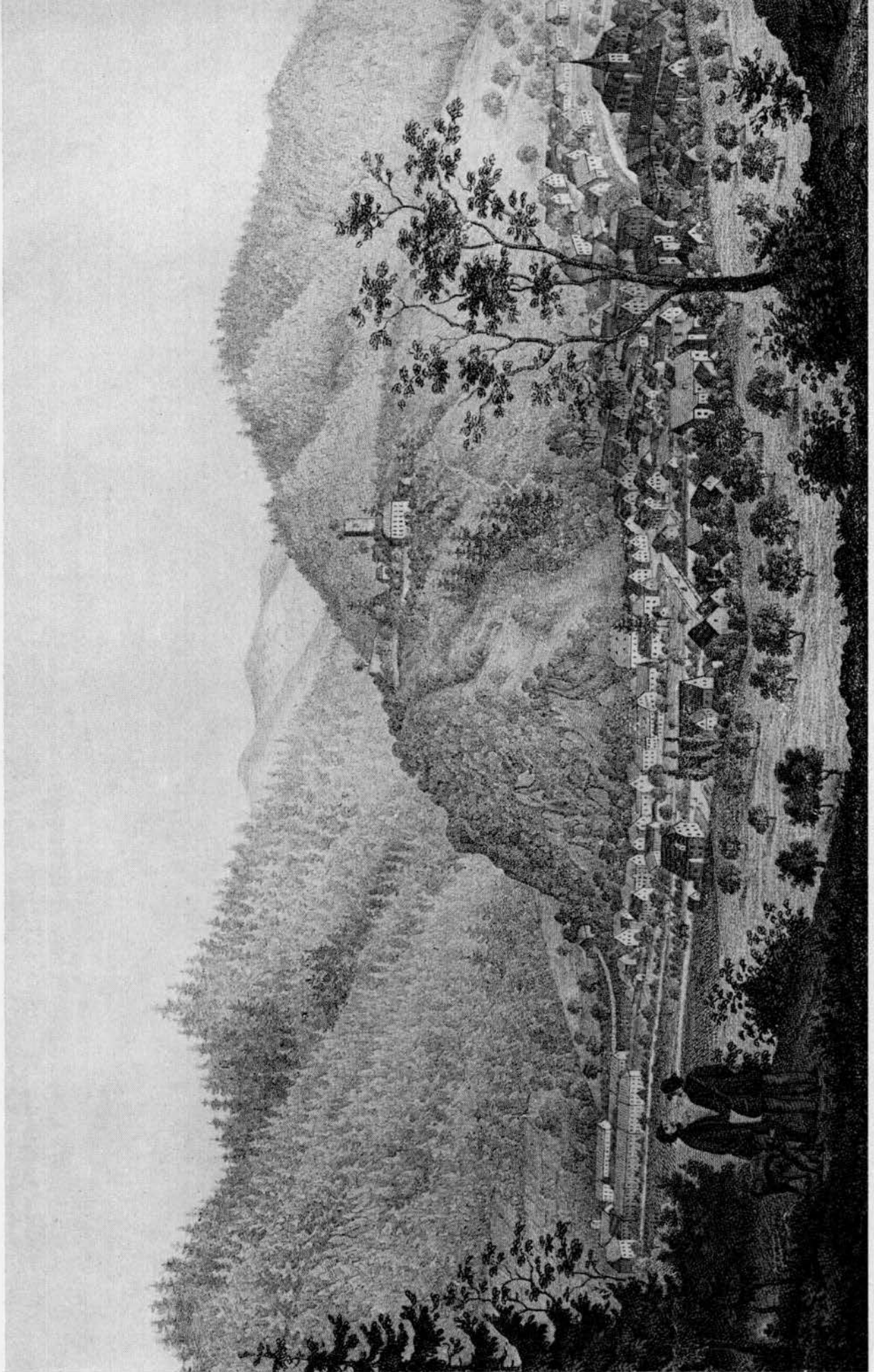
Burgberg von Hornberg um 1840. *Steindruck*





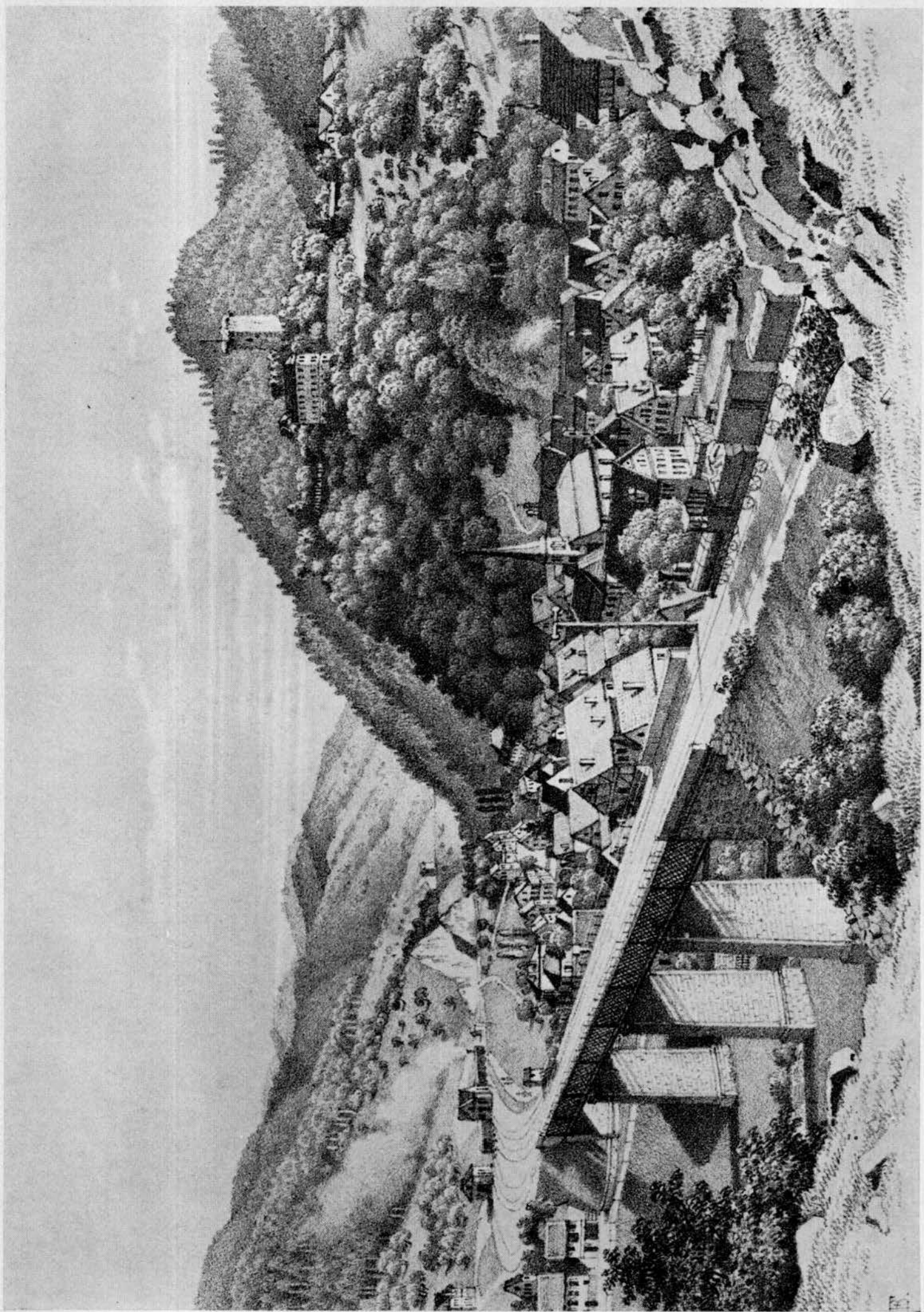
Stadt und Schloßberg um 1850. Auf dem Bergfried lustiger Strauchwuchs, links davon die Bergnase, worauf das älteste Schloß stand; darunter der Hackenjosenfelsen. Hinter diesem der gerade noch erkennbare Große Hundsgaben. Im Vordergrund ein Teil des großen Gewanns Leimatte.

Aus Hubn und Poppel: Das Großherzogtum Baden



Stadt und Schloßberg 1862, links das erweiterte Gewerbeviertel vor dem ehemaligen Obertor durch die 1817 gegründete Steingutfabrik (heute Duravit Hornberg), rechts am Fuß des Berges die stattlichen Gebäude der einstigen Gutacher Vorstadt. Im Vordergrund vor den Stadthäusern war in der ganzen Breite das für die Ernährung wichtigste Gewann Leimatte. Ihre Oberfläche wurde seit 1867 gründlich verändert durch die Aufschüttungen zu dem breiten Damm, der das Bahnhofsgelände trägt. Auf dem Wartturm Baum und Strauch. Der Fußweg aufs Schloß, der vom Hotel Adler aus hinaufführt, ist deutlich eingezeichnet.

Steindruck von E. Kaufmann, Lahr



einige Jahre lang Spekulationsobjekt kleiner Leute werden, bis im Jahre 1841 die Aktien-Bierbrauerei-Gesellschaft Hornberg das Schloßgut für etwa 1900 Gulden erwarb. Auf dem ebenen Platz, wo die neuere, bequemere Fahrstraße von Westen her an das Burggelände trifft, erbaute die Gesellschaft auf dem ehemaligen Garten der Fürstin Auguste Elisabeth eine Brauerei und nannte sich seitdem Schloßbrauereigesellschaft. Der Kommandantenbau wurde das Wohnhaus. In dessen unterstes Geschloß kam eine Sommerwirtschaft, die in einem gedruckten Führer als das Schönste gerühmt wurde, was Hornberg damals aufzuweisen hatte. Der einstige Pulverturm wurde die Mälzerei. Die Eiskeller in den Felsen am kleinen Hundegraben sowie in dem neben der Brauerei selbst verwahrten das Lagerbier der Brauerei.

Die wirtschaftlich schwierigen und kreditarmen Jahre nach der Revolution 1849 verursachten auch hier einen Besitzwechsel. Alles ging 1851 um billige 12 600 Gulden an die Brüder Wilhelm und Hermann Horn über, welche letzterem auch die Hornberger Steingutfabrik gehörte. Zwanzig Jahre darauf konnten sie diesen Besitz an Apotheker Achert wieder gewinnbringend abstoßen, wobei sie fast das Dreifache ihres früheren Kaufpreises erzielten.

Doch schon 1873 übernahm ein Fachmann, Bierbrauer Donatus Böhler, um 39 800 Gulden den Besitz. Dieser baute das zwischen dem Bergfriedfelsen und dem Pulverturm stehende zweigeschossige Wohnhaus. Gleichzeitig verschönerte er die Wirtschaft im Barockschloßchen gegen die Stadt zu durch eine Terrasse, von wo die Gäste eine entzückende Aussicht in die Landschaft genießen haben.

Hermann Horn, der Sohn des obengenannten gleichnamigen Steingutfabrikanten, kam von der Schloßromantik nicht los. Deshalb erwarb er 1886 das Schloßgebiet zurück, jetzt allerdings für 90 000 Mark. 1873 war nämlich im neuen Deutschen Reich die einheitliche Markwährung eingeführt worden.

Wo es ging, sorgte er für Verschönerungen und Verbesserungen, wofür er echt schloßherrenmäßig manche Mark opferte, ohne daß sie ihm Zinsen brachte. Von ihm wurden auch am Rondell die losen Trümmer der alten Burg entfernt. Das Rondell auf der Bergnase, wo einst der älteste, nur noch im Fundament vorhandene Schloßturm ragte, erhielt von ihm seine heutige, romantische Gestalt. Dafür wurden Steine der alten Burg verwendet.

Die Begrenztheit seiner Mittel bewog ihn 1896, den weiten Besitz an den Hotelier Christian Wälde zu übergeben, der eher in der Lage war, seine ganz großen Pläne zu verwirklichen.

Erst unter diesem hat das Barockschloß *seine heutige Gliederung* erhalten, welche die meisten Menschen so original-echt anmutet; denn er baute die zwei Ecktürmchen sowie die turmartige Erhöhung über der Mitte des Gebäudes. Die bisherige Wirtschaftsterrasse dort wurde wieder entfernt.

← Die Stadt mit dem Schloßberg von Nordosten um 1880. Eisenbahn und Bahnhofsanlage sind noch in den ersten einfachen Formen. Inzwischen war der etwas zurückgesetzte Bauteil an der rechten Seite des Barockschlosses entfernt worden. Der Schloßturm ganz überwachsen, rechts davon die Schloßbrauerei. Links vom Barockschloß das Rondell mit der Linde. Steindruck von Fassoli

Nun wurde alles ins Große übersetzt, und die *Glanzzeit des Hornberger Schloßberges* begann.

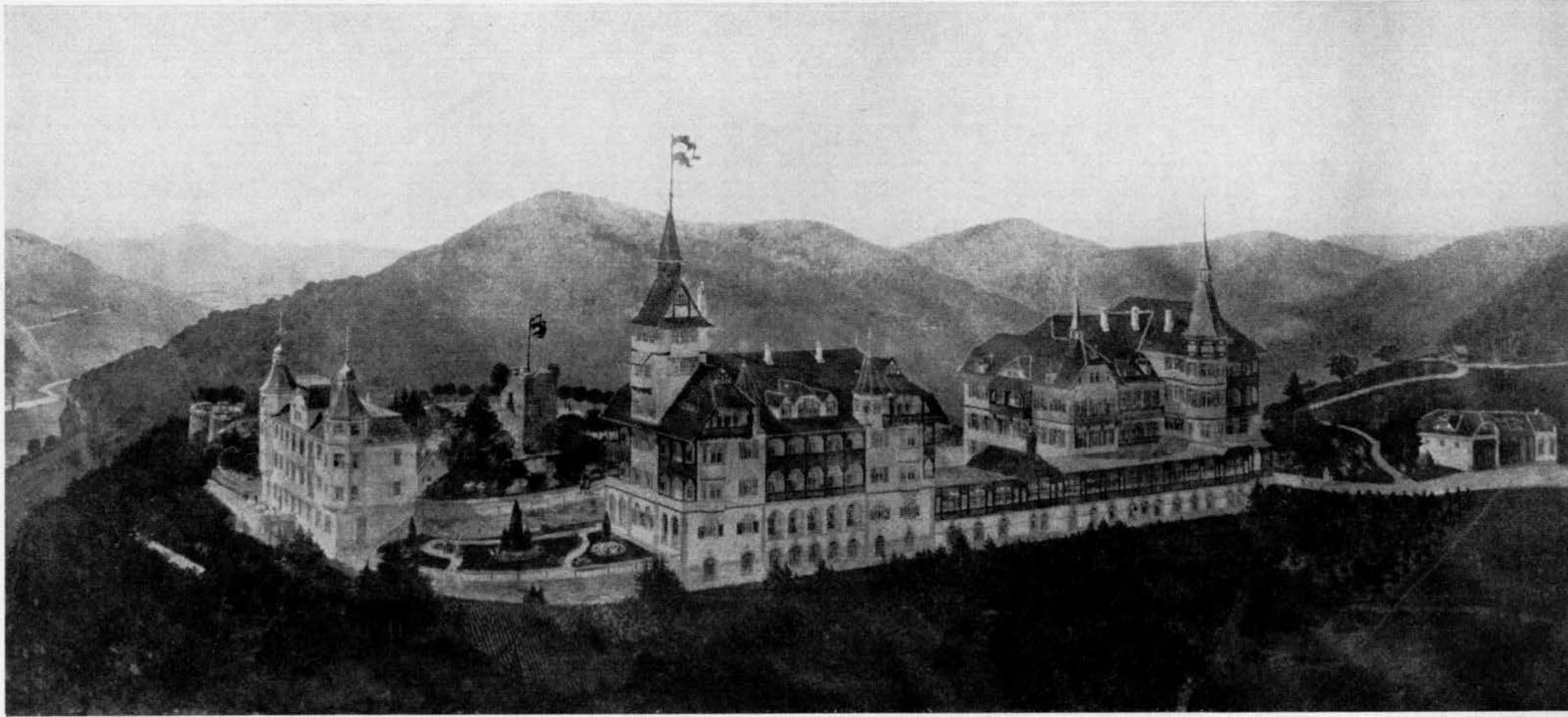
Das Brauereigebäude wich einem großartigen, mit allen Bequemlichkeiten und aussichtsreicher moderner Glasterrasse bereicherten *Schloßhotel*, das heute noch steht. Noch weitere Großbauten plante Wälde, brachte sie aber nicht mehr zur Ausführung (siehe den Entwurf). Nun war das Barockschloß selbst zum Nebengebäude des lauter gepriesenen Schloßhotels geworden. Dies alles lockte lange Zeit die wohlhabendsten Kreise, Fürsten, Staatsmänner und Fabrikanten, zu einem Sommeraufenthalt hierher. Aber trotzdem oder vielmehr gerade deswegen rentierte es sich auf die Dauer nicht, weil dafür zuviel unrentable Nebeneinrichtungen erforderlich wurden wie Wagenremisen, Dienerunterkünfte und dergleichen. Wälde begrub seine weiterzielenden Pläne, gab schon vor dem ersten Weltkrieg den Betrieb auf und verlegte sozusagen sein Hotel als Schloßhotel nach der Residenz Karlsruhe.

Der Schloßberg kam nun wieder an den badischen Staat, der dort während des ersten Weltkrieges eine Heilstätte mit elektrischer Behandlung für verwundete und erkrankte, insbesondere nervenkranken Soldaten einrichtete.

Danach zog von neuem der Hotelbetrieb in Form eines Erholungsheimes dort ein, nunmehr glücklicherweise erheblich bescheidener als vor dem Krieg, so daß von da an auch einfache Leute zur Erholung hierher reisen konnten. Der Schloßberg gehörte damals dem Reichsbund der deutschen Beamten in Berlin. Die nationalsozialistische Zeit brachte 1936 auch hier eine unerfreuliche Änderung. Das Hotel wurde nationalsozialistische Gauschule für Beamte, dessen Betrieb während der Zeit des zweiten Weltkrieges 1939—1945 freilich ruhen mußte. Im Barockschloßchen wohnten damals die Lehrer der Gauschule.

Dem unerwarteten Bombentepich am 8. und 9. Februar 1945 fiel ein erheblicher Teil der Hornberger Innenstadt zum Opfer. Dabei wurden auch die Gebäude auf dem Schloßberg beschädigt und mußten geräumt werden. Die gegnerischen Truppen besetzten Hornberg am 23. April 1945. Notdürftig hergerichtet wurde der Schloßberg die Unterkunft für Marokkaner, und ein Teil wurde zeitweilig als Seuchenlazarett verwendet. Von den Besatzungstruppen wurde die bewegliche Inneneinrichtung später teils demoliert, teils mitgenommen.

Für das arg zerstörte Hornberg brach eine schwierige Zeit an. Als ehemaliges, von der nationalsozialistischen Partei verwendetes Gut geriet der Schloßbezirk unter die Zwangsverwaltung der französischen Besatzungsmacht. Da sonst niemand sich um die verwaisten und dem Verfall ausgelieferten Gebäulichkeiten annahm, die Stadt aber nicht wußte, wo sie die vielen Ausgebombten unterbringen sollte, wurde der Berg mit allen Gebäuden auf städtisches Ansuchen von der Zwangsverwaltung mietweise der Stadt anvertraut. Sofort hat die Stadtverwaltung entschlossen und unter großen Kosten die verwahrlosten Bauten, soweit es möglich war, wieder für Wohnungen hergerichtet. Nach den Jahren der tatenlosen Zwangsverwaltung wurde dem neuen Deutschen Beamten-Wirtschaftsbund das Eigentum zuerkannt. Es hat sehr langer, zäher und geschickter Verhandlungen bedurft, bis es der *Stadtverwaltung Hornberg* am 5. Mai 1956 endlich gelang, den gesamten



Keine wirkliche Fotografie, sondern der Architekten-Entwurf von 1895, der die geplante großartige Gestaltung des Schloßbergs zeigt. Das Mittelstück ist nicht mehr ausgeführt worden. Die Glasterrasse kam nur an das rechte Hotelgebäude.

Schloßbezirk durch Kauf für 120 000 DM in die eigene Verfügungsgewalt zu bekommen. Nun erst war die sinnvolle Möglichkeit gegeben, die Bauten pflegerisch zu betreuen und instand zu halten. Sowohl im früheren Schloßhotel als auch im Barockschloß wohnten dann Stadtbewohner und Flüchtlingsfamilien.

Jetzt, nach Beendigung der Wohnungsnot in der Stadt, warten die Bauten auf eine zeit- und landschaftsgemäßere Verwendung.

So spiegelt sich in den Geschicken des Schloßberges auch das Schicksal der Landschaft, besonders in deren schweren Tagen, wider. Der alte Wartturm aber hat die Unbill der Zeiten gelassen überstanden und blieb unentwegt ein vielbesuchtes Erinnerungsstück an die Glanzzeiten des Schloßberges und wird bis zur Stunde von Einheimischen, Kurgästen und Wanderern der herrlichen Aussicht wegen gern bestiegen.

Quellen, gedruckte: M. Merian, *Topographia Sueviae*, 1643; A. Jäckle, *Der Luftkurort Hornberg im bad. Schwarzwald*, 1893; K. Heck, *Von der Althornburg und den Freiherren von Hornberg*, Ortenau 1925; Konrad Kaltenbach, *Geschichte der Herrschaft Triberg*, Heimatblätter des Triberger Boten 1926 bis 1934; E. Reiß-Vasek, *Schloß Hornberg*, Ortenau 1934; K. Hitzfeld, *Die Flurnamen von Hornberg an der Schwarzwaldbahn*, mit einem Textteil, 1944; Derselbe, *Hornberg an der Schwarzwaldbahn* 1970; Bößer, *Zur Gesch. der Schwarzwaldlinien*, *Ztschr. d. Ges. z. Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg*, Bd. 20; ungedruckte: Urkunde Brun Wernhers v. Hornberg von 1423, Bad. Generalandesarchiv Karlsruhe; Akten Hornberg des GL Karlsruhe, des Württ. Hauptstaatsarchivs Stuttgart, des Ständischen Archivs Stuttgart, des Württ. Staatsarchivs Ludwigsburg, des Hornberger Stadtarchivs, Eichbuch des Ampts Hornberg 1517 im Württ. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Beraine 3853 u. 3857 im Bad. GLK, Erneuerung des Lagerbuchs mit Nachträgen im Hornberger Stadtarchiv, Grundbuch der Stadt Hornberg.

Schloß und Burg Triberg

von Karl Lienhard

Die Burg Triberg, in Urkunden auch „Veste“ und Schloß genannt, lag auf einem Hügel der Stadt, von welchem aus gleichermaßen die drei Täler der Stadt, das Prisen-, Schonach- und Gutachtal beherrscht wurden. Dieser Hügel war nach Osten, Norden und Westen stark abfallend, während nach Süden der Abfall nicht so stark war. Von dem Schloß bzw. der Burg Triberg ist nichts mehr vorhanden, als der Platz und einige Mauerreste.

Es dürfte als Tatsache betrachtet werden, daß Burg und Stadt schon um 1200 bestanden haben. Nach einer Notiz im Triberger Pfarrarchiv schenkten die Freiherren von Hornberg (Althornberg) ums Jahr 1200 dem Kirchlein in Triberg Güter in Bad Dürkheim. Die Burg war lange Jahre die Residenz der Ritter, der Pfandherren und Sitz und Dienstwohnung ihrer Obervögte. Viermal wurde



Die Burgstelle ist im Gehölz hinter der Kirche, rechts davon das ehemalige Amtshaus, jetzt Forstamt.

Aufn.: Carle, Triberg

die Burg durch Feuer zerstört oder stark beschädigt. Vollständig zerstört wurde sie in den Jahren 1489, 1525 und 1642.

Über den Brand von 1489 oder 1490 gibt eine Urkunde vom 9. April 1490 im Landesregierungsarchiv in Innsbruck Aufschluß: „König Maximilian schlägt Wilhelm von Liechtenfels, Vogt zu Triberg, 120 Gulden rheinisch baugeld auf die Vogtei daselbst, nachdem kurzlich das sloss und statt Tryberg verprunnen (verbrannt).“

Wie aus den Beschwerden der Herrschaftsuntertanen gegen die Herrschaftsinhaber von 1493 bis 1513, die Brüder Landau, hervorgeht, diente das Schloß auch als Gefängnis. Die Untertanen machten geltend, daß es nicht angebracht wäre, daß man die Gefangenen in Block und Eisen im Schloß verwahre. Die Brüder Landau führten zu ihrer Rechtfertigung an, sie hätten keine andere Möglichkeit als Block und Eisen, weil ein besonderes Gefängnis nicht vorhanden wäre. Die Regierung hat dann entschieden, daß die von Landau als gegenwärtige Inhaber der Herrschaft und die Untertanen unter gemeinsamer Tragung der Kosten ein „käfig oder gefenckhaus“ bauen sollten.

Am 8. Mai 1525, im Bauernkrieg, wurde das Schloß durch die aufrührerischen Bauern niedergebrannt und vollständig zerstört. Die Rädelsführer wurden hingerichtet, und die Herrschaftsuntertanen mußten das Schloß wieder aufbauen. Jede beteiligte Herdstatt mußte der Herrschaft aufs neue Gehorsam schwören. Sie

wurden ebenfalls zur ständigen Unterhaltung des Schlosses nebst Einrichtung verurteilt.

Im Jahre 1616 brannte das Schloß durch Verschulden der Schloßbediensteten oder des Obervogts wieder nieder und wurde stark beschädigt. Über die Pflicht zur Wiederherstellung entstand ein langer Streit gegen den blutdürstigen Obervogten Fabri. Aus Klagen der Untertanen gegen Fabri ist im Jahre 1630 folgendes zu entnehmen:

„... khommen gemeine Ausschüsse (Gemeindevertretungen) für, daß er, obervogt Fabri, im schloß mit dem feuwr nit behuotsamb umbgehe undt deßwegen seiner vor jahren darin exercierter alchimisterei im schloß brunsten entstanden seien. Weil aber vermög der zeügenaussag nit dargethan, daß eine oder andere prunst durch die schuld des obervogt entstanden, solle disem nach der sachen mehrere gewißheit eingelangt, alßdann darüber verabschiedet werden, waß recht ist.“

Über diese Beschwerde entschied die Vorderösterreichische Kammer am 18. Juni 1655:

„... die reparation des schloß betreffend, in deme die underthanen anziehen, daß vermög der alten Verträg sy nur in zwen fählen, namblich wan das schloß durch das feüwr vom himmel oder in kriegszeiten verderbt würde, solches zu reparieren schuldig. Da aber auß verwahrlosung des obervogts ein prunst darin entstünde, selbigen schaden ein obervogt selbs zu wiederkehren und deßhalb zum antritt caution zue leisten verbunden seye. Derohalben ihr, der underthanen, begehren, zue jedes theyls nachrichtung die darumb vorhandene briefliche gerechtigkeiten, so in der burgerladen liegen sollen, zu cedieren und fürzulegen. Wenn wir dann diß begehren der billichkhait nit ungemäß befinden, auch die caution zur sicherheit dienlich, so solle mit dition angeregter documenten willfahrt werden.“

Zum letzten Male wurde die Burg durch schwedische Soldaten im Jahre 1642 in der Weihnachtszeit zerstört. Der Bericht des Obrist-Leutnants Haußmann aus Villingen an den Obristen Edlinstetten unterm 25. Dezember 1642 lautet, daß jene Überrumpelung leicht möglich gewesen sei, da niemand als österreichische Bauern neben einem Fähnrich, welcher selbst ein Bauer ist, darinnen gelegen. Unter anderm schreibt Haußmann:

„Nach Triberg aber haben sich 30 Feuerrohr begeben, welche einer geführt, so vor diesem all dort commandiert ist gewußt und lange Zeit des Herrn Obristen von Leyen (Pfandinhaber) Hofmeister war... Dieser aber, weilen er alle Gelegenheit wohl gewußt, hat sich in eine Scheuer, so zum Schloß gehörig und auf der Stadtmauer steht, in der Nacht gelegt, in der Meinung, man werde in der Nacht in die Kirchen gehen. Dieweilen aber in der Nacht das Schloß nicht geöffnet wurde, ist er mit seiner Partei bis an den Morgen verblieben. Am morgen bei Öffnung muß es übersehen und nicht gleich andermal in der Scheuer und nächstgelegenen Orten recognosziert worden sein, und nachdem 4 Soldaten samt etlichen Personen aus dem Schloß in die Kirchen gingen, haben sie aus der Scheunen, so allein zwei oder drei Sprüng von dem Tor ist, auf das Tor zuge-

Sprung Niss deren dominical
güter in welchem die Matten
particular außgenohmen ver
zeichnet mit beygefügten unter
welchen sie zu finden mit nimmer
über Handl

Stück	7 298
Matten	57 57
Partien	197
weyd	51 112
thannenwald	36 257
Summa	208 197

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

Handl

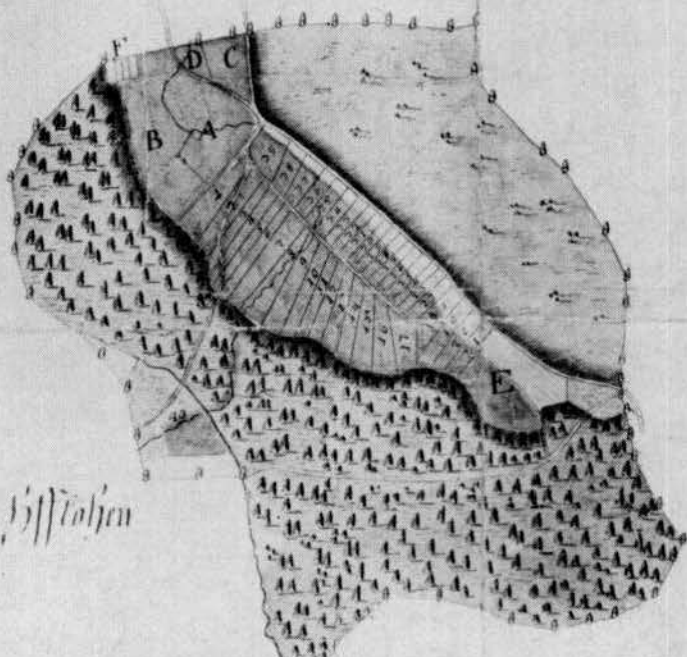
Handl

DAS HERRSCHAFTLICHE HOFF LOHEN ZU TRUBERG

No.	Matten		Stück	
	Handl	Handl	Handl	Handl
1	1	43	80	
2	1	27	80	
3	1	77	50	
4	1	15		
5	1	62	28	
6	1	87	20	
7	1	67		
8	1	58	50	
9	1	37		
10	1	82		
11	1	81		
12	1	56	50	
13	1	78		
14	1	82	72	
15	1	71		
16	1	75	50	
17	1			
18	1	86		20 50
19	1	59	50	88
20	1	40	50	
21	1	24		
22	1	82	50	75
23	1	66		66 75
24	1	66	60	66 55
25	1	78		75
26	1	82	50	66 75
27	1	71	80	52
28	1	81		58
29	1	76	50	88 57
30	1	83	50	84
31	1	87	75	50
32	1	8	20	57 80
33	1	20	25	78 25
34	1	47	65	29 75
35	1	60	20	56
36	1	56	00	28
37	1	7	22	57
38	1	20		26
39	1	8		27
40	1	8	2	27
A	4	80		
B	5	27		
C	1	67		
D	1	20		
E	2	88	1	85 50
F	1		1	62
Summa	57	95	24	73 25 72

Burg Schloß Garten

Maas Grab von 200 Dülhen



das Nisslöhen

DIE BRUELMATT

1	1	7	50
2	1	66	
3	1	56	
4	1	22	50
5	1	51	50
6	1	9	
7	1	50	
8	1	75	20
9	1	25	
10	1	25	
11	1	20	
12	1	20	
13	1	28	
14	1	15	
15	1	7	
16	1	8	
17	1	80	
18	1	40	
19	1	20	
20	1	4	
21	1	4	
22	1	4	
23	1	50	
24	1	73	10
25	1	80	
26	1	77	
27	1	8	50
28	1	65	
Summa	11	78	60

BURG SCHLOSS GARTEN

4	00
---	----

abgemessen und außgenohmen im Jahr 1781 Hannes Hrener vmbt Geometa präf

setzt, desselben sich bemächtigt. Die drinnen haben sich über $\frac{1}{2}$ Stund gewehrt, letzlichen aber teils darinnen gelegene Soldaten niedergemacht, teils aber gefangen. Anietzt, wie mich die dahin geschickte Partei zu Pferd berichtet, sind die Reiter, so in Schramberg waren zusamt allen Feuerrohren in gedachtem Triberg; ob sie vielleicht mehr Volk erwarten wollen, noch was ferneres vorzunehmen, oder aber allein, damit sie die Munition und etliche kleine Stückel von Metall (Kanonen), so dort sind, zusamt dem Raub fortzubringen, kann ich nit wissen, in allweg kann ich nit glauben, daß sie werden den Ort zu manutenieren (Besitz halten) vorhabens sein, denn es ein schlecht Ort, welchem auch von hier aus leichtlich zuzukommen; wann aber ein Schnee fallen sollte, von dem Feind gar nit kennte sucurriert werden“ usw. (Ortenau 1921 S. 73/75)

Die Bemühungen, von der Burg Stiche, Bilder oder Grundrisse zu erhalten, waren auch bei den österreichischen Archiven erfolglos. In einem Anhang zum Urbar von 1493 wird in einem Schreiben des Rats Jacob Jonas – bei der Übergabe der Herrschaft Triberg an Lazarus von Schwendi – über den Zustand des Schlosses folgendes geschrieben: „Erstlich anzeigen das nichts im schloß vorhanden, weder klein noch groß ding durchauß als ein pauwfellig l . . . hauß und so lerer schaff zum doppelhockhen daraus die vor vielen jarn genommen.“ Was zum Schloß und zur Burg gehörte, wurde im Dritten Vertrag sub dato Freyburg im Breysgaw 8. February a^o 1519 eingehend dargelegt:

Schloß.

Item eß hat die oberkheit oberthhalb dem stättl in Treyberg ein schloß oder Burgstall uff einem berglin, welches die Treybergischen herrschaftsuntertanen sammenhaft (gemeinsam) in gemein seither dem bauernkrieg a^o 1527, weilen sie es damalen verbrannt, mit aller nothwendigkeit an gebeüwen, tach und gemach in irem selbst eigenen und ohne eines herren der Herrschaft Triberg costen erhalten, aber doch aniezo für solche erhaltung gebetten, deßwegen aber solches gehöriger orthen zu erlangen und inmittelst die schuldigkeit zu leisten gewiesen worden.

Scheür und ställ.

Waß aber die unden daran gelegenen darzue gehörige scheür und ställ belangt, die werden in eines herrn costen in baulichen würden und wesen erhalten, doch seindt die underthanen alle materialia an holtz, stain, ziegel, kalch und sandt in der frohn zu führen, wie auch andere frohndienst darzue zu laisten schuldig.

Güetter, so zu ermeltem schloß gehörig.

Garten.

Item ein garten unden am schloß, der Burggarten genannt, ist mit einem zaun ordentlich umfangen und vermerkht.

Matten.

Item ein matten, die Prüel matten genannt, ongefehr uff zwölff mannwart unden an der burger aigentumb rhain oder alment (der schelmen rhain genannt)

Burg Schloß garten

abgemessen und vnterschieden im jahr 1781? Joanes Hiener wadel Geometra-jratz.

gelegen, fahnt (fangt) oben am bach bey der Ryffhalden an, zeucht sich dem hag oder stainmauren nach hinumb biß auff den nußbach, demselben nußbach nach an der burger lehen hinab, da erstlich die bäch zerthailt und das grünlin dazwischen zu der prüelmatten gehörig aber besser darunten, alß (wo) der bach abermalen ein neben gräblin hat, ist dasselbig in mitten liegenden grünlin der burgerschafft zustendig, und weiters dem bach nach hinab biß an des Rimprechtens lehen, daselbst hinüber biß zu einem gehauenen undt gesetzten loochstain uff der prüelmatten drey bergstain, deren jeder mit einem creutz signiert ist, von ermelttem gehauenen stain biß an den ryffhalden bach und demselben bach nach hinauf biß widerumb zue obgemeltem hag oder zaun, allda er zuvor angefangen aniezo sich wiederum endet.

Die Bürger von Triberg und die Gemeinde Nußbach, welchen die Hoflehenmatten von der Herrschaft zur Waidnutzung überlassen waren, mußten als Gegenleistung nach diesem Vertrag die der Herrschaft gehörige Prülmatte mähen, heuen und den Ertrag einbringen. Solange diese Arbeit dauerte, war die Herrschaft verpflichtet, die nötige Verpflegung zu stellen.

Weiter gehörte zum Schloß das

Hofleben,

dessen Grenzen in diesem Vertrag angegeben wurden. Es erübrigt sich aber, diese jetzt aufzuführen, nachdem beim Staatl. Forstamt Triberg ein Plan über die Burg und die dazugehörenden Güter aufgefunden wurde. Die Vermessung erfolgte im Jahre 1781 durch den Geometer Joannes Hienerwadel. Nach diesem Plan waren von der Burg noch Mauerreste vorhanden. Nachdem bisher über Größe und Art der Burg keine Unterlagen zu bekommen waren, geht nunmehr aus dem Plan hervor, daß von der Burg bei der Vermessung noch Mauerreste vorhanden waren. Dies bestätigt auch die frühere Ansicht, daß bei dem großen Stadtbrand im Jahre 1826 die alten, herumliegenden Steine der Burg zum Wiederaufbau

verwendet worden sind, ein Teil des Brandschutttes aber zum Auffüllen des Burggeländes benützt wurde.

Die Wasserversorgung des Schlosses und der dazugehörigen Gebäude erfolgte von einer Brunnenstube aus, die auf der Hofmatte gelegen war. Im Urbar von 1654 wurde bestimmt, daß die Herrschaft das Hofmattenwasser des Schloßbrunnens, das auf der Allmend der Stadt entspringt, zur jederzeitigen Nutzung, vor allem auch bei Feuersnot, durch die Stadt laufen läßt. Nur bei einer gewerblichen Verwendung des Wassers muß eine besondere Bewilligung eingeholt werden.

Da über die Form, die Größe und den Grundriß der Burg keinerlei Unterlagen vorhanden sind, wollte man durch Ausgrabungen darüber Klarheit gewinnen, mit denen im Jahre 1934 begonnen wurde.

Der Raum bei der Mauer an der Ostseite der Burg gegen den Kapellenberg war fast ausschließlich mit Brandschutt aufgefüllt. Bei den damaligen Ausgrabungen wurde auf der Ostseite der Burg ein Pfeiler freigelegt, der unten auf einem starken Granitsockel ruht, der Pfeiler selbst ist aus Sandstein. Er muß ursprünglich höher gewesen sein und bis zur obersten Fläche des Burghügels geführt haben, wo auf dieser Seite auch ein schmaler, gepflasterter Weg festgestellt wurde. In dem Trockenmauerwerk ist noch eine ganze Anzahl Steine mit der gleichen Abschrägung wie beim Pfeiler zu erkennen. Anschließend konnten auf dieser Seite bis nahezu in Pfeilerhöhe die Grundmauern der Burg freigelegt werden. Zur Entwässerung des aufgefüllten Platzes waren aus Sandsteinen Sickerdolen eingebaut. Die eine befindet sich südlich, die andere nördlich in der oberen Mauer. Auf der Plattform selbst konnten bis jetzt nur die Grundmauern auf der westlichen und südlichen Seite und ein kleiner Teil auf der östlichen Seite freigelegt werden.

Nach den Ausgrabungen ist als sicher anzunehmen, daß der Aufgang zur Burg auf der Ostseite angelegt war, während das Burgtor auf der Südseite gewesen sein muß, also etwa gegenüber dem heute dort stehenden alten Amtshaus.

Bei Kriegsausbruch 1939 wurden die Ausgrabungen eingestellt. Nach dem Krieg wollte man sie wieder aufnehmen. Allein die von der Behörde gestellten Bedingungen hätten solche Ausgaben verursacht, daß darauf verzichtet wurde.

Die Herrn der Burg Triberg von Konrad Kaltenbach †

Weder eine Inschrift noch eine Urkunde nennt uns für die Burg Triberg die Zeit der Erbauung oder den Namen des Gründers. Als Erbauer kommt wohl der Ritter Burkhard (I.) von Triberg in Frage, der um 1200 eine lehensrechtliche Abtrennung der Herrschaft Triberg von (Alt-)Hornberg erreichte und sich von da an Herr von Triberg nannte. Die Beibehaltung des bisherigen Schildzeichens mit alleiniger Änderung der Farben zeigte auch fernerhin die gemeinsame Herkunft beider Geschlechter an. Der Stammburg der neuen Herrscherlinie auf dem Bergvorsprung zwischen Fallbach und Tri(b)bach gab der Gründer den Namen Triberg. Diese Burg war der wehrbare Wohnsitz des einheimischen Herrscher-



Die Vorburg. Unter den Bäumen im Hintergrund erhebt sich der eigentliche Burghügel. Es ist möglich, daß hier auch der Eingang zur Burg war.

geschlechtes und ihrer Rechtsnachfolger und zugleich der Regierungs- und Verwaltungsmittelpunkt der Herrschaft Triberg.

Nur etwa 100 Jahre saßen die Reichsdienstmannen von Triberg auf ihrer Burg. Mit dem Ritter Burkhard (III.), einem Sohne des Ritters Burkhard (II.) von Triberg, starb das Geschlecht am 13. Oktober 1325 im Mannesstamme aus, da der einzige Sohn Johann dem Vater im Tode vorausgegangen und kein männlicher Träger des Namens Triberg mehr vorhanden war. Sein Grab fand er in Rottenmünster.

Die Nachfolger im Besitz der reichslehenbaren Burg, Stadt und Herrschaft Triberg wurden schon am 14. Oktober 1325 durch Entscheidung des damaligen Reichsverwesers Pfalzgrafen Adolf bei Rhein der ihm verwandte Graf Rudolf von Hohenberg und später seine beiden Söhne Hugo und Albrecht, zuletzt der zweite allein. Nachdem Graf Albrecht schon 1341 die Burg mitsamt dem ganzen Herrschaftswesen an den Grafen Götz von Fürstenberg-Haslach um 16000 Gulden verpfändet hatte, verkaufte er als Bischof von Freising 1355 dasselbe um 20500 Gulden an den verwandten Herzog Albrecht von Österreich, der schon sechs Jahre zuvor durch seinen Kanzler Johann, Bischof von Brixen, einen erfolglosen Versuch in dieser Richtung unternommen hatte. Unter der an sich ersehnten Herrschaft des aufstrebenden Hauses Habsburg-Österreich teilte die Burg Triberg volle dreihundert Jahre lang das traurige Los der Stadt und der Herrschaft. Aus Geldnot verpfändeten die Herzöge von Österreich den neu erworbenen Besitz

im Herzen des Schwarzwaldes, am Übergang von der Baar in den Breisgau, um die Summe von 8000 bis 25000 Gulden der Reihe nach an 35 Herren aus dem hohen oder niederen Adel.

Im dritten Jahrhundert der Pfandschaft (1562–1653) vererbte sich das Pfandbesitzrecht an Burg, Stadt und Herrschaft wenigstens nur noch in der freiherrlichen Familie von Schwendi und in einer gräflichen Linie des Hauses Fürstenberg. Neben dem eigentlichen Pfandherrn gab es mitunter noch Mit- und Unterpfandherren. 1653 kam es endlich zur Wiedereinlösung der Herrschaft Triberg einschließlich der Burg durch freiwillige Aufbringung des Pfandschillings von 25000 Gulden durch die Herrschaftsuntertanen. Von da an stand Triberg unter der unmittelbaren Regierung von Vorderösterreich bis 1805.

Die Burghut mit der militärischen und politischen Gewalt über Burg, Stadt und Herrschaft überließen die Pfandinhaber ihrem jeweiligen Obervogt. Nach dem Brand von 1642 diente dem Obervogt als Amtssitz ein von den Herrschaftsuntertanen angekauftes und der Landesherrschaft geschenktes Bürgerhaus innerhalb der Stadt in der Nähe des Schonacher Tores bei der heutigen Schwendistraße, beim Hotel Löwen. Trotz des ausdrücklichen Vorbehaltes der vorderösterreichischen Regierung bei der Wiedereinlösung der Herrschaft und der Aufstellung des neuen Urbars von 1655 kam es nicht mehr zum Aufbau des Schlosses oder eines Amtshauses auf dem Burgfelsen. Zur größeren Sicherheit wurde jedoch nach dem furchtbaren Stadtbrand vom 8. September 1694 das Amtshaus aus der Stadt hinaus verlegt und auf der Hofstatt der bisherigen Schloßscheuer ein stattlicher Neubau als K.K. Obervogteiamt erstellt, das heute noch als Forstamt in neuem, schmuckem Gewand als Fachwerkbau eine Zierde der Oberstadt bildet.

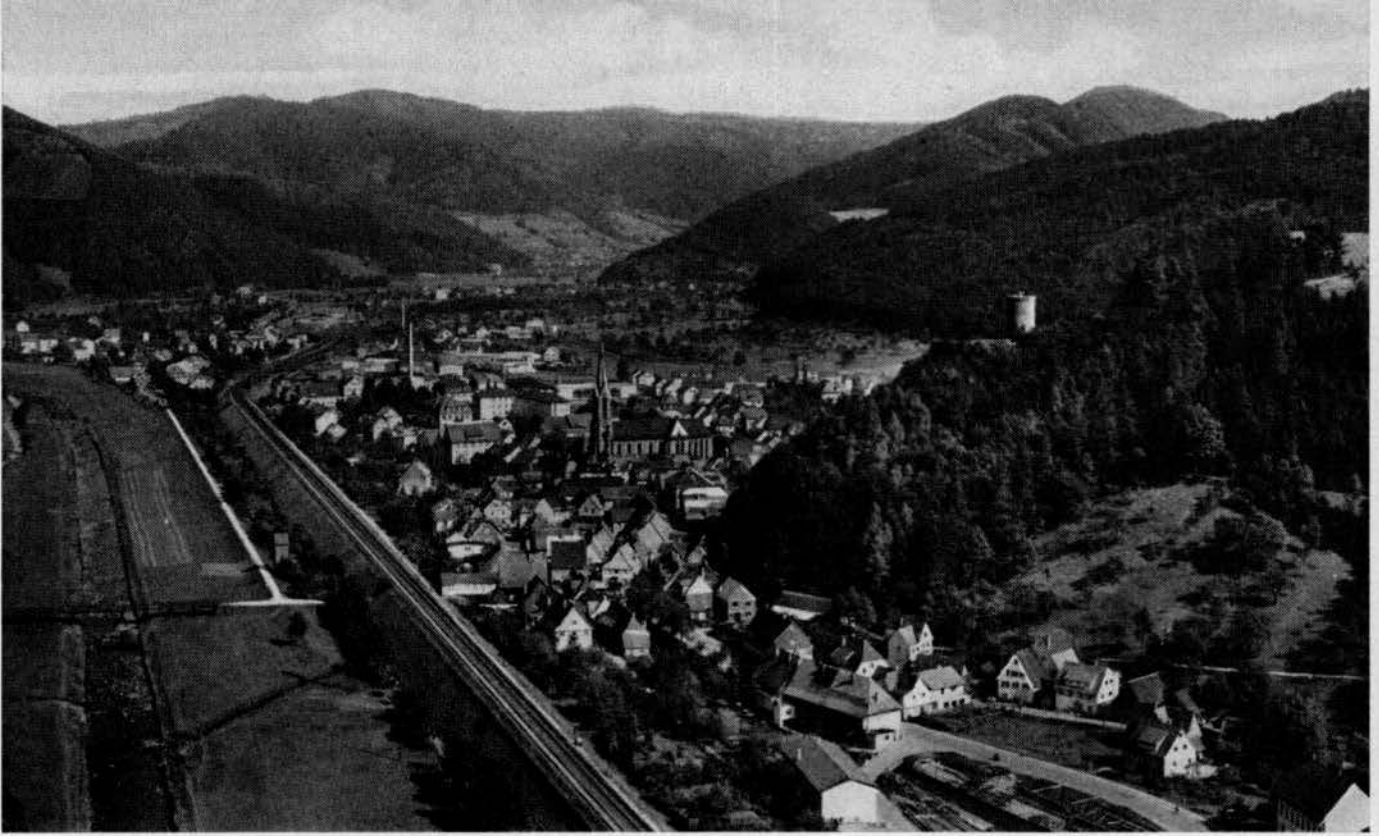
Quellen: Urkunden und Akten im Generallandesarchiv Karlsruhe; Heimatblätter, Beilage zum Triberger Boten, 1926 ff.; Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte, II; Die Ortenau 1921, 1934 und 1955; Bader, Die Herrschaft Triberg, Badenia II.

Die Burg Hausach

von Karlleopold Hitzfeld

Bei der Gunst von Hausachs örtlicher Lage vor der Talgabelung Kinzigtal–Gutachtal scheint es uns heutigen Menschen schwer verständlich, daß die Stadt Hausach nicht schon früher zu größerer Bedeutung gelangt ist. Es ist letztlich immer noch die Auswirkung der zeitlich späteren Besiedlung als die der Räume Schiltach und Wolfach, dies wegen der damals abgelegenen Stelle an der Grenze des Westergaus (später Grafschaft Sulz).

Die Hausacher Gegend ist erst im 11. Jahrhundert bevölkert worden, gehörte zuvor zum Waldgebiet des Gaues, wurde offenbar im Zuge einer Gebietstei-



Hausach und der Burgberg von Nordwesten.

lung der Herren von Wolfach an einen jüngeren Bruder des Wolfachers gegeben als für sich bestehende *Herrschaft Husen*. Vielleicht war der erste Herr dieses neuen Herrschaftsgebietes jener Freiherr Udalricus von Husen, der 1086 in den Notitiae über die Gründung des Klosters St. Georgen (MGSS 15, 1011) erwähnt wird, wo später noch ein Berthold von Husen 1155 sich findet. Dazwischen aber lebte der bekanntere Ruotmann von Husen, ein Mitgründer des Klosters Alpirsbach, genannt 1095, 1099 (WUB 1, 315). Seit Ende des 12. Jahrhunderts gibt es keine Nachrichten mehr über diese Familie. Hauptort der neuen, freilich sehr kleinen Herrschaft Husen war Huserbach (heute Hauserbach).

Eine Bedeutung hatte die neue Herrschaft zunächst nur dadurch, daß die alte Kinzigtal-Handelsstraße hier durchzog, welche Rottweil über Schiltach-Wolfach mit Straßburg und dem Rheintal verband. Das Geleitsrecht und die daraus fließenden Gebühren samt den Zolleinnahmen mußten dem neuen Grundherrn einen merklichen Teil seines Einkommens erbringen. Um dieses Amt gebührend ausüben zu können, brauchte der Grundherr einen geeigneten Wohnsitz in der Nähe dieser Handelsstraße. Dafür bot sich ihm die gegen Huserbach zu sanft ins Tal auslaufende Bergrippe des Farrenkopfmassivs an.

Das neue Berghaus erstand wohl in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts im Fachwerkbau auf gemauertem Unterbau und zeigte für jene Zeit deutlich genug an, daß dies nur als vorläufiger Bau gedacht war. Die erstmalige, aber reichlich späte Nachricht darüber stammt von 1296. Allein zu einem adeligen Steinbau sollte es erst nach Jahrhunderten kommen. Das Haus wurde *Burg Husen* genannt.

Der bisher immer wieder für unser Hausach in Anspruch genommene Minnesänger Friedrich von Husen, ein Mitstreiter des Kaisers Barbarossa auf seinem Kreuzzug, gehörte nachgewiesenermaßen einem gleichnamigen, rheinischen

Geschlecht aus der Gegend von Worms an. Da in der Chronik des Straßburgers Ellenhard 1246 eine Burg Husen genannt wird, hat man unbedenklich unser Hausach dafür angesehen und als erste Erwähnung unserer Burg vermerkt. Allein es gab eben noch eine Burg Husen (heute Ober-Hausen bei Herbolzheim), und diese ist bei Ellenhard gemeint.

Es ist blutwenig, was wir aus dem ersten Zeitabschnitt der Burg und der Burgherren unseres Hausach wissen. Die Familien mußten ihren Hauptlebensunterhalt im Dienste größerer Herren suchen. Zeitweilig schenkten ihnen die Bergwerke in ihrer Herrschaft ganz schöne, zusätzliche Einkünfte.

Inzwischen war auch die Bedeutung der Burg um 1100 unversehens um einiges gewachsen, nachdem die neue Linienführung der Kinzigtäler Handelsstraße bei Hausach durchs Gutachtal gezogen worden war (dann durch das Schwanenbachtal, Krummenschiltach [heute Langenschiltach], St. Georgen nach Villingen, wo die Linien von der Schweiz, vom Bodensee und vom Donautal zusammentrafen).

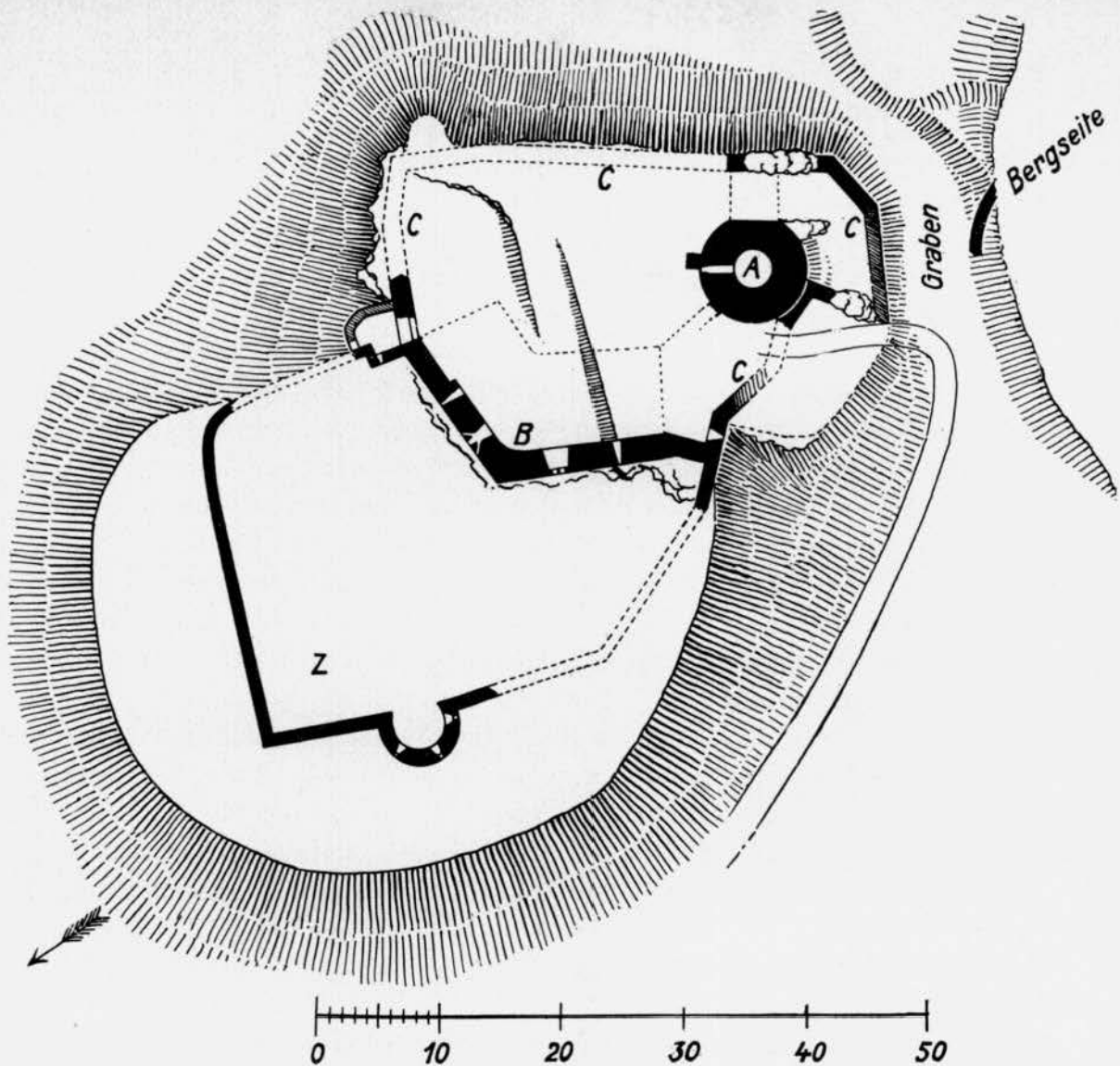
Die alte Handelsstraße durch das obere Kinzigtal blieb mit geringerer Benutzung weiterhin bestehen, so daß die Burg nunmehr den Verkehr in beiden Richtungen überwachte und auch aus der Zollstatt Einnahmen zog (Durchfuhr- und Floßzölle).

Burg und Herrschaft Husen fielen im 12. Jahrhundert an die Zähringer Herzöge, nach deren Aussterben 1218 an das gräfliche Haus Urach, 1237 an die Grafen von Freiburg. Diese gründeten wohl die Stadt Husen (seit etwa 1600 Hausach genannt). Ihr Stadtrecht ist dem Freiburger Recht entlehnt, und Freiburg blieb Oberhof.

Der letzte regierende Herr dieser Familie zu Ende des 13. Jahrhunderts hatte nur zwei Töchter. Von diesen heiratete die jüngere, Verena, den Grafen Heinrich II. von Fürstenberg-Wolfach, der im nahen Wolfach residierte. Sie brachte ihm 1303 die Herrschaft Husen als Heiratsgut zu, wodurch der ursprüngliche Umfang der Herrschaft Wolfach wieder hergestellt wurde. So wurde die Burg Husen fürstenbergisch und blieb es im wesentlichen bis zu ihrer Zerstörung.

In jenen frühen Jahrhunderten waren die Burgen nicht bloß Wohn- und Amtssitz der Herrschaft, sondern sie hatten zugleich die Aufgabe, *Wehranlage* für die ganze abhängige Landschaft zu sein. Das Vieh, wertvolle sonstige Habe und sich selbst durften die Untertanen dort in Sicherheit bringen. Dafür verteidigten sie auch bei einem Angriff die Wehranlagen der Burg. Sie mußten auch neue Hauptbauten in der Fron erstellen helfen. Zu ihrer Ernährung mußte ein Vorrat von den Zehntabgaben, die hier fast ganz an die Herrschaft abzuliefern waren, aufbewahrt werden.

Seit die Burg ans Haus Fürstenberg gekommen war, wohnte der regierende Herr meist nicht auf Schloß Hausach, sondern im Schloß *Wolfach*. Wohl lag Hausach als beherrschender Punkt in der Herrschaft, aber das Schloß Wolfach lag bequemer in der Ebene und war umfangreicher, bot also auch einer zahlreichen Familie und sogar noch den Beamten Platz. Wir kennen die Hausacher Burganlage dieser Zeit nicht. Kein Bild und kein Bericht über die Größe oder ihr



Grundriß der Burg Hausach. A der Wartturm; B die Außenmauer des Pallas (= Wohnhaus); hier fehlt die Südmauer vor dem Rain zur nächsthöheren Terrasse, deren Fundamente noch gut erhalten sind; C Außenmauer um den oberen Burgbereich, der in mehrere kleinere Vorhöfe unterteilt war; Z der untere Burgbereich (Zwinger) mit dem halboffenen Batterieturm auf einer tieferen Terrasse. Rechts vom Buchstaben G des Wortes „Graben“ steht noch ein hier nicht eingezeichneter, bedeutsamer Mauerrest von dem sogenannten Schießhaus.

Aussehen ist uns überliefert. Doch müssen wir uns den Bau ziemlich bescheiden vorstellen. Zuweilen wohnten jüngere Glieder des regierenden Hauses darin, meist aber Verwalter, die die Amtsbezeichnung *Vogt* führten und die Kinzigtaler Besitzungen der Fürstenberger ganz oder zum Teil verwalten mußten und daher weitgehende Vollmachten hatten.

Ein neues Schloß entsteht

Das ging so bis ins 15. Jahrhundert. Dieses war für das Kinzigtal eine Zeit des Wohlstandes. In dieser glücklichen Zeit kam mit dem Grafen Heinrich VI. ein Mann zur Regierung, der seine Jugendzeit auf Schloß Husen verbracht und seitdem eine besondere Vorliebe für Hausach hatte. Er erkannte den besonderen Lagewert und faßte daher alsbald den Plan, in Hausach eine neue, stattlichere Burg zu bauen, nunmehr als wehrhaftes, adeliges Steinhaus. 1453 wurde der alte

Bau niedergelegt und eine umfangreiche Neuanlage geschaffen, über die uns der Stadt- und Amtsschreiber des Grafen Michael Spiser in seinen Annalen unterrichtet. Der Hauptbau war ein mächtiger Pallas (= Hauptwohnhaus), von dem uns jetzt noch die gewaltige, etwa 2 Meter dicke Außenmauer überrascht und beeindruckt. Die Bausteine stammen aus der Landschaft von Steinbrüchen in den umgebenden Bergen und aus der Kinzig. Es sind Gneise, Granite und Sandsteine. Sie sind unregelmäßig groß, nur wenig zugehauen und mit Mörtel verkittet. Einzig eine Mauerkante beim Eingang ist aus großen, schlicht behauenen Sandsteinquadern noch widerstandsfähiger gemacht. Bauart und Zusammensetzung sind bei allen noch vorhandenen Bauteilen gleich. Indessen künden sie doch von einer älteren oder, sagen wir besser von einer billigeren Bauweise. Nur der oberste Rand und die Zinnen des Turmes sind heute etwas profiliert vorkragend, aus Backsteinen gefügt. Ob das ehemalige Wächter-Geschoß und sein oberer Abschluß auch aus Backsteinen und in dieser Form gebaut waren, ist nach dem Bild von 1688 wahrscheinlich.

Die jetzt noch stehende Außenwand des Hauptwohnhauses enthält aus Sicherheitsgründen nur wenige Lichtöffnungen, die sich meist nach außen verengen und es ermöglichen sollen, in guter Deckung das Vorfeld der Mauern, aber auch das gegenüberliegende Talgelände zu beobachten. Am interessantesten ist das Fenster nach Norden. Von der tiefen Fensternische aus hat es schräg durch das Mauerwerk sowohl nach links außen wie auch nach rechts außen kleine Schlitze für einen Beobachter, was überhaupt den Zweck der Öffnungen in dieser Mauer hinreichend verdeutlicht.

Nachdem dieser große Hauptbau fertig war, wurden der Reihe nach die notwendigen Nebenanlagen wie der Vorhof (1466), das Schießhaus und der Schutzrain (1467) hinzugefügt und das Ganze mit einer Umfassungsmauer geschützt. Die Größe der umringten Fläche betrug etwa 40×30 Meter. Zur größeren Sicherheit wurde der Burgbereich von dem überragenden Berg durch einen heute noch gut erkennbaren, künstlichen Halsgraben abgesetzt.

Auf der Gegenseite des Halsgrabens waren hier wohl das genannte Schießhaus und der Schutzrain, wie ein kaum anders zu deutender Mauerzug auf der Bergseite zu bestätigen scheint. Er zieht sich in zwei Teilen dem Halsgraben entlang etwa 5 m weit und hat eine rechtwinklig dazu bergwärts stehende Quermauer, wo vermutlich auch der Platz für den Torwart gewesen ist, denn hier zweigte vom Halsgraben das letzte Zugangsstück zum Burgeingang ab. Der Halsgraben war von beiden Seiten her zugänglich für Reit- und Saum(= Last-)tiere, vielleicht auch für schmale Wagen. Diese Zufahrten konnten auch vom Bergfried aus bequem überwacht werden.

Die Hauptschwierigkeit bot wie bei jedem Bergschloß die Wasserversorgung. Um diese Not zu beheben, ließ der Graf gleich zu Beginn des großen Bauwesens (1453) eine Deichelleitung von einer Quelle im Dietersbach zur Burg führen.

Eine große Burg brauchte einen weit ins Land schauenden, steinernen Wächter, einen hohen Turm. Dem Burgenbau des 15. Jahrhunderts entsprach es durchaus, einen Rundbau zu erstellen, der aber sonst in der gleichen altertümlichen Bauart

wie die übrigen Werke aufgeführt und 1477 vollendet wurde. Mit seinen 3 m dicken Mauern ist er ein Werk, das wie für die Ewigkeit errichtet erscheint. Seine jetzige Höhe beträgt noch 14 Meter. In seiner ursprünglichen Gestalt war er aber noch um die Wächterstube höher, wo die Mauern, um genügend Raum zu bekommen, naturgemäß weit dünner sein mußten. Mit einem rundzelt-förmigen Helm wurde der Turm abgeschlossen. Sein kreisrunder Grundriß hat einen Durchmesser von 9 m, von denen nach Abzug der Mauerdicke innen noch ein lichter Raum von nur 3 m übrigbleibt.

Die ehemalige Eingangstür liegt in 6,50 m Höhe über dem Erdboden. Sie ist 2 m hoch und hat einen einfachen Spitzbogen, dessen äußere Einfassung mit unregelmäßig großen, einfach zugehauenen Buckelquadern aus Sandstein verkleidet und gefestigt ist. Unter der Tür ist von den zwei Konsolen einer noch vollständig vorhanden. Darauf war ein hölzerner Podest, zu dem entweder eine Holzterrasse oder eine Leiter hinaufführte. Dies zeigt, daß der Turm auch als letzte Zuflucht der Verteidiger bei einer Belagerung gedacht war. Ungefähr 60 cm über dem Eingang scheint ein Umgang um den Turm herumgeführt zu haben, wenigstens deuten die baulichen Spuren auf so etwas hin.

Im unteren Turmgeschoß befand sich das Burggefängnis, das vielgenannte und vielbenützte Verlies. Zahlreiche Urfehdebrieve (= Urkunden, die eidlich den Verzicht auf Vergeltungsmaßnahmen erklärten) von hier Inhaftierten sind noch erhalten. Der Innenraum im mittleren Teil des Turmes eignete sich nur zu einem Treppenaufgang, der zum obersten Geschoß, zu der nicht mehr vorhandenen Wächterstube emporführte.

Dieser Bergfried erhob sich auf einer felsigen Bodenerhöhung im südlichen Teil der Burganlage, etwa 5 m von der Umfassungsmauer entfernt, und deckte als Hauptbollwerk den Eingang zur Burg und die ganze Angriffsseite, die gefährdetsten Stellen der Festung.

Östlich neben dem Hauptwohnbau sicherte diesen Teil des Berings ein wohl nach innen offener, halbrunder Flankierungsturm.

Angeschlossen an die obere Burg, jedoch eine steil abgesetzte Terrasse tiefer war gleichzeitig (1465) der untere Zwingelhof mit einer nur etwa 1 m dicken Umfassungsmauer entstanden. In diese war nach Art der Streichwehre ein ebenfalls nach innen offener, mächtiger Batterieturm eingefügt worden. Er hatte drei Schießscharten, sog. Maulscharten, mit bis zu dreiviertel Meter sich nach innen erweiternden Kammern. Nach Ausweis des Bildes von 1655 ragte dieses Wehrtürmchen wie ein Kommandoturm über den ganzen Zwingerhof. Von hier aus kündigte ein Alarmgeschütz jeweils eine nahende Gefahr an, was zugleich für die Besatzung das Zeichen zum Sammeln und zum Einnehmen der Verteidigungsstellung war. Die ganze Anlage ist ein einmaliges Zeugnis der neuesten Technik damaliger Festungsbaukunst.

Klar und einsichtig wie eine lebendige Landkarte lag die umgebende Landschaft bis in weite Fernen (vor allem in den Richtungen des Kinzigtals) vor den Augen eines Beobachters von der Höhe unserer Burg, die sich daher für die Bewachung dieses so wichtigen Übergangsbereiches zu den Schwarzwaldpässen



Schloß Hausach nach dem Mentzingerplan von 1655. Die Sternschanze rechts der Kinzig ist im Erdprofil noch erhalten.

vorzüglich eignete. Fügen wir noch hinzu, daß die Burgfelsen auf allen Seiten steil in die Tiefe stürzen mit Ausnahme auf der Zugangsseite beim Halsgraben, wo durch den Turm, aber auch durch die Werke jenseits des Zugangsweges ein zusätzlicher Schutz geschaffen war. So rundet sich das Bild einer für lange Zeit fast uneinnehmbaren Feste.

Graf Heinrich VI. hat sich in dieser seiner Lieblingsschöpfung öfters aufgehalten. Später wohnten oft jüngere Sprosse des Hauses Fürstenberg dort. Im Jahr 1504 und später beherbergte Graf Wolfgang seinen Gönner Kaiser Maximilian I. in diesem schmucken Bau.

Doch bot das weitläufige Haus noch Raum genug für die Burgvögte und zuweilen für die fürstenbergischen Oberbeamten der Herrschaft Kinzigtal. Der niedere Adel zog gern in solcher Eigenschaft in diese achtungheischende Burg wie Claus Marschalk, Hans von Schowenburg genannt Heffinger, Conrad von Brantloh, Wilhelm Hummel von Staufenberg, Michel Spiser, Hans und Conrad von Felsenberg, Hans von Reckenbach, Martin von Blumeneck, Gallus Fürstenberger, Christoph Stächelin von Stockburg.

Hundert Jahre wurde an der Burg nichts mehr gemacht. Dann aber zeigten

sich Verfallserscheinungen, am augenfälligsten am Turmhelm, der dem Wetter am meisten ausgesetzt war. Dieser mußte daher 1574 erneuert werden und ebenso das Dachwerk auf dem ganzen übrigen Schloß. Die Mauern jedoch hatten alle Stürme des Jahrhunderts glücklich überdauert. Seither wurde die Burg laufend in gutem Stand gehalten und verbessert.

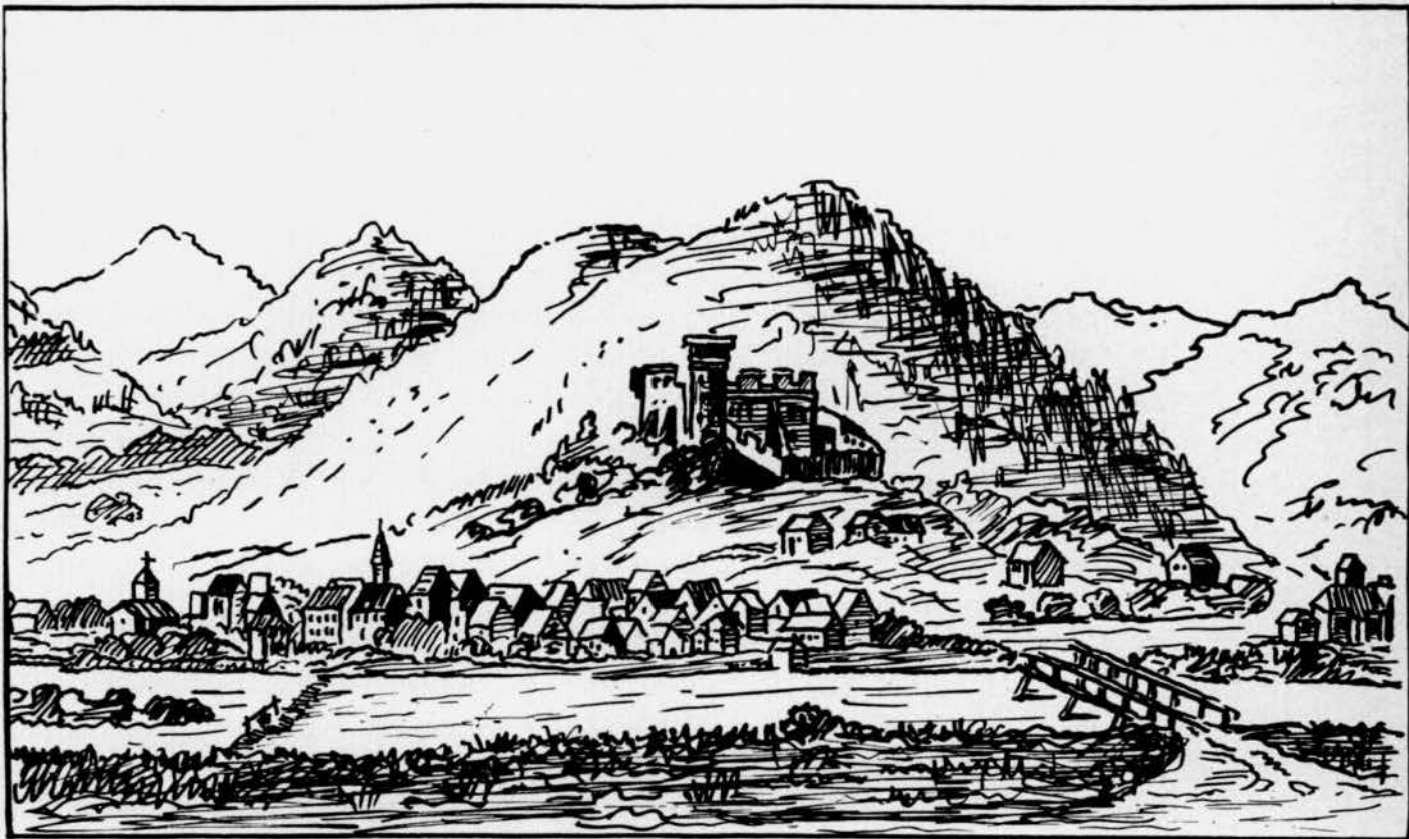
Die Kriegskunst verlangt Anschlußwerke

Unter dem Schloß war zwar die engste Stelle im Tal, aber zur militärischen Sperrung reichte die Burg bei weitem nicht aus. Deshalb begann der Schwäbische Kreis 1622 am Fuße der Burg in der Talaue mit dem Bau von sperrenden Erdwerken, aus denen bis 1627 zwei wichtige Verteidigungswerke erwuchsen, das kleinere links, die stärkere Sternschanze rechts der Kinzig. Letztere ist im Erdprofil jetzt noch vorhanden. Ein weiteres Schanzwerk entstand am Berghang weiter oben bei der Burg vor dem unteren Zwinger. Ein Graben stellte die Verbindung mit den Talschanzen her. Weiter hinten im Tal sicherte ein letztes Erdwerk „unter den Eichen“ die Rückzugslinie ins Gutachtal.

Die Burg im Dreißigjährigen Krieg

In dieser Verfassung ging das Schloß in den Dreißigjährigen Krieg hinein. Eine Burg von solcher Lage war natürlich für jeden Kriegführenden begehr-

Burg und Stadt Hausach nach einem Gemälde von 1688.



wert. Die eigentlichen Kriegshandlung zogen erst 1632 in diese Landschaft. Da nahte auch bald das Verhängnis. Der schwedische General Horn, mit dem sich bei Offenburg die Württemberger unter ihrem Herzog Julius vereinigt hatten, zog durch das Kinzigtal heran. Die Hausacher haben aber nicht schon beim Herannahen der furchtbaren Armada die Waffen weggelegt und die Tore geöffnet, wie fast alle kleineren Städte, sondern einen ehrenvollen Widerstand wenigstens versucht. Allein am 7. September 1632 mußten Schloß und Stadt übergeben werden. Die Schweden überließen Burg und Herrschaft Husen den Württembergern, die von hier aus ihr Land noch weiter gegen den Rhein zu, zu erweitern gedachten. Allein, die fremden Truppen konnten nicht dableiben, da sie noch andere kriegerische Aufgaben lösen wollten. Sie mußten also aus der neuen Erwerbung weichen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Schloß in Brand gesteckt. Doch konnte man den Brand rasch wieder löschen.

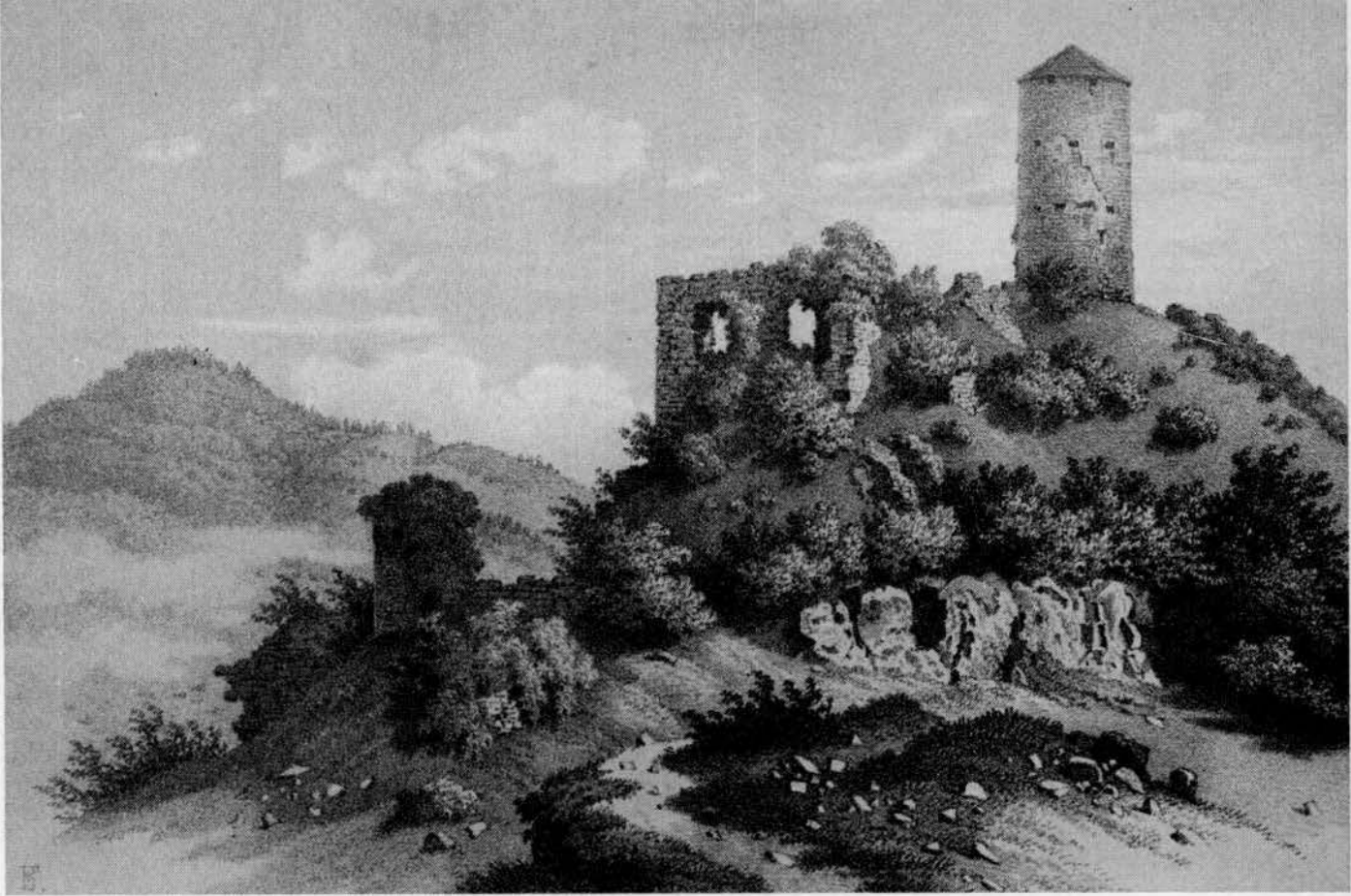
In der Folgezeit sah die Burg so ziemlich alle Arten von Kriegführenden in ihren Mauern. Bald waren es die Schweden, bald die Franzosen oder die weimarischen Truppen oder aber die Kaiserlichen und die Bayern. Letztere hatten in Schloß Hornberg eine uneinnehmbare Stellung inne, von der aus sie den gegnerischen Verbänden Abbruch taten. Eine ähnlich starke Stellung hatte die Burg Schiltach.

Die Zerstörung der Burg

Da kam das Jahr 1643. Die schwedisch-weimarischen Regimenter hatten das Land Württemberg durchzogen und verwüstet, dessen Herzog Eberhard III. ins neutrale Straßburg geflüchtet war. Über Rottenburg rückten sie nun ins Kinzigtal vor. Dornstetten, Dornhan und Winzeln wurden verbrannt. Hausach wurde, wie auch die anderen Kinzigstädte, erneut geplündert. In der Burg Hausach richteten sie sich zu längerem Bleiben ein. Um einen haltbaren Ausgangspunkt gegen die bayrische Garnison in Hornberg zu haben, verstärkten sie die Burg Hausach und richteten sie für ihre Zwecke her. Bis damals war sie also immer noch bewohnbar gewesen.

Allein das Kriegsglück wechselte in jenen Jahren des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges zu schnell. Und so mußten die Weimarer bereits im Herbst 1643 das schöne Bergnest wieder verlassen. Doch sollte es dem Gegner nicht als brauchbarer Stützpunkt in die Hände geraten. Deshalb vernichteten sie die Befestigungsanlagen, die sie selbst begonnen hatten, und steckten die Burg in Brand, wodurch sie im Innern völlig verwüstet wurde. Das Mauerwerk widerstand aber zum großen Teil der Zerstörung, wie die Bilder von 1655 und 1688 im Schloß Heiligenberg zeigen. Nie mehr wurde der Versuch gemacht, die Burg wieder bewohnbar zu machen, die Zeit der Burgherrlichkeit war vorüber.

Allmählich verfiel auch die Ruine. Manchmal wurden die herabfallenden Steine den Hausachern gefährlich, so daß Unfälle vorkamen. Nur widerstrebend gab die Herrschaft Steine an die Hausacher ab zum Hausbau, denn auch als Ruine hatte sie noch einen Verteidigungswert, wie sich immer wieder offenbarte. Um



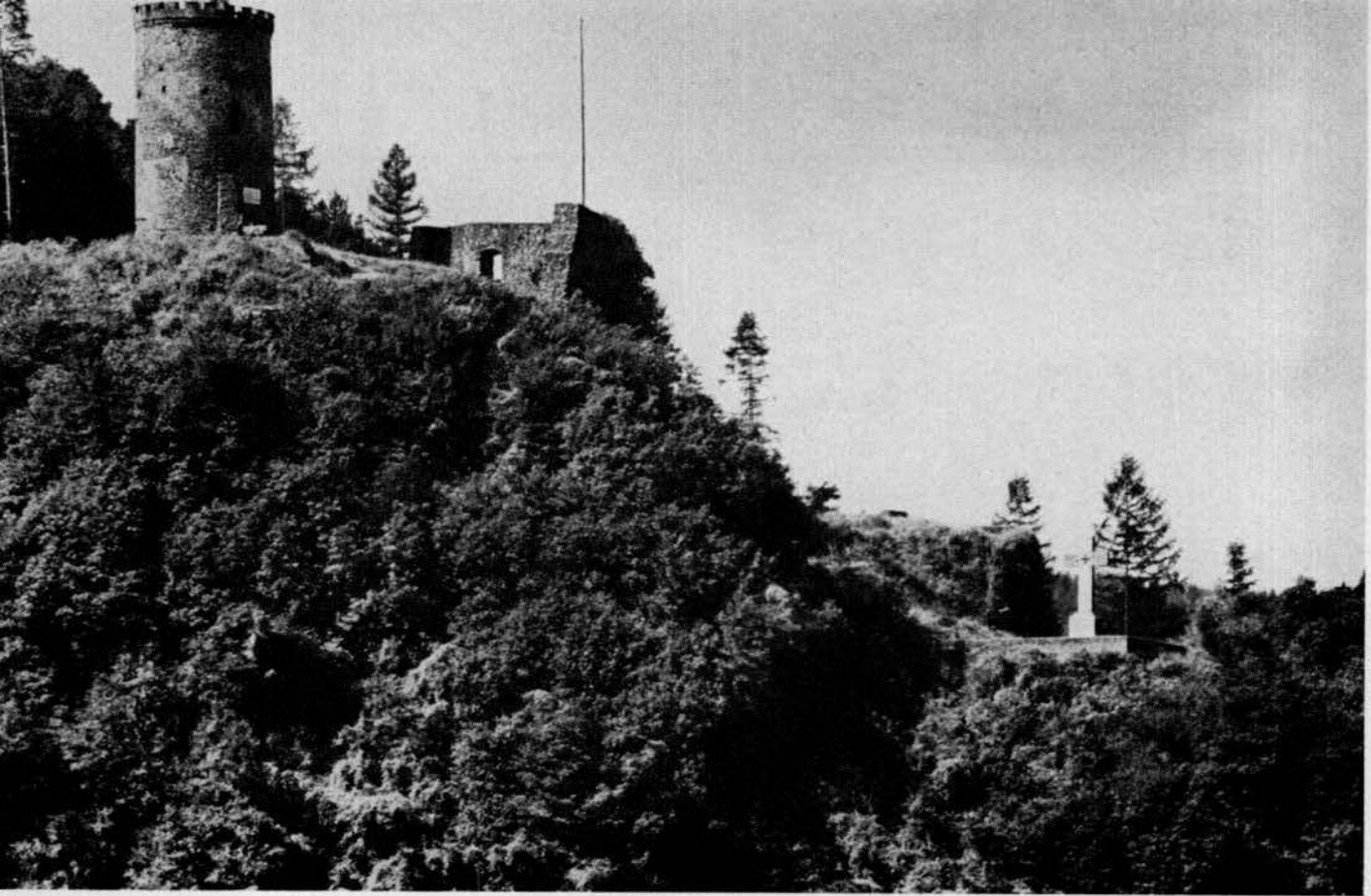
Die Ruine Hausach um 1880. Der Bergfried hatte damals das Kegeldach.

Steindruck von Fassoli

1700 wurde der ganze Schwarzwald durch eine fortlaufende Linienverschanzung mit vielen Stützpunkten zum Sperrgebiet hergerichtet. Wichtige Durchmarschtäler wie das Kinzigtal sollten noch zusätzlich durch Gräben und kräftigere Schanzenwerke mit Unterkünften verteidigt werden. Im Zuge dieser Maßnahmen fiel gerade dem Raum von Hausach eine erhöhte Bedeutung zu. Die alten Sternwerke im Tal wurden modernisiert, die Burgruine in den Sperrgürtel einbezogen und weitere Erdwerke in ihrer Nähe angelegt. 1735 war das Befestigungswesen in der Hausacher Gegend beendet und wurde in Zukunft immer wieder sorgfältig instand gehalten. In Zeiten drohender Kriegsgefahr wurde es von Truppen besetzt und die Festen im Tal unterhalb der Burgruine mit schweren Waffen versehen, z. B. 1796 mit vier Geschützen, zu deren Bedeckung reichlich Linien-Infanterie eingesetzt wurde. 1815 wurde die Hausacher Sperrzone zum letztenmal in Verteidigungszustand gesetzt. Unter der Leitung des Baumeisters Michael Hacker arbeitete der Landsturm an dem verschanzten Schloßberg, an den Talwerken sowie unter den Eichen. Die Werke waren von Linien-Truppen besetzt, die in der Stadt bei den Bürgern einquartiert waren. Reste der Schanzwerke sind noch vorhanden, manches wurde inzwischen eingeebnet.

Seit 1700 war also die Ruine der Hauptstützpunkt im Hausacher Festungsbereich, in welchem jetzt dem alten Bergfried ein besonderer Wert zukam. Man hat ihn wieder bewohnbar gemacht und ihm dabei eine bescheidene, stumpfwinkelige Kegelhaube aufgesetzt. So blieb nun der Zustand der alten Burgbauten bis ins 19. Jahrhundert.

Die Zeit der Romantik weckte in den Menschen das besondere Wohlgefallen



Der Schloßberg Hausach nach der Freilegung von 1966; Ansicht von Norden.

an den eigenartigen und bedeutsamen Zeugen unserer Vergangenheit. Man wollte sie für die Zukunft erhalten, sicherte daher an der Hausacher Burgruine die schutzlosen Mauern durch bewahrende bauliche Maßnahmen und stellte sie unter den öffentlichen Denkmalschutz, was auch ein unvergeßliches Anliegen unserer Gegenwart geworden ist.

Nach 1890 fand man indes, daß der schlichte Turmhelm doch etwas zu nüchtern sei. Das Bild von 1655 bestärkte die Leute in der Meinung, daß eine Zinnenbekrönung der originale Turmabschluß wäre, was auch dem damaligen Zeitgeschmack entgegenkam. Man hob daher den Helm ab und setzte eine feste Decke mit Zinnenbekrönung ein. Gleichzeitig brach man zu ebener Erde einen bequemen Eingang durch die Mauer und machte ihn als Aussichtsturm zugänglich. In dieser Gestalt schaut nun der alte Zeuge einer wechselvollen Vergangenheit in die herrliche Schönheit der gegenwärtigen Landschaft.

Im Laufe der Jahre ist der ursprünglich wuchsfreie Burgbereich mit Gras, Kraut, Büschen und Bäumen zugewachsen, hinter denen das Burggemäuer fast unsichtbar wie ein Dornröschenschloß steckte. Es war daher eine hoch dankenswerte bürgerschaftliche Leistung, daß 1965/66 das verhüllende Baum- und Strauchwerk von Mitgliedern des Historischen Vereins und anderer Vereine niedergelegt und die alte Ruine sozusagen aus ihrem Versteck herausgeholt wurde. Diese Tat brachte gleichsam eine Neuentdeckung des Schlosses. In ungewohnt prächtigem Anblick zeigt es sich schon von weitem in seiner ganzen stattlichen Anlage dem überraschten Freund der Landschaft, aus welcher Richtung man sich auch der Stadt nähern mag. Im Burgraum selbst kann man jetzt

wieder den einstigen Ausblick nachgenießen, sich aber auch eine leichtere Vorstellung von den Verhältnissen auf dem Burghügel machen.

Zum Schlusse soll nicht vergessen sein, daß im Schloßgebiet ein Bronzebeil mit Henkel gefunden wurde, über dessen siedlungskundliche Bedeutung wir indes nicht rätseln wollen.

Quellen: E. Bischoff, Sammlung aller einschlägigen Belege aus den Akten des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen, des Bad. Generallandesarchivs in Karlsruhe und des Stadtarchivs Hausach; Akten aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart und aus dem Staatsarchiv Ludwigsburg; R. Streit, Hausach, 1890; Böber, Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien, Ztschr. z. Bef. der Geschichtskunde in Freiburg, Bd. 20; Beobachtungen und Untersuchungen des derzeitigen Zustandes der Ruine und deren Umgebung; Die Ortenau 1934 und 1967; Kunstdenkmäler, Bd. VII.

Der Schwigenstein, eine Grenzburg

von Karleopold Hitzfeld

Gegenüber vom Weiler Eschau (Gemeinde Fischerbach) verzeichnet das Meßtischblatt 7714 Haslach am Nordabhang des Stimmel den Namen Gschweigenstein. Die kleine, durch einen Weg erschlossene Schlucht westlich davon heißt Gschweiloch. An der engsten Stelle zwischen Berg und Fluß schob sich früher ein schmaler Bergausläufer in Form einer tiefer liegenden Terrasse etwa 30 m über der Talsohle bis an die Kinzig vor. Wie sollte hier der Bahndamm durchgeführt werden, zumal am anderen Kinzigufer die Häuser von Eschau lagen? Es blieb also nur der Ausweg, auf der Südseite der Kinzig künstlich Platz zu schaffen. Daher wurde dieser niedrige Bergausläufer 1864 weggesprengt, um Raum zu bekommen für den Bahndamm und die daneben zu verlegende heutige B 33.

Jener, seitdem nicht mehr vorhandene, niedrige Bergvorsprung war der Ort für die Burg Schwigenstein. Älteste Namensform Swigenstain (mit schnell zu sprechendem i). Indessen war der Name dieser Burg von einem anderen Punkt in der Nähe hierher übertragen worden. Etwa 500 m weiter östlich an der äußersten Bergnase des Stimmel über dem Adlersbach war ein Stein, der das eigentliche Grenzzeichen zwischen der Ortenau und dem Westergau (später Grafschaft Sulz) darstellte. „Von dem stain, der oberhalb des schwigenstain stehet und die von Haussen und Hasslach schaidet“ (30. III. 1585). Dieser Grenzstein war der wirkliche und ursprüngliche Schwigenstein. Der Name hatte als Grenzmarke eine eminent rechtliche Bedeutung und wurde deshalb beim Bau der Grenzburg auf diese übertragen.

Als Grenzpunkt der Grafschaft Gengenbach spielt der Name des Swigenstein eine wichtige, staatsrechtliche Rolle: Das Gotzhus ze Gengenbach und min herre der abbët het die graveschaft zwischent Velletürlin und Swiginstain (1275, Fürstenberg. Urk.-buch 4, 441); so danach öfters.

Da der Burgberg also leider verschwunden ist, sind auch keine Spuren der einstigen Burg mehr aufzufinden. Sie war vermutlich eine Turmburg, die noch aus der Zeit stammte, da dieses Gebiet noch Reichsgut und der König noch der direkte Landesherr darüber war, also vor 1007. Die Burgherren bekamen von ihm als königliche Dienstmännern den Titel Herren von Schwigenstein, ein nachweisbares Rittergeschlecht, das jedoch um 1500 nicht mehr vorhanden war. Von ihm wissen wir fast nichts. Ihre Aufgabe außer dem Polizeischutz an der Grenze war der Geleitsdienst von und bis zur Grenze. Die Burg ist früh, vermutlich nach Gründung der Stadt Haslach aufgegeben worden; in schriftlichen Quellen ist sie nicht mehr nachzuweisen.

Quellen: Die Ortenau 1965, 137 f.

Burg und Herrschaft Waldstein

von Hermann Fautz

Die Burg

Das Waldsteintal ist ein linksseitiges Nebental des Fischerbaches. Beide Täler gehören zur Gemeinde Fischerbach. Der Waldsteinbach entspringt unterhalb dem Schwarzenbach-Sattel (783,8 m). Er fließt in südlicher Richtung dem Fischerbach zu, ein echter Gebirgsbach, der in seinem Lauf von rund 4 km Länge über 400 m Höhenunterschied überwindet.

In dem hinteren Waldsteintal liegt der Franzosenhof (486,2 m). Er hat seinen Namen nach einem früheren Besitzer erhalten, der Franzose war. Heute gehört der noch 12 ha große Hof dem Landwirt Ludwig Roser. Es ist der im Jahre 1353 genannte Hof zu „Walstein unter der Burg“.

Gegenüber dem Hofgebäude strebt im westlichen Talhang ein Felsrücken aus Granitporphyr sehr steil in die Höhe. Sein Scheitel besteht aus mehreren hinter- und übereinanderliegenden schmalen Felskuppen, von denen die gegen das Tal vorgeschobene erste Kuppe einst die Burg Waldstein trug. Sie stand verwegend auf dem schmalen Felsgrat etwa 80 m hoch über dem engen Waldtal. Rings umgeben von hohen mit Hochwald bestockten Bergen, trug die Burg auf dem „Stein“ den Namen „Waldstein“ zurecht. Der Zugang zur Burg erfolgte durch das kleine Seitental, das Elmloch, durch welches der Burgweg hinaufführte und von hier aus ist die Burgstelle auch heute am besten zu erreichen. Alle anderen Seiten des Berges sind fast unersteigbar steil.

Die Burgstelle auf dem vorderen Felskopf war durch einen etwa 10 bis 12 m breiten und ca. 6 m tiefen Halsgraben, der in die steile Nordflanke des Berges hinabführt, von dem gegen Westen liegenden höheren Felskopf getrennt. Hier oben und an dem steilen Südhang liegt bis fast in das Tal hinab sehr viel loses

Oben die Felskuppe, auf und hinter welcher ehemals die Burg Waldstein stand. Ansicht von Südosten. Der ganze Südhang ist mit Gehängeschutt übersät.
Aufn.: H. Fautz



Gestein, Verwitterungsschutt, unter dem sich aber auch ehemaliges Baumaterial von der Burg befinden mag. In dem Halsgraben steht ein Felszahn von etwa 5 m Höhe. Auf ihn und von ihm mag einst eine Brücke zur Hochburg hinübergeführt haben.

Für diese gab es auf dem Felsrücken nur wenig Platz. Auf einer Fläche von 14×5 m war hier nur Raum für ein schmales wohnturmartiges Gebäude. Von ihm sind keine Mauerreste mehr erhalten, welche Auskunft über die Form und Größe dieses Baues geben könnten. Von dieser höchsten Burgstelle fällt die Ost- und Südflanke des Berges in einer Flucht in das Tal hinab. Sicherungsmaßnahmen für die Burg waren hier nicht nötig.

Der Felskopf wurde auf seiner Nordseite fast senkrecht abgegraben. Mit dem so erhaltenen Material schuf man einen künstlichen, fast ebenen Geländestreifen von 4 bis 8 m Breite, der sich hier in flachem Bogen um den Berg legt. Er setzt zwischen dem erwähnten Felszahn im Halsgraben und der Bergkuppe an, zieht in einer Länge von etwa 45 m an dieser eben entlang und endet unvermittelt am Osthang gegen das Tal. Diese Fläche wird von der Bergkuppe um 5 bis 7 m überragt. Vermutlich stand auf diesem dem felsigen Gelände abgerungenen Platz



Burgstelle Waldstein. Vor den Felsen im Vordergrund liegt der Halsgraben. Auf der Bergkuppe und auf der Fläche unten an ihrem fast senkrechten Nordhang (links) standen die Gebäude der Burg. Ansicht von Westen.

Aufn.: H. Fautz

im Schutze der Bergwand ein Wohngebäude. Auch eine Ringmauer mag auf der scharf ausgeprägten Kante dieses Platzes, der mit steiler Halde gegen das Elmloch sich absenkt, gestanden sein. Ein Stück Trockenmauerwerk von etwa 65 cm Höhe und 1,50 m Länge ist in diesem Hangabbruch noch sichtbar. Ein behauener Baustein, einige Dachziegelscherben, die auf der ebenen Fläche liegen, sind die letzten Zeugen dafür, daß hier oben einst die Burg Waldstein stand. Wären sie nicht, so könnte man daran zweifeln, daß in dieser unwirtlichen Einöde einst ritterliches Leben herrschte, zumal das ganze Gelände den Eindruck eines verlassenen Steinbruches macht.

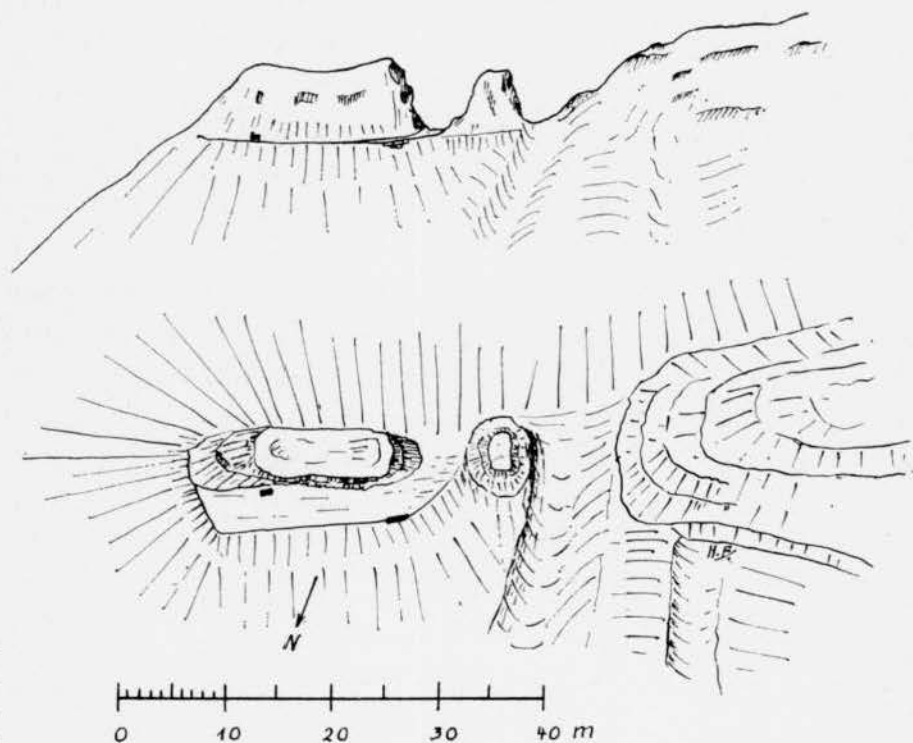
Schwierig war hier oben die Versorgung der Burgbewohner mit Wasser. Sie kann nur von den Quellen aus dem Elmloch her erfolgt sein. Spuren einer solchen Anlage sind nicht mehr vorhanden. Der Flurname „Burgstallwiese“ unten im Tal erinnert noch daran, daß hier oben auf dem Felsen einst die Burg stand. Auch wurde, wie schon erwähnt, im Jahre 1353 der Hof zu „Walstein unter der Burg“ gelegen erwähnt, womit deren Höhenlage bezeugt wurde.

Nach der vorhandenen Burgstelle zu schließen, war der „Waldstein“ eine kleine, aber sehr wehrhaft angelegte Burg, die durch ihre Lage auf dem fast unzugänglichen Felsen gesichert war. Ihre Erbauer werden die im Jahre 1275 erstmals erwähnten Herren von Waldstein gewesen sein. Wann die Burg gebaut wurde, ist nicht bekannt. Im Jahre 1353 wurde sie Burg „Walstein“ genannt. Von „Waldstein das burgstall“ hören wir im Jahre 1508. Sie war damals eine verfallene, zur Ruine gewordene Burg. Vermutlich war sie schon lange zuvor nicht mehr bewohnt oder bewohnbar gewesen. Von einer gewaltsamen Zerstörung ist nichts bekannt. Sie teilte das Schicksal vieler anderer kleiner Burgen des Dienstadels,

deren Angehörige sich in den aufstrebenden Städten niederließen und dort als Verwaltungsbeamte tätig waren. Man ließ die alten Burgen zerfallen, da an ihrer baulichen Unterhaltung kein Interesse mehr bestand. Das noch brauchbare Baumaterial wurde abgetragen und anderweitig wiederverwendet. Dies geschah oft so gründlich, daß von einer Burg, außer der Burgstelle, keine Spuren mehr übrigblieben.

Fragt man nach der Aufgabe, welche die Burg Waldstein in dem einsamen engen Waldtal, fernab von jedem Durchgangsverkehr zu erfüllen hatte, so kann die Antwort nur darin gefunden werden, daß von ihr aus das weite Waldgebiet, welches das Waldsteiner Tal rings umgibt, betreut wurde. Daß man hierfür die Mühen und Unannehmlichkeiten des Wohnens in einem Felsenest in unwirtlicher Gegend mit in Kauf nahm, lag im Zuge der damaligen Zeit.

Das Fischerbacher und das Waldsteiner Tal gehörten im ausgehenden Mittelalter zur fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal. Der Walddistrikt „Waldstein“, in welchem auch die Burgstelle Waldstein liegt, wurde von der fürstlich-fürstenbergischen Standesherrschaft in Donaueschingen im Jahre 1928 durch den Vertrag vom 12. Dezember an die „Hespa“ (Holzeinkaufsstelle Schweizerischer Papier- und Papierstofffabrikanten in Luzern) verkauft. Die Waldungen wurden in den folgenden Jahren weitgehend abgeholzt, die entstandenen Kahlflächen mußten aber wieder aufgeforstet werden, was bis zum Jahre 1935 im wesentlichen geschehen war. Im Jahre 1950 kaufte das Land Baden den „Waldstein“ für 625000 DM. Der Wald umfaßt eine Fläche von 259,1322 ha, worunter 8,40 ha Fels und Geröll eingeschlossen sind. Das alte, etwa 1¼ km oberhalb dem Franzosenhof gelegene Waldhüterhaus wurde wegen Baufälligkeit abgebrochen. Jetzt befindet sich in Fischerbach/Weiler ein staatliches Försterdienstgebäude für



Burgstelle Waldstein. Der vordere Felskopf mit der eingeebneten Fläche und dem Halsgraben.
Aufn.: H. Fautz



Der Taleinschnitt rechts vom Brandenkopf ist das Waldstein-Tal, anschließend gegen den Vordergrund die Herrschaft Waldstein.

diesen Dienstbezirk. Der Walddistrikt „Waldstein“ liegt im Dienstbereich des Staatlichen Forstamtes Hausach¹⁾.

Die Grenze des Herrschaftsgebietes Waldstein verlief auf den Wasserscheiden, Schneeschleipfinnen genannt, gegen die Nachbartäler. Sie begann am Fuße des Schiedenberges im Fischerbachtal (300,0 m), verlief über diesen hinauf (s'Gscheid) zur Eck und über den Kammacker zum Nillkopf (876,0 m). Es war dies die Grenze gegen die Herrschaft Fischerbach. Im Norden verlief sie von der Nill über den Schwarzenbach-Sattel zum Brandenkopf, dem höchsten Punkt (931,6 m) innerhalb des Gebietes. Von hier wendete sie sich südwärts über die Wasserscheiden zwischen dem hinteren Einbachtal, dem Neuenbachtal und Gechbach bis zum Martinswald, von wo sie sich hinab zum Fischerbach absenkte und in diesen hinauf verlief an den Fuß des Schiedenberges, zum Ausgangspunkt dieses Grenzbescriebes.

Es war ein bergiges Hochwaldgebiet, mit guten Nadelwäldern bestockt. In den Tälern lagen die Bauernhöfe, von denen im Jahre 1348 „der Bronsebacherin Gut, des Jegers Gut und der Stehellerin Gut“ namentlich genannt wurden. Sie lagen vermutlich im heutigen Ortsteil Vordertal mit Turm.

Die Haupteinkünfte kamen aus den Holzverkäufen. Sie machten den Herrschaftsbesitz lohnend. Abnehmer waren die Flößergesellschaften und die Holzhändler. Wir hören aus dem Jahre 1569, daß der Verwalter der Waldsteinschen Güter, Laux Okenfuß von Haslach, im Auftrag des Egnolf von Waldstein das kleine und große Floßholz an eine Gesellschaft verkaufte²⁾. Diese erhielt das Recht, das Waldgebiet oben von der Sattellege bis zum Einbacher Eck und unten am Zwerchweg bis zum Harmersbacher Eck abzuholzen. Das schwache Holz, die Zweilinge und Läuferparren (Maßbezeichnungen im damaligen Floßholzhandel), durften nicht gefällt werden. So blieb ein notwendiger Holznachwuchs erhalten.

Aber auch die Bauernhöfe hatten ihre Abgaben zu leisten. Bodenzins, Gülden, Naturalien wie Roggen, Hafer, Hühner, Eier, Käse u. a. m. ergaben eine sichere Einnahme. Auch die „tagwon“, die Fronarbeiten, welche die Bauern insbeson-

1) Mitteilung von Herrn Oberforstrat W. Ganter, Dienststellenleiter des Staatlichen Forstamtes Hausach.

2) Die Vornamen Egelolf (1348, 1436), Eglolf (1539), Egnolf (1422, 1435, 1450), Egenolf (1435, 1557, 1563) ändern bei den von Waldstein nach der damaligen Schreibweise ab. In der vorliegenden Abhandlung wurde für die älteren Generationen die Schreibart Eglolf, für die jüngeren Egnolf beibehalten.

dere zur Unterhaltung der Wege zu leisten hatten, trugen zur Bewirtschaftung des weiten Waldgebietes bei.

Waldstein war eine kleine Herrschaft. Durch ihre Lage im steilen, mancherorts unwirtlichen Bergland zählte sie zu den weniger ertragreichen Herrschaftsgebieten im Kinzigtal.

Die Herren von Waldstein

Nach der Burg Waldstein nannte sich ein Rittergeschlecht, dessen Ahnherren Albertus und Hug von Waldstein waren. Ersterer hatte von dem Freiherrn Friedrich von Wolfach die Hälfte des Berges Eck bei Fischerbach als Lehen erhalten. Dieses Gut vermachte er im Jahre 1275 um seines und aller seiner Vorfahren Seelenheils willen dem Kloster Alpirsbach. Diesem Kloster verkaufte auch Hug im Jahre 1277 sein Gut „Aichberg“, der „Wartegrabe“ genannt um 9 Mark Silber „Woluacher geweges“. Diesen Verkauf bestätigte am 6. Februar 1303 Frau Udilhilt, die Erbtöchter der Herrschaft Wolfach, jetzt Gräfin von Fürstenberg und ihr Sohn Heinrich, da das Gut Aichberg ehemals als Wolfacher Lehen an Hug von Waldstein vergabt wurde. Das Gut grenzte an den Martinshof, der bereits im Besitze des Klosters Alpirsbach war. Dieses hatte schon um 1139 von den Brüdern Friedrich und Arnold von Wolfach ein Gut im Fischerbach, diesen „hove ze sante Martin ze Vischerbach“ (1303), erhalten. Zeugen bei der Zustimmung des Verkaufes der Eigenschaft des Guten „Aiberg“ durch die Lehnsherrin Udilhilt waren ein Herr Fasant, der Ritter Hug von Burgberg und der Edelknecht Konrad von Berenbach (Bärenbach/Mühlenbach). Vermutlich waren Albertus und Hug von Waldstein Brüder, wovon letzterer die Linie fortsetzte.

Im Jahre 1301 hören wir von einem Thame von Waldstein. Seine Frau Lugart besaß im Dietental (Gem. Mühlenbach) sechs fürstenbergische Lehen, die ihr als Widem und Zugeld verschrieben waren. Graf Egen (Egon) von Fürstenberg hatte diese Güter seiner Tochter Gertrud geliehen, mit der Bedingung, daß Thame und seine Frau diese jederzeit um 35 Mark Silber wieder einlösen können. Diese Urkunde siegelte Rudolf von Schnellingen, den Thame seinen Oheim nannte.

Thame war ein Edelknecht. Als solcher war er unter den 12 Bürgen, die im Jahre 1332 für zwei von Graf Götz von Fürstenberg gefangengehaltene Edelknechte eintraten, damit diese wieder ihre Freiheit erlangten.

Vermutlich war die Anna von Waldstein eine Schwester des Thame. Sie war die Ehefrau des Villinger Bürgers Heinrich Steheli. Dessen Bruder Hug war Schultheiß zu Villingen. Ihr Mann verschrieb ihr im Jahre 1314 als Widem und Morgengabe seinen Anteil an dem Dorfe Mönchweiler mit dem Kirchensatz, der Sägmühle und dem Stockburg-Wald mit Zustimmung des Lehnsherrn Graf Egen von Fürstenberg.

Als im Jahr 1318 der Edelknecht Johann Fasant (Fassent, Vasant) das Tal Fischerbach an die Brüder Thame (Thammen) und Konrad von Ramstein verkaufte, war ein Hug von Waldstein als Angrenzer an das verkaufte Tal Zeuge und Mitsiegler. Es ist anzunehmen, daß Hug ein Bruder des obengenannten Thame und ein Sohn des im Jahre 1277 erwähnten Hug von Waldstein war. Hug (II.) war im Jahre 1336 tot. Seine Ehefrau war Gisela von Dautenstein.

In diesem Jahre hören wir von seiner Tochter Vrene (Veronika). Sie war mit dem Edelknecht Berthold Byderich von Waldkirch verheiratet. Dem Johann Fasant hatten

sie eine acht Mannsmahd große Matte unterhalb dem Dorfe Weiler versetzt, welche dieser am 5. Juli 1336 durch einen in Haslach abgeschlossenen Vertrag an den Edelknecht Thame von Ramstein für 50 Pfund Pfennige weiter versetzte. Es war dies ein nach Lehnsrecht abgeschlossener Zins- oder Rentenkauf. Byderich oder Thame von Waldstein, der Bruder der Vrene, und ihre Erben konnten gegen Erstattung des Pfandschillings die Matte jederzeit wieder einlösen.

Frau Gisela von Dautenstein vermachte am 23. September 1348 mit Zustimmung ihrer Söhne Thame, Andreas und Eglolf und der Einwilligung des Abtes des Klosters Gengenbach dem Kloster Wittichen zu einem rechten Seelgeräte 30 Schilling Pfennige von drei Gütern „bei dem Hage“ in Fischerbach (vermutlich die drei Höfe in Vordertal mit Turm) und Güter bei Lahr, die sie von ihren Eltern geerbt hatte. Ihre Tochter Agnes war Klosterfrau in Wittichen und sollte dort ihr Leben lang diese Zinsen genießen dürfen. Nach ihrem Tode konnten diese für 15 Pfund Pfennige wieder eingelöst werden. Diese Vermächtnisurkunde wurde gesiegelt von Andreas von Waldstein, Frau Gisela und ihren Söhnen und dem Lehnsherrn.

Wo in die Ahnenreihe der Trutmann von Waldstein einzureihen ist, läßt sich nicht eindeutig feststellen. Er war im Jahre 1343 Mitsiegler bei dem Verkauf eines Hofes in Ödsbach bei Oberkirch, den Johannes Hefinger von Schauenburg erwarb. Möglicherweise war er ein Sohn des im Jahre 1301 genannten Thame von Waldstein und der Frau Lugart. In diese Familie könnte auch der im Jahre 1362 erwähnte Peter von Waldstein gehören, der damals Zinsmeister im Kloster Schuttern war.

Von den Söhnen des Hug und der Gisela von Waldstein scheint Thame in jungen Jahren gestorben zu sein. Das väterliche Erbe übernahm Eglolf. Er erhielt am 8. Februar 1353 von dem Abt Bechtold von Gengenbach zu einem rechten Erbe und Lehen seinen Anteil an der Burg und an dem Hofe unter der Burg Waldstein (heute Franzosenhof) sowie das im Grunde gelegene Gut, die „Stortsche“ genannt. Von dem Hofe unter der Burg hatte er jährlich an das Kloster 20 Pfennige, zwei Viertel Hafer und vier Hühner als Zins und Gült zu geben. Eglolf und sein Bruder Andreas waren als Bürgen und Gewährsleute unter den 16 Zeugen aus dem niederen Adel, welche die Junker Georg und Heinrich von Hohengeroldseck aufboten zur Beilegung eines Streites über ihre gemeinsamen Besitzungen. Das war im Jahre 1370. Eglolf wurde von Junker Georg, Andreas von Junker Heinrich hierzu beigezogen.

Andreas von Waldstein suchte zu eigenem Besitz zu gelangen. Er kaufte am 28. Juni 1370 von Graf Hug zu Fürstenberg, Herr zu Haslach, für 120 Pfund Straßburger Pfennige das Dorf Bollenbach mit Leuten, Gütern, Zinsen, unter Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechtes durch den Grafen. Nicht lange war Andreas alleiniger Besitzer von Bollenbach. Er verkaufte im Jahre 1373 an den Edelknecht Dieme von Liechtenfels um 60 Pfund Pfennige den halben Teil seiner Rechte an dem Dorfe Bollenbach auf Wiedereinlösung. Als dann im Jahre 1379 Graf Johann von Fürstenberg an den Haslacher Bürger Henni Gnanne für 25 Pfund Pfennige die 2 $\frac{1}{2}$ Pfund Pfennige Zins verkaufte, die sein verstorbener Vater Hug von dem Dorfe sich vorbehalten hatte, war der einst geschlossene Besitz zersplittert. Andreas von Waldstein war im Jahre 1386 tot. In diesem Jahr gab Dieme von Lichtenfels dem Abt Stephan des Klosters Gengenbach seinen Teil an der Vogtei im unteren Bollenbach. Der Sohn des verstorbenen Andreas, Walther von Waldstein, gab hierzu sein Einverständnis.

Dieser Walther, Edelknecht, war mit Georg von Bärenbach Zeuge, als der Markgraf Hans von Hachberg, Herr zu Triberg, dem Edelknecht Johann Tygensheim von Elza 30 Gulden Zins von dem Tal Rohrbach für 400 Gulden verkaufte. Er war Mitsiegler in einem am 16. Oktober 1395 zu Gengenbach ausgefertigten Verzichtbrief der Brüder Berthold und Hans von Schnait auf einige Lehen in Welschensteinach, welche das Kloster Wittichen erhielt. Auch war er zusammen mit dem Schultheißen von Gengenbach, Andreas Mangolt, am 4. Dezember 1408 Schiedsmann in einem Streit zwischen Frau Anna Burggräfin von Sickingen und dem Edelknecht Rudolf von Schnellingen.

Im Jahre 1420 war ein Edelknecht Walther von Waldstein Amtmann bei dem Kloster zu Gengenbach unter dem Abt Berthold Mangolt, und im Jahre 1422 war er mit andern Hubherr beim Hubgericht zu Ohlsbach. Vermutlich waren er und der obengenannte Walther ein und dieselbe Person.

Die Brüder Hug und Konrad von Waldstein verkauften im Jahre 1422 in zwei Verträgen ihre Rechte in Bollenbach an Hans von Schauenburg, genannt Hefinger, Vogt zu Hausach und die Zinsen von des „Swabs Gut“ und dem „Schnidershof“ im Dorfe Weiler. Zeugen und Mitsiegler waren hierbei Egnolf und Walther von Waldstein, welche die Verkäufer ihre Vettern nannten. Damit hatten die von Waldstein ihren Besitz in Bollenbach aufgegeben, zumal Anna von Waldstein und ihr Mann, der Edelknecht Hans von Yberg, auch ihren Anteil an der Steuer zu Bollenbach im Jahre 1428 ebenfalls an den von Schauenburg verkauften. Mitsiegler war der Bruder der Frau Anna, Egnolf von Waldstein.

Egnolf war im Jahre 1435 Schultheiß der Reichsstadt Gengenbach. Als solcher siegelte er Teilungsbriefe der Herren von Hohengeroldseck (1434), einen Ablösungsbrief des Grafen Heinrich von Fürstenberg (1436) u. a. Er war verheiratet mit Genefe (Genoveva) von Marbach. Aus dieser Ehe ging ein Kind hervor, dessen Vogt und Vormund Friedrich Bock von Staufenberg war (1445). Egnolf war im Jahre 1441 tot. Seine Witwe Genefe verheiratete sich wieder mit dem Edelknecht Aulber (III.) von Gippichen.

Ein anderer Sohn des Klosteramtmanne Walter war Georg. Er und seine Schwägerin Genefe von Marbach verpfändeten im Jahre 1441 ihre Höfe zu Gröbern und Meisenheim wegen einer Schuld von 60 Gulden, die noch von ihrem Vater und Schwiegervater herrührte, an Aulber (II.), den Alten, von Gippichen. Georg war verheiratet mit der Tochter dieses Aulber. Ihren Vornahmen kennen wir nicht. Georg lebte noch um das Jahr 1450, muß aber bald danach gestorben sein. Von Nachkommen aus seiner Ehe ist nichts bekannt.

Die Hauptlinie auf der Burg Waldstein hatte (1353) Eglolfs Sohn Konrad fortgesetzt. Graf Heinrich von Fürstenberg gab ihm im Jahre 1409 seinen Teil an der Herrschaft Waldstein zu einem rechten Erblehen. Vermutlich waren seine Söhne die im Jahre 1422 erwähnten Brüder Egnolf und Walter.

Von einem Edelknecht Wilhelm von Waldstein hören wir im Jahre 1415. Auch er könnte ein Sohn des obengenannten Konrad sein. Er kaufte im Jahre 1415 von seinem Oheim Ludwig Kolb von Staufenberg dessen Gülten und Zinsen zu Weiler und Eschau für 12 Pfund Straßburger Pfennige, die der Kolb von seinen verstorbenen Eltern geerbt hatte.

Im Jahre 1466 hören wir erstmals etwas von einem Kaspar von Waldstein. Ob er ein Sohn des Schultheißen Egnolf oder des im Jahre 1422 genannten Egnolf war, ließ sich nicht einwandfrei feststellen. Er setzte die Linie der von Waldstein fort. Mit mehreren vom Adel war er 1466 Schiedsmann in einem Vergleich, den Georg von Hohengeroldseck, Domsänger zu Straßburg, mit dem festen Hans von Brumbach wegen geroldseckischen Gütern im Arnsbach und Prinzbach schloß.

Ums Jahr 1470 war er in den Besitz der Burg in Schuttertal mit einigen Nebentälern gekommen. Es war eine Tiefburg, ein Wasserschloß, das „wasserhus“ genannt, die er als Lehen „hus und burg zu Schutterthal gelegen, by Sant Antonien“ mit aller Zugehörde von Diepold (II.) von Hohengeroldseck erhalten hatte.

Kaspar erhob Anspruch an den Zins aus der Steuer von Bollenbach, welchen Graf Heinrich von Fürstenberg ihm vorenthielt. Er klagte deswegen vor dem Gericht zu Gengenbach, das mit Urteil vom 27. September 1473 ihm diese Zinsen zusprach. Im Jahre 1506 war Kaspar tot. Den Namen seiner Ehefrau kennen wir nicht. Aus der Ehe gingen die Söhne Egnolf und Konrad hervor und eine Tochter, die mit dem Edelknecht Martin von Blumegg (Blumenegk) vermählt war, der im Jahre 1481 zu Haslach wohnte und 1506 der alte Vogt von Haslach genannt wurde. Egnolf war im Jahre 1506 tot.

Die Linie setzte Konrad fort. Er meldete in einer Eingabe an die in Geisingen versammelten Lehnrichter, daß seine Vorfahren den „Burgstall Waldstein“ mit hoher und niederer Gerechtigkeit seit Menschengedenken als Eigentum innegehabt hätten. Sein Vater Kaspar selig hätte seinem Schwager Martin von Blumegg Güter im Werte von 1000 Gulden verschrieben und verpfändet als Heimsteuer seiner Schwester. Ihm und seinem verstorbenen Bruder Egnolf sei das Lehensrecht an Waldstein wiederholt angefochten worden, was ihm hohe Kosten verursacht hat. Er möchte das Lehen Waldstein auch weiterhin behalten. Daraufhin setzte Graf Wolfgang von Fürstenberg Konrad erneut als Lehensmann ein und belehnte ihn mit dem Burgstall Waldstein, den Wäldern, Gütern, Leuten, Gülten, Zinsen, Drittel, Fall und den Fischwassern, so wie sie bisher zur Herrschaft Waldstein gehört hatten im Waldsteiner Tal, im vorderen Fischerbach und vor dem Tal (Vordertal mit Turm) mit allen Höfen und Rechten (um 1508). Dieselbe Belehnung erfolgte nochmals am 10. März 1516 durch die Grafen Wilhelm und Friedrich von Fürstenberg.

Dieser Streit um das Lehnsrecht an Waldstein war wohl entstanden, weil Konrad um das Jahr 1500 das Kinzigtal verlassen und sich in Pforzheim niedergelassen hatte. Sein Schwager Eberhard von Reischach war dort Vogt.

Im Jahre 1510 kaufte Konrad von dem Abt Michael und dem Konvent des Klosters Maulbronn deren Anteil an der Vogtei des Dorfes Bauschlott bei Pforzheim. Auch in Niefern hatte er Besitz erworben, den er im Jahre 1529 an den Markgrafen Philipp von Baden verkaufte.

Von seinem Vater Kaspar hatte er dessen Besitz im Schuttertal geerbt. Diesen gab er durch einen Vertrag vom 11. November 1531 mit Zustimmung seiner Söhne Egnolf und Kaspar und seiner Töchter Maria und Magdalene gegen die Lösungssumme von 315 Gulden an die Lehnsherren Gangolf (II.) und Walter, Herren zu Hohengeroldseck und Sulz zurück. Zu diesem Besitz gehörte der Burgstall zu Schuttertal mit Gräben, Gärten, Wiesen, Äckern, Matten und Fischwasser zu „sant Anthonien im Schutterthale“, und die Zinsen und Gülten, Drittel und Fälle von den Höfen im Schuttertal, Kambach, Durenbach, Schweighausen, Prinschbach und „Lebach“ (Laulisgraben). Mitsiegler dieser Urkunde war Eberhard von Reischach, Markgräflich Badischer Vogt zu Pforzheim. Im Jahre 1539 war Konrad tot. Seine Tochter Maria Salome hatte sich mit Hans Wilhelm von Breitenlandenbergl verheiratet, der in Spielberg und Bauschlott begütert war. Über das Schicksal ihrer Schwester Magdalena ist nichts bekannt. Der Sohn Kaspar war vor seinem Vater im Jahre 1531 gestorben.

Konrads Sohn Egnolf setzte die Linie fort. Gleich nach dem Tode seines Vaters wurden seine Lehnsrechte im Fischerbach und im Waldstein angefochten. Graf Friedrich von Fürstenberg hatte den Amtmann Musler beauftragt, nachzuforschen, was für eine Bewandnis es mit der den von Waldstein verbrieften Obrigkeit und Herrlichkeit habe. Offenbar wollte Graf Friedrich die Herrschaft Waldstein einziehen. Im Jahre 1552 meldete der Oberamtman Eicher dem Grafen, daß dem von Waldstein die „Malefiz oder hohe Obrigkeit“ im Waldsteiner Gebiet nicht zustehe. Eicher sollte nun mit Egnolf Verhandlungen führen wegen der Höhe des Pfandschillings für den Rückkauf der Herrschaft Waldstein. Die Verhandlungen zerschlugen sich, Egnolf blieb als Lehensmann im Besitz des Erbes seiner Vorfahren.

Simon Finckh, um 1580—1648, fürstenbergischer Oberamtman in Haslach, 1636 erhielt er als erster seines Geschlechts die Herrschaft Waldstein als fürstenbergisches Lehen. Gemälde im Haslacher Museum.



Egnolf hatte in Bauschlott ein Schloß gebaut und dort seinen Wohnsitz genommen. Seine Güter im Kinzigtal verwaltete der Haslacher Bürger Laux Okenfuß. Im Jahre 1563 wurde er nochmals mit dem Burgstall Waldstein und aller Zugehörde belehnt, wie dies ehemals Graf Wolfgang (1508) festgelegt hatte. Im Jahre 1571 war Egnolf tot. Er hinterließ eine Witwe und einen Sohn gleichen Namens und die Tochter Ursula.

Als man im Jahre 1574 für die Herrschaft Kinzigtal unter den Leuten des niederen Adels einen Stabhalter suchte, stellte man fest, daß in derselben nur noch zwei vom Adel vorhanden seien, nämlich Münch von Rosenberg und der von Waldstein. Letzterer sei aber „entsessen“, d. h. außer Landes gezogen und mehr markgräflich als fürstenbergisch gesinnt und zudem für das Amt nicht geeignet.

Im Jahre 1581 starb Egnolf, den man den Jungen genannt hatte. Mit ihm starb das Geschlecht der Edlen von Waldstein im Mannesstamm aus. Nun zog Graf Albrecht von Fürstenberg das Lehen als erledigt ein. Dagegen erhoben Einspruch: Egnolfs Schwester Ursula, die Witwe des im Jahre 1567 verstorbenen Christoph von Neuneck (sie lebte noch im Jahre 1595 zu Enzberg), und die Nachkommen der Maria Salome von Waldstein, sie war die erste Frau des Hans Wilhelm von Breitenlandenbergr gewesen. Es kam zu einem Prozeß, der bis vor das Kammergericht getragen wurde. Erst im Jahre 1621 wurde eine Einigung erzielt. Die Grafen von Fürstenberg zahlten an die Nachkommen der beiden Töchter von Waldstein 2400 Gulden als Ablösung, woraufhin diese auf alle Ansprüche an die Herrschaft Waldstein verzichteten.

Im Jahre 1635 gab Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg die Herrschaft Waldstein seinem Rat und Oberamtman Simon Finckh in Haslach als Erblehen (Kunkellehen). Er war der Sohn des Landschaftners Johann Jakob Finckh in Wittichen. Simon Finckh hatte durch kaiserliches Diplom vom 3. Februar 1616

die Lehensfähigkeit erhalten. Nach der erfolgten Belehnung mit der Herrschaft Waldstein erhob ihn Kaiser Ferdinand III. am 4. Februar 1638 in den Reichsadelsstand mit dem Prädikat „von Wallstein“. Er starb am 11. Januar 1648 und wurde in Haslach beerdigt. Aus seiner ersten Ehe mit Martha Lipp (gestorben am 26. Juni 1622) gingen die zwei Söhne Johann Benedikt und Christoph und die zwei Töchter Dorothea und Anna Magdalena hervor.

Diese jüngste Tochter Anna Magdalena Finckh heiratete im Jahre 1630 den Sohn des Wolfacher Rats- und Schiffherrn (Flößereiunternehmer) Blasius Gebele, Jakob Gebele. Dieser wurde am 1. Mai 1601 in Wolfach geboren und wurde nachmals fürstenbergischer Landschreiber und Landschaffner in Haslach. Seine Frau Anna Magdalena starb im Alter von 30 Jahren am 26. März 1638. Aus ihrer Ehe waren vier Kinder hervorgegangen, darunter als ältester Sohn Simon Gebele, geboren im Jahre 1633 in Haslach. Durch einen kaiserlichen Wappenbrief, ausgestellt in Straßburg am 27. Februar 1642 von dem durch kaiserliches Diplom zum Pfalz- und Hofgrafen ernannten Universitätsprofessor Melchior Sebitzius, wurde Jakob Gebele die Lehensfähigkeit und das Recht zur Führung eines Wappens verliehen. Jakob Gebele ging im Jahre 1645 eine neue Ehe ein mit Lucie Hamele von Haslach. Er starb am 5. November 1675 und wurde in Haslach begraben.

Sein Sohn Simon wurde durch das Testament des Großvaters Simon „Finckh von Wallstein“ vom 18. Februar 1647 zum Erben des Lehens Waldstein bestimmt. Der Lehnsherr Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg, er war Inhaber des Kaiserlichen Pfalzgrafenamtes, verlieh ihm am 25. Juli 1649 den erblichen Adelstitel „von Waldstein“. Er und seine Nachkommen nannten sich fortan „Gebele von Waldstein“.

Die Gebele waren und sind heute noch im oberen Kinzigtal eine weitverzweigte Sippe, meist Bauern auf geschlossenen Hofgütern. Es gibt hier mehrere Gebelehöfe.

Die Gebele von Waldstein wurden zum Teil fürstenbergische Beamte in leitenden Stellungen. Der obengenannte Simon Gebele, der Sohn Jakobs, wurde fürstenbergischer Oberamtmann im Kinzigtal. Er kaufte im Jahre 1703 den St. Martinshof (Gemarkung Einbach) am Eingang zum Fischerbachtal gelegen. Als Besitzer dieses Hofes durfte er sich nach altem Recht „Herr von St. Martin“ nennen. Er starb am 29. Juli 1709 in Wolfach.

Von seinen zahlreichen Kindern, aus zwei Ehen gingen 16 Kinder hervor, wurde Cajetan Bruno nach seinem Studium in Freiburg und Dillingen zunächst Stadtschreiber in Wolfach und hernach Stadtschreiber bei der Reichsstadt Rottweil. Er starb am 16. Juni 1746. Dessen Sohn Josef Anton Roman studierte in Freiburg und trat hernach in fürstenbergische Dienste ein. Er wurde 1745 Oberamtssekretär in Heiligenberg (sein älterer Bruder Joachim Franz Xaver war hier im Jahre 1751 fürstlicher Hofkaplan), war 1754 Oberamtmann in Meßkirch und zuletzt in Wolfach. Hier wurde er im Jahre 1778 pensioniert. Er starb am 16. Oktober 1793 in Haslach und wurde dort begraben. Er ist der Verfasser der „Kinzigtalischen Denk- und Merkwürdigkeiten“, einer geschichtlichen Abhandlung über das Kinzigtal, die er in den Jahren 1778 bis 1780 schrieb.

Simon Gebele, 1633—1709, geadelt 1649 mit dem Zusatz „von Waldstein“, fürstenbergischer Oberamtmann im Kinzigtal.



Sein Sohn Jakob Bonaventura Wunibald wurde am 18. Oktober 1754 in Wolfach geboren. Er studierte Jurisprudenz in Tübingen, wurde 1791 Oberamtsrat in Hüfingen, 1794 Obervogt in Jungnau und 1804 Obervogt in Trochtelfingen. Nach seiner Pensionierung im Jahre 1820 ließ er sich in Überlingen nieder. Hier starb er am 23. Februar 1840. (Eintrag im „Überlingen Toten Buch von 1837 bis 1842“, Jahr 1840, Seite 136, Nr. 17: „Im Jahre eintausend achthundert und vierzig den dreiundzwanzigsten Februar Morgens fünf Uhr ist dahier gestorben und den fünfundzwanzigsten Abends drei Uhr begraben worden: *Jacob Bonaventura Gebele von Waldstein*, sechundachtzig Jahre alt, fürstlich fürstenb. pensionirter Hofrath, und Ehmann der hinterlassenen Josefa von Sänger. Zeugen: Friedrich Meyer, Landchirurg; Eduard Molitor, Physikus, beide dahier. Überlingen, den 25. Februar 1840. Josef Beckh, Cooperator.“) Er war der letzte Lehnsträger der Herrschaft Waldstein gewesen. Seine Erben, er hatte aus der Ehe mit Josefa von Senger zehn Kinder, verkauften diese im Jahre 1842 an die Fürstenbergische Standesherrschaft für 74700 Gulden.

Noch ein Gebele von Waldstein lebte in Überlingen und wurde hier begraben. Es war Joseph Bonaventura, der ältere Sohn des eben genannten Hofrats Jakob Bonaventura. Er trat nicht in fürstenbergische Dienste ein. Er starb im Jahre 1864 in Überlingen. (Eintrag im Totenbuch der Stadtpfarrei Überlingen von 1853 bis incl. 1869“, Jahr 1864, Seite 300, Nr. 1. „Im Jahre des Herrn Eintausend Achthundertsechzig und vier, den siebten Jāner Morgens zwey Uhr ist dahier, mit den hl. Sacramenten versehen, gestorben, und den neunten Jāner Morgens neun Uhr auf dem Gottesacker dahier beerdigt worden: der verwittwete Joseph Bonaventura Gebele von Waldstein, 70 Jahre, 5 Monate alt, fürstlich sigmaringischer und dann königlich preußischer Oberamtmann in Hohenzollern Sigmaringen. Zeugen: Der großherzogliche Oberamtmann Hermann Winnefeld, und



Der Martinshof, heute auf Gemarkung Fischerbach, früher als Freihof eine abgesonderte Gemarkung, die an die Herrschaft Waldstein grenzte und 1703 von dieser Herrschaft erworben wurde.

Johann Baptist Vanotti, Rechts-Anwalt dahier. Überlingen, den 9. Jāner 1864. J. N. Müller, Stadtpfarrer.“)

Sein Bruder Fridolin, geboren den 17. Februar 1807 in Trochtelfingen, setzte die Linie fort. Er hatte Forstwirtschaft studiert und war in den höheren badi-schen Forstdienst eingetreten. Er starb als Oberförster am 30. Dezember 1886 in Freiburg i. Br. Seine Ehefrau Anna, geborene Schwörer, stammte aus Durbach. Sein Sohn Hermann Gebele von Waldstein, geboren am 25. Februar 1849 in Durbach wurde Berufsoffizier. Er starb im Jahre 1919.

Auch dessen Sohn Otto Bruno, geboren am 24. Dezember 1885 in Straßburg, Elsaß, beschrift die Laufbahn des Berufsoffiziers. Er lebt heute mit seiner Ge-mahlin Johanna, geborene Döring, in Mannheim-Feudenheim. Aus dieser Ehe gingen die Töchter Inge, verheiratete Ruppel, und Sigrid, verheiratete Sewzyk, und der Sohn Sigwalt hervor.

Dr. Sigwalt, geboren am 30. Juli 1924, lebt heute als Rechtsanwalt in Mann-heim-Feudenheim. Aus seiner Ehe mit Frau Liselotte, geborene Ursprung, entsprossen die Söhne Fink (1956) und Thor (1959).

In der Familie des Otto Bruno und der seines Sohnes Sigwalt lebt dieses alte Adelsgeschlecht der Gebele von Waldstein aus dem Kinzigtal heute noch fort. Alle andern Linien sind, trotz des reichen Kindersegens einzelner Zweige im 17. bis 19. Jahrhundert, erloschen³⁾.

³⁾ Mitteilungen von Herrn Otto Bruno Gebele von Waldstein in Mannheim-Feudenheim.

Burg Fischerbach

von Hermann Fautz

Die Burg

Der Fischerbach hat seine Quelle oben bei den Nillhöfen (662,7 m). Er fließt in einem von Berghalden eingeengten Tal in südlicher und südöstlicher Richtung hinab in eine Aue, in der er den Waldsteinbach aufnimmt (277,3 m). Kurz bevor er die Talenge verläßt, fließt ihm von der rechten Seite her das vom Epplingsberg herabkommende Rechgrabenbächlein zu. In diesem Bachwinkel liegt eine Bergkuppe, die sich etwa 45 m hoch über das Tal erhebt. Auf ihr stand einst die Burg Fischerbach. Im Volksmund wird diese Anhöhe „Buckel“ genannt.

Geht man auf dem Fahrweg, der in einem Bogen um den „Buckel“ herumführt, hinauf, so gelangt man zum Vollmerhof, auch Unterer Rechgrabenhof genannt. Zu ihm gehört die Burgstelle. Die Hofgebäude liegen unmittelbar neben derselben.

Ein heute noch als flache Mulde erkennbarer Halsgraben zieht sich vom Südhang des Schloßberges vom Rechgraben zum Nordhang im Fischerbachtal. Er ist heute Wiesfeld. Auf der Höhe vor dem Bauernhaus wurde er fast ganz eingeebnet und bildet den Platz, auf den der Weg aus dem Tal heraufführt. Ein Garagenbau steht heute quer über dem einstigen Burggraben.

Die Burgstelle erscheint von dem Platz aus als flache Kuppe. Diese hat die Form eines Ovals, dessen große Achse in west-östlicher Richtung 30 m und dessen kleine Achse in nord-südlicher Richtung 24,30 m mißt. Sie ist beinahe eben, wurde früher als Ackerland, heute als Grasland und Viehweide genutzt.

Innerhalb dieses Ovals standen einst die Bauten der Burg. Vermutlich war die Kante der flachen Böschung mit einer Ringmauer bewehrt, die der Burg einigen Schutz bot. Um den Burghügel zieht sich ein künstlicher, eingeebneter Geländering von unterschiedlicher Breite. Er liegt 3,0 bis 3,5 m tiefer als die Kuppe des „Buckels“. Seine Seiten fallen nach den Tälern steil ab. Auch hier mag einst eine Mauer gestanden sein, die eine Art Zwinger umschloß. Auch dieser ist heute Grasland, ebenso eine auf der Südseite unterhalb desselben geschaffene zweite Geländestufe, die von dorthier den Schutz der Burganlagen verstärken sollte. Der Zugang zur Burg erfolgte wohl auf dem Wege, der heute zum Vollmerhof heraufführt. Diesem gegenüber befand sich der Eingang zur Burg. Auf dem Gelände, das einst das Burgtor einnahm, befindet sich heute der Hausgarten des Vollmerhofes.

Von Mauerwerk oder einzelnen im Burgbering liegenden Steinen ist heute keine Spur mehr vorhanden. Die einstige Burg ruine wurde sehr gründlich abgetragen um Raum für Kulturland zu gewinnen. Mauerreste von der Burg könnten noch im Boden vergraben liegen. Die Burgstelle gibt uns keine Anhaltspunkte über die Art und Größe der Bauten der ehemaligen Burg Fischerbach, sie war aber geräumig genug, um mehrere Bauten aufnehmen zu können.



Die mit Bäumen bestandene Burgstelle Fischerbach. Links kommt der ehemalige Burgweg herauf in den jetzt aufgefüllten Halsgraben. Ansicht von Westen.

Aufn.: H. Fautz

Die Erbauer mögen die Ritter von Fischerbach gewesen sein. Wann sie die Burg bauten, ist unbekannt. Ebenso wissen wir nichts über ihren Abgang. Sie mag wie viele kleine Burgen des niederen Adels zerfallen sein, als dieser sich in den aufblühenden Städten niederließ oder aber ausstarb. Vermutlich wurde die Burg Fischerbach bald zur Ruine, nachdem das Geschlecht der von „Vischerbach“ das Heimattal verlassen hatte. Die Burg und die Burgstelle machte zusammen mit dem Rechgraben (Unterer und Oberer Rechgrabenhof) als Teil der Herrschaft Fischerbach deren Geschichte mit.

Das Gebiet Fischerbach

Die *Herrschaft Fischerbach* war ein Hof- und Waldgebiet ohne zentralen Mittelpunkt. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1358 kann man den ungefähren Verlauf der Herrschaftsgrenze feststellen. Diese begann auf der „Ecken ob Äpplißberg“ (Eckwald 644,6 m, Herrenwald), zog über die „Wisener Muren uf der Egken“ (Schornfelsen) weiter über den Bergkamm zwischen dem Fischerbachtal und Oberentersbach auf den Nillkopf (876,0 m) und von dort über den Berg Rücken zwischen dem Waldstein- und Fischerbachtal herab. Auch einige Güter im vorderen Fischerbachtal gehörten dazu.

In diesem Gebiet lagen eine Anzahl Bauernhöfe, die als Lehen vergabt waren. Die Zehntrechte besaß das Kloster Gengenbach, die Grundherren waren die Grafen von Fürstenberg.

Die Höfe trugen meist den Namen nach den Bauern, die sie bewirtschafteten, daher der häufige Namenswechsel, der es fast unmöglich macht, die oft genannten Güter mit den heutigen zu identifizieren. Im Laufe der Jahre wurden genannt die Höfe „Null“ (1318, 1439, heute Nillhöfe), „Eplisberg“ (1318, Eplinsberg), 1356 und 1408 das „Horchen Gut zu Vischerbach, des Kobels Gut, Ebelis Greven Gut, Rempen Gut und Rechbachs Gut“. Von der Mühle im Fischerbach hören wir in den Jahren 1398 und 1425. Weitere Erwähnung fanden des „Sprunners Gut“

Die Burgstelle
Fischerbach.
Ansicht von Süden
aus dem Rechgraben.
Aufn.: H. Fautz



(1457), „Priesterlis Gut“ (1459), der „Ulers-“ und „Nickers Hof“ (1462), „Kolers Gut“ (1465), „Lamprechts Gut“ (1477).

Der Rechgraben, ehemals das Tal Rechbach genannt, fand Erwähnung als „Rehpach“ (1318), „Röchbach“ (1358), „Rechbach“ (1360, 1398, 1439).

Das Tal Fischerbach wurde urkundlich erstmals um das Jahr 1139 erwähnt. Das Kloster Alpirsbach besaß damals Güter im „Vischerbac“, worüber eine Urkunde ausgestellt wurde, in welcher u. a. die Brüder Friedrich und Arnold von Wolfach als Zeugen genannt werden. Die Freiherren von Wolfach hatten hier einigen Besitz.

Die Herren von Fischerbach

Nach dem Tal und der gleichnamigen Burg nannte sich ein Geschlecht, dessen ältester bekannter Vertreter der im Jahre 1240 genannte Ritter „Cunradus de Vischerbach“ war.

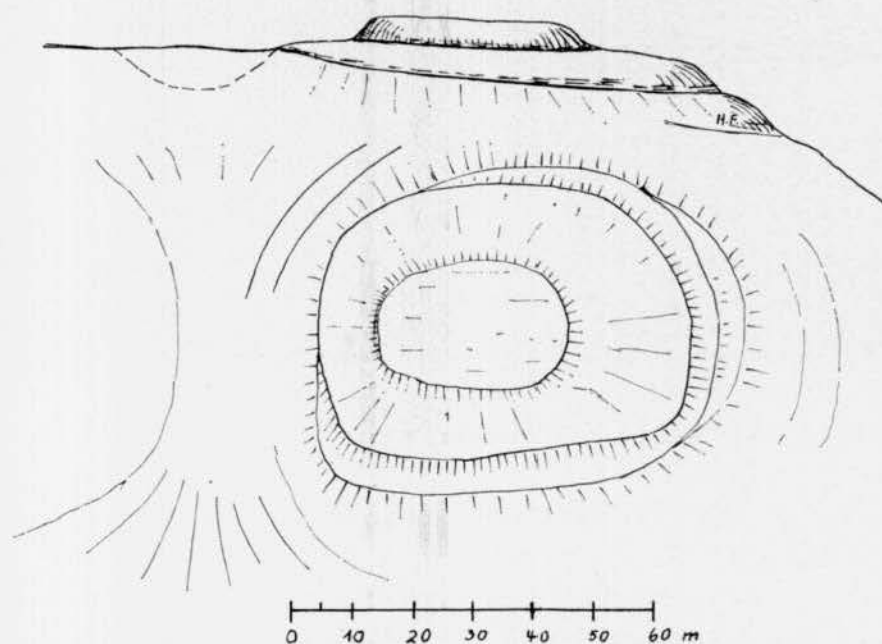
Ein Zweig der Familie ließ sich in Waldkirch nieder. Sie wurden dort Vasallen der Freiherren von Schwarzenberg und des Margarethenstiftes in Waldkirch. Ihre Besitzungen waren Lehnsgüter, die weit zerstreut lagen in Auggen, Eichstetten, Holzhausen, Schliengen u. a. O.

Ein „Wolframms miles de Fischerbach“ wurde im Jahre 1280 erwähnt. Er war Zeuge in einer Urkunde des Markgrafen Heinrich von Hachberg vom Jahre 1285, durch welche dieser dem Abt und Konvent des Klosters Tennenbach die Einkünfte von Gütern in Malterdingen um 60 Mark Silber verkaufte.

Wolframs Bruder oder Sohn war vermutlich der Ritter Konrad, genannt Vischerbach. Auch er stand im Dienste des Markgrafen von Hachberg und war dessen Zeuge, als dieser den Brüdern des Spitals St. Johann in Freiburg die Vogtei und Gerichtsbarkeit in dem Dorfe Gündlingen zueignete durch eine Urkunde, ausgefertigt am 30. April 1297. Er starb um das Jahr 1300, hinterließ die Witwe Margarete, zwei Söhne namens Konrad und Wolf und zwei Töchter.

Die Linie setzte sich über diesen Konrad, der Bürger in der Stadt Freiburg geworden war, fort. Er war im Jahre 1346 tot. Er hatte zwei Söhne, Konrad, den man den Jüngeren

nannte, und Johannes. Konrad, er war 1354 Ritter, war verheiratet mit Nese von Hagenau. Sein Bruder Johannes nannte sich Edelknecht. Er starb um das Jahr 1380. Mit seinen Söhnen Heinrich und Volmar, genannt in den Jahren 1392, 1402 und 1419, Edelknechte, scheint dieser Zweig der von Fischerbach ausgestorben zu sein. Von dem verstorbenen Volmar hören wir nochmals im Jahre 1454, daß er zusammen mit einem Lehnsmanne namens Esel den Hof zu Mundingen als Lehen des Markgrafen Jakob von Baden gemeinsam besessen hatte.



Burgstelle Fischerbach,
Grundriß und Aufriß.

Im Fischerbach war Töbellin, er könnte ein Bruder des obengenannten Ritters Wolfram gewesen sein, seßhaft geblieben. Er verkaufte seinen Besitz im Fischerbach an die Fasant (Vasan, Vasant, Fassent), ein Adelsgeschlecht, das in der Baar seinen Sitz hatte. Wann dieser Verkauf geschah, ist nicht bekannt. Wir hören davon aber, als am 29. September 1318 der Edelknecht Johann Fasant (Fassent) das Tal Fischerbach, die Nillhöfe (Nül), das Tal Rechbach, Güter, Matten und Äcker „ensit der Rehpacker ecken obenne vm Espach gelegen“ an die Gebrüder Tham und Konrad von Ramstein verkaufte. In dieser Verkaufsurkunde wurde erwähnt, daß Johann von Fasant diesen Besitz einst von Töbellin von Fischerbach gekauft hatte mit dem Einverständnis des Grafen Heinrich von Fürstenberg als Lehnherr und des Abtes des Klosters Gengenbach als Zehnherr. Als Zeugen traten hierbei auf: Heinrich von Schnellingen, Hug von Waldstein, Walter von Schneit und Hans von Ramstein zu Weiler als Anstößer an die genannten Güter. Auch Töbellin von Fischerbach, der Junge, und der Schultheiß und Rat der Stadt Haslach bestätigten diesen Kauf.

Dieser Töbellin von Fischerbach war im Jahre 1330 nochmals Zeuge in einer zu Haslach ausgestellten Urkunde, als mehrere Güter in Welschensteinach verkauft wurden. Mit ihm scheint die Fischerbacher Linie ausgestorben zu sein.

Die Herrschaft Fischerbach wechselte in der Folgezeit mehrmals ihre Besitzer. Auch blieb sie kein zusammenhängendes Gebiet mehr. Die von Ramstein zu Weiler (Ramsteinweiler), die von Waldstein, von Schnellingen u. a. teilten sich in diese Güter. Auch die Herren von Hohengeroldseck hatten hier Lehnrechte. Im Jahre 1422 verkaufte Walter von Geroldseck das freieigene Tal Fischerbach an den Edelknecht Aulber (II.) von Gippichen. Es ist nicht möglich noch festzustellen, welche einzelnen Höfe und Güter wem gehörten und wo die Grenzen derselben gezogen wurden.

Dann hörten wir wieder von einem Vergleich, den im Jahre 1439 Graf Heinrich von Fürstenberg zwischen Walter von Ramstein und Heinrich von Reckenbach und dessen

Frau Suse von Ramstein zustandegebracht hatte. Frau Suse erhob Anspruch auf die von ihrem verstorbenen Vater Hans von Ramstein geerbten Güter, nämlich die Höfe zu „Nülle“, die Täler Fischerbach und Rechbach. Sie wurden ihr zugesprochen. So kamen die von Reckenbach in den Besitz des Fischerbachtals. Sie stammten von Geisingen und waren ein fürstenbergisches Dienstmannengeschlecht. Schon Burkhard von Reckenbach hatte durch seine Heirat mit Anastasia von Gippichen im Kinzigtal Anrechte auf Güter erhalten.

Nach dem Tode der Frau Suse von Ramstein kam ihr väterliches Erbe an Michel von Bollschweil, Edelknecht, und an ihren Vetter Hans von Felsenberg. Michel hatte drei Teile, Hans zwei Teile des in fünf Teile geteilten Erbes anzusprechen. Durch einen Vergleich am 5. Juni 1454 kam das ganze Erbe um 422 Gulden an den von Felsenberg, da er damit seinen Vetter Michel von Bollschweil und dessen Nachkommen ausbezahlte. Zeugen dieses Vergleichs waren u. a. Martin und Andreas von Bergeck (Bergegge).

Auch die von Gippichen hatten noch Besitz im Fischerbach. Aulber (III.) und sein Sohn Diepold verkauften diesen nach und nach an Bürger von Haslach, an Hans Mollenkopf vom Ryse, an Martin von Blumegg u. a. Alle diese Vergleiche und Verkäufe geschahen als Zinsverkäufe nach dem damaligen Lehnsrecht. Schließlich war zu Beginn des 16. Jahrhunderts der ehemals geschlossene Besitz der von Fischerbach aufgeteilt an mehrere Besitzer. Wir kennen deren Namen, die genaue Lage der von ihnen erworbenen Güter allerdings nicht.

Am 21. November 1506 beurkundete der Hofrichter zu Rottweil, Graf Erhart zu Nellenburg, daß Graf Wolfgang von Fürstenberg, durch seinen Bevollmächtigten Andreas Kötz, Vogt in der Herrschaft Kinzigtal, dem Rottweiler Bürger Burkhard von Reckenbach das Gut Bergeck, die Nillhöfe, die Güter im Rechgraben und im Fischerbach und anderwärtige Güter um 2200 Gulden abgekauft hatte. Der Grundherr hatte damit die durch drei Jahrhunderte immer wieder vergabten Lehen eingelöst, an sich gezogen.

Das Tal Fischerbach blieb nun in fürstenbergischem Besitz als Teil der Herrschaft Kinzigtal bis zum Jahre 1806. In diesem Jahre fiel es an das Land Baden. Das Tal Fischerbach ist ein Bestandteil der Gemeinde Fischerbach.

Die Burg Weiler (Ramsteinweiler)

von Hermann Fautz

Die Burg

Das untere Dorf Weiler-Fischerbach liegt zu beiden Seiten des Eschbaches, da, wo dieser aus dem Gebirge in die Kinzigtaube hinabfließt. Steil erhebt sich hier der Schloßberg mit der Pfarrkirche und den Häusern des oberen Dorfes. Auf ihm stand einst die Burg Weiler. Von ihrer hohen Warte aus war das Kinzigtal von Haslach bis hinauf nach Hausach gut überschaubar.

Wann die Burg gebaut wurde ist nicht bekannt. Vermutlich waren ihre Bauherren die Ritter von Weiler. Im Jahre 1358 war die alte Burg zur Ruine geworden. Man nannte sie damals den Burgstall Ramstein. Es waren dann wohl die Edelknechte von Ramstein, die auf der alten Stätte eine neue Burg bauten. Sie war eine kleine Anlage. In den Jahren 1500, 1501, 1508 wurde sie das „Schlößlein Wylr“ genannt und in den Jahren 1579, 1597 „Schloß Ramsteinweiler“.



Der Schloßberg in Weiler-Fischerbach vom Unterdorf aus gesehen.

Aufn.: H. Fautz

Über die Größe der Burg, die Formen ihrer Gebäude fehlen alle Anhaltspunkte. Eine besonders starke und wehrhafte Burg war das Schlößlein Weiler nicht. Wir müssen dabei an ein massiv gebautes Herrenhaus denken, das von einer Mauer mit Tor umgeben und gegen den nordwärts ansteigenden Berghang durch einen Halsgraben gesichert war. Diese Mauer bot auf der gegen das Tal vorspringenden Bergnase der Burg einigen Schutz.

Im Jahre 1501 gab Bernhart von Ramstein den Käufern des „Schlößlein zu Wyler“ eine kurze Beschreibung der Umgebung der Burg. Danach lag diese in einem Krautgarten, der sie rings umgab und der bis an den Kirchweg reichte. Oberhalb dieses Weges und hinter der Kirche¹⁾ lag der obere Baumgarten, unterhalb der Mittelgarten mit dem vom Eschbach gespeisten Weiher. Dann war noch ein unterer Garten vorhanden, der oben an die Gasse stieß. Alles in allem ein Bild friedlich ländlicher Idylle.

Wann das Schlößlein Weiler in Abgang geriet, ist nicht bekannt. Ob es einem

1) Ursprünglich waren Weiler und Fischerbach nach Hausach eingepfarrt. Hausach gehörte damals zur Diözese Konstanz. Um das Jahr 1329 wurde in Weiler eine eigene Pfarrei errichtet, die in der Diözese Straßburg lag. Damals stand auf dem Schloßberg wohl schon eine kleine St.-Michaels-Kirche. Die Grundsteinlegung zur heutigen Pfarrkirche, einer St.-Michaels-Kirche, erfolgte am 4. Juni 1882.

Brand zum Opfer fiel oder im Dreißigjährigen Krieg zerstört wurde, weiß man nicht. Als im Jahre 1749 Fürst Joseph Wilhelm Ernst von Fürstenberg die Herrschaft Ramsteinweiler zurückkaufte, stand an der Stelle des ehemaligen Schloßleins ein „von Holz gebautes, mit Stroh gedecktes altes Haus“ zu dem eine Scheuer und eine Stallung gehörten. Aus dem Schloß war wieder, ähnlich wie bei Gippichen, ein Bauernhof geworden. Auch dieses alte Gebäude ist nicht mehr vorhanden. Die ehemalige Burgstätte nimmt heute das geräumige Gebäude des Gasthauses „Schloßberg“ in Weiler ein. Bemerkenswert ist auch, daß im 15. Jahrhundert einige Mitglieder der Herren von Ramsteinweiler die Enge der alten Burg verlassen und in Weiler sich wohllichere Häuser gebaut hatten.

Das jetzige Gasthaus zum „Schloßberg“ erhielt im Jahre 1966 einen Anbau. Bei den Grabungsarbeiten hierzu stieß man an der Südwestecke auf ein starkes Steinfundament, das vom Schloß herrührte. Es war noch so gut erhalten und so fest gefügt, daß man es nicht abbrach, sondern darauf die Südwestwand des Neubaus setzte. So mögen auch noch unter dem Altbau, der im Jahre 1798 gegründeten „Stubenwirtschaft“ Fundamentreste von der Burg Ramsteinweiler liegen. Auch in der hohen Stützmauer, welche den Platz vor den Gasthäusern „Sonne“ und „Schloßberg“ gegen den steilen Kirchberg hin schützt, befinden sich viele gutbehauene Buntsandsteinquader, die von der ehemaligen Burg stammen könnten. Von einem Burggraben, der die Burgstelle von dem nordwärts steil ansteigenden Kirchberg absetzte, ist heute nichts mehr zu sehen. Er wurde vollständig aufgefüllt. Vermutlich verlief er in einem Bogen von dem Hausgarten nördlich vom Gasthaus „Schloßberg“ über den Weg und Parkplatz vor demselben und senkte sich südwärts im Zuge des dortigen Gehweges zum Unterdorf hangabwärts. Von der Burg Ramsteinweiler aus bestand gute Sichtverbindung zum Schloß Hausach.

Die Herrschaft Weiler

Der Kern des Herrschaftsgebietes Weiler (Ramsteinweiler) lag rings um das Dorf. Dazu gehörten der Hof Bergeck, das Tal Eschbach und die Güter oberhalb des Weges zwischen dem Herrenstein (Herrenberg) und dem Fischerbach. Es war dies ein kleines Herrschaftsgebiet. Die Herren von Ramsteinweiler waren daher stets darauf bedacht, ihren Besitz zu erweitern. Sie gelangten so nach und nach zu einem ansehnlichen Streubesitz. Die wichtigste Erwerbung geschah im Jahre 1318 durch den Kauf der Herrschaft Fischerbach.

Im Laufe der Zeit geschahen viele Käufe und Verkäufe. Wir erfahren dabei alte Hof- und Flurnamen, deren Einordnung in die heutigen Verhältnisse nicht immer leicht ist. Im Jahre 1409 hören wir von dem Hof Vor Sulzbach (vermutlich heute das Gut Hechtsberg, Gemarkung Einbach), der Negellin Matte, Eichberg Wald, Sprengelberg im vorderen Gechbach und 1451 zu Weiler des Fuchsen Gut, Breittenacker, in der Grub, Obermatt, 1459 des Clausmanns Gut zu Weiler, 1460 des Sägers und Soumers Gut, die Storken Matte, 1486 der Dornhurst, 1493 mehrere Güter zu Eschow (Eschau), 1501 der Acker an der Klingen, der Müß-

acker, Ellmatten, ein Haus, das der Hówer hatte, eine Hofstatt neben Diepold von Ramsteins Haus, das Schwäblin Gütle, Lenlins Garten. Alles gehörte zum Schloß Weiler.

Alle diese Güter waren Lehen der Grafen von Fürstenberg, aber auch die Herren von Hohengeroldseck, das Kloster Gengenbach und der Bischof von Straßburg hatten im vorderen Fischerbach und in der Eschau Lehensrechte.

Alle Hofgüter waren drittel- und fallbar, ihre Besitzer zahlten Gült und Zins und leisteten Frondienste. Von mehreren Höfen besaß das Kloster Gengenbach die Zehntrechte. Abt Gisbert und der Konvent dieses Klosters verkauften am 1. Dezember 1579 ihre Gerechtigkeiten von den im Kinzigtal gelegenen Gütern an die Vormünder des Grafen Albrecht von Fürstenberg um 12400 Gulden. Darunter fielen alle Gerechtsame, auch die Wald- und Wasserrechte zu Haslach, Steinach, Bollenbach, Welschensteinach, Schnellingen, Weiler, Eschau und Fischerbach.

Bemerkenswert ist auch der Bergbau, der ehemals im Gebiet der Herrschaft Weiler betrieben wurde. Wir hören davon am 16. September 1471. Damals gestattete der Bischof Ruprecht von Straßburg, daß Graf Heinrich von Fürstenberg mit ihm zusammen, jeder zur Hälfte, das Silberbergwerk zu Weiler, genannt der „Richberg“ nutzen könne, solange er lebe. Im Jahre 1488 betrieb eine Straßburger Gewerkschaft Bergbau am „Rychenberg gelegen by Wylr“ und bei Schnellingen. Auch im hinteren Eschgrund bei der Fellmatte ging im Jahre 1652 der Bergbau um. Das Gebiet zählte bergbaulich zum Haslacher Revier. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war der Bergbau hier so ergiebig, daß die Grafen von Fürstenberg in Haslach hierfür einen eigenen Bergrichter einsetzten. Man schürfte vornehmlich auf Blei- und Silbererze. Diese wurden in einer Schmelzhütte, die zwischen Haslach und Fischerbach lag, eingeschmolzen. Die wichtigsten Gruben auf Weiler Gebiet befanden sich in Weiler selbst, am Herrenberg, im Ellergrund, am Reichenberg im Bühlloch, an der Fellmatte im hinteren Eschgrund. An dem Bergbau hatten die jeweiligen Herren von Ramsteinweiler keinen Anteil. Die Bergrechte hatten sich die Grafen von Fürstenberg, die das Regalrecht hierüber besaßen, vorbehalten.

Die Herren von Weiler

Nach der Burg Weiler nannte sich ein Rittergeschlecht, als dessen einziger Vertreter der im Jahre 1240 genannte „Albertus miles de Wilere“ bekannt wurde. Ob er Nachkommen besaß, ist unbekannt. Die im Jahre 1329 genannten Brüder Fritsch und Heinrich von Wiler, welche ihr Gut zu Einbach verkauften, gehörten vermutlich keinem Adelsgeschlecht an, sie waren Hintersassen des Ritters Heinrich von Schnellingen.

Schon früh kamen die von Ramstein zu Besitzungen in Weiler und Fischerbach. Sie stammten von der Burg Ramstein im Bernecktal bei Tennenbronn und waren eine Nebenlinie der von Falkenstein. Die in Weiler ansässige Familie nannte sich zur Unterscheidung von der Hauptlinie „von Ramsteinweiler“.

Berthold von Ramstein erhielt im Jahre 1276 von Friedrich von Wolfach die Hälfte des Berges Eck bei Fischerbach als Eigentum. Mit Zustimmung seiner Söhne gab er dieses Gut um seines Seelenheils willen im Jahre 1277 dem Kloster Alpirsbach. Wir hören



Der Schloßberg in Weiler-Fischerbach mit dem Gasthaus „Schloßberg“. Vermutlich verlief der Halsgraben von rechts hinten mitten über den Parkplatz und links den Weg hinab. *Aufn.: H. Fautz*

weiter von ihm in den Jahren 1299 und 1313. Im Jahre 1318 war er tot. Seine Ehefrau hieß Beatrix. Aus welchem Geschlecht sie stammte, ist nicht bekannt.

Am 29. September 1318 verkaufte der Edelknecht Johann Fasant (Fassent) das Tal Fischerbach mit aller Zugehörde an die Brüder Thame und Konrad von Ramstein. Diese waren die Söhne des Thame von Ramstein. Zeuge und Mitsiegler dieser Urkunde war u. a. Hans von Ramstein zu Weiler. Auch ein Burkart von Ramstein zu Weiler wurde zur selben Zeit genannt.

Derselbe Johann Fasant versetzte im Jahre 1336 an Thame von Ramstein eine Matte unterhalb dem Dorfe Weiler. Thame war im Jahre 1339 tot. Seine Witwe Susanna zog nach Zell, wo sie im Jahre 1339 dem Frauenwerk in Straßburg eine Schenkung machte. Aus ihrer Ehe war ein Sohn namens Thame (III.) hervorgegangen, der im Jahre 1358 freileidige Güter bei Ramsteinweiler von dem Edelknecht Johann Fasant kaufte mit Schutz, Bann und Vogtei. Thames Ehefrau war Elisabeth von Husen. Nach einer Urkunde vom 29. November 1358, sie soll eine Fälschung sein, gab Thame seiner Frau als Pfand den Hof Bergeck, den Burgstall Ramstein, und Güter im vorderen Fischerbach für die in die Ehe mitgebrachten 700 Gulden und die ihr vermachte Morgengabe von 100 Gulden. Ob aus dieser Ehe Kinder hervorgegangen sind, ist nicht bekannt.

Ein von Ramstein war in den Jahren 1353/1354 als Ritter im Dienste des Kirchenstaates in Italien, und Walter von Ramstein war 1368 Reiter- oder Bannerführer in der Romagna im Kriegsdienst der päpstlichen Legaten. Ob diese in die Familie der von Ramsteinweiler gehörten, konnte nicht ermittelt werden.

Im Jahre 1372 wurde Burkhard von Ramstein mit Gütern zu Weiler belehnt. Seine Ehefrau war Katharina von Ergbotingen. Ihre Söhne Hans und Walter erhielten um das Jahr 1409 von Graf Konrad von Fürstenberg als rechte Mannlehen den Hof zu Sulzbach (Gem. Einbach), den Sprengelberg im vorderen Gechbach und das Vogtsrecht über alle ihre Güter zu Weiler, die zwischen dem Fischerbach und dem Herrenstein lagen.

Von Hans von Ramstein hörten wir schon im Jahre 1393. Damals erklärte der Bischof Friedrich von Straßburg, daß Hans und seine Geschwister Güter im Fischerbach besitzen würden, die auf des Klosters Gengenbach „Eigenschaft“ liegen und die er, der Bischof, als Reichslehen zu vergeben habe. Hans war der Besitzer der Nillhöfe, des

Tales Rechbach und hatte Güter zu Weiler. Diese vererbte er an Diepold, den Sohn seines Bruders Walter, da es Mannlehen waren, die er seiner einzigen Tochter Susa nicht vererben konnte.

Hans war auch hohengeroldseckischer Lehnsmann. Er hatte als solcher Güter in Hofstetten und zu Luttschutter (Schuttertal). In seinen letzten Lebensjahren wohnte er in Hofstetten. Er war im Jahre 1439 tot. Seine Tochter Susa (Susanna) war verheiratet mit Heinrich von Reckenbach, dem sie die Güter im Rechbach mit in die Ehe brachte. Susa war im Jahre 1454 tot. Nachkommen von ihr sind keine bekannt. Ihr väterliches Erbe fiel an ihre Vettern Michael und Diepold von Ramsteinweiler, die Söhne Walters.

Als im Jahre 1426 die Grafen Heinrich und Egen (Egon) von Fürstenberg mit ihren Städten und Dienstmannen ein Bündnis schlossen gegen alle Angriffe, die von Fürsten, Herren, Rittern, Städten und Bünden kommen könnten, wurde unter den Edelleuten Walter von Ramstein an 5. Stelle genannt vor Franz von Bernbach. In der Geroldsecker Fehde (1439–1444) stand Walter mit den fürstenbergischen Dienstmannen mit Graf Heinrich auf der Seite von Johann und Jakob von Mörs, Herren zu Lahr. Im Jahre 1432 war er im Besitz von straßburger Lehen in Durbach. Von Graf Heinrich von Fürstenberg wurde er am 14. November 1435 mit der Vogtei und dem Gericht über die Leute und Güter zu „Wylr“ belehnt zu einem rechten Mannlehen. Walter war im Jahre 1456 tot.

Er hinterließ die beiden Söhne Michael und Diepold und die Töchter Ännelin und Amalie. Diepold und Michael einigten sich im Jahre 1439 über die von ihrem Onkel Hans geerbten Güter zu Nill, Rechbach und Ramsteinweiler. Michael und seine Frau Byrd (Bryd, Bride) verkauften im Jahre 1455 Grundstücke an der „Kapelle vor Wylergassen“ an Heinrich Rempen. Michael war Beisitzer im Lehengericht der Grafen von Fürstenberg. Im Jahre 1508 war er tot. Er hinterließ einen Sohn namens Clas (Klaus).

Änneli, die Schwester von Michael und Diepold, war lange Zeit außer Landes gewesen. Die beiden Brüder hatten sich in ihr väterliches und mütterliches Erbe geteilt. Nun war Änneli in die Heimat zurückgekehrt. Durch einen Vertrag vom 21. Januar 1451 erhielt sie von ihren Brüdern ihr Erbe zurück. Sie hatte sich mit Andreas von Bergeck, Bürger zu Hausach verheiratet. Dieser stammte von dem Bergeckhof, der zu den Gütern von Ramsteinweiler gehörte. Am 6. Dezember 1456 nahmen die Brüder Michael und Diepold den Andreas von Bergeck mit Zustimmung ihres Lehnsheeren Graf Heinrich von Fürstenberg in ihre Lehngemeinschaft auf. Für dieses Entgegenkommen seitens des Grafen, mußten sie an diesen 60 Gulden bezahlen. Auch gab Michael im Jahre 1460 seinem Schwager die Vogtrechte über einige Güter zu Weiler. Andreas wohnte im Jahre 1489 mit seiner Familie in „Wylr“.

Zur selben Zeit lebte in Haslach eine Endlin (Ennelin) von Ramstein. Sie war von Friedrich von Büchhorn (Büchern) und dessen Frau Suse Röder adoptiert worden, da diese aus ihrer Ehe keine Kinder hatten. Von ihren Adoptiveltern hat sie ein Haus in Haslach geerbt, das sie im Jahre 1453 an den Haslacher Schultheißen Adam von Winterthur verkaufte. Demselben übergab sie im Jahre 1455 auch die Zinsen von Gütern zu Eschau und von drei Höfen im Tale Büchern (Gem. Mühlenbach) mit dem Vorbehaltsrecht des Wiederkaufes. Enneli verheiratete sich mit Wilhelm von Landeck, der Schultheiß der Reichsstadt Gengenbach wurde (1475, 1480). Aus ihrer Verwandtschaft zu den von Ramsteinweiler ergaben sich später Anrechte an das Schlößlein Weiler.

Im Jahre 1486 brannte dem Michael von Ramsteinweiler das „Haus“ in Weiler ab. Dabei verbrannten wichtige alte Lehnbriefe. Graf Heinrich von Fürstenberg stellte am 12. Juli 1486 zu Weiler seinen Lehnsmannen Michael und Diepold neue Lehnbriefe aus. Sie erhielten wieder alle Güter, die bisher ihre Vorfahren besessen hatten, wie den Hof Vor Sulzbach, des Negellins Matten, die Dornhurstäcker, den Eichberg, die Vogtei und das Gericht über die Leute und Güter „ob dem Wege ze Wylr“ zwischen dem Fischerbach und Herrenstein. Vermutlich bewohnten Michael und Diepold damals nicht mehr das Schlößlein Weiler, sondern eigene Häuser im Dorfe Weiler.

Michael war im Jahre 1508 tot, vermutlich ist er aber schon in den vorhergegangenen 90er Jahren gestorben. Sein Bruder Diepold wurde im Jahre 1508 als Vormund und Träger des Sohnes Clas seines verstorbenen Bruders mit allen dessen Gütern zu Weiler belehnt. Von diesem Clas sind keine Nachkommen bekannt.

Von einem Hans von Ramstein zu „Wyler ob Haßlach“ gessen hören wir im Jahre 1502. Er hatte Güter im Banne zu Weiler, die er als fürstenbergische Mannlehen trug. Da er nur eine Tochter als Erbin hatte, gestattete Graf Wolfgang, daß nach seinem Tode seine Frau die Güter als Leibgeding behalten dürfe und diese nach ihren Ableben an die Tochter, die mit Jörg Fuchs verheiratet war, gegen die Bezahlung des doppelten Zinses vererbt werden können.

In den Jahren nach 1500 starb das Geschlecht der von Ramsteinweiler im Mannesstamm aus. Bernhart von Ramstein, er war burgundischer Rat und Hauptmann zu Ensisheim gewesen (1465, 1469), hatte das Schlöblein Weiler an seine Schwäger Daniel Röder, Gemahl der Genoveva Landeck, Vyt Schenner (Schöner) von Strubenhart, Gemahl der Ottilie Landeck und Gerhard Uler von Dieburg, Gemahl der Margartha von Landeck gegen die Zusage eines Leibgedings verpfändet. Nun löste er im Jahre 1500 dieses Pfand ein und verkaufte es an die Brüder Georg und Mattern Walter von Eschau, die ihm eine Leibpfründe gewährten und auch die Wiederlösung von 20 Gulden an seine Schwäger ausbezahlten. Damit war die Burg Weiler endgültig aus dem Besitz der von Ramsteinweiler in andere Hände gekommen.

Bald wechselte diese abermals ihren Besitzer. Am 28. März 1508 kaufte Junker Martin von Blumnegk (Blumegg) von den Brüdern Walter das „Schlöblein Wylr“ mit Gütern und Zugehörde um 180 Gulden. Junker Martin hatte schon im Jahre 1492 von Graf Wolfgang von Fürstenberg zu einem rechten Erblehen die Güter, Zinsen und Rechte, welche die von Schnellingen zu Eschau und bei Weiler besaßen, erhalten, dazu die Vogtei zu Schnellingen. Seinem Sohn Christoph verlieh Graf Wilhelm von Fürstenberg im Jahre 1511 diese Güter zu einem rechten Erblehen. Christoph war im Jahre 1543 tot.

Die Erben der von Blumeck, Wolf Stoll von Staufenberg, seine Frau Barbara und ihr Sohn Kaspar, verkauften die Güter zu Eschau, Weiler und Schnellingen an Jos Münch von Rosenberg, damals württembergischer Vogt zu Hornberg. Graf Wilhelm von Fürstenberg gab am 16. Januar 1543 zu diesem Kauf seine Zustimmung.

Im Jahre 1549 bestand die Gefahr, daß mit der Ablösung der Herrschaft Ortenau durch Österreich auch die Lehen im Kinzigtal, an welche das Kloster Gengenbach Anrechte hatte, für das Haus Fürstenberg verloren gehen könnten. Graf Friedrich forderte daher den Oberamtmann Jos Münch auf, wegen des Kaufes der Lehenschaft Weiler mit dem Abt von Gengenbach alsbald Verhandlungen aufzunehmen. Das war wohl mit ein Grund dafür, daß Graf Friedrich im Jahre 1551 die Güter im Fischerbach, Eschau, Weiler, Schnellingen nach Lehensrecht einlöste bzw. zurückkaufte.

Hans Jakob Münch von Rosenberg wohnte noch im Jahre 1564 in Ramsteinweiler. Er verkaufte im Jahre 1577 an die Vormünder des Grafen Albrecht von Fürstenberg seine freieigenen Höfe, Zinsen und Gefälle zu Weiler, Eschbach, Fischerbach, Haslach, Mühlenbach, Hauserbach, Hausach, Breitenbach und Gechbach für 3450 Gulden. Noch blieb er im Besitz von Ramsteinweiler. Er starb vor dem Jahre 1597. Die Vormünder seiner Kinder, Jakob von Bern und Klaus Röderer von Diersburg, sowie der Vogt der hinterlassenen Witwe Maria Jakobe, geborene von Jestetten, Rudolf Steritz, Stadtschreiber zu Zell, verkauften am 1. August 1597 mit Einwilligung des Grafen Albrecht den freieigenen Besitz Ramsteinweiler mit aller Zugehörde, auch die hohengeroldseckischen Lehnsgüter, für 11 500 Gulden an den festen fürstenbergischen Hofmeister Hans Pluiwer (Pleuer, Pleyer, Plewer). Er und seine Nachkommen nannten sich fortan Pleuer von und zu Ramsteinweiler. Er wohnte im Schlöblein Weiler, von wo er auch seine Amtsgeschäfte tätigte.

Anläßlich der Regelung des Weidganges im oberen und unteren Dorf Weiler hören wir, daß nach dem Gallustag (16. Oktober) alle Güter als gemeinsame Weide gelten,

mit Ausnahme der zum Schloß Ramsteinweiler gehörenden Grundstücke, die wie bisher „gefreite adelige Schloßgüter“ bleiben und nicht zur allgemeinen Viehweide gehören.

Johann Pleuer war im Jahre 1610 tot. Für seinen noch minderjährigen Sohn Albrecht Wilhelm übernahm der feste Johann Münch von Rosenberg die Verwaltung der Ramsteinweiler Güter. Dieser Johann Münch war der letzte seines Stammes, er starb im Jahre 1636.

Die von Pleuer blieben noch über hundert Jahre im Besitz von Ramsteinweiler. Karl Anton von Pluiwer war hier der letzte Vertreter seines Geschlechtes. Er war in tiefe Schulden geraten. Deshalb verkaufte seine Witwe im Jahre 1749 Ramsteinweiler mit aller Zugehörde für 12000 Gulden an den Fürsten Josef Wilhelm Ernst von Fürstenberg. Die Liegenschaften wurden hernach an die Gemeinde und an deren Bürger verkauft. Weiler-Fischerbach blieb ein Teil der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal bis zum Jahre 1806, in welchem Jahre es mit dieser an das Land Baden fiel.

Burg Mühlenbach

von Manfred Hildenbrand

Südlich von Haslach liegt die Gemarkung der Gemeinde Mühlenbach, die eine große Zahl von Tälern aufweist. In mehreren Urkunden aus den Jahren 1371, 1398 und 1493 werden Güter und Zinsen im „Burggraben“ genannt, einem Seitental des auf der Gemarkung Mühlenbach gelegenen Tals „Büchern“¹⁾. Das Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg aus dem Jahre 1493 zählt als Besitz der Fürstenberger einen „Burgstall“ in Mühlenbach auf²⁾. Wo dieser Burgstall sich befand, ist bis heute ungeklärt. Otto Göller vermutet ihn auf dem sogenannten „Birkle“, dem Abschluß eines Höhenzuges zwischen Büchern- und Fannistal³⁾. Zwar befinden sich auf dem „Birkle“ ein alter Wall und ein Graben, welche man heute noch erkennen kann. Ob sie jedoch die Überreste einer mittelalterlichen Burg sind, erscheint uns sehr zweifelhaft. Wir neigen zu der Annahme, daß der alte Wall und der Graben die Überreste einer aus der kelto-romanischen Zeit stammenden „Fliehburg“ darstellen, die bereits im frühen Mittelalter nicht mehr vorhanden war. Diese alte Fliehburg bestand nur aus einem Wall oder Mauerring mit einem Graben aber ohne Gebäude und diente als Zufluchtsort der Bevölkerung. Die mittelalterliche Burg, die im Besitz der Edelknechte von Buechern war, befand sich wahrscheinlich jedoch auf dem Höhenzug des Seitentals „Burggraben“⁴⁾. Bis jetzt hat man allerdings die Reste dieser Stammburg nicht entdeckt, Während auf dem „Birkle“ keinerlei Sandsteinvorkommen vorhanden sind, ist im „Burggraben“ an mehreren Stellen der rote Sandstein zu finden, welcher sehr oft ein sicheres Anzeichen für eine ehemals existierende Burganlage ist. Wie das Beispiel der Heidburg oder der Burg Waldstein im

1) Vgl. Otto Göller, Mühlenbach, Ortenau 1934, S. 394.

2) Fürstenbergisches Urkundenbuch VII, Nr. 163, S. 294.

3) Otto Göller, a. a. O. S. 394.

4) Die Anhöhe, die direkt am „Burggraben“ liegt, ist der Gummerstein. Auf ihr könnte die Burg gestanden haben.



Dieses Bild zeigt den Eingang des „Burggrabens“ im Bücherntal.

Fischerbachtal zeigt, wurden mit Vorliebe dort Burgen gebaut, wo der Sandstein als Baumaterial vorhanden war.

Wann die Herren von Buchhorn oder Buechern ihre Burg gebaut haben, läßt sich urkundlich nicht feststellen. In einer Urkunde aus dem Jahre 1313 werden zum ersten Male die Brüder Claus und Friedrich von Buechorn erwähnt, von denen der erstere „der voget von Haselahe“ war⁵⁾, also offenbar nicht mehr auf der Stammburg wohnte. 1314 vermachte Friedrich von Buechorn mit Zustimmung seiner Brüder Niclaus und Ulrich einen Teil seiner Güter seiner Ehefrau Else. Als Zeuge dieses Erbschaftsvertrages wurde unter anderen Graf Egen von Fürstenberg genannt⁶⁾. 1327 verkaufte Konrad von Ortenberg dem Edelknecht Franz von Bärenbach alle ihm gehörenden Rechte auf des „Meyers Gut von Buechorn“⁷⁾. Der bereits erwähnte Vogt und Schultheiß Claus von Buechorn vermachte 1350 seinen Söhnen Walther und Claus sein Haus in Haslach⁸⁾, was beweist, daß er damals dort seinen Wohnsitz hatte. 1413 empfing Hans von Buechern ein Lehen vom Grafen Konrad von Fürstenberg auf der Gemarkung Mühlenbach⁹⁾. Hans von Buechern wurde 1418 vom Markgrafen von Baden und Hachberg mit Büchern belehnt. 1423 bekam sein Sohn Friedrich von Karl von

5) FUB II, Nr. 70, S. 49.

6) FUB II, Nr. 71, S. 49.

7) FUB II, Nr. 151, S. 101.

8) FUB II, Nr. 277, S. 176.

9) FUB III, Nr. 55, S. 43.

Baden und Hachberg erneut Büchern zugesprochen¹⁰). 1440 belehnte Friedrich von Buechern den „ehrbaren Henslin Loeffler von Mylenbach“ und all seine Erben mit dem „Brügel zu Mylenbach under der kirchen her ab“¹¹) gegen einen jährlich an Martini zu zahlenden Zins von 1 Pfund Straßburger Münzen und einem Huhn¹²). 1451 starb Friedrich von Buechern als letzter seines Geschlechts¹³). Seine Ehe mit Susanna Röder war kinderlos geblieben, weshalb er Ennelin von Ramstein, die spätere Gattin Wilhelms von Landeck, an Kindes Statt annahm und ihr sein Haus in Haslach vermachte. Um das Erbe des letzten Herrn von Buechern entstand ein jahrelanger Rechtsstreit¹⁴).

Zunächst schien es, als ob Jörg von Schauenburg das Erbe Friedrichs bekommen sollte. Die Stadt Haslach setzte jedoch Anna Röder, eine Schwester der verstorbenen Ehefrau Friedrichs von Buechern, als Erbin ein. Schließlich beanspruchte sogar Graf Heinrich VI. von Fürstenberg im Jahre 1476 das Erbe Friedrichs, vor allem dessen Haus in Haslach samt allem Zubehör. Nach dem Tode Jörgs von Schauenburg gingen dessen Erbansprüche auf seine Söhne über. Von diesen erklärte Schwicker von Schauenburg 1478 wegen dieser Angelegenheit Heinrich VI. von Fürstenberg und der Stadt Haslach Fehde, zog vor Haslach, machte Gefangene und verursachte dem Grafen Heinrich einen Schaden von 1000 Gulden. Durch die Vermittlung von Jörg von Staufenberg wurde die Fehde jedoch bald darauf beigelegt. Schwicker ließ die Gefangenen frei, und der Erbstreit wurde zur endgültigen Entscheidung dem Pfälzer Hofgericht überwiesen. Dieses fällte 1479 ein Urteil, das von den streitenden Parteien angenommen wurde: Philipp von Schauenburg, der zweite Sohn Jörgs von Schauenburg, an den inzwischen die Erbansprüche gefallen waren, und Heinrich VI. von Fürstenberg mußten sich das Erbe Friedrichs von Buechern teilen¹⁵).

In einer Urkunde aus dem Jahre 1507 gestattete Markgraf Christof von Baden und Hachberg, daß sein Kanzler Dr. Jacob Kirsser die Güter in Mühlenbach und Windenbach, die er bisher von ihm zu Lehen trug, an den Vogt von Wolfach Andres Ketz verkaufte. In der gleichen Urkunde wird erwähnt, daß diese Güter zuvor dem Friedrich von Buechern gehört hätten¹⁶). In allen Urkunden über die Belehnungen, Käufe und Verkäufe der Herren von Buechern wird nie die Stammburg erwähnt. Sie dürfte wohl zu den Gütern gehört haben, welche vom Pfälzer Hofgericht dem Grafen von Fürstenberg zugesprochen worden waren, weshalb im Urbar Wilhelms von Fürstenberg 1493 auch der „Burgstall“ in Mühlenbach als dessen Besitz angeführt wird¹⁷). In den Schaffneirechnungen des Amtes Haslach¹⁸) werden noch im Jahre 1620 die Einnahmen des „Burgstalls“ in Mühlenbach angegeben.

Mitte des 17. Jahrhunderts scheint die Burg bereits verfallen gewesen zu sein, denn sie wird von nun an nicht mehr erwähnt.

Das ebenfalls auf der Gemarkung Mühlenbach gelegene Seitental Bärenbach hat auch einem Dienstmannengeschlecht den Namen gegeben. Ob allerdings dort eine Burg gestanden hat, ist nicht bekannt. In den Urkunden finden wir darüber keine Angaben. Die Edlen von Bärenbach waren teils Lehnsleute der Herren von

10) FUB III, Nr. 59, S. 117.

11) Ein „Brügel“ oder „Brühl“ war eine Wasserwiese. Vgl. M. R. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Bayreuth 1931, S. 39.

12) FUB III, Nr. 297, S. 226.

13) FUB III, Nr. 396, S. 294; FUB III, Nr. 546, S. 395/396; FUB VI, Nr. 41,7, S. 84; FUB VI, Nr. 41,8, S. 85.

14) FUB IV, Nr. 4, S. 3 ff.

15) FUB IV, Nr. 4, S. 3.

16) FUB IV, Nr. 454, S. 407. 17) FUB VII, Nr. 163, S. 294.

18) Schaffneirechnungen des Amtes Haslach, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.

Üsenberg, teils der Grafen von Fürstenberg¹⁹⁾. Ein Konrad von Bärenbach wird schon 1303 genannt²⁰⁾. Im Fürstenberger Lehenbuch wird 1413 ein Franz von Bärenbach als Schultheiß von Haslach erwähnt²¹⁾. Die Herren von Buechern und die von Bärenbach standen in mannigfaltigen lehensrechtlichen Beziehungen zueinander, was aus mehreren Urkunden hervorgeht²²⁾.

19) Otto Göller, Ortenau 1934, S. 395.

20) FUB II, Nr. 12, S. 9.

21) FUB III, Nr. 55, S. 44.

22) FUB II, Nr. 151, S. 101; FUB III, Nr. 55, S. 44; FUB III, Nr. 288, S. 222.

Die Heidburg

von Manfred Hildenbrand

Die Heidburg, im Volksmund auch Steinschlöble genannt, stand etwa sieben Kilometer südlich von Haslach im Zinken Ullerst der Gemarkung Hofstetten auf einem Buntsandsteinkegel von 617 Metern. Nur noch wenige schwer erkennbare Mauerreste und ein fast völlig zugeschütteter Ziehbrunnen künden heute noch von ihr. 1954 wurde auf dem Hofe des Schloßbauern am Querweg Lahr-Rottweil, am Fuß des Burghügels der ehemaligen Heidburg, ein gotisches Kapitäl entdeckt, das sich heute im Haslacher Heimatmuseum befindet. Es handelt sich um ein spätgotisches Blattkapitäl, welches wahrscheinlich aus der ehemaligen Burgkapelle stammt¹⁾. Im selben Museum wird auch ein Torschlüssel der Heidburg aufbewahrt, der seiner Form und Technik nach ebenfalls der gotischen Zeit zugerechnet werden darf. Er hat die ansehnliche Größe von 24 Zentimetern. Die einzige bildliche Darstellung der Heidburg stammt von Jacob Menzinger. Er zeichnete sie im Jahre 1655 in seinem „Mathematischen Grundriß der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal“ bereits als Ruine ein²⁾. Der Gutacher Maler Professor Liebich hat nach der Zeichnung Menzingers ein Bild gefertigt, nach dem der Villinger Maler Goetze das hier wiedergegebene Aquarell malte³⁾. Natürlich läßt sich sowohl nach der Zeichnung Menzingers, wie auch nach den Bildern Liebichs und Goetzes nicht genau sagen, wie die Heidburg einmal ausgesehen hat. All diese bildlichen Darstellungen geben keine exakten baugeschichtlichen Hinweise, sondern gründen mehr oder weniger auf Vermutungen. In den historischen Quellen fehlen Hinweise, wie die Heidburg einmal ausgesehen haben könnte, fast völlig.

1) Franz Schmider: Hansjakob- und Heimatmuseum Haslach i. K., Ortenau 1956, S. 45/46.

2) Die Karte befindet sich im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen, Kasten II, Fach III, O. Z. 42a. In einer weiteren Karte, die wir von diesem Gebiet besitzen, ist die Ruine der Heidburg wieder ganz anders dargestellt. Diese zweite Karte wurde 1796 von August Eckhard nach der Karte des Basler Bürgers Jacob Menzinger kopiert. Sie befindet sich ebenfalls im F. F. Archiv, Kasten II, Fach III, O. Z. 42b.

3) Es ist im Besitz von Adolf Schneider (Haslach).



Die Heidburg als Ruine und der Schloßhof. Federzeichnung von Jacob Menzinger auf seiner Karte der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal 1655.

Ihr Name ließe sich mit „Burg im Heideland“ oder auch mit „arx paganorum“ (Burg der Heiden) erklären⁴⁾. Ob allerdings die Römer ein Kastell auf dem „Heideberg“ hatten, ist nicht mit Sicherheit nachweisbar, jedoch durchaus möglich, da die Heidburg die alte Straße vom Breisgau zur Donau beherrschte und sich ihr entlang überall römische Wachtposten befanden. Mit Vorliebe baute man auf solchen strategisch günstigen Höhen Burgen, zumal der als Baustein sehr geeignete Sandstein in allernächster Nähe gebrochen werden konnte. Wann und von wem die Heidburg gebaut wurde, ist nicht bekannt. Urkundlich zum ersten Mal wird sie 1351 als Besitz der Grafen Heinrich und Hug von Fürstenberg

⁴⁾ Unter „Heide“ oder „Haide“ versteht man in erster Linie die Uralten, egal, ob Kelten, Germanen oder Römer; vgl. auch „Haidenbühl“ oder „Heidenbühl“. M. R. Buck, Oberbadisches Flurnamenbuch. Bayreuth 1931, S. 98, Albert Krieger: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Heidelberg 1898, S. 248.

erwähnt: „Heideburg unser vesti, du gelegen ist zwuschent Eltzach und Haselach uf der höhi . . .“⁵⁾ Ihr Vater, Graf Götz, hatte seinen beiden Söhnen eine Menge Schulden hinterlassen, so daß ihr Grundbesitz stark belastet war und die Schulden drückten⁶⁾. Im selben Jahr mußten die beiden Grafen die Heideburg und die zu ihr gehörenden vier Meierämter für 500 Mark Silber an das reiche Freiburger Bürgergeschlecht der Geburen verpfänden. Heinrich und Hug mußten dafür 10 Prozent Zins bezahlen. Um die genannte Pfandsumme ging die Burg auf Berthold Gebur und auf die Witwe seines Bruders Johann, Elisabeth Kötzin, in Pfandbesitz über⁷⁾. Die beiden Grafen hatten außer dem jährlichen Zins noch vierzig Pfund Pfennige aufzubringen wegen der „Burghut“. Die Geburen oder ihr Gesinde durften Holz für die Brücken und zur Feuerung aus den umliegenden Wäldern der Grafen holen, die Kosten für eventuell notwendige Renovierungsarbeiten in der Burg mußten ihnen von den Fürstenbergern ersetzt werden. Wenn die Geburen sich auf der Burg aufhielten, durften sie in allen Bächen der Herrschaft fischen, ihr Gesinde oder ihre Knechte dagegen nur in der Elzach und Frischnau. Falls in Kriegszeiten zur Sicherung der Burg mehr als fünf Kriegs-

5) FUB II, Nr. 287, S. 180.

6) Georg Tumbült: Das Fürstentum Fürstenberg. Freiburg 1908, S. 34/35.

7) FUB II, Nr. 287, S. 180.

Die Heideburg. Aquarell des Villingener Malers Goetze nach der Federzeichnung Menzingers.



knechte eingesetzt werden mußten, verpflichteten sich die Grafen, die Kosten zu übernehmen, die die vierzig Pfund Pfennige für die „Burghut“ überstiegen. Die Freiburger Gläubiger forderten von den Grafen Heinrich und Hug nicht weniger als fünfzig Bürgen, darunter einen Herzog, einen Markgrafen und mehrere Grafen, ein klarer Beweis dafür, daß die Heidburg damals nicht eine kleine, unbedeutende Feste war, sondern eine wertvolle, mächtige Burganlage. Als die Geburen den beiden Grafen noch eine Nachzahlung von 50 Mark Silber leisteten, erhöhte sich der Pfandsatz der Heidburg auf 550 Mark Silber⁸⁾. Nach dem Tode seines Bruders Heinrich mußte sich Graf Hug sogar noch in den Lehnsdienst des Straßburger Bischofs Johann begeben und verpfändete ihm auf zehn Jahre die Stadt und das Schloß Haslach, die Stadt und die Burg Bräunlingen, die Stadt Vöhrenbach, die Burg Zindelstein sowie die „Heydeburg, so su irloset wur“⁹⁾. Es dauerte jedoch noch eine ganze Reihe von Jahren, bis Graf Hug die Burg wenigstens teilweise „einlösen“ konnte. Erst 1368 war er in der Lage, von den 550 Mark Silber 425 Mark Silber zurückzuzahlen, worauf sie ihm wieder aufgelassen wurde.

Die restlichen 125 Mark Silber blieben im Pfandbesitz von Johann von Falkenstein, einem Schwiegersohn des Berthold Gebur¹⁰⁾. Unter Hugs Sohn, dem Grafen Johann von Fürstenberg-Haslach, ging die Pfandschaft an den reichen Freiburger Unternehmer Johann Malterer über. Die Pfandsumme erhöhte sich wieder beträchtlich, da der Sohn Johann Malterers, Martin, für den Grafen Johann eine Menge Schulden bezahlte, die er auf die Pfandsumme für die Heidburg schlug¹¹⁾. Wie Graf Johann, so fiel auch Martin Malterer in der Schlacht bei Sempach 1386¹²⁾. Eine Urkunde aus dem Jahre 1413 nennt als gemeinsame Pfandgläubiger der Heidburg den zweiten Gemahl von Malterers Tochter Gisela, Eppo von Hattstadt, Heinrich und Ludwig von Blumeneck sowie Hans Martin Diethrich, die alle mit den Malterern verwandt waren¹³⁾. Im Jahre 1416 waren Heinrich von Geroldseck-Lahr und sein Schwager Bernhard von Eberstein Mitinhaber der Burg, da sie der zweiten Tochter Martin Malterers, Verene, ihren Anteil an der Heidburg abgekauft hatten¹⁴⁾. Die beiden nahmen die Heidburg in Besitz und ließen sich in ihr häuslich nieder. Dagegen protestierte Graf Konrad von Fürstenberg und wies urkundlich seine Rechte auf die Burg nach. Dies nützte jedoch nichts; denn Heinrich von Geroldseck und Bernhard von Eberstein räumten die Burg nicht, so daß der Fürstenberger gewalt- sam gegen sie vorgehen mußte. Gemeinsam mit seinem Bundesgenossen Brun Wernher von Hornberg überfiel er 1418 die Heidburg, vertrieb die beiden, nahm ihr Gesinde und ihre Knechte gefangen und fügte dem Geroldsecker und Ebersteiner großen Schaden zu¹⁵⁾. Die streitenden Parteien wandten sich an den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein und baten um Schlichtung des Streites. Dieser überwies den Streitfall jedoch an den Bürgermeister und Rat der Stadt Straßburg. Am 10. April 1418 fand in Straßburg unter Vorsitz der Ratsherren Johann Mauß und Ulrich Bock die Schlichtungsverhandlung statt¹⁶⁾, die jedoch nicht zugunsten des Grafen Konrad ausging. Der Urteilsspruch forderte den Fürstenberger auf, die Heidburg zu räumen, sie wieder an Heinrich von Geroldseck-

8) FUB II, Nr. 340, S. 228; Otto Göller: Die Heidburg. Ortenau 1934, S. 397.

9) FUB II, Nr. 331, S. 216; vgl. FUB II, Nr. 332, S. 217, FUB II, Nr. 333, S. 218.

10) FUB II, Nr. 412, S. 273.

11) Otto Göller, Ortenau 1934, S. 397.

12) Er hatte keinen Sohn, sondern nur vier Töchter, die gemeinsam die Pfandschaft der Heidburg erbten.

13) FUB III, Nr. 78, S. 58, und Nr. 92, S. 82.

14) FUB III, Nr. 110, S. 91.

15) FUB III, Nr. 119, S. 96.

16) FUB III, Nr. 123, S. 99.

Der Bergkegel, auf dem die Heidburg stand. Links der Schloßhof.



Lahr und Bernhard von Eberstein zurückzugeben, die Gefangenen freizulassen und den angerichteten Schaden zu ersetzen. Auch sollte ein auf der Heidburg in den Kämpfen zerstörtes Gebäude von Graf Konrad wieder aufgebaut werden¹⁷⁾.

Konrads Sohn, Graf Heinrich VI., wollte die Heidburg 1435 wieder einlösen, was ihm jedoch nicht gelang. Als Besitzer der Burg wurden damals genannt Graf Konrad von Tübingen-Lichteneck, der Gemahl von Malterers Tochter Verene, der anscheinend seinen Anteil wieder zurückgekauft hatte, Kaspar von Klingenberg, der Gemahl der dritten Tochter Martin Malterers, und Berthold von Staufen, der Gemahl der vierten Tochter¹⁸⁾. Der Sohn Bertholds von Staufen, Jacob von Staufen, verkaufte 1458 seinen Anteil an der Heidburg an seinen Onkel Thomas von Falkenstein¹⁹⁾. Nun begannen jahrelange Streitigkeiten zwischen Graf Heinrich VI. von Fürstenberg und Thomas von Falkenstein über die Einlösung der Pfandschaft und über die Fischrechte im Hofstetter Bach, die der Falkensteiner für sich allein beanspruchte, sowie über die Nutzung des Steinbruches bei der Heidburg²⁰⁾. Im Jahre 1476 hatte Thomas von Falkenstein eine Fehde mit Erzherzog Sigmund von Habsburg. Die Heidburg wurde von den Truppen des Erzherzogs eingenommen. Thomas von Falkenstein selbst wurde gefangengenommen und in den Kerker geworfen. Als er wieder freigelassen wurde, mußte er dem Habsburger das Öffnungsrecht der Burg einräumen²¹⁾. Im Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg aus dem Jahre 1493 wird als Burgvogt der Falkensteiner auf der Heidburg ein gewisser Blasin genannt und betont, daß „Heidburg schloß und herrschaft Hofstetter tal mit den tellern Mullers, Salmenspach, Breitebnet, Walters pach²²⁾ und dem dorf Hofstetten ain pfandschafft“ ist²³⁾. Noch 1502 nannte sich der Sohn des Thomas von Falkenstein, Sigmund, „friher zu Heitberc“²⁴⁾. 1519 verkaufte Sigmund von Falkenstein, der anscheinend inzwischen der alleinige Pfandinhaber der Heidburg geworden war, „sine veste Heidburg mit aller zugehord“ für 2822 Gulden an die Grafen Wilhelm und Friedrich von Fürstenberg²⁵⁾. Bei der Teilung der Kinzigtäler Herrschaft im Jahre

17) Ebenda.

18) FUB III, Nr. 239, S. 176; vgl. auch FUB III, Nr. 249, S. 186, und FUB III, Nr. 250, S. 187.

19) FUB III, Nr. 450, S. 338. Thomas von Falkenstein gehörte der Schweizer Linie dieses Geschlechts an. Sie hatten ihren Stammsitz im Kanton Solothurn. Karl S. Bader: Das badisch-fürstenbergische Kondominat im Prechtal. Freiburg 1934, S. 39.

20) FUB III, Nr. 618, S. 437, FUB IV, Nr. 336, S. 320/321.

21) FUB III, Nr. 630, S. 444.

22) Gemeint sind die Täler Ullerst, Salmensbach, Breitebene, Altersbach.

23) FUB VII, Nr. 163, S. 296/297.

24) Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch I, Heidelberg 1919, S. 335 f.

25) Mitteilungen aus dem F. F. Archiv I, Nr. 108, S. 53.



Die fast zugeschüttete Zisterne des Ziehbrunnens auf der Heidburg.

1522 erhielt Wilhelm die Burg²⁶⁾, verpfändete sie jedoch 1541 wieder dem Junker Jos Münch von Rosenberg. Erst 1552 löste Graf Friedrich die verpfändete Burg von den Erben Jos Münchs wieder ein²⁷⁾.

Die Lage der Heidburg an der Grenze des badisch-fürstenbergischen Kondominats Prechtal und die häufigen Verpfändungen hatten die Rechtsverhältnisse an der Burg und der Herrschaft erheblich verwischt. Anfang des 16. Jahrhunderts erhob Baden Anspruch auf den Mitbesitz der Heidburg, wobei es behauptete, daß die Heidburg zum Kondominat Prechtal gehöre²⁸⁾. Baden drang jedoch mit seinem Rechtsanspruch nicht durch. Bei einem Zeugenverhör in Offenburg im Jahre 1526 konnten die Fürstenberger nachweisen, daß die Pfandschaft Heidburg Bestandteil der Herrschaft Kinzigtal sei²⁹⁾. Die Rechtslage scheint jedoch nie ganz geklärt worden zu sein; denn Baden trat mit seinen Ansprüchen auf die Heidburg immer wieder hervor³⁰⁾.

Nach dem Tode Graf Christophs I. verkauften die Vormünder des damals erst zweijährigen Sohnes Christofs, Graf Albrecht, seine Oheime, Graf Heinrich VIII. und Graf Joachim, im Jahre 1560 für 120 Gulden alle „zahmen und wilden“ zur Heidburg gehörenden Güter an einen Jacob Mayer in Fischerbach³¹⁾. Damals muß die Heidburg bereits weitgehend verfallen gewesen sein; denn in der Verkaufsurkunde wurde dem Käufer zugestanden, er könne aus dem „in Abgang geratenen Haus Heidburg“ und dem dabei gelegenen Steinbruch Holz, Eisen und Steine, doch nur zu Meierhofsgebäuden, für sich oder andere Untertanen des Grafen Albrecht nehmen. Die Fürstenberger behielten sich jedoch, falls sie „das Haus Heidburg wieder aufrichten“ wollten, den Rückkauf gegen Erstattung der Verkaufssumme und etwaiger aufgewandter Baukosten vor³²⁾. 1569 berichtete

26) Mitteilungen I, Nr. 154, S. 70.

27) Mitteilungen I, Nr. 777, S. 524.

28) Praeliminaria über die Jurisdiktionsstreitigkeiten mit Baden. F. F. Archiv Donaueschingen. Kameral. Haslach J 1/2, vol. 1, fasc. 1a; Bader, a. a. O. S. 40.

29) F. F. Archiv, a. a. O. fsc. 1a.

30) Bader, a. a. O. S. 40.

31) Mitteilungen II, Nr. 22, S. 23.

32) Ebenda.

Oberamtmann Johann Branz an die Vormünder des Grafen Albrecht, daß er vernommen habe, Jacob Mayer ließe den Brunnen der Heidburg zuschütten. Er sei daraufhin selbst dort vorbeigeritten und finde, daß Mayer des Guten zu viel tue. Deshalb habe er jenem verboten, etwas an der Heidburg zu verändern. Auch wolle er sehen, wie dem „höheren geheuß“³³⁾ zu helfen sei, so daß es noch fünf Jahre aufrecht bleiben möge³⁴⁾. Wahrscheinlich sind die Güter der Heidburg nach dem Tode des Jacob Mayer im Jahre 1572³⁵⁾ von den Fürstenbergern zurückgekauft worden. Jetzt wird die Burg in den Urkunden der fürstenbergischen Verwaltung nicht mehr genannt. Nur in einem Bericht von Gregorius Hadler, des Propstes des Stiftes Waldkirch, aus dem Jahre 1588 wird die Heidburg nochmals erwähnt. Der Burgstall der Heidburg liege, so weist der Propst nach, auf der Grenze des Konstanzer und Straßburger Bistums. Deshalb seien in dem Schlosse zwei Altäre gewesen, von denen der eine, geweihte, zum Konstanzer, der andere, ungeweihte, zum Straßburger Bistum gehört habe³⁶⁾. 1623 war die Burg ganz zerfallen³⁷⁾, so daß sie in der Karte Jacob Menzingers aus dem Jahre 1655 nur noch als Ruine eingezeichnet ist³⁸⁾.

33) Gemeint ist hier vermutlich der Palas der Heidburg.

34) Mitteilungen II, Nr. 686, S. 547/48.

35) Mitteilungen II, Nr. 686, S. 548.

36) Mitteilungen II, Nr. 686, S. 547/48; vgl. auch Mitteilungen II, Nr. 951, S. 701/702.

37) Otto Göller, Ortenau 1934, S. 399.

38) Der Haslacher Volksschriftsteller Dr. Heinrich Hansjakob hat die gefühlvollsten Szenen seiner Erzählung „Der Leutnant von Hasle“, welche als zeitlichen Hintergrund den Dreißigjährigen Krieg haben, auf der Heidburg spielen lassen, obwohl diese 1623 schon verfallen war. Alles, was Hansjakob vom Schloß Heidburg und seinen Bewohnern in dieser Erzählung schreibt, ist dichterische Phantasie. Vgl. dazu Otto Göller: Der Leutnant von Hasle. Quellenkritische Untersuchung. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 96, 1948, S. 326–336.



Noch vorhandene Mauerreste der Heidburg mit einem Fenster oder einer Nische.

Der Name „Heidburg“ ist heute noch als Flurname gebräuchlich. Da die Burg nach ihrem Zerfall und die Spitze des Bergkegels als Steinbruch dienten zur Gewinnung des roten Sandsteins, sind nur noch sehr wenige Mauerreste der einstigen Burg bis in unsere Zeit übriggeblieben. Im Schlußkapitel seines „Leutnant von Hasle“ berichtet Heinrich Hansjakob von seinem im Mai 1895 ausgeführten Besuch der Heidburg in Begleitung des 84 Jahre alten Großvaters aus dem Gasthaus „Zu den drei Schneeballen“ in Hofstetten, der in seinen jungen Jahren, wie er dem Haslacher Volksschriftsteller erzählt hatte, noch die gewaltigen Ruinen der Burg sah, welche seitdem gänzlich verschwunden sind. Hansjakob schreibt dann weiter: „Die umliegenden Bauern haben von ihnen (den Ruinen) ihre Bausteine geholt, und seit mehr als einem halben Jahrhundert brechen fast täglich Steinhauer die roten Sandsteine aus dem Bergkegel, auf dem die Burg stand. Im Volksmund hat die Heidburg deshalb ihren alten Namen eingebüßt und heißt heute das Steinschlößle.“³⁹⁾ Selbst die Eckquader seiner Grabkapelle in Hofstetten ließ Hansjakob aus dem Sandstein der ehemaligen Heidburg zuhauen⁴⁰⁾. Die Burgruine und der Steinbruch waren damals im Besitze von Hansjakobs altem Freund, dem Steinhauer Klaus von der Funi, dessen Nachfahre, der Bauer und frühere Steinhauer Hermann Uhl von der Funi, noch heute Besitzer des alten Steinbruches und des Bergkegels ist, auf dem die ehemalige Heidburg stand. Auch der zur Herrschaft Heidburg gehörende Schloßhof, den Menzinger auf seiner Karte aus dem Jahre 1655 bereits einzeichnete, ist heute noch erhalten. Er liegt heute auf der Gemarkung Prechtal, während die anderen noch vorhandenen „Meierhöfe“ wie der Bergkegel der ehemaligen Burg nach Hofstetten gehören.

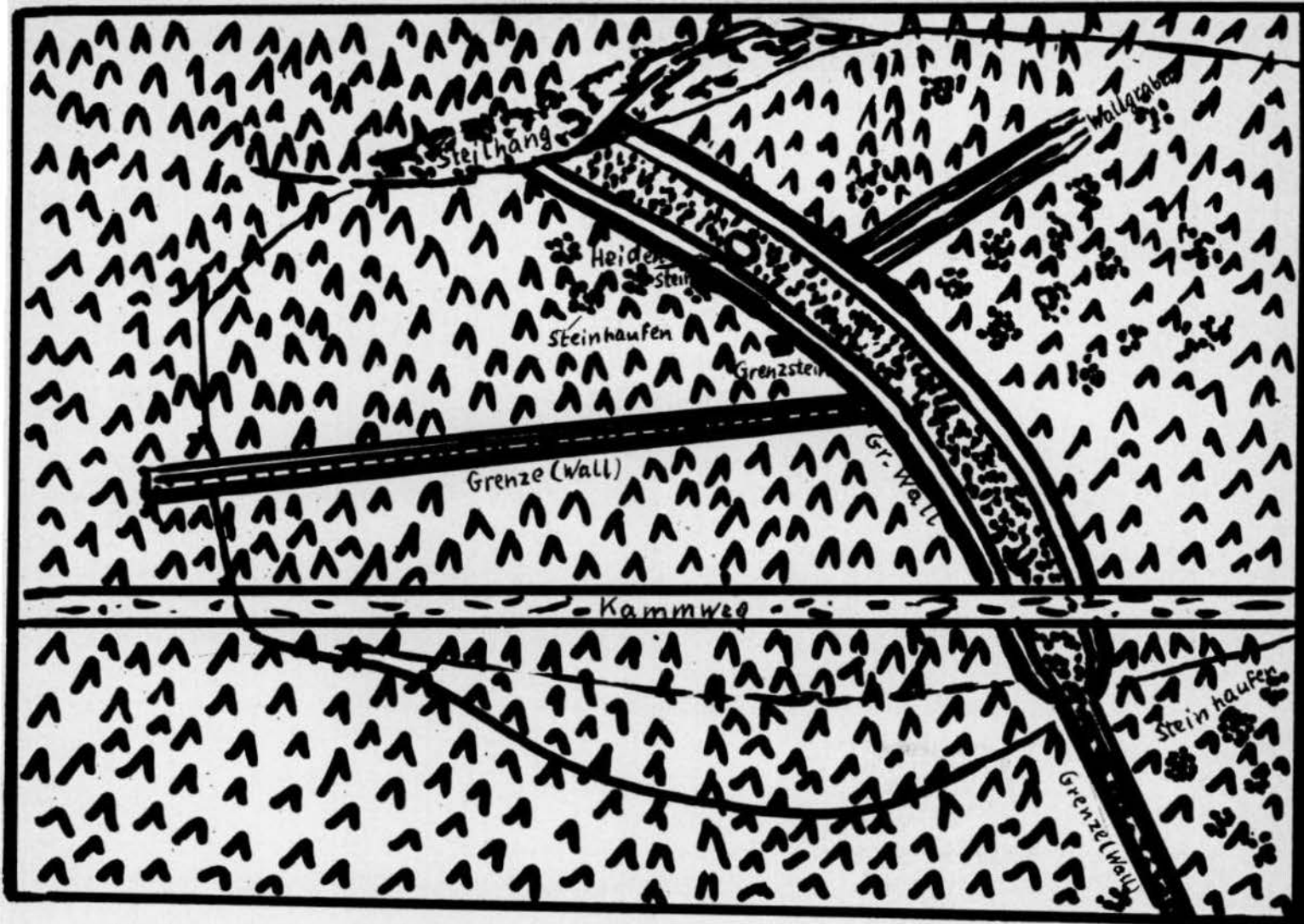
Der Volksmund weiß von drei Sagen der Heidburg zu berichten⁴¹⁾: Eines Sonntagmorgens, als die Bäuerin des Schloßhofes allein zu Hause war, öffnete sich plötzlich die Küchentür, und ein stattlicher Ritter trat herein. Er versprach, ihr viel Geld zu geben, sie müsse jedoch selbst mitgehen und es holen. Die Bäuerin wurde von dem Ritter in einen unterirdischen Gang geführt. Dort stand eine große Geldtruhe. Der Ritter nahm das darauf sitzende Hündchen herunter und öffnete sie. Er forderte die Bäuerin auf, so viel Geld mitzunehmen, wie sie tragen könne, aber nicht mehr. Die Frau sah drei Kisten, von denen die erste mit Gold, die zweite mit Silber und die dritte mit Kleingeld gefüllt waren. Sie nahm aber von jeder nur sehr wenig heraus, in der Hoffnung, die restlichen Schätze nach und nach holen zu können. Als sie nach geraumer Zeit das Geld verbraucht hatte und anderes holen wollte, fand sie den Gang nicht mehr. Jetzt bereute sie es tief, daß sie der Aufforderung des Ritters nicht gefolgt war.

Eine zweite Sage berichtet von einem in der Burg versteckten goldenen Kegelriß, eine dritte Sage von einer Schloßjungfrau, deren Geist ruhelos in den Ruinen der Heidburg umhergehe.

³⁹⁾ Heinrich Hansjakob: Der Leutnant von Hasle, Volksausgabe, Stuttgart 1911, S. 299.

⁴⁰⁾ Nach Auskunft der Verwalterin des Hansjakob-Museums in Haslach, Maria Schaettgen.

⁴¹⁾ Otto Göller, Ortenau 1934, S. 399.



Lageplan des Hauptteils des Großen Walls beim Heidenstein.

Der Ringwall am Heidenstein auf dem Hassenberg

von Josef Naudascher

Der „Heidenstein“ auf dem Hassenberg kann sowohl von Hofstetten aus als auch von Höhenhäusern her erreicht werden. Im „Geroldseckerland“ Bd. 2 schreibt F. Hockenjos: „Da stehen über die Höhen hin die jahrhundertealten Lochen mit den schön gehauenen Wappen und weisen den Verlauf des jahrtausendalten (!?) Commarchium Alemannorum. Da zieht neben dem Pfad langhin der Schanzwall des Türkenlouis (!?). Vielleicht spürt es ein Landfremder gar nicht, wie es um diesen Kammweg webt und geistert.“

Tatsächlich begegnet man dort oben einer ungeklärten, ungeschriebenen Vergangenheit. Hat der Wanderer auf dem Kammweg die Stelle erreicht, an der sich der Pfad über einen Wall schwingt, dann steht er auch an der Grenze, die einst-



Weg vom Confinium Alemannorum über den Wall des Heidensteins.



Der Große Wall von der Seite gesehen.



Großer Wall am Heidenstein. Mächtig erhebt sich der Große Wall über den Waldboden. Stellenweise ist er bis 4 m hoch und bis zu 10 m breit. Seine Länge beträgt mehrere 100 m. Die Steine sind alle nur so groß, daß sie je von einem Mann getragen werden können, keine Felsbrocken.



Unmittelbar am Großen Wall steht der Grenzstein, der die Grenze von Fürstenberg und Abtei Ettenheimmünster markiert. Hier der Fürstenberg-Adler, im Hintergrund der Große Wall.



Rückseite des Grenzsteins am Großen Wall (mit dem Abtstab).



„Der Heidenstein“, ein stark verwittertes, durch Jahrhunderte zernagtes Felsmal. Er steht auf dem Großen Wall. Die um ihn liegenden großen Felsbrocken zeugen von seiner einst noch weit bedeutenderen Höhe.



Kleiner Wall, der sich mehrere 100 m durch den Wald zum Heidenstein zieht. Vermutlich war der Kleine Wall lediglich eine Grenzmarkierung, bei dem Steine vom Großen Wall Verwendung fanden. Mehrere alte Grenzsteine auf dem Kleinen Wall deuten darauf hin.



Steinhaufen, von denen mehrere hundert in fast regelmäßigen Abständen um den Großen Wall liegen.

mals die Ortenau vom Breisgau trennte. In einer alten Urkunde wird das Gebiet *Commarchium Alemannorum* genannt. Trägt der Wanderer jedoch ein Meßtischblatt bei sich, so findet er für das angrenzende Gebiet die gleichbedeutende Bezeichnung „*Confinium Alemannorum*“, ebenfalls einer alten Urkunde entstammend.

Diese Gegend ist ein Natur- und Denkmal-Schutzgebiet und ist ungefähr 640 m hoch. Heute ist sie das Grenzgebiet der hier zusammenstoßenden drei Gemarkungen Welschensteinach, Hofstetten (Lkr. Wolfach) und Biederbach (Lkr. Emmendingen). Der Rundweg, der von den Höhenhäusern über den Waldparkplatz Hessenberg führt, geht durch *Alemannorum*. Vollständig heißt der Name *Confinium Alemannorum* = Grenzgebiet der Alemannen, jedoch weithin bekannt unter der Vereinfachung *Alemannorum*.

In einer weiten Waldschneise liegen da tonnenweise Steine zu einem Wall aufgehäuft. Folgt man dem bis 4 m hohen und bis 10 m breiten, zum Teil mit Moos überwachsenen Wall, so stößt man bald auf einen der Lochen oder Grenzsteine, der, mit einem Abtstab versehen, die ehemalige Grenze der Abtei Ettenheimmünster anzeigt. Auf der anderen Seite des Steines ist noch sehr gut der Fürstenberger Adler zu erkennen, der auf den Anfang des einst fürstenbergischen Besitzes hinweist. Locket es den Wanderer aber etwas weiter, so kommt er bald an jene Stelle, an der sich ein durch die Jahrhunderte zernagtes Felsmal, der „Heidenstein“, über den Wall erhebt. Die herumliegenden gewaltigen Felsbrocken sind früher einmal von ihm herabgestürzt und zeugen von seiner einstigen, weit größeren Mächtigkeit.

Nur wenige Meter von hier entfernt endet der große Wall an einer langgezogenen Felssteilwand mitten im Wald. Geht der Wanderer jedoch dem Wall auf der anderen Seite des ansteigenden Waldweges nach, dann wird er feststellen, daß der Wall bald in einen kaum 1 m hohen Grenzwall übergeht. Schnurgerade zieht dieser wenig erhöhte Grenzwall durch den Tannenwald dahin.

Etwa rechtwinklig zum großen Wall läuft mehrere hundert Meter weit ein weiteres Stück Grenzwall. Auf der anderen Seite des großen Walles, ebenfalls ungefähr rechtwinklig, geht von ihm aus ein im Gelände deutlich erkennbarer Graben, der indessen bald aufhört. Zerstreut im Wald liegen dort viele gleich hohe Steinhäufen, deren Bestimmung rätselhaft ist.

Es ist zu vermuten, daß es sich bei dem großen Wall um den Rest eines einstigen Ringwalles handelt, der in früherer Zeit wegen den gleichmäßig handlichen Steinen als Steinbruch und zur Grenzmarkierung Verwendung fand. Unter den Steinen wurden bisher keine behauenen Stücke festgestellt. Darum muß angenommen werden, daß es sich bei diesem Wall nicht um eine sogenannte Keltenmauer handelt, wie sie beispielsweise am Odilienberg im Elsaß vorkommt. Die Vermutung legt sich nahe, daß der Wall am Heidenstein der Rest einer frühgeschichtlichen Fliehburg oder eines Ringwalles ist. Fliehburgen dienten von der Steinzeit bis in die Keltenzeit dem Menschen und dem Vieh als Schutz gegen die Feinde.

Das Schloß Haslach

von Manfred Hildenbrand

Über das völlig verschwundene Schloß Haslach besitzen wir in den historischen Quellen nur ganz spärliche Angaben. Es befand sich an der Stelle, wo heute das Gebäude der Haslacher Bezirkssparkasse steht. Wann genau der Grundstein zu diesem Haslacher Stadtschloß gelegt wurde, läßt sich nicht feststellen. Ob das Schloß jedoch bereits Anfang des 13. Jahrhunderts existierte, als Haslach noch unter der Herrschaft der Zähringer stand, ist sehr fraglich. Nach dem Tode des Grafen Heinrich I. von Fürstenberg im Jahre 1284 teilten seine beiden Söhne Friedrich und Egen das väterliche Erbe. Haslach fiel letzterem zu, der die jüngere (Haslacher) Linie der Fürstenberger begründete¹⁾. Graf Egen residierte seit 1286 abwechselnd in Villingen und in Haslach. Er baute sich in seinem neuen Wohnsitz Haslach außerhalb der Stadtmauer eine Burg, die aber ihrer Form nach besser als Schloß bezeichnet werden kann, wie dies später auch geschehen ist. Innerhalb des alten Stadtmauerrings von Haslach war für ein solch großes Bauvorhaben nämlich kein Platz mehr vorhanden. So wurde dieser Schloßbau Anlaß zur ersten größeren Stadterweiterung von Haslach²⁾. Es wurde neben dem neubauten Schloß nach und nach auf der Westseite der Stadt ein neuer Stadtteil angefügt und mit Mauer und Graben umschlossen³⁾. In einer Urkunde aus dem Jahre 1350 wird diese Stadterweiterung als „Nuwenstat“ bezeichnet⁴⁾. Das Schloß, das Graf Egen baute, war zunächst ein ziemlich bescheidener Bau. Erst im Laufe der Zeit erreichte es die baulichen Ausmaße, die Jacob Menzinger 1655 in seinem „Mathematischen Grundriß der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal“ aufzeichnete⁵⁾. Auf der Zeichnung Menzingers erkennen wir deutlich die verschiedenen Anbauten. Der älteste Teil des Schlosses ist der Bau trakt mit den zwei Erkern.

Nach dem Verlust von Villingen im Jahre 1326 wurde das Haslacher Schloß zum dauernden Wohnsitz der jüngeren Linie der Fürstenberger. 1341 starb Graf Götz im Schloß. Sein Grabmal befindet sich heute noch in der katholischen Pfarrkirche („der steinerne Mann von Hasle“)⁶⁾. Unter seinem Sohn, dem Grafen Hug, war der Grundbesitz der Fürstenberger zum Teil stark belastet, weil Hug sich in immer größere Schulden stürzte. Geld war damals nur zu einem hohen Preis zu haben. 10 Prozent und mehr Zinsen waren nicht ungewöhnlich. Und so nimmt es

1) Georg Tumbült: Das Fürstentum Fürstenberg. Freiburg 1908, S. 19, S. 27 ff.

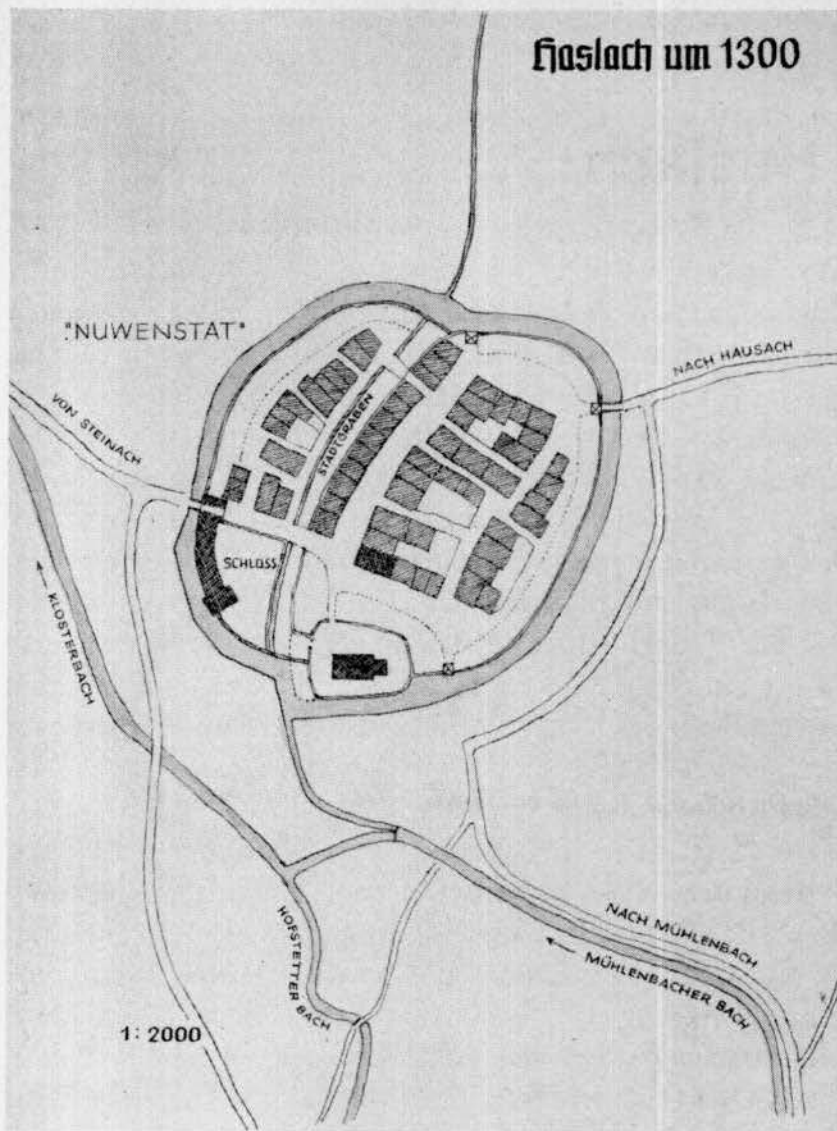
2) Siehe den Stadtplan von 1300, so wie ihn Oberregierungs- und Baurat Franz Schmider (Haslach) rekonstruiert hat.

3) Franz Schmider: Städtebauliche Entwicklung im Kinzigtal unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Haslach i. K. In: Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Freiburg 1958 Münster/Westf. 1959, S. 123.

4) Der Haslacher Vogt und Schultheiß Claus von Buechorn vermachte am 15. 2. 1350 seinen Kindern Walter und Claus sein Haus „in der stat zu Hasela an dem bach und den garten in der Nuwenstat“. Fürstenbergisches Urkundenbuch II, Nr. 277, S. 76.

5) Das Original der Karte befindet sich im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen, Kasten II, Fach III, O. Z. 42a.

6) Abguß im Germanischen Museum in Nürnberg.



einen nicht wunder, daß sich Graf Hug im Jahre 1358 verpflichtete, mit „Hasela, burg und stat. . .“ dem Bischof Johann von Straßburg auf zehn Jahre zu dienen⁷⁾, wodurch er in den Lehnsdienst der Straßburger Bischöfe gelangte. Es sollte nicht das erste Mal sein, daß die Stadt Haslach und ihr Schloß von ihren Herren verpfändet wurden. Mit dem Tode des Grafen Johann 1386 auf dem Schlachtfeld von Sempach starb die Haslacher Linie der Fürstenberger aus⁸⁾. Um ihr Erbe entstand ein heftiger Streit zwischen Graf Heinrich IV. von der älteren Linie der Fürstenberger und dem Grafen Friedrich von Hohenzollern sowie dem Markgrafen Bernhard von Baden, welcher damit endigte, daß Heinrich IV. im Jahre 1389 das „sloß Hasela in dem Kinczigerdale mit allen sinen zugehörden“ vom Bischof Friedrich von Straßburg als Lehen empfing⁹⁾.

„Sloß“ beinhaltet in dieser Urkunde jedoch offensichtlich mehr als das herrschaftliche Gebäude, es bedeutet hier die ganze Stadt Haslach, was aus den gleichzeitigen Urkunden klar hervorgeht¹⁰⁾. Heinrichs IV. Sohn, Konrad,

7) FUB II, Nr. 331, S. 216.

8) Tumbült, a. a. O. S. 37.

9) FUB II, Nr. 538, S. 356.

10) FUB II, Nr. 527, S. 345; FUB II, Nr. 530, S. 347; vgl. Otto Göller: Das Schloß Haslach. Ortenau 1934, S. 387.

fürhte im Jahre 1408 eine erbitterte Fehde gegen Friedrich von Schnellingen wegen einer Angelegenheit, die er „wider in geton hat mitt unzucht, so er us sinem schloss ze Haslach dar uss und dar in geton¹¹⁾“. Dieses ungebührliche Verhalten des Schnellinger Schloßherrn ahndete Graf Konrad mit Kerkerhaft, bis dieser Urfehde schwor.

1447 berichtet der Amtmann und Schreiber des Grafen Heinrich VI., Michael Spiser, im Kinzigtäler Rechnungsbuch, daß das Schloß Haslach in dieser Zeit renoviert worden und der neue Kornspeicher („das nuw kornhus zu Haselach vor der burgk“) erbaut worden sei¹²⁾. Aus dem Bericht Spisers geht jedoch deutlich hervor, daß Graf Heinrich VI. dem Schloß Wolfach weit mehr Aufmerksamkeit schenkte und viel großzügiger erneuern ließ. Offensichtlich diente das Schloß Haslach Heinrich VI. nur als zeitweiliger Wohnsitz, die meiste Zeit verbrachte er im Wolfacher Stadtschloß. In der Folgezeit weilten die Fürstenberger immer seltener im Schloß Haslach. Graf Wolfgang zählte in seinem Urbar von 1493 unter seinen vielen Besitztümern unter anderem auf „garten, graben, reben und anders zum schloß daselbs gehörig, daz wir selber nutzen dirzit . . .“¹³⁾. Der hier erwähnte gräfliche Garten befand sich direkt am Schloß. Der Teil des Festungsgrabens, der direkt ans Schloß grenzte, gehörte nicht der Stadt, sondern der gräflichen Herrschaft. Obwohl die Fürstenberger sehr selten im Haslacher Schloß wohnten, wurden im Schloßgebäude immer wieder Renovierungsarbeiten durchgeführt. So berichten die Kinzigtäler Oberamtsleute des Grafen Albrecht im Jahre 1590, daß im Haslacher Schloß „die neue stub“ . . . „getäfert“ worden sei¹⁴⁾. Über das damals sich im Schloß befindliche Inventar gibt ein Verzeichnis des Hofmeisters Dr. Johner und des Landschaffners Groß aus dem Jahre 1593 Auskunft. Die beiden Beamten des Grafen Albrecht führten unter anderem auf: „197 große und kleine bücher, 2 altfrenckische wehr, 1 alte geig, 1 lauten, 1 Herrn graf Christoffs abcontrafaltung, die begrebnuß Christi uf einem tefelin, ein brett- oder schachspiel, ein bichsen oder schießlad, das Fürstenbergisch wappen, gemalte an der wand, 1 gemalet figur des reichenmannes und armen Lazari, 5 alte harnisch mitsambt ir zuogeherd, doch nit alles, 10 trabharnisch, daran bei Friderich Schneidern 10 paar hentschuoeh, so er fietern sollen, 1 uhr, 54 tafeln mit kupidile, Fronspergische abcontrafetung und Holifernus enthauptung . . .“¹⁵⁾. Graf Albrecht, der 1582 seinen Hausrat vom Schloß Haslach nach Blumberg hatte schaffen lassen¹⁶⁾, hatte im Schloß anscheinend nur das Inventar zurückgelassen, für das er keine Verwendung mehr hatte, was aus der Inventarliste klar ersichtlich ist, zählt sie doch nur Gegenstände von geringerem Wert auf.

Während des Dreißigjährigen Krieges mußte das Schloß unter den kaiserlichen und schwedischen Soldaten viel leiden. Rücksichtslos hausten die Landsknechte in den Gemächern des herrschaftlichen Gebäudes. Besonders schwer mitge-

11) FUB III, Nr. 49, S. 35.

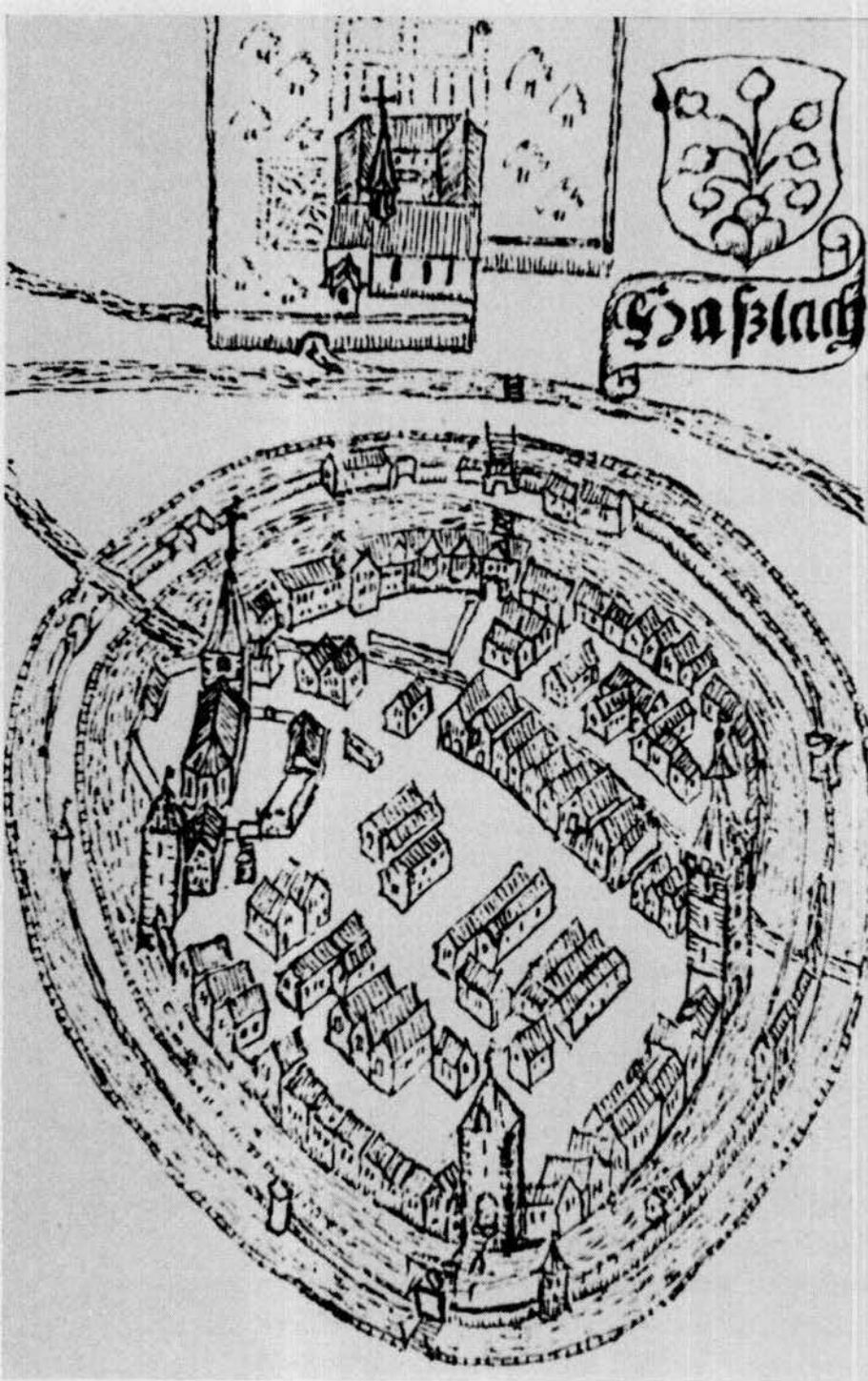
12) FUB III, Nr. 371, S. 275.

13) FUB VI, Nr. 163, S. 298.

14) Mitteilungen aus dem F. F. Archiv, II, Nr. 784, S. 604.

15) Mitteilungen II, Nr. 836, S. 637/38.

16) Otto Göller, Ortenau 1934, S. 388.



Haslach nach einer Federzeichnung von Jacob Menzinger, 1655. Die Gebäude rechts vom Kirchturmhelm stellen das Schloß dar.

nommen wurde das Schloßgebäude im Jahre 1643, als die Schweden drei Wochen lang in Haslach hausten und nach ihrem Abzug sofort französische Truppen die Stadt besetzten und nochmals ausplünderten. Damals wurde das Schloß übel zugerichtet, sämtliche Fensterscheiben waren eingeschlagen, und das ganze Gebäude war voll von Unrat¹⁷⁾. Erst Graf Maximilian Franz wollte das Kinzigtal wieder zum Mittelpunkt seiner Herrschaft machen. Er baute in den Jahren 1671 bis 1681 das Wolfacher Schloß völlig um und erweiterte es beträchtlich¹⁸⁾. Auch in Haslach wollte der baulustige Graf ein „Residenzgebäu“ errichten und erwarb zu diesem Zweck das Haus des Bürgermeisters Valentin Schmieder, um den Schloß-

¹⁷⁾ Chronik des Klosters Haslach, S. 13, Stadtarchiv Haslach; vgl. auch Otto Göller: Ein Jahr der Not, Ortenau 1949, S. 53.

¹⁸⁾ Franz Disch: Das Schloß Wolfach. Ortenau 1934, S. 408.

platz erweitern zu können¹⁹⁾. Leider konnte Maximilian Franz seinen Plan nicht vollenden, da er, erst 47jährig, unerwartet im Jahre 1681 in Straßburg tödlich verunglückte. Er hinterließ seinen Söhnen so viele Schulden, daß sie nicht daran denken konnten, das Haslacher Schloß zu renovieren oder gar zu erweitern²⁰⁾. Das Schloßgebäude wurde immer baufälliger. Während des Spanischen Erbfolgekriegs wurde am 31. August 1704 fast die ganze Stadt Haslach von den Franzosen in Schutt und Asche gelegt. Im Haslacher Stadtarchiv befindet sich eine Aufstellung des Stadtschreibers Johannes Finkh vom Herbst 1704, in der alle bei der Einäscherung der Stadt zerstörten herrschaftlichen und bürgerlichen Häuser verzeichnet sind²¹⁾. Unter ihnen befand sich auch das Schloß der Fürstenberger, das allerdings damals schon sehr verwahrlost und zerfallen gewesen sein muß. Niemand hatte in der Folgezeit Interesse, das Schloß wieder aufzubauen, zumal bald darauf, am 21. November 1704, der damalige Landesherr, Graf Prosper Ferdinand, durch eine Kanonenkugel in den Laufgräben von Landau getötet wurde²²⁾. Auch sein Sohn Graf Josef Wilhelm Ernst dachte nicht daran, das Has-

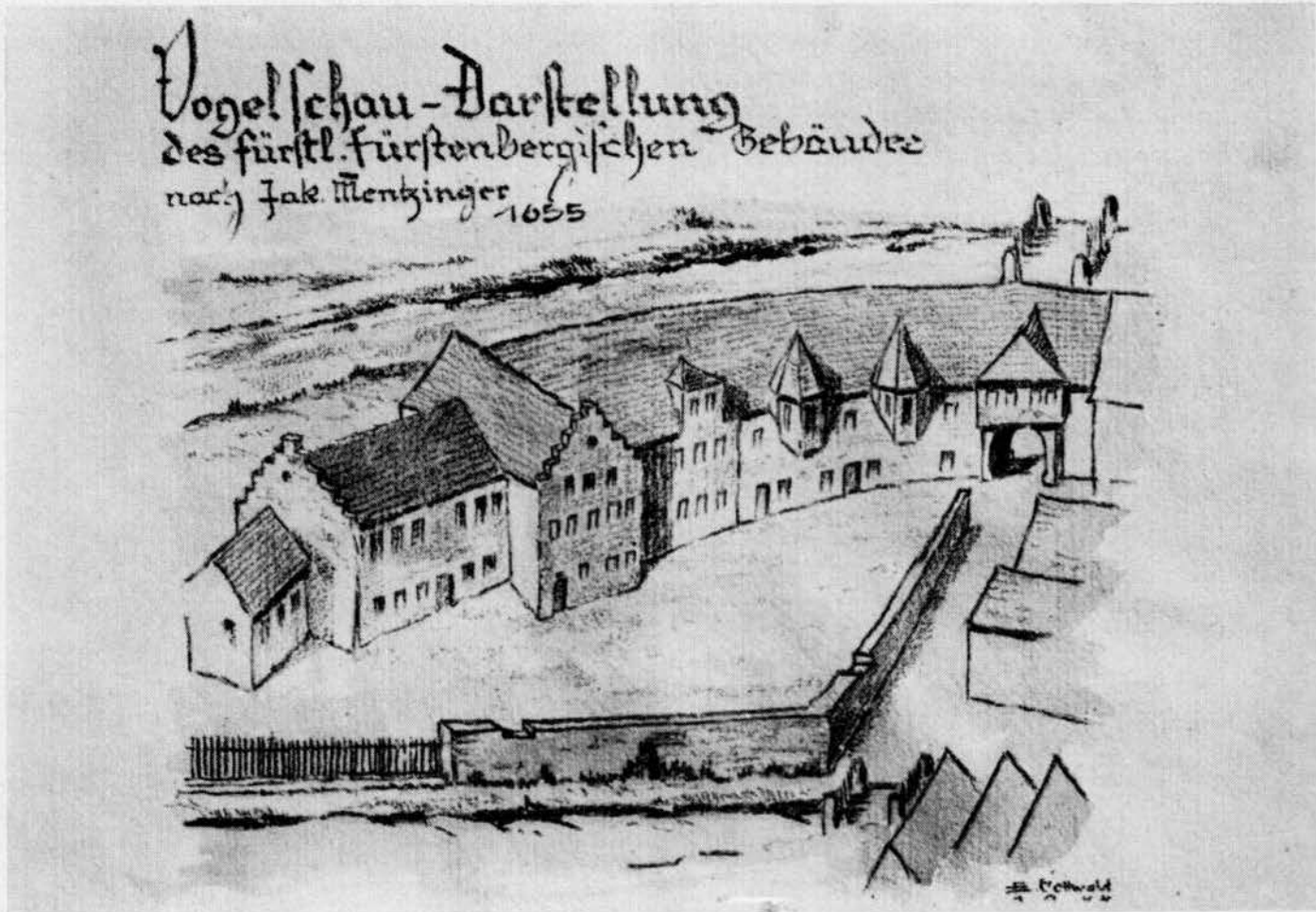
19) Otto Göller, Ortenau 1934, S. 388.

20) Tumbült, a. a. O. S. 179.

21) Stadtarchiv Haslach, Urkunde Nr. 24.

22) Tumbült, a. a. O. S. 180.

Das ehemalige Schloß Haslach. Zeichnung von E. Gottwald, Haslach, nach der Federzeichnung Menzingers.



lacher Schloß wieder zu erneuern, sondern verlegte seine Residenz von Stühlingen nach Donaueschingen, wo er sich 1722 ein Schloß baute²³). Im Jahre 1747 riß man die Schloßruine vollends ab, und auf dem Platz des ehemaligen Schlosses wurde das Amtsgefängnis gebaut, das kurz nach 1800 zum Amtshaus umgebaut wurde. Es enthielt nach Gründung des Großherzogtums Baden ein Bezirksamt, ein Amtsgericht und ein Gefängnis. Nach Aufhebung all dieser Amtsstellen – als letztes folgte das Amtsgericht im Jahre 1872 – wurde in dem Amtsgebäude eine Zigarrenfabrik betrieben. Nach Abbruch dieses Gebäudes wurde auf dem Platz 1958 der Neubau der Bezirkssparkasse Haslach errichtet²⁴).

Die einzige bildliche Darstellung des Schlosses besitzen wir auf der flüchtigen Randzeichnung des Basler Bürgers Jacob Menzinger, auf dessen „Mathematischem Grundriss der Fürstlich fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal“ aus dem Jahre 1655²⁵). 1944 fertigte der Haslacher Maler E. Gottwald eine Zeichnung des Schlosses, die sich auf die Darstellung Menzingers stützt²⁶). Leider besitzen wir außer diesen beiden Zeichnungen keine einzige bildliche Darstellung oder irgendeine bauliche Beschreibung des Schlosses. Die erwähnten Skizzen lassen erkennen, daß das Haslacher Schloß kein einheitlicher Bau war und im Laufe der Jahre ständig gewachsen ist. Der älteste Teil scheint das neben dem städtischen Untertor stehende Gebäude mit den zwei großen Erkern zu sein. Wie aus der Schaffneirechnung aus dem Jahre 1620²⁷) hervorgeht, war hinter dem einen Erker die Küche, hinter dem andern die Pulverkammer. Der zweistöckige Bau mit der Längsseite nach vorne, der höhere Bau mit dem Giebel nach vorne und der abschließende Längsbau scheinen bis zum 17. Jahrhundert nach und nach angebaut zu sein. Vor dem Schloß befand sich ein ziemlich großer Platz, der gegen die Hauptstraße und den Stadtbach (Stadtgraben) durch eine Mauer abgeschlossen war. Von dieser hat sich noch ein Mauerrest sowie ein Pfortchen mit Eselrückenbogen und der Jahreszahl 1491 bis zum heutigen Tage erhalten (im heutigen Burggäßchen), das wohl dazu diente, den gräflichen Herrschaften den Weg zur Kirche abzukürzen.

²³) Tumbült, a. a. O. S. 183.

²⁴) Diese Angaben stammen aus dem Archiv von Oberregierungs- und Baurat Franz Schmider.

²⁵) Vgl. dazu den Aufsatz über Jacob Menzinger von Otto Göller, Ortenau 1941, S. 64 ff.

²⁶) Sie ist im Besitz von Eugen Krämer (Haslach).

²⁷) Schaffneirechnung des Amtes Haslach, F. F. Archiv, Donaueschingen.

Die Burg Schnellingen

von Franz Schmider

Von der einstigen Burg Schnellingen ist kein Stein mehr vorhanden, wir wissen nur, wo sie gestanden hat. Auf der topographischen Karte 1 : 25000 ist der Platz, wo sie gestanden hat, durch das Wort Schloßberg gekennzeichnet. Genau gesagt, handelt es sich um das Hofgut des Heinrich Pfaff mit heutigem Wohnhaus, Hausgarten und Nebengebäude. Die Geländegestalt läßt leicht erkennen, daß die Burg oder das Schloß, wie die Burg später auch genannt wurde, nur an der Stelle des heutigen Hausgartens gestanden sein kann, was von dem Besitzer Pfaff auch bestätigt wird. Es sollen auch noch etwa 1 m hohe Mauern aus Bruchsteinen mit sehr hartem Kalkmörtel vorhanden gewesen sein, die erst vom Vater des jetzigen Besitzers abgebrochen worden sind. Das abseits vom Wohnhaus auf der Bergseite stehende Nebengebäude ist kein Speichergebäude, wie wir es sonst bei allen größeren Hofgütern des Schwarzwaldes antreffen, das mit den wertvollsten Vorräten bei einem Brand des Wohnhauses verschont bleiben soll. Es enthält in diesem Fall die Brennstellen, die dem Hauptgebäude hätten gefährlich werden können: die Waschküche, den Backofen und den Brennkessel für die Schnapsbrennerei. An der Giebelseite nach dem Tal zu führt eine Holztreppe hinauf zu einem kleinen Trippel, von dem aus der Speicherraum des Gebäudes zugänglich ist. Herr Pfaff berichtet nach Überlieferung von seinen Vorfahren, daß Heinrich Hansjakob oft auf diesem kleinen Vorplatz gesessen habe, um in die heimatliche Landschaft hinauszuschauen und die einstige Burg und ihre Bewohner in sein Gedächtnis zurückzurufen. Er hat dabei wohl auch die Anregung erhalten, in seiner dichterischen Erzählung „Der Leutnant von Hasle“ den verwundeten Leutnant durch die beiden adeligen Fräulein Anna von Blumeck und Ida von Rosenberg auf der Heideburg gesund pflegen zu lassen, obwohl damals im 30jährigen Krieg beide Burgen bereits unbewohnbar geworden oder zerstört waren. Otto Göller hat darüber in seiner Beschreibung der Burg Schnellingen in der Ortenau 1934, Seite 391, eine entsprechende Bemerkung eingeflochten. Hansjakob selbst war sich dieser Tatsache bewußt, er schreibt im Vorwort zu seiner Erzählung ausdrücklich, sie ist mehr Dichtung als Wahrheit, und sie sollte auch kein geschichtlicher Roman sein. Man kann deshalb Hansjakobs Erzählung wegen ihrer Ungeschichtlichkeit nicht tadeln, sie hat ihren poetischen Wert auch ohne geschichtliche Tatsachen.

Auf der Bergseite hinter dem Nebengebäude ergießt unmittelbar aus dem Berg heraus eine starke Quelle ihr frisches Wasser in einen Brunnentrog. Dieser Brunnen hat schon von Anfang an den Burgbewohnern das erforderliche Trink- und Brauchwasser geliefert, wie wir später sehen werden. Das Vorhandensein dieser Quelle machte es nicht nötig, beim Bau der Burg mit großem Arbeitsaufwand einen tiefen Brunnenschacht in den felsigen Untergrund hinunterzutreiben, wie es sonst bei Berg- und Felsenburgen meistens der Fall war.



Der „Schloßberg“ in Schnellingen bei Haslach. Hier stand die Burg der Ritter von Schnellingen.

Aufn.: H. Fantz

Doch nun zu der Geschichte der Burg Schnellingen und ihres Adelsgeschlechtes selbst, wie sie sich aus den überlieferten Urkunden ergibt. Geschöpft wurde vornehmlich aus den sieben Bänden des Fürstenbergischen Urkundenbuches (FUB) für die Zeit bis 1509 und den Mitteilungen aus dem Fürstenbergischen Archiv Band I und II (Mitt.) für die Zeit von 1510–1600.

1293 wird erstmals ein Ritter Frischelin von Schnellingen genannt. Außer dem Namen wissen wir bisher nichts. Im Topographischen Wörterbuch von Krieger ist als Quelle vom Jahr 1293 eine Urkunde im Karlsruher Generallandesarchiv angegeben. Auf Anfrage wurde von dort die Photographie einer umfangreichen, aber schwer zu entziffernden Urkunde übersandt, die sich mit Hilfe von Manfred Hildenbrand feststellen ließ als ein Verzeichnis der Dienstmänner (Lehensleute) des Heinrich von Geroldseck, unter denen auch Frischelin von Schnellingen genannt wird. Wir erhalten aber keinerlei Auskunft, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnis Frischelin zu dem Ritter Rudolf steht, mit welchem als erstem fester geschichtlicher Boden betreten wird.

1297 verkauft Graf Egen von Fürstenberg dem ehrbaren Herrn Ritter Rudolf von Snellingen alle seine Rechte zu Eschowe (Eschau) und Willer (Weiler) um 10 Mark löthiges Silber und leiht sie ihm und seinen Erben zu rechtem Lehen. Unter den Zeugen erscheint als letzter der Schultheiß Albrecht von Hasela (Haslach) (FUB I. 644).

1301 ist Rudolf von Snellingen Mitsiegler einer Urkunde des Tame von Waldstein. Das Siegel zeigt als Wappen einen schnellenden Fisch, der auch von seinen Nachkommen stets als Wappen geführt wird (FUB II. 2). Es handelt sich dabei um einen springenden Salm, wie der Lachs in unserer Gegend genannt wird. Der Salm- oder Lachsfang hat schon in dieser frühen Zeit im Kinzigtal eine große Rolle gespielt, und es läßt sich daraus mit einem gewissen Umweg die Herkunft des Namens Schnellingen herleiten. Ein Schreiben des Bischofs von Straßburg an Graf Wilhelm von Fürstenberg vom Jahre 1530 (Mitt. I., Nr. 254, S. 190) spricht von Bergwerken am „Schnelling“ und eine noch frühere Urkunde vom Jahre 1491 (FUB IV. 133) erwähnt noch klarer das Bergwerk am „Schnelling im Kinzigental under Haßlach“. Aus dieser letzten Bezeichnung kann nicht hergeleitet werden, daß es sich bei dem Wort „Schnelling“ um einen Berg handelt,

wie es im Register zu Band I der Mitteilungen geschehen ist. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß mit dem Wort Schnelling kein Berg, sondern das Schnellinger Kinzigwehr gemeint ist, das schon 1324 vorhanden gewesen sein muß (FUB II. 125) und das in späteren Urkunden von 1481 und 1494 als „Tych und wur“ angegeben wird (FUB VII. 52 Anm. 5 und 6). Das Wehr, Deich oder Dich, wie das Wehr hierzulande heißt, mußten die Lachse überspringen, wenn sie, vom Meer kommend, flußaufwärts zogen in die kleinsten Talbäche, um dort zu laichen. Das konnten sie in hohem Maße auch; nach den Angaben eines alten Lexikons vermochten sie bis zu einer Höhe von 6 bis 8 Fuß hochzuschleppen. So erklärt sich also nicht nur das Wappenzeichen im Siegel des Herrn von Schnellingen mit dem schnellenden Fisch, sondern auch der Name der Burg und des Dorfes Schnellingen, der den Ortsnamenforschern schon Kopfzerbrechen bereitete, weil sein einmaliges Vorkommen im Schwarzwald ihn nicht in den Begriff der „ingen-Orte“ einreihen ließ.

1306 Der Ritter Rudolf von Schnellingen und Menun (Mene), seine eheliche Wirtin, Herrn Heinrichs Tochter von Tiersberg (Diersburg) erhalten von den Markgrafen von Hachberg Heinrich und Rudolf als Lehensherren zwei Lehen zu Welschensteinach in der Gürtenau für 10 M. S. (Mark Silber) des Gewäges zu Straßburg als ihre Morgengabe, ferner den Zehnten zu Welschensteinach in dem Thal, der Keserin Lehen, 2 weitere Lehen des Meders und des Rösellers Lehen und 2 Lehen zu Langebrunnen für 40 M. S. (FUB V. 200 Anm. 1). In der Urkunde fällt auf, daß wiederholt die Gewinnbezeichnung „Gürtenau“ erscheint, die uns nur noch in der Gemeinde Mühlenbach überliefert, aber nicht mehr in der Gemeinde Welschensteinach erhalten ist. Nach der Anmerkung auf S. 169 des FUB Band V hat der Bearbeiter des Urkundenbuches den Dr. Buck in Ehingen an der Donau zur Erklärung dieses Namens zu Rate gezogen und die Auskunft erhalten,



Wappen der Herren von Schnellingen.

daß der Name romanisch sei und in der älteren Schreibweise Gurtnaie aus Curtinario, d. h. Baumgarten, entstanden sei (Dr. M. R. Buck ist der Verfasser des Oberdeutschen Flurnamenbuches, das 1931 in Bayreuth neu aufgelegt wurde. Die Neuauflage enthält aber leider nicht die Erklärung für das Wort Gürtenau.)

Mit den Welschensteinacher Lehen erhielt das Schnellinger Adelsgeschlecht wertvollen Besitz. Die weiteren Anmerkungen zu der erwähnten Urkunde von 1306 (FUB V. 200) ergeben, daß die Schnellinger ihren Besitz in Welschensteinach noch erweitern konnten, so daß sie in der Lage waren, ihre angeheirateten Ehefrauen dort für eine etwaige Witwenzeit mit einem angemessenen Einkommen, einem sogenannten Widem zu versorgen, so in Anmerkung 3 und folgenden in den Jahren 1323 bis 1336.

1324 Wigerich und Gripping, Gebrüder, Söhne von Herrn Rudolf sel. von Schnellingen teilen mit ihren Brüdern Herrn Heinrich und Johannes die Burg zu Schnellingen. Der Vogt und Pfleger des anscheinend noch nicht volljährigen Wigerich, sein Onkel, der Bruder von dessen Mutter, Herrn Heinrichs Sohn von Tiersberg, solange er Vogt und Pfleger Wigerichs ist, sollen auch die anderen ihm gehorsam sein. Entsteht Mißhelligkeit unter den Brüdern, so sollen sie doch innerhalb des Burgfriedens Frieden halten. Die Grenzen des Burgfriedens werden wie folgt festgelegt: der Mühlebach bei

der Kinzig, der Mühlkanal und die Schnellinger Mühle bestanden also schon damals, auf der Ostseite der Herrunstein, gemeint damit ist wohl der etwas gegen das Tal vorspringende Felsvorsprung, der am unteren Ende ein altes Bergwerk mit dem Namen Gottesgab, St. Barbara oder auch Silberbrünnle enthielt (siehe Vogelgesang, Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigtäler Bergbaues, Karlsruhe 1865, Seite 121). Der vordere Teil des alten Stollens dient heute als Bierkeller. Die Westseite des Burgfriedens bildete der Sulzebach, ein Bachname, der heute nicht mehr bekannt ist, bei dem es sich aber nur um das Bächlein handeln kann, das heute noch aus dem Gebiet des heute noch offenen Silberbergwerks, dem Rest der einstigen Gruben „Segen Gottes“ entspringt und als eisenhaltiger Säuerling zu Tal fließt. Das Wort Sulz läßt darauf schließen, daß dem Wasser etwas beigemischt war, das mit dem Wortstamm sal, sul oder sol zusammenhängt, so daß es nicht verwunderlich erscheint, daß hier in früheren Jahrhunderten ein Bad bestanden hat, das urkundlich nachgewiesen wird. Auch Vogelgesang berichtet, auf S. 122, von einem Illenbad, auch Eulenbad oder Glückbad genannt (Eulenbad, ursprünglich mit y als Eylenbad geschrieben und Illenbad, richtiger mit einem l geschrieben, dürften nur dialektisch verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Sache sein), das hier betrieben wurde. Vogelgesang erwähnt auch einen Badstollen, aus dem der schwache Eisensäuerling austritt. An das Vorhandensein des früheren Bades erinnert im Gelände noch der Flurname „Badmatt“. Als nördliche Grenze des Burgfriedens bezeichnet die Urkunde die „snelephi an der eggen“ (Schneesleipfe an der Ecke). Das Gemeindegebiet läuft dort noch heute in eine Spitze aus, die den Namen Eckle trägt.

Über die beiden Söhne Wigerich und Gripping aus der Ehe des Ritters Rudolf mit Mene von Diersburg berichten die Urkunden Näheres nur über Wigerich, abgekürzt auch Wirich geschrieben, während Gripping nur in der Teilungsurkunde vom Jahre 1324 genannt wird. Mit wem Wigerich verheiratet war, ließ sich nicht feststellen. Er scheint auch keine männlichen Nachkommen gehabt zu haben. Erwähnt wird nur eine Tochter Mene als Witwe des Renbolts von Windegge sel. 1371 verkauft sie den ihr zustehenden Halbtteil der Burg Schnellingen und des Dorfes Schnellingen unterhalb dieser Burg, ihren Halbtteil der Vogtei und des Zehnten in Welschensteinach, ferner Güter und Zinse in Mühlenbach, in Fischerbach, Weiler, Eschau, zu Husen, Zinse zu Haslach und anderes mehr um 100 fl. an Graf Eberhard von Wirtenberg (FUB VI. 52). Warum der Verkauf ausgerechnet an den württembergischen Grafen erfolgte, ist nicht bekannt.

Das Adelsgeschlecht in Schnellingen hat sich in herrlichster Landschaft und in sonnigster Lage einen Herrnsitz erbaut und doch haben die Familien darin trotz Burgfriedens nicht immer Ruhe und Frieden gefunden. Über Streitigkeiten werden die Akten im folgenden ausführlich berichten.

1356, im Juli, wird vor Schiedsleuten ein Streit ausgefochten zwischen Anne, der Burggräfin von Schnellingen, und ihrem Schwager Heinrich von Schnellingen wegen der Nutzung ihres Erbes, das ihr von ihrem verstorbenen Mann Johannes von Schnellingen und ihrem ebenfalls verstorbenen Sohne Johans (auch Haneman genannt) zugefallen ist. Heinrich und der ältere Johannes waren Brüder und Söhne des erstgenannten Ritters Rudolf von Schnellingen und teilten sich, wie schon ausgeführt, mit ihren Brüdern Wigerich und Gripping 1324 in die Burg Schnellingen. Dabei fällt auf, daß ein Brüderpaar zusammen, aber getrennt vom andern genannt wurde. Die Erklärung dafür gab Frau Mene von Diersburg, die Mutter Wigerichs und Grippings, indem sie von Johannes vom zweiten Brüderpaar als ihrem Stiefsohn sprach. Danach stammte das Brüderpaar Heinrich und Johannes aus einer früheren Ehe Rudolfs, von der uns die Akten keine Kenntnis geben. Heinrich hatte wohl als der ältere das Prädikat Ritter, er dürfte sich die meiste Zeit außerhalb von Schnellingen aufgehalten haben, denn er war Bürger zu Straßburg und später um 1350 auch „Custer“ in Schuttern (FUB V. 200 Anm. 13). Die edle Frau Burggräfin Anne stammte aus Doroltzheim (Dörlisheim) im Unterelsaß und war schon 1330 mit dem Edelknecht Johannes von Schnellingen ver-

heiratet, der ihr Einkünfte als sog. Widem zusicherte. Schon 1330 leiht ihr Abt Walther zu Gengenbach (der 70. Abt des Klosters 1324–1345) als Erblehen den Teil der Burg Schnellingen mit dem Hof und den zu ihr gehörenden Gütern und Reben (FUB V. 412). 1356, im Juni, erneuert Abt Lambert (von Brunn, 72. Abt, 1354–1374) die Verleihung seines Vorgängers zu rechtem Erbe, wie dies auch sein unmittelbarer Vorgänger Abt Berthold sel. verliehen hat. Aufgeführt werden dabei: Äcker, Matten und Weiher in dem Brügel (heutiges Gewann Brühl) zu Haslach, Matten bei der Capellen (um was für eine Kapelle es sich hier handelt, ist nicht bekannt), Äcker in de Owe (ob hier die Aue entlang dem Gewerbekanal an der Hausacher Straße oder eine Aue im Strickergebiet gemeint ist, läßt sich nicht entscheiden), Acker und Garten in den Nidern Hoven in Haslach (heutiges Gewann Niderhofen), den Kampfacker (heutiges Gebiet zwischen der Klosterstraße und dem Strickerweg), das Wasser und die Mühle unter Schnellingen, das Gut zu Bockespach (Bocksbach auf Gemarkung Steinach) und zahlreiche Güter und Rechte zu Eschau und Fischerbach (FUB V. 540). Der Streit der Burggräfin Anne wurde durch die Ratleute der beiden Parteien dahin entschieden, daß Herr Heinrich von Schnellingen der Burggräfin die Nutzung ihrer Güter ohne Recht und Gericht genommen, zu deren Zurückgabe und zum Ersatz des bisher Entzogenen für schuldig erkannt wurde (FUB V. 540 Anm. 1). In dem Verzeichnis dieses Rechtsspruches fehlt der Kampfacker in Haslach, statt dessen erscheint ein Gut auf der Breitebene. Weder hier, noch in der Urkunde des Abtes Lambert wird aber der frühere Anteil an der Burg in Schnellingen erwähnt.

Aber auch nach außen hin lebten die Schnellinger nicht immer in Frieden.

1368 erklärt Heinrich von Ramstein, Edelknecht, die Stöße, Mißhelle und den Krieg, die er bisher mit den ehrbaren Rudolf und Johannes von Schnellingen Gebrüdern und mit ihren Leuten, Dienern und Helfern hatte, für beigelegt (FUB II. 411). Die Leidtragenden dieser Fehde waren die armen Leute, die Bauern, denen ihr Vieh weggeraubt und ihre Behausungen verbrannt wurden. Die Einstellung der Feindseligkeiten erfolgte auf Anordnung des Haslacher Grafen Hug von Fürstenberg. Wessen Söhne die beiden Brüder Rudolf und Johannes waren, konnte nicht festgestellt werden.

1392 berichtet eine Urkunde über einen Schiedsspruch zwischen Hans von Schnellingen, seinem Bruderssohn Rudolf von Schnellingen und Jungfrau Cleren von Schnellingen, Hansens Schwester einerseits und Cunrat Stollen von Stoffenberg, seiner ehelichen Wirtin Suse von Schnellingen und Jungfrau Margareten von Schnellingen, seiner Geschwieger andererseits. Cunrat Stollen, seiner Hausfrau und Schwägerin wird dabei der Halbeil der Burg, der Herrn Wigerichs sel. war, der halbe Weiher unten an der Burg, das Gericht und das Dorf Schnellingen mit allen Rechten und Gefällen, ferner das Fischwasser auf der Kinzig usw., also alles, was Mene Wigerichs Tochter 1371 an den württembergischen Grafen verkauft hat, woraus hervorgeht, daß alles, was Mene damals verkauft hat, inzwischen in den Besitz der Schnellinger-Familie zurückgefallen ist (FUB VI. 52 Anm. 1). Die hier genannte Clare von Schnellingen heiratete Aulbrecht von Gippichen (Aulber II.).

1399 versicherte dieser seinem lieben ehelichen Weibe 400 fl. rh. zu einem rechten „Widergemächt“ auf seiner Burg zu Ippichen (FUB II. 575). Im 49. Jahresband 1969 „Die Ortenau“ berichtet Hermann Fautz in dem Beitrag „Die Ritter und Edelknechte von Gippichen“ ausführlich über Aulber und sein Eheweib Clare. Auf S. 201 schreibt Fautz, daß Clare von Schnellingen aus einem ebenbürtigen Geschlecht stammte, das in der Umgebung von Haslach viele Güter besaß. Das Ausdehnungsbedürfnis für ihre Besitzverhältnisse führten Aulber und Clare dazu, sich auch in die Schnellinger Besitzverhältnisse einzumischen, was zu einem langwierigen Erbschaftsstreit geführt hat, der nach dem Tode von Rudolf, dem Bruder der Frau Clare, mit dessen Witwe Dorothea Hummelin von Staufenberg in den Jahren 1440/41 sich über drei Instanzen hinzog. Hermann Fautz hat den Verlauf dieser gerichtlichen Auseinandersetzung auf S. 203 und 204 ausführlich beschrieben, so daß hier nicht mehr darauf eingegangen zu werden braucht.

1409 ist in einem Lehenbuch der Herrschaft Fürstenberg vermerkt, daß Rudolf von Schnellingen zu Lehen hat das Gericht zu Schnellingen ob der Burg über Leute und Güter und auch das Gericht zu Eschau und Weiler, was seine Vordern an ihn gebracht haben (FUB III. 55a).

1411 Rudolf von Schnellingen ein Edelknecht, Rudolfs von Schnellingen sel. eines Edelknechts Sohn errichtet für seine Hausfrau Dorothea, Herrn Burkart Humbelts Tochter, eines Ritters von Staufenberg nach „dez landes recht zu Mortnowe“ ein „wydemen“ von 600 fl., „gut an gölt und swer gnug an rechtem gewigde“ und verschreibt ihr Zinse und Gülten zu Welschen-Steinach mit allen Rechten, „Dritteilen und Fällē“, mit Gericht, Zwing und Bann und Wasser, wie seine Vorderen und er diese Güter bisher besessen und wie sie einzeln noch aufgeführt werden. Ferner verschreibt Rudolf seiner ehelichen Wirtin seinen Teil an der Burg Schnellingen und allen dazu gehörenden eigenen Gütern (FUB III. 71). Die Ehe Rudolfs mit Dorothea von Staufenberg blieb kinderlos, er selbst starb 1440 oder 1441. Sie selbst wohnte nach dem Tod ihres Mannes in Offenburg, ihr Todesjahr ist nicht bekannt. In einer Urkunde von 1475 werden ihre Erben als Nutznießer der Zinse in Welschensteinach genannt (FUB III. 620, Anm. 2).

Wenn Frauen benachbarter Geschlechter nach Schnellingen einheirateten, war es die Regel, daß Familienangehörige dieser Frauen sich mit Besitz und Wohnrecht in der Burg Schnellingen einnisteten. Ein typischer Fall dieser Art ist der Streit zwischen dem frommen, festen Rudolphen von Schnellingen und Cunrat Stollen von Staufenberg, deren Spenne und Zweihung nur durch einen schiedsrichterlichen Austrag geschlichtet werden konnte.

1425 wurde der Inhalt dieses Schiedsspruches in weitschweifiger Art niedergeschrieben. Durch die Ausführlichkeit der Urkunde erhalten wir einige wertvolle Aufschlüsse über den Bau der Burg. Ausgangspunkt der Auseinandersetzung war der einfache Streit um den Schlüssel zum Turm der Burg. Die Schiedsrichter kamen zu dem salomonischen Urteil, daß jeder der beiden Streitenden einen Schlüssel zu dem Turm haben soll und daß beide das Schloß, wenn es nicht in Ordnung ist, gemeinsam instand setzen sollten. Die Burg hatte also, wie dies bei Höhenburgen üblich war, einen sogenannten Bergfried, der natürlich auf der gefährdeten Angriffsseite, also auf der Bergseite der Burg gestanden sein muß (das Wort „Bergfried“ ist eine Wortbildung aus neuerer Zeit, Otto Piper verwendet in seinem in der Sammlung Göschen erschienenen „Abriß der Burgenkunde“ 6. Kapitel S. 37 für den Burgturm das dem Sinn nach richtigere Wort „Berchtfrīt“, weil die Vorsilbe Berg nicht mit dem Begriff eines Berges, sondern mit dem Begriff des Zeitworts „bergen“ zusammenhängt). Wir hören weiter in der Urkunde von einem „ussern Tor und Brücke“. Das äußere Tor hatte somit davor einen schützenden Graben mit einer Zugbrücke, wie wir das von den meisten Burgen kennen. Den Schlüssel zu diesem Tor sollten sie gemeinsam haben und verwahren und zwar Cunrat Stoll jeweils 14 Tage und Rudolf 8 Tage. Weiter wird erwähnt ein „Sprachhuß“, das Rudolf in dem Turm hat, das soll bleiben, wenn es vorher schon da war. Warum das andere Sprachhuß, das über dem „Zwingolf“ gemacht ist (Zwingolf = Zwinger = Burghof), mit einer Befragung und Entscheidung ihres Herrn des Grafen Heinrich von Fürstenberg in Verbindung gebracht wird, ist nicht erfindlich. Nach Sachlage kann es sich bei den genannten Sprachhäusern nur um die nach unten offenen Abtrittkerker gehandelt haben, wie sie bei den Burgen unserer Landschaft allgemein üblich waren.

Der wissenschaftliche Nachweis dafür findet sich in dem Buch von Moriz Heyne „Das Deutsche Wohnungswesen“ S. 97. Darnach ist das Sprachhus ein althochdeutscher und mittelhochdeutscher Ausdruck für den damaligen Abortraum. Zur Erklärung fügt Heyne bei, daß das heimliche Örtchen als Unterhaltungs- und selbst als Eßraum benutzt wurde. Wegen des Mistes wurde bestimmt, den soll Rudolf „schütten“, wie er bisher getan. Den Wasserstein in der Küche soll Rudolf mit einem „Kener“ (Ablaufrohr) versorgen, daß der Troff (Trauf) über den Zwinger abläuft. Die weiteren Vereinbarungen wegen des Platzes vor der Burg sollen hier im einzelnen übergangen werden. Genannt werden ein Backhus des Conrat von Staufenberg, ein Haus des Rudolf auf dem Burgplatz, ein Weiher, verschiedene Gärten, darunter einer um den Brunnen und Reben (FUB IV. 517).

Auf die Streitfälle, die in den Anmerkungen 2–6 zur Urkunde von 1371 (FUB VI. 52) mit ihrer Schlichtung durch Schiedsgerichte oder Verhandlung vor dem ordentlichen Gericht vor Schultheiß und Rat zu Haslach ausführlich behandelt wurden, soll hier nicht näher eingegangen werden. Sie betrafen folgende Streitigkeiten: 1400 zwischen Rudolf von Schnellingen und Hans von Büchern, 1408 Junker Rudolf von Schnellingen gegen seinen Vetter Junker Hansen von Schnellingen, 1409 zwischen Albrecht von Gippichen und Rudolf von Schnellingen wegen Hansen sel. von Schnellingen Erbes, 1426 zwischen Rudolf von Schnellingen und Conrad Stollen von Staufenberg und schließlich 1441 mit der Auseinandersetzung über die Erbschaft des ohne Nachkommen verstorbenen Rudolf von Schnellingen. Aus der Anmerkung 5 soll aber doch einiges wörtlich angeführt werden, weil sie ein Licht werfen auf die menschliche Seite des damaligen Herrengeschlechts: „das sü dester freundlicher by einander wonen und bliben mögent, weler do den andern heißet liegen (lügen?), der soll dem andern zehn guldin verfallen sin, weler den andern schiltet, das er ein Böswicht wer oder ein schalke oder im sin Muter uf hube oder im suß (sonst) an sin ere rette, das desglichen were, der sol dem andern verfallen sin zweinczig guldin on gnode. . .“ Glaubt einer dies nicht schuldig zu sein, so steht die Entscheidung bei einem der vorgenannten Schiedsmänner, ebenso, wenn einer das Gesinde des andern mißhandelt. Anmerkung 6 ist insofern wichtig, als die Nachkommen Aulbers des Älteren von Gippichen und dessen ehelicher Frau Claren von Schnellingen Anspruch auf das Erbe des verstorbenen Rudolf von Schnellingen erheben und die Hinterlassenschaft auch zugesprochen erhalten. Dies bedeutet ein völliger Abbruch des Schnellinger Geschlechts und ein völliger Besitzwechsel der Burg.

Wie Hermann Fautz über die Ritter und Edelknechte von Gippichen im Jahresheft 1969 „Die Ortenau“ berichtet, war auch dieses Geschlecht auf dem Abstieg begriffen und am Aussterben. Der letzte Vertreter dieses Geschlechts befand sich stets in Geldnot und mußte ein Besitztum nach dem andern verkaufen. Der Gewinner bei diesem Ausverkauf war Martin von Blumegg, der in erster Ehe eine Schwester Diebolds zur Frau hatte, also mit Diebold verschwägert war. Die von Blumegg (auch Blumeck, Blumnegg, Blumeneck und Blumenegge geschrieben) hatten ihren Stammsitz auf dem höheren Schwarzwald im Amt Bonndorf an der Wutach. Martin aber hatte, wohl infolge seiner Heirat, sich im Kinzigtal niedergelassen, dort Besitz erworben und ist so dort seßhaft geworden.

1462 bereits versetzt Diebold seinem Schwager seinen Teil am Zehnten zu Eschau um 20 fl., auch seine Nutzungen und Fälle zu Schnellingen, ferner 11 β $\text{\textcircled{3}}$ Zins im Dorfe Schnellingen (FUB VI. 277 Anm. 7).

1472 belehnt Graf Heinrich von Fürstenberg den festen Martin von Blomenegk mit seinem Teil der Lehen zu Schnellingen, Eschau und Weiler mit den Gerichten, Leuten und Gütern (FUB III. 599).

1481 erwähnt eine Urkunde von Martin von Blomenegk, daß er derzeit zu Haslach

geessen, woraus hervorgeht, daß er nicht in der Burg zu Schnellingen gewohnt hat (FUB IV. 13).

1492 leiht Graf Wolfgang an Stelle und im Namen seines Bruders des Grafen Heinrich dem festen Martin von Blumnegk zu rechtem Erblehen neben allen seinen Gütern, Zinsen und Gerechtigkeiten zu Eschau und Weiler die Vogtei und alle seine Leute, Güter und Zugehörungen zu Schnellingen (FUB III. 599 Anm. 3).

Einen gewissen Anteil an Lehenstücken in dem Dorf Schnellingen unterhalb der Burg hatte auch Erasmus von Harmersbach (1483–1491 Reichsschultheiß in Gengenbach) als Lehensträger seiner Frau Ursel sel., Tochter des Cunradt Stoll von Staufenberg sel. (FUB III. 599 Anm. 4).

1507 Graf Wolfgang von Fürstenberg leiht dem edlen und festen Christen von Blumnegk, weil sein Vater Martin von Blumnegk mit natürlichem Alter gegriffen, zu rechtem Mannlehen das Burgstall Schloß Schnellingen mit Zubehörde, die halbe Gerechtigkeit des Gerichts zu Schnellingen und näher bezeichnete Zinse daselbst (FUB IV. 442). Im gleichen Jahr 8 Tage zuvor hatte Martin von Blumnegk wegen Alters und Körperschwäche alle seine Lehen, die er von den Herrschaften Fürstenberg und Geroldseck hat, seinem Sohn Christoph von Blumnegk überlassen mit dem Auftrag, die geroldseckischen Lehen von königlicher Majestät, die fürstenbergischen aber von Graf Wolfgang zu empfangen (FUB IV. 442 Anm. 1). Bei der Eile, mit der der Sohn hier gehandelt hat, muß es beim Vater gesundheitlich schlimm bestellt gewesen sein. Es ließ sich nicht feststellen, wann Martin von Blumnegk gestorben ist. Daß er erst 1528 gestorben sein soll, wie Hermann Fautz in seinem Beitrag S. 215 schreibt, erscheint unwahrscheinlich nach seinem schon 1507 geschilderten körperlichen Zustand. Daß er ein hochangesehener Mann war, beweist eine Urkunde vom Jahr 1503 über eine Gerichtssitzung in Wolfach, an welcher als des Grafen Wolfgang vollmächtiger Anwalt der edle und feste Junker Martin von Blumnegk, seiner Gnaden Amtmann, teilgenommen hat.

Wenn vorstehend das Schloß Schnellingen als Burgstall bezeichnet wurde, so bedeutet dies nach dem damaligen Sprachgebrauch, daß die Burg nicht mehr bewohnt und dem Zerfall anheimgegeben war. Bei der Zeitenwende vom Mittelalter zur Neuzeit war ja die Zeit der mittelalterlichen Burgen und auch die Zeit der Ritter und Edelknechte vorüber. Die Geschichtsschreibung benennt den Kaiser Maximilian I., gestorben 1519, als den letzten Ritter.

1511 belehnt Graf Wilhelm von Fürstenberg erneut Christoph von Blumnegk mit den Gütern, wie Graf Wolfgang dies getan hat (Mitt. I. 17). Über die weiteren Schicksale der Kinzigtäler Linie der von Blumnegk schweigen sich die Urkunden zunächst vollständig aus. Nach einer Urkunde vom Jahre 1551 (Mitt. I. 777) erfahren wir rückläufig, daß Christoph sel. schon im Jahre 1528 alle seine ererbten Besitzungen und Rechte in Eschau, Weiler und Schnellingen an Jos Münch von Rosenberg auf Wiederlösung verkauft hat. Gelöst wurde dafür: für die Güter und Leute in Fischerbach und Kinzigtal und dort herum um 800 fl. in Gold und 200 fl. Münze Straßburger Währung. Jos Münch erhielt 1528 außerdem den halben Teil des Fischwassers zu Haslach in der Kinzig um 60 Gulden in Gold wiederlöslich verpfändet. Christoph ist darnach nach Kärnten auf Neidenstein ausgewandert. Nach seinem Tode lösen sich seine Nachkommen Andres und Franz von Blumnegk mit ihren letzten Rechtsansprüchen von Schnellingen und seiner Umgebung. Nach der gleichen Urkunde von 1551 verkaufen sie ihr Lösungsrecht an den Gütern und Rechten, die ihr Vater seinerzeit an Jos Münch verkauft hatte, um 800 fl. an den Grafen Friedrich von Fürstenberg. Weil die Blumnegk anscheinend aus Kärnten nichts mehr von sich hören ließen, hat schon 1543 Graf Wilhelm von Fürstenberg Jos Münch von Rosenberg alle Leute und Güter zu Eschau, Weiler und Schnellingen samt dem Burgstall, dem Gericht und aller Zugehör, wie das mit seiner landesherrlichen Zustimmung derselbe von Christoph sel. von Blumnegk, Wolf Stoll von Staufenberg und seiner Hausfrau Barbara und seinem Sohn Caspar Stoll erkauft hat, zugesprochen. (Mitt. I. 17. Anm. 1). Damit waren auch die Stoll von Staufenberg aus dem Mitbesitz von Schnellingen ausgeschieden. Bestätigt wird diese Feststellung durch die folgende Urkunde:

1552 verkaufen die Gebrüder Caspar, Hans und Hans Jakob Stoll von Staufenberg außer ihren Gerechtigkeiten zu Eschau und Weiler auch alle ihre Nutzungen und Gefälle zu Schnellingen, die sie bisher von der Herrschaft Kinzigtal zu Lehen hatten, für 400 fl. an den Grafen Friedrich von Fürstenberg (Mitt. I. 780).

1558 berichtet eine Urkunde von weiteren Verkäufen an den Grafen Friedrich von Fürstenberg. Abt Gisbert (der 85. Abt des Klosters Gengenbach, der im Abtsverzeichnis auf S. 105 des Gengenbacher Buches nicht verzeichnet ist) und der Konvent zu Gengenbach verkaufen mit Einwilligung des Bischofs Erasmus von Straßburg um 1500 fl. ihren Weinzehnten und andere Zehnten im Dekanat der Pfarrei Weiler. Dabei wird auch der Weinzehnte in Schnellingen und zu allerletzt das Eigentum der abgegangenen Burg Schnellingen aufgeführt. Darnach ist nun die Burg Schnellingen mit ihren Anrechten und ihrem Zubehör und in ihrem zerfallenen Zustand in den Besitz der Herrschaft Fürstenberg übergegangen, und damit auch die Geschichte der Burg Schnellingen zu Ende.

Ein unbekanntes Schloß mit Vorburg auf dem ehemaligen Mühlsteinterritorium

von Karleopold Hitzfeld

Eine der packendsten Geschichten Hansjakobs ist sein „Vogt auf Mühlstein“, die das Gemüt aller Leser bis in die Tiefen angesprochen hat. Dadurch ist der Mühlsteinhof vielleicht der bekannteste Hof im mittleren Schwarzwald geworden. Zu unbekannter Zeit wurde das Höhengelände Mühlstein-Schottenhöfen als selbständiger Zwergstaat aus der gengenbachischen Abteiherrschaft ausgegliedert. Als Hauptzugang, auch mit Auto, wählt man heute die Straße, die vom Hotel Schwarzer Adler in Unterharmersbach durch die Zinken Vorder- und Hinterhambach ins Gebiet der Schottenhöfe hinaufstreicht, von wo eine Abzweigung zum Mühlsteinhof führt.

Neue Entdeckungen haben nun überraschenderweise ergeben, daß in der Zeit der Selbständigkeit des Mühlsteingebietes der Hauptzugang vom Harmersbachtal aus zwischen Unter- und Oberharmersbach seinen Anfang nahm, heute Hagenbachtal genannt. Vor dem Hagenbachtal arbeitet ein Sägewerk und dahinter ist der zweite Bauer, Albert Lehmann, dem das ganze Gelände um den Ausgang des Tales gehört.

Hinter dem Hof zweigt ein Weg nach Südwesten (links) ab, steigt am jenseitigen Hang in den Wald hinein, biegt aber bald wieder nordwärts um. Plötzlich geht man durch eine torähnliche Lücke und steht auf einem flachen Platz, etwa 20 m mal 12 m groß, der kräftig in den Talraum hinausragt und auf drei Seiten steil ins Tal abfällt. Das ist der kegelförmige *Schlößlebühl*. So wird er als noch etwas weiterreichende Flurbezeichnung im Grundbuch von Oberharmersbach

genannt. Wenn er jetzt nicht so vollständig mit Bäumen und Unterholz bewachsen wäre, würde die auffallende Bodengestalt sofort offenbar werden. Vor einiger Zeit gedachte Bauer Albert Lehmann hier eine Brunnenstube für eine Wasserleitung zu bauen und begann einen passenden Raum auszuschachten.

Es ist an dieser Stelle schon ungewöhnlich, daß man erst in etwa 1,5 m Tiefe auf festes Gestein stößt. Noch überraschender sind die festen Brocken darin. Da kamen rohbehauene größere und kleinere Steine aus dem Bodengestein zum Vorschein, dazwischen einfach behauene Sandsteine, die es hier als anstehendes Gestein überhaupt nicht gibt. Sie müssen also künstlich hierher gebracht worden sein. Dazwischen kamen noch andere seltsame Fundstücke zutage, so daß die Weiterarbeit an der Brunnenstube dankenswerterweise unterbrochen wurde.

Albert Lehmann (Vor Hagenbach) zog dann den in diesen Dingen erfahreneren Heimatforscher und Förster Eugen Lehmann zu Rat, der gleich ein altes Bauwerk vermutete.

Die kennzeichnenderen Fundstücke wurden durch Günther Haiss an bedeutende Fachlehrte zur fachmännischen Begutachtung übergeben.

Inmitten des ausgeschachteten Erdreiches zeigte sich eine Brandschicht. Über und unter ihr wurden viele Dachziegelstücke, darunter halbrunde Hohlziegel, mit überstehenden Nasen gefunden und etliche Topfscherben, leider keine größeren Stücke, die auf die genauere Gefäßform hätten schließen lassen. Auch ein Stückchen angebranntes Holz war unter den Fundstücken der Brandschicht.

Als Ergebnis der Begutachtung wissen wir nun, daß es keine Römerziegel waren, denn diese kannten die nasenförmige Aufbiegung der Ziegel noch nicht. In der Nähe der Fundstätte an der Galgenbrücke befand sich seit alters eine Ziegelei. Jedoch kann mangels von Vergleichsstücken nicht unbedingt auf eine Herkunft der Fundstücke aus dieser Ziegelei geschlossen werden. Ein dicker, gewulsteter und gerillter Brocken sei wohl frühmittelalterlich; zu ihm gehört noch ein rotes Bodenstück. Man neigt dazu, dieses Gefäß der romanischen Zeit des Mittelalters zuzuordnen. Ein kleiner, schwarzer und gerillter Scherben könnte frühgotisch sein.

Anders steht es mit den Nasenziegeln. Sie können aus dem 14. bis 16. Jahrhundert stammen und stellen die ältesten Formen der Hohlziegel bei uns dar. Dachziegel dieses Profils, die mit Hilfe des Streichbrettes hergestellt sind, kommen zuerst im 13. Jahrhundert auf und halten sich sehr lange. Doch ist es auszuschließen, daß diese Ziegel nach dem 16. Jahrhundert gemacht wurden. Sie bleiben das Hauptmerkmal, daß hier ein bemerkenswertes Bauwerk gewesen ist. Die Zeit zwischen 1200 und 1600 kann leider nicht weiter eingengt werden.

Daß unter den Tonwaren solche Ziegeln sind, spricht für einen gehobenen Wohnstil. Im Schwarzwald hat es auf dem Lande sonst bis ins 18. Jahrhundert kaum Ziegeldächer gegeben. Die übrigen Topfscherben sowie eine Ofenkachel sind nicht glasiert. Glasuren treten kaum vor dem 15./16. Jahrhundert auf, so daß wir auch hierbei auf das Mittelalter oder Spätmittelalter als Entstehungszeit deuten müssen.

Unser Mitarbeiter Rudolf Hahn forschte unermüdlich nach archivalischen

Zeugnissen in den Gemeindearchiven dieser Gegend. Er fand schließlich den Nachweis, daß der Burghügel am Ausgang des Hagenbachtals Schloßbühl heißt. Das bestätigte die Erkenntnisse aus den Bodenfunden. Um 1550 lautet ein Eintrag in dem Berain 10 116 (Harmersbach): Bastian Lehemann gibt 9 Pfennig von 3 Juch Ackern *im Schloßfelde* an der Gassen unter seinem Haus¹⁾. In einem Ratsprotokoll (Oberharmersbach) vom 11. 1. 1700 wird Andreas Lehemann als *Schloßbauer* bezeichnet²⁾. Verblüffenderweise wird der Schloßhügel einige Jahrzehnte später das sog. Armen Bürgle genannt³⁾. Joseph Isemann im Lachen-graben verkauft ein Stück Eichwald, *das sog. Armen Bürgle*, dem Antoni Heitzmann allhiesiger Bürger vorm Hagenbach um 40 Gulden. Und wieder in einem Verkaufsprotokoll vom 27. 5. 1750 verkauft Martin Eyßeman im Kürnbach sein am *armbürgle* gelegenes Stück Rittfeld an Christian Breig um 140 Gulden.

Dagegen bei der Hofübergabe des Hofbauern Severin Heitzmann Vor Hagenbach an seinen gleichnamigen Sohn am 23. 5. 1838 steht wiederum eindeutig: Waldungen, $\frac{1}{2}$ Jeuch Eichenwald *am Schloßbühl*⁴⁾, rings herum sich selbst. Ähnlich 1850: Hofübergabe an Benedikt Heitzmann. Dort heißt es bei Punkt 22: 2 Jeuch Eichenwald beim *Schloßbühl*. Der Name ist somit endgültiger Flurnamen geworden.

Danach scheint es also so gewesen zu sein, daß früher ein burgartiger Bau dort stand, der im 18. Jahrhundert anscheinend verwahrlost war, von dem vielleicht damals noch Teile zu sehen waren. Im übrigen war der Bühl mit Schälchen bewachsen. Der auffallende Ausdruck „Armen Bürgle“ mag darauf hindeuten, daß es sich um eine abhängige oder Vorburg handelt.

Wo aber war dann die Hauptburg?

In einer älteren Forstkarte der Gemeinde Harmersbach ist bei den Schottenhöfen ein *Schloßacker* eingezeichnet, der etwa 550 m hoch liegt. Dort lag also das ehemalige herrschaftliche Schloßgut⁵⁾. Dieses war durch eine etwa 2 km lange Verbindungsstraße mit dem unteren Schloßbühl verbunden. Jetzt wird uns die Aufgabe des Bürgle auf dem unteren Schloßbühl klar. Es war eine Geleitstation mit Saumtieren und den zugehörigen Wagen. Lebensmittel und sonstige Sendungen, die auf der Harmersbacher Talstraße für das herrschaftliche Schloßgut herangefahren wurden, mußten hier auf kleinere Fahrzeuge oder auf die Saumtiere umgeladen werden für die Fahrt nach dem Schloßgut auf der Höhe.

Dort breitet sich eine weite, fast ebene Fläche auf dem Hochland der Schottenhöfe aus. Ringsum ist alles als Äcker angelegt. Nur mittendrin befindet sich ein größeres Landstück, in dem eine stärkere Quelle zutage tritt und nur Gras wächst. Nach langjähriger Beobachtung stellte Förster Eugen Lehmann an der auffallenden Verfärbung des Grases in diesem sog. Schloßacker fest: in geringer Tiefe beginnt schon steiniger Boden (eine sog. Steinrassel), darunter sind wohl

1) Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 66.

2) Ratsprotokoll Oberharmersbach 13/4.

3) Gemeindearchiv Oberharmersbach CV 4/3 und CV 3/27 ao 1734 und 4. 6. 1734; CV 5/6 vom 27. 5. 1750.

4) Grundbuch Oberharmersbach C IV, 1/3, 465.

5) Später auch als Reutegut bezeichnet.

auch Mauerreste, so daß außer Gras nichts angepflanzt werden kann an der Stelle, wo das Schloß gestanden hat, über dessen Namen und Aussehen wir nichts wissen. Das anstehende Gestein ist hier Gneis. Aber es finden sich da auch Sandsteinstücke, die also ebenfalls erst hierher gebracht werden mußten.

Bei diesem Schloßacker liegen nun ebensolche Ziegelstücke wie bei der Vorburg Vor Hagenbach neben anderen Fundstücken, woraus sich gleichfalls der Zusammenhang der beiden Burgen ergibt. Die Fundstücke liegen wie ein niedriger Wall geschichtet in einer Linie im und auf dem Boden.

Das herrlichste Stück, das früher nach Abgang des Schlosses dort bei der Quelle noch lange ein einsames Dasein führte, ist der ehemalige Schloßbrunnen aus rotem Sandstein, aus einem Stück gehauen, mit einem Durchmesser von etwa 1,50 m und einer Tiefe von 60 cm. Förster Lehmann fand auch die nicht mehr völlig lesbare, eingehauene Jahreszahl mit den Ziffern über 1600. Dieser frühere Schloßbrunnen steht jetzt abseits von seinem früheren Standort bei dem 1936 errichteten Neumaierhof. Das abgegangene Herrenhaus auf dem Schloßacker ist der Wohnsitz der Eigentümer dieser Herrschaft in jener Zeit gewesen, als diese Höhenlandschaft ein selbständiges Herrschaftsgebiet war und der Familie Röder von Diersburg gehörte. Bride Röderin hatte dieses selbständige Land als Heiratsgut erhalten, als sie sich mit dem Edelknecht Jacob Wormser⁶⁾ verheiratete. 1512 verkaufte das kinderlose Paar diese Kleinherrschaft für 240 rheinische Gulden wieder zurück an die frühere Eigentümerin, die Abtei Gengenbach, unter Abt Philipp von Eselsberg (1507 bis 1531)⁷⁾. Danach waren die beiden Burgen als Herrschaftssitze nicht mehr nötig, fanden andere Verwendung und verfielen allmählich.

Unbekannt waren bisher die Grenzen dieser selbständigen Herrschaft Mühlstein, weil seit 1817 dieses Gebiet unter die Gemeinden Nordrach, Unter- und Oberharmersbach aufgeteilt wurde. Versuchen wir daher, die ehemalige Fläche dieses Territoriums zu umschreiben. Die heutige Grenze zwischen Unter- und Oberharmersbach war vom Harmersbach aus bis zur Höhe 512,2 m wohl die alte Grenze des Herrschaftsgebietes Mühlstein. Vom Punkt 512,2 zog sie nach Südwesten über den Höllhaken auf dem Rücken des Hullert über Punkt 383,3 m hinab bis zum Schottenhöferbächlein als dem südlichsten Punkt, von dort genau nach Westen bergauf zum Kuhhornkopf (654,3 m), auf dem Bergrücken nordwärts weiter zum Punkt 444,6 m, westlich vom Heugraben und Buchbühl über die Höhen 557,8 m, 512,1 m, 584,0 m (nördlich vom Mühlsteinhof) über die Flacken zur Höhe 565,1 m, über Punkt 602,2 m zum Täschenkopf 825,4 m (damals genannt der First, der nördlichste Punkt des Gebietes), über die Höhenpunkte 729,3 m, 689,2 m, 600,1 m, 570,4 m und von da über den Höhengrat südwärts vom Klaibachtal bis wieder zum Harmersbach.

Das von diesen Grenzpunkten umschlossene Gebiet war die Herrschaft Mühlstein mit den beiden Schloß oder Bürgle genannten Gebäuden. Nur die wenigen

⁶⁾ Die Edelknechte von Wormser sind zuvor auf einem Hofgut im Zinken Rot/Unter-Harmersbach nachweisbar.

⁷⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 67, Nr. 626, Bl. 257 – Mühlstein vom 11. 11. 1512.

genannten Überreste und die Flurbezeichnungen zeugen noch von ihrem früheren Vorhandensein.

Quellen: Außer den im Text und in den Anmerkungen aus den Archiven gemachten Angaben der Augenschein der Örtlichkeiten und der Fundstücke, die Mitteilungen von Förster Eugen Lehmann und vom Hofbauer Albert Lehmann, von Gewerbeoberlehrer Rudolf Hahn sowie die schriftlichen Gutachten über die Funde, die mir Günther Haiss zugänglich machte.

Turmburg Gröbern

von Karleopold Hitzfeld

Geheimnisvoll wie ein in der Landschaft stehengebliebenes Märchenhochhaus steht die alte Turmburg Gröbern im Unterentersbacher Bann. Von der B 33 und ganz besonders von der Landstraße Biberach-Zell a. H. aus blickt der Wandersmann verwundert auf den scheinbar abgelegenen Turm. Aber so sehr abseits liegt er eigentlich gar nicht, denn die ursprüngliche Landstraße führte von Stöcken her über Unter-Entersbach nach Zell a. H. und diese läuft unmittelbar an Gröbern vorüber. Sie ist zwar noch vorhanden, mußte jedoch der neueren Landstraße von Biberach nach Zell im Range und in der Benützung weichen.

Der heutige amtliche Name Gröbern schaut uns so fremd an. Man könnte ihn für eine sprachliche Verfeinerung des 18. Jahrhunderts halten, jedoch kommt diese Wortgestalt auch in früheren Jahrhunderten immer wieder vor, wenngleich die älteste Namensform von 1220 Grebern ist. Hinreichenden Aufschluß über ihre Bedeutung geben uns die Aufzeichnungen von 1222, wo es heißt: „bi denen Greberen“, hochdeutsch also: „bei den Gräbern“. Dies legt uns nahe zu glauben, daß der Burgbezirk neben einem Friedhof angelegt wurde. Wir müssen hier der Neigung widerstehen, an ein alemannisches oder fränkisches Gräberfeld zu denken, denn erst aus dem 12. Jahrhundert haben wir sichere Kunde von Siedlungen im Harmersbachtal. (Unter-)Entersbach ist erstmals 1220 als schon ältere, offenbar gar nicht so unbedeutende Ortschaft erwähnt, denn von da aus wurden die gengenbachischen Meiereibezirke Biberach, Bruch, Isensprant und Ober-Entersbach gegründet. Es mußte von Anfang an eine Kapelle gehabt haben, in der Gottesdienst gehalten werden mußte, und daher hat es wohl anfangs einen eigenen Friedhof erhalten.

Entersbach war als zentraler Meierei-(Dinghof-)bezirk angelegt worden. Der Dinghof (Meierhof, Gutshof) war eben Grebern (so hat man Gräbern früher geschrieben), 1220 erstmals erwähnt als Hube Grebern, die Kurienrechte besaß. Dieser Kurienhof war eine größere Baugruppe, dessen Hauptgebäude ein Steinhaus war und deshalb oft Burg genannt wurde, denn im Falle der Not gab sie den abhängigen Bauern Schutz und Schirm für sie selbst, ihr Vieh und ihre bewegliche

Habe. Dieses Haus war in Turmform gebaut und lag neben der damaligen Fernstraße (ins Renchtal und über den Kniebis nach dem Neckarland). Es war zugleich ein Turm des Geleits. Von hier aus wurde anfangs den Durchfahrenden der Geleitschutz mitgegeben. Es schützte gleichzeitig zusammen mit dem Aufgebot militärisch auch den Eingang ins Harmersbachtal.

Schauen wir uns die Tiefburg Grebern etwas näher an. Sie ist ein quadratischer Turm von 8,20 m Seitenlänge und etwa 17 m Höhe, abgeschlossen mit einem hohen, massigen Satteldach. Die Mauern wurden aus unbehauenen, unterschiedlich großen Bachwacken etwa 1,30 m dick unverputzt und mit kalkigem Bindemittel hochgeführt, die Mauerkanten jedoch aus behauenen Sandsteinquadern, von unten bis zum ersten Gurtgesims gebuckelt, weiter nach oben glatt, die dem Haus eine kräftige Standfestigkeit und eine freundliche vertikale Gliederung verleihen. Es muß uranfänglich nur ein Erdgeschoß und drei Obergeschosse gehabt haben, darüber war der Turm mit einem Gurtgesims aus Sandstein abgeschlossen, das noch da ist. Man setzte, wohl aus Wohnraumnot, zu irgendeiner Zeit ein weiteres Geschoß auf, worauf dann ein anderes, nunmehr endgültig abschließendes Gurtgesims folgt. Der Raum innerhalb des dann folgenden, hohen Daches ist durch einen ähnlichen Sims in zwei Böden unterteilt, von denen der obere den Speicher darstellt, während der untere noch ein Wohngeschoß ist. An den Gesimsen über dem 3. und 4. Stock und in der Mitte der Giebel sind kleine gotische Wasserspeier kaum sichtbar angebracht.

Das Wohnliche der Turmburg wird äußerlich durch die vielen schlichten Doppelfenster angedeutet. Der Bau ist unterkellert und hat ein Erdgeschoß, vier Stockwerke und ein bewohnbares Dachgeschoß. Das Erdgeschoß und die drei ersten Obergeschosse haben Holzdecken (sog. Stabdecken), während den 4. Stock eine Balkendecke abschließt.

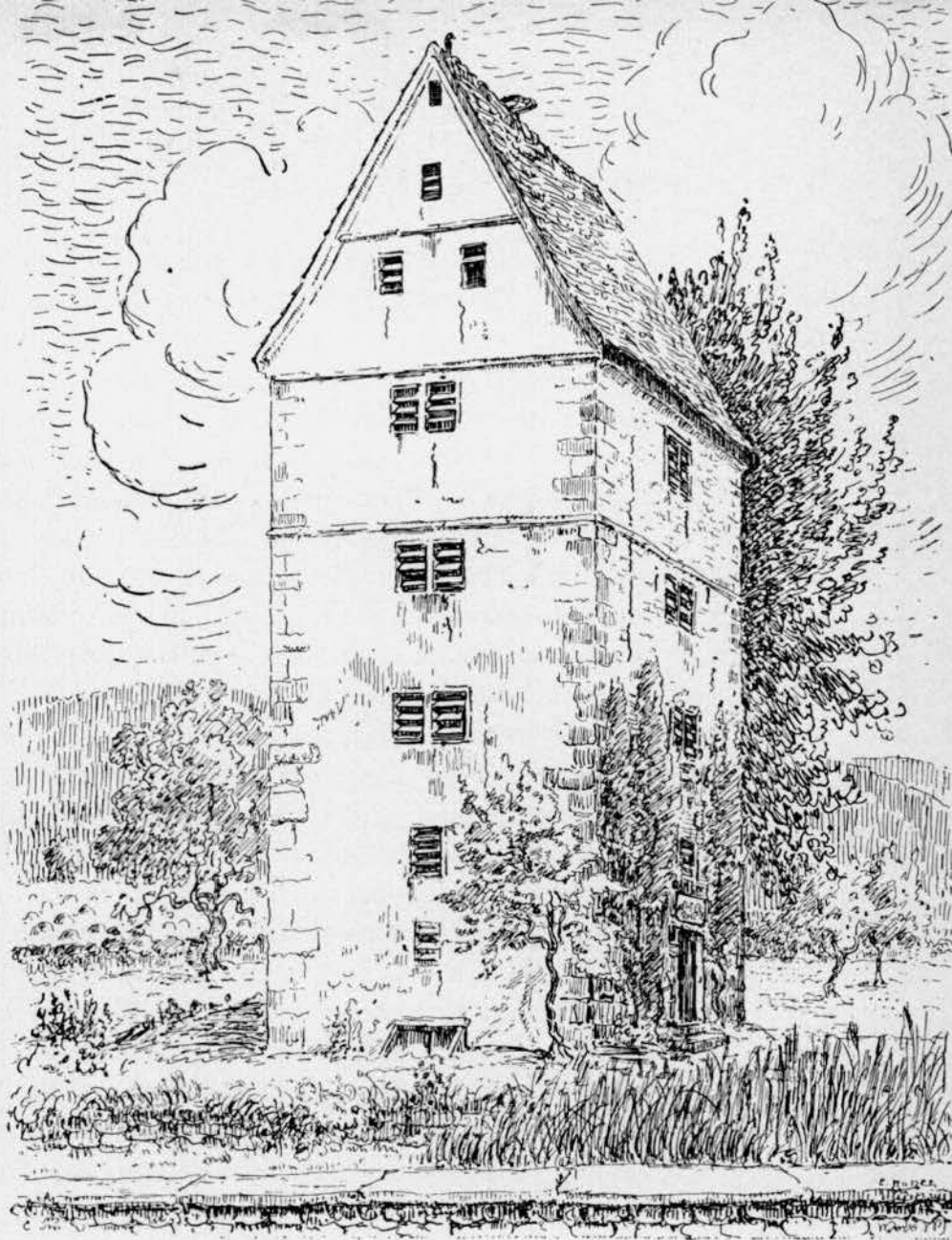
Im 2. Stock innen befindet sich in der Westmauer eine steinerne Türumrahmung, dessen Sturz in Voluten endigt und das Zeichen ihs trägt. Vielleicht war es ein sog. französisches Kamin, weil von hier aus ein rechteckiger Schacht als Rauchfang innerhalb der Mauer senkrecht bis zum Dach hinaufzieht. Auffallenderweise wird die Rückseite dieses Kamins von einer jetzt zugemauerten Türöffnung mit flachgeschwungenem Rundgiebel gebildet, die möglicherweise auf einen früheren Söller führte. Jedoch kann man keine Spuren eines Podestes mehr erkennen.

In jüngerer Zeit wurde auch im 1. Stock der Nordseite durch die Mauer ein Zugang zum „Sekret-Häußle“ (Abort) geschaffen. Der Eingang zum Wohnbau ist jedoch auf der Südseite. Seine Umrahmung besteht aus glatt behauenen Sandsteinen. Über dem Türsturz grüßt ein Ehewappen mit der Inschrift: Johann von Meyershoffen von und zu Greberen; Maria Cleophe von Meyershoffen zu Greberen, Gebohrne von Eberhard 1695.

Dieses Turmschloß steht inmitten eines größeren Grasplatzes, der mit einer Mauer umgeben ist, innerhalb dem früher der „mit Pfosten und Tillen (= Dillen)“ versehene Tiergarten (= Weideplatz für Tiere) abgeteilt war.

Vor dem Turmschloß, aber außerhalb der inneren Mauer war das Gebäude

Anblick der Turmburg Gröbern um 1900, damals war sie unbewohnt.



mit den Wohnungen für den Meier (Verwalter) und das Gesinde und getrennt davon die eigentlichen Wirtschaftsgebäude mit Scheuer, Stallungen, Back- und Waschhaus, Trotte usw. Das heutige, immer noch sehr umfangreiche Ökonomiegebäude wurde 1770 von Johann Heinrich von Meyershofen errichtet. Auf der Giebelseite gegen die Straße sind eine Nische mit Madonnenbild und zwei fein ausgeführte schmiedeeiserne Fensterfüllungen zu bewundern.

Der gesamte, so beschriebene Schloßbereich wurde früher durch eine gewaltige „sechs Schuh und ebensoviele Zoll (etwa 2 m) dicke Umfassungsmauer geschützt, vor der ein 32 Schuh (etwa 9 m) tiefer Graben hinzog, dessen Aushub als mächtiger Wall davor lag. Drei Tore gaben Durchlaß. Wall und Graben sind längst eingeebnet worden. Vorhanden sind jetzt nur ganz friedliche Mauern, die das Revier wenigstens von der Straße trennen.

Die Bewohner dieser Turmburg

Hier also saßen die Dinghofmeier der Abtei Gengenbach, die Eigentümerin des gesamten Meiereibezirkes war. Die Meier gehörten der obersten sozialen Schicht an und hatten volle Regierungsbefugnisse mit dem niederen Gericht in bürgerlichen und Strafrechtsfällen. Es wurden dazu solche genommen, die in der Schule der Abtei ausgebildet worden waren. Wir haben daher hier bodenständige Geschlechter als solche Dienstmannen, Vasallen oder Ministerialen zu erwarten. In der Tat stammt der Name des ersten namentlich bekannten Meiers von Grebern vom Schnaitberg und hieß Sneit. Die Sneit waren rittermäßige Leute. Zu einer Zeit, da der Kaiser noch der Eigenklosterherr von Gengenbach war, war ein Sneit in Verbindung mit dem Dienst im kaiserlichen Heerbann zum Ritter geschlagen worden. Eine Linie der Sneit hatte das Meieramt auf Gröbern im Erbgang inne und erhielt es als Lehen, wonach sie sich Sneit von Grebern nannten. Wiederholt waren sie Schultheißen von Zell a. H. Anfangs wissen wir kaum mehr als ihre Namen: 1370 Tann v. G., 1412 Dietrich v. G., 1512 Jakob v. G., 1568 seinen gleichnamigen Sohn. Er war der letzte männliche Sproß der Familie Sneit. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts errangen die Sneit für die Kurie Grebern eine noch weiter heraushebende, noch ansehnlichere Stellung als sog. adeliges Rißgut. Schon bald nach der Organisierung der Reichsritterschaft als eigenen Reichsstand wurden 1495 die Herren von und zu Grebern in die Matrikel der adeligen Rißgüter des Ortenauer Ritterkantons gegen die übliche Jahresabgabe eingetragen, wodurch sie die Vorrechte der Reichsritterschaft genossen und dem neuen Reichsrecht darüber unterstanden. Trotzdem blieb noch eine ziemliche Abhängigkeit von der Obereigentümerin (Abtei Gengenbach) bestehen.

Die einzige Tochter des letzten Sneit erbte das Greberngut. Sie heiratete 1580 den Doctor beider Rechte Christoph Mundt, Mitglied des Straßburger Rates, und ließ das Gut auf seinen Namen überschreiben.

Solange die Sneit im Besitz von Grebern waren, blieb das Gut von zellischen Abgaben, Frohnden und von der städtischen Gerichtsbarkeit frei, obgleich seit 1366 Zell eine Reichsstadt geworden war, zu dessen Gebiet auch Grebern gekommen war. Der Magistrat von Zell versuchte wiederholt die gebietliche Oberhoheit geltend zu machen, wurde jedoch abgewiesen.

Mit Chr. Mundt begannen nun ernstliche Prozesse mit der Reichsstadt wegen dem Gut. Die staatsrechtlichen Verhältnisse des Gutes waren auch kompliziert genug, so daß sich sogar ein Jurist wie Mundt nicht leicht zurecht fand. Die Auseinandersetzungen endigten 1602 mit einem Vergleich, nach welchem von Mundt eine jährliche Abgabe von 6 Pfund Pfennig und 12 Sester Hafer an die Reichsstadt entrichtet werden mußte, womit natürlich eine gewisse Abhängigkeit zugestanden war, auch wenn Grebern ein „freiadeliges, der Ritterschaft steuerbares Gut“ blieb. Begründung: Grebern stehe „in Protektion und Schirm-Gerechtigkeit der Reichsstadt und bediene sich auch der Zeller Wun, Waydt und Wasser“.

1613 verkaufte die verwitwete Ursula das Gut zurück an die Obereigentümerin,

(Abtei Gengenbach), welche das Gut bis 1640 (Zeit des Dreißigjährigen Krieges) in unmittelbarem Nutzbesitz hatte. Weil es aber „unnutzbar“ war, verkaufte Gengenbach es sodann an Dr. Johann Benedikt Fünkh von Waldstein, der von 1626 bis 1646 Reichsschultheiß von Zell war, gegen Zins-, Gült- und Schuldverschreibungen. Einen Bodenzins und die Fallabgaben hatte sich die Abtei sowieso vorbehalten. Da die Zeit ungemein schwierig war, war nur eine unbedeutende Anzahlung geleistet worden, weshalb das Gut ganz dem Kloster verpfändet blieb. Wie jedermann, so litt auch der Grebernhof schwer unter den vielen Kriegslasten. Der früher reiche Fink wurde zum armen Mann und hinterließ bei seinem Tode 1648 eine ziemliche Schuldenlast.

Seine Witwe heiratete 1649 den Leutnant Christoph Trotter. Über ihn urteilte die Stadt: „Er hat sich auf Gröbern zu wohnen gesetzt, sich aber gleich gegen die Stadt unfreundlich erzeigt, die Lasten und Abgaben abzustatten bestritten, sich unterstanden, Wein auszuschenken, Salz zu verkaufen, die Untertanen zu schelten und zu schlagen und in summa allerhand Mutwillen verübt, weshalb ihm das Weinausschenken und Salzverkaufen hoch verboten und er wegen der Schlag- und Schelthändel gebührend gestraft wurde.“

Der Rechtsstreit kam bis vor den kaiserlichen Reichshofrat in Wien. Eine Schlichtungskommission setzte 1657 in Offenburg fest, daß der Inhaber von Gröbern statt 6 Pfund nur 4 Pfund Pfennig und die 12 Sester Hafer an die Reichsstadt und zur Unterhaltung von Weg und Steg 1 Gulden 30 Kreuzer an die Gemeinde Entersbach jährlich zu reichen schuldig sei.

Auch die Zahlung des Beitrags zur Ortenauer Ritter-Kollektion verweigerte Trotter. Doch scheint er auf die Drohung der Ritterschaft, ihm Vieh und Pferd zu pfänden, nachgegeben zu haben.

Im Jähzorn wollte Trotter sogar seinen Hofmeier Mathis Schille erschießen. Der aber setzte sich zur Wehr und schoß ihn 1663 über den Haufen. Seine Witwe mußte wegen der Schulden den Hof ihrem Schwager, dem Reichsschultheißen Dr. Andreas Schaid in Gengenbach, abtreten. Von diesem ging er 1675 an Dr. Martin Weh, den Sekretär der Reichslandvogtei Ortenau auf Schloß Ortenberg über.

Da er ebenfalls in Zahlungsverzug geriet, ließ ihm Zell Korn und Hafer vom Gröbernhof wegnehmen. Als nun eines Tages der Zeller Stadtschreiber Johann Meyershofen nach Erledigung seiner Geschäfte in Offenburg heimritt, nahm ihn Weh bei Ortenberg gefangen und sperrte ihn im dortigen Schloß ein. Meyershofen ließ sich köstlich verpflegen und machte eine Zeche von 19 Gulden, die nachher niemand bezahlen wollte. Erst als Zell eine Gesandtschaft an die vorderösterreichische Regierung in Freiburg schickte, bekam es seinen Stadtschreiber zurück. Dr. Weh mußte jedoch Grebern 1682 an die Stadt Zell verkaufen für 4476 Gulden. Dies alles ging vor sich, ohne die Pfandherrschaft Gengenbach zu fragen und die rückständigen Zahlungen zu leisten.

Die Abtei hatte bisher weder die Zinsen des geschuldeten Verkaufspreises noch die Bodenzinsen noch die Fallgebühren erhalten. Unbekümmert um die Klosterproteste begannen die Zeller im greberischen Gebiet einen Fischteich anzulegen

und verschiedenes zu bauen. Jetzt war der Abt gezwungen, am Speyerer Reichskammergericht (= oberstes Reichsgericht) gegen die Zeller zu klagen auf Herausgabe von Grebern oder statt dessen auf Zahlung von 4000 Gulden in Geld. Wegen des Krieges kam es indessen überhaupt nicht zu einem Richterspruch. Die Summe aller Gläubigerrechte des Klosters belief sich zuletzt so hoch, daß der Wert des Gutes kaum die Hälfte davon betrug.

Jetzt hob ein letztes Ringen um den Besitz des schönen Rißgutes an, denn nun war der Augenblick gekommen, wo der genannte Stadtschreiber Meyershofen, der inzwischen der einflußreichste und wohlhabendste Mann im Zeller Stadtstaat und Stättmeister geworden war und überdies 1699 Reichsschultheiß wurde, mit äußerster Entschlossenheit selbst auf die Erwerbung von Grebern lossteuerte. Meyershofen wurde 1695 von Kaiser Leopold I. „für sich und seine ehelichen Leibeserben in des hl. Römischen Reiches uhralten Ritterstand gnädigst erhoben und zwar, als ob er von vier Ahnen väterlichen und mütterlichen Geschlechts herkäme und geboren wäre“. Im folgenden Jahre wurde er in die „adelige, freye Reichsritterschaft in Schwaben, Ortenauer Bezirks“ aufgenommen.

Mit der Adelsverleihung war die Bestimmung verbunden, sich von einem adeligen Rißgut einen Namen zuzulegen. Als ein solches erstrebte von Meyershofen aufs heftigste die Grundherrschaft Grebern. Sie lag so schön zwischen Zell und Entersbach, wo Meyershofen sich in vorausschauender Planung einen günstig liegenden und ertragreichen Grundbesitz mit vielen sonstigen herrenmäßigen Rechten zielbewußt angereichert hatte. Es war also schon lange seine verschwiegene Absicht gewesen, das Gut Grebern, vergrößert um seine planvollen Dazuerwerbungen drum herum, einmal zu seinem Adelsitz zu machen.

Er scheute die Kosten, die dieses Verlangen erschwerten, keineswegs. Mehrere Zeller Stadtherren hatten sich spekulationsartig Anteilsrechte verschafft. Großzügig, wie Meyershofen bei den Weltleuten immer war, und unter gerissener Ausnützung seiner fast herrenmäßig wirkenden Autorität, löste er mit Leichtigkeit alle ihre Ansprüche unbesehen mit 6000 Gulden ab. Schwieriger war sein Drängen, die Abtei zur Abtretung und zum rechtskräftigen Verkauf zu bewegen. Hierbei freilich marktete er mit all seinen lächelnden Überredungskünsten.

Im Klosterkapitel entstanden Meinungsverschiedenheiten, ob man dem langzeitlichen Bedränger der Abtei das wertvolle Gut verkaufen dürfte. Der schwerkranke Abt Placidus Thalman wollte noch bei seinen Lebzeiten das Ende des heillosen Streites sehen und hat auf eigene Verantwortung die Angelegenheit gegen die Mehrheit des Konvents entschieden und Grebern im Jahre 1696 seinem Landsmann für billige 4000 Gulden abgetreten. Nachgelassen wurden ihm die aufgelaufenen Zinsen von 500 Gulden und 100 Fuhren, die gerade damals für den Aufbau der 1689 verbrannten Klostergebäude nötig gewesen wären. Der Abt wahrte sein Obereigentumsrecht nur durch den Vorbehalt eines Bodenzinses und des Fallrechtes. Zudem wurde dem Käufer noch der dortige Zehnte als Erblehen hinzugegeben. Dadurch war, freilich wiederum zum Nachteil der Abtei, der Streit beigelegt.

Dieses „alte, adeliche Stammhauß und Gueth Grebern stoßt an die Enders-



Heutiges Aussehen der Wohnburg Gröbern. Das Innere wurde vor einigen Jahren zu moderner Wohnlichkeit hergerichtet. Heute bewohnt. Zum heutigen Bestand gehört außer dem Gasthaus links davon ein hier nicht sichtbares großes Wirtschaftsgebäude. An der Straßenfront des Gasthauses und über dem Eingang zum Adelsturm das Wappen der Familie von Meyershofen.
Aufn.: Foto-Müller, Zell a. H.

bacher Güether, oben an den alten Wald, unten auf die Landstraß nach Biberach, so durchgehends mit einem großen Graben umgeben und mit Marksteinen belöchnet; item die Matt auf der Großmatten“. Der neue Inhaber durfte sich jetzt „Herr Johannes von Meyershofen von und zu Grebern“ nennen. Damit hatte er das Ziel seines Strebens erreicht und errichtete dort seinen standesmäßigen Herrnsitz, für dessen Herrichtung er nochmals über 2000 Gulden opfern mußte. Die Mauerseiten gegen Entersbach und gegen Zell mußte er vom Fundament aus neu aufbauen, weshalb das frühere Bruchsteinmauerwerk mit Backsteinen durchsetzt ist. Das „Schlößlin“ erhielt auch ein neues Satteldach, neue Stiegen und „vier Böden, daß man zwey Zimmer vollkommen halten konnte“ auf jedem Stock. Dazu kamen in jedem Geschoß kleine Nebenräume. Mit besonderer Genugtuung hat er dabei sein Ehewappen Meyershofen-Eberhard über dem Eingang des Turmschlosses angebracht.

Auch die innerhalb der Ringmauern liegende Behausung an der Entersbacher Straße, wo der jeweilige Meier wohnte, wurde 1699 „bis zur Haustürschwelle“ abgebrochen und „größer und länger“ neu aufgerichtet. Auf seiner Giebelseite gegen die Straße hat er noch einmal sein Ehewappen mit der Jahreszahl 1699 eingefügt. An den Wirtschaftsgebäuden war natürlich ebenfalls viel auszubessern und neu zu bauen.

Die Meyershofen benützten jedoch das Schloß nicht dauernd. Sie bewohnten zugleich in der Reichsstadt ein eigenes Haus, heute Badischer Hof, und blieben vier Generationen lang im Besitze des Gröbernhofes. Ständige Verbesserungen des Bodens, Entwässerungsanlagen, eine ganz neue Wasserleitung und anderes waren ihre Anliegen. In das große Wohnhaus an der Straße kam um 1800 eine Gastwirtschaft, die heute noch besteht.

Aber auch die Freiherren von Meyershofen, obwohl zugleich Zeller Bürger, hatten wegen der Gerichtsbarkeit, Landeshoheit, Zins und Zoll mit dem Reichsstädtlein manchen Kampf um ihre Rechte auszufechten. Der letzte Prozeß wurde 1803, als die Reichsstadt Zell an Baden kam, gegenstandslos. An die von Meyershofen erinnern noch heute die weithin sichtbaren, mächtigen Grenzsteine von 1759, 1764 und 1820, welche außer der Jahreszahl noch die Buchstaben HFVMZG = Heinrich Friedrich von Meyershofen zu Gröbern haben.

Nach dem Tode des letzten Ritters von Meyershofen, des Junggesellen und Oberstleutnants Friedrich Heinrich, ging Gröbern 1823 als „Stammgut oder Fideikommiß“ auf dessen Schwester Maria Anna Catharina und nach ihr 1836 an ihren Vetter Johann Heinrich Fischer, F. F. Rentmeister in Haslach, über. 1862 verkaufte dessen Sohn Heinrich, der letzte persönliche Besitzer des Gröbernhofes, das Gut für 115000 Gulden an das „Evangelische weltliche Kraichgauer adelige Damenstift in Karlsruhe“, dem es heute noch gehört und das 1960 das Turmschloß außen verputzen und innen neu gestalten ließ. Zu den Merkwürdigkeiten gehört noch, daß heute nach schöner Modernisierung im Innern eine Familie mit dem gleichen Namen Meyershofen das Schlöblein bewohnt. 1916 umfaßte das gesamte Gut 89 Hektar, 73 Ar, 38 Quadratmeter, darunter 28 Hektar Wald.

Quellen: B. Schwarz, in: Die Ortenau 1927; F. Disch, in: Die Ortenau 1934; K. Hitzfeld, Vom Landstreicher zum Reichsbaron, in: Die Ortenau 1966 mit den dort verzeichneten Archivalien.

Wichtige Geschehnisse in der Ortenau 1968

Landkreis Lahr (von J. Naudascher):

Dundenheim:

29. Mai 1968 Die Schule pflanzt anläßlich des Heimattages eine Heimatlinde.

Ettenheim:

24. Dez. 1968 Bürgermeister König übergibt die neue Stadthalle ihrer Bestimmung.

Friesenheim:

25. Sept. 1968 Der neue Wasserhochbehälter ist fertiggestellt.

Ichenheim:

November 1968 Die Bundesstraße 36 wird begradigt und ausgebaut.

Kippenheim:

9. April 1968 Das Rathaus wird nach der Restaurierung wieder bezogen.
30. Juni 1968 Die neue Orgel in der evangelischen Kirche wird eingeweiht.
5. Okt. 1968 Die Faustballabteilung des Sportvereins weiht den gestifteten Brunnen mit Ruhebänk am Rennweg im Hochwald ein.
Okt. 1968 Die neu erbaute Zweigstelle der Bezirkssparkasse Lahr eröffnet.

Kippenheimweiler:

1. April 1968 Die neue Kreisstraße 27 über Neu-Langenwinkel nach Lahr-Dinglingen wird dem Verkehr übergeben.
28. Sept. 1968 Einweihung der neuen Volksschule.

Kuhbach:

10. Juli 1968 Ein neuer Wasserbehälter wird seiner Bestimmung übergeben.
28. Dez. 1968 Einweihung des ersten Rathauses.

Lahr:

24. Januar 1968 Diplomkaufmann Herbert Skrebba erhält für seine sozialen Verdienste das Bundesverdienstkreuz.
15. März 1968 Das neue Waisenhaus wird als Dr.-Brauch-Haus eingeweiht.
Mai 1968 Wegen Sanierungsmaßnahmen Abbruch alter Gebäude, darunter das Gasthaus „Goldener Bären“.
18. Okt. 1968 Freimaurer aus fünf Nationen treffen sich bei der 100-Jahr-Feier der Loge Lahr.
21. Okt. 1968 Einweihung des Erweiterungsbaues der Industrie- und Handelskammer Mittelbaden.
13. Nov. 1968 Robert Müllerleile erhält für seine Verdienste am Wiederaufbau der mittelbadischen Wirtschaft das Bundesverdienstkreuz.

Langenwinkel:

10. Okt. 1968 Unterzeichnung der Umsiedlerverträge „Neu-Langenwinkel“. Beginn der Großbaustelle Neu-Langenwinkel.

Meisenheim:

11. Mai 1968 Das nach der Regulierung des Rheins vor 100 Jahren erbaute Rheinwärtterhaus wird abgebrochen.

Rust:

27. Juli 1968 Einweihung des neuen Kindergartens „St. Michael“. Grundstein ist ein Stein vom Pfarrhaustor mit der Jahreszahl 1752.

Schmieheim:

- Nov. 1968 Die Kreisstraße Nr. 26 wird als neue Umgehungsstraße dem Verkehr übergeben.

Seelbach:

7. April 1968 Einweihung des Seminarkindergartens der Kinderpflegerinnenschule „Tretenhof“.

Sulz:

30. Nov. 1968 Einweihung des neuen katholischen Kindergartens „St. Elisabeth“ und des Pfarrgemeindezentrums.

Landkreis Wolfach

Schenkenzell (von J. Hauth):

16. April 1968 Die neue Kinderschule wird eröffnet.
10. Mai 1968 Verordnung über das Landschaftsschutzgebiet „Schenkenburg“, erlassen durch das Landratsamt Wolfach mit Zustimmung des Regierungspräsidiums Südbaden. Das Schutzgebiet liegt im Südwesten der Gemarkung Schenkenzell und dehnt sich bis nahe an die Gemarkungsgrenze der Stadt Schiltach aus. Es hat die Größe von ungefähr 1 qkm und umfaßt im wesentlichen die Ruine Schenkenburg mit Schloßhof und den dahinter liegenden Schloßberg.
13. Okt. 1968 Einweihung des neuen Kindergartens.
5. Nov. 1968 Inbetriebnahme der neuen Schaltstelle Schenkenzell des Baden-Werkes für das hintere Kinzigtal.

Kaltbrunn (von J. Hauth):

- Januar 1968 Zweite Auflage der Chronik von Kaltbrunn erschienen.
1. Juni 1968 Neufassung der Roßberghofquelle beendet (1. Fassung 1832).
Juni 1968 Gemeindebroschüre „Kaltbrunn-Wittichen und das Kloster der seligen Luitgart“ mit Wanderkarte erschienen.
August 1968 Waldparkplatz beim Waldhäusle hergerichtet.
2. Okt. 1968 Straßenbau vom Dörfle bis Hinterwittichen beendet.

Lehengericht (von J. Hauth):

27. März 1968 Gemeinderat stimmt der Vereinbarung zur Bildung der Nachbarschaftsschule Schiltach zu.
11. Okt. 1968 Wirtschaftsweg Eichberg-Rohrbach, 1340 m lang, fertig.

Schiltach (von J. Hauth):

25. März bis 30. Mai 1968 Erneuerung der Ortsentwässerungsanlage an der Schwaigwiese und gleichzeitig Neuverlegung einer Wasserleitung mit dem Anschluß an die 1967 in der Schloßhalde verlegte Wasserleitung zum Hochbehälter. Ortsentwässerungsanlage (mit Einbau eines größeren Wasserleitungsrohres) in der Gerbergasse.
3. April 1968 Gemeinderat genehmigt die öffentlich-rechtliche Vereinbarung mit Lehengericht über die Nachbarschaftsschule.
25. April 1968 Vor 125 Jahren Einweihung der evangelischen Stadtkirche. Die vorherige Kirche war am 25. April 1833 abgebrannt.
Mai 1968 75 Jahre evangelischer Kirchenchor.
18. Juni bis 19. Juli 1968 Verlegung der Kanalisationsleitung von der Tankstelle Caltex bis zur mechanischen Kläranlage zwecks Anschluß der Kläranlage vom Baugebiet Hoffeld-Bichenmauerle.
2. Nov. 1968 Übergabefeier des neuen Feuerwehrgerätehauses (mit einem Raum für das Rote Kreuz).
16. Dez. 1968 Eröffnung einer Zweigstelle der Bezirkssparkasse Wolfach im Hause der Bäckerei Scheerer, Marktplatz 1.

Zell a. H. (von R. Baitsch):

- März 1968 Abwasserzweckverband mit Sitz in Zell gegründet.
April 1968 Katharina Herr am 7. 102 Jahre alt; gestorben am 26. Besichtigung der keramischen Fabriken durch Bundesschatzminister Schmücker.
Juni 1968 FV Zell a. H. Jugendlpokalmeister.
Brandenkopf-Turmgestätt: bekommt neue Schlafräume.

- Juli 1968 Zum Tag der Heimat Ritter-von-Buß-Stube eingeweiht.
Kirchliche Weihe des St. Gallusheimes.
Erstmals in der Geschichte des Harmersbachtals Priesterweihe eines Kapuzinerpaters (durch Missionsbischof).
ZFV vollendet Trainingshalle mit Schwingboden.
- Sept. 1968 Fremdenverkehr: über 30000 Übernachtungen; Wassertretstelle und Minigolfanlage geschaffen.
- Nov. 1968 Einweihung des neuen Waldlehrpfades Zell-Biberach (1. Bauabschnitt) mit schönstem Barockkreuz der ganzen Umgebung.
- Dez. 1968 Josef Kopf Ehrenvorsitzender des CDU-Kreisverbandes.
- Nordrach (von R. Baitsch):
- Okt. 1968 Nach dem Flugpionier des 1. Weltkrieges Karl Josef Oehler wird eine Straße benannt.
- Dez. 1968 Neue Friedhofhalle (in moderner Bauweise mit Flachdach) eingeweiht.
- Unter-Harmersbach (von R. Baitsch):
- Aug. 1968 Sparkasseninspektor Keller wird im 1. Wahlgang Bürgermeister von Unter-Harmersbach.

Landkreis Offenburg

Niederschopfheim (von K. Falk):

28./29. Sept. 1968 Schließung des Bahnhofs Niederschopfheim.

Offenburg (von K. Falk):

6. Jan. 1968 Einweihung des neuerstellten Heimes der Einwohnergemeinschaft Hildboldsweier.
21. Febr. 1968 Das neuerbaute Altenheim bei Heilig-Kreuz wird eingeweiht und bezogen.
24. Febr. 1968 Ehrenbürger Senator Dr. Franz Burda 65 Jahre alt.
29. März 1968 Umbenennung des Heimatmuseums in „Ritterhaus-Museum der Stadt Offenburg“.
24. Mai 1968 Inbetriebnahme der neuen Stegermattbrücke.
6. Juni 1968 Gründung der Bürgergemeinschaft Offenburg Nordost.
21. Juli 1968 Grundsteinlegung für die evangelische Auferstehungskirche am Waldbach in Offenburg-Ost.
6. Sept. 1968 Gründung der Bürgervereinigung „Nordweststadt“.
20. Sept. 1968 Die neue Kinzigbrücke (Otto-Hahn-Brücke) eingeweiht und der 1. Abschnitt der Verbindungsstraße Nord vollendet.
28. Okt. 1968 Feier des 125jährigen Bestehens des Gesangsvereins „Concordia“.
22. Nov. 1968 Richtfest der neuen Schießsportanlage am Offenburger Stockfeld.

Ortenberg (von K. Falk):

26. Juli 1968 Einweihung des neuen Clubhauses des SV Ortenberg.

Ohlsbach (von K. Falk):

28. Juni 1968 Einweihung des neuerbauten Sportheimes der Sportvereine Ohlsbach bei der 20-Jahr-Feier.

Berghaupten (von K. Falk):

12. Mai 1968 Einweihung der neuen Leichenhalle.

Zell-Weierbach (von K. Falk):

19. Okt. 1968 Die neue Turnhalle wird eingeweiht.

Ebersweier (von K. Falk):

23. März 1968 Einweihung der erweiterten Pfarrkirche „Hl. Kreuz“.

Windschläg (von K. Falk):

13. Okt. 1968 Abschluß der Kirchenrenovation.

Gengenbach (von F. Engesser):

30. März 1968 Neue Krankenhauskapelle eingeweiht, damit Abschluß der Gengenbacher Krankenhauserweiterungsbauten.

20. Juli 1968 Erster Teilabschnitt des Gengenbacher Waldlehrpfades mit 5 km Länge fertiggestellt. Beginn und Ende des Weges an der Wolfslache.

15. Nov. 1968 100jähriges Jubiläum der Volksbank Gengenbach.

24. Nov. 1968 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Diplomkaufmann Oskar Schimpf.

Appenweier (von K. Maier):

1968 Neuausbau der Bundesstraße 3: Anlage von Gehwegen.

1. April 1968 Aufhebung der Vatertierhaltung.

16. Juni 1968 Einweihung des neuen Schützenhauses.

6. bis 8. Juli 1968 Fest zur Feier des 40jährigen Bestehens des Acher-Renchtal-Musikverbandes, verbunden mit dem 150jährigen Jubiläum der Gründung der Blaskapelle Appenweier und dem 90jährigen Stiftungsfest des Musikvereins Appenweier.

20. Okt. 1968 Ergebnis der Gemeinderatswahl: Wahlbeteiligung 82%. K. Maier, CDU, 1125 Stimmen; R. Böhly, CDU, 1006; A. Gutmann, FWG, 605; R. Armbruster, FWG, 552; G. Wiedemer, CDU, 526.

Urloffen (von K. Maier):

1968 Abschluß der Kanalisationsarbeiten. Das ganze Dorf ist an die Kläranlage angeschlossen.

1968 Ausbau der Hauptstraße zwischen der Zinkenbrücke und dem Rathaus.

1. Aug. 1968 Dienstantritt des Pfarrers Anton Bürkle.

20. 10. 1968 Gemeinderatswahl: Wahlbeteiligung 80%. W. Schermann, CDU, 918; E. Schneider, FWG, 802; L. Prenk, FWG, 690; K. Vollmer, CDU, 605; A. Armbruster, GBG, 396; E. Müller, SPD, 306.

Nußbach (von K. Maier):

6. April 1968 Richtfest am Erweiterungsbau des Kindergartens.

20. Okt. 1968 Gemeinderatswahl: Wahlbeteiligung 82%. F. Müller, CDU, 456; K. Boschert, CDU, 342; K. Busam, CDU, 301; A. Koger, Freie-Bürger-Liste, 247; J. Kaspar, FWV, 228.

Zusenhofen (von K. Maier):

1968 Erweiterung des Friedhofes; Bau einer Leichenhalle.

29. Juni bis 1. Juli 1968 Einweihung des neuen Feuerwehrhauses beim 90jährigen Stiftungsfest der Freiwilligen Feuerwehr.

20. Okt. 1968 Gemeinderatswahl: Wahlbeteiligung 86%. J. Schmieder, FWV, 389; E. Ernst, CDU, 346; J. Hipp, FWV, 334; F. Scheibel, SPD, 331; F. Müller, CDU, 230.

1968 Abschluß der Außenrenovation der Kirche mit Erneuerung des Turmdaches und der Turmuhr.

Sulzbach (Renchtal, von K. Falk):

14. Dez. 1968 Schließung des ÖTV-Erholungsheimes Sulzbach (Renchtal) zwecks Abbruch.

Oppenau (von E. Schopferer):

- 1968 Das städtische Schwimmbad wurde modernisiert, die Liegewiese erweitert, ein Planschbecken gebaut, ein Parkplatz angelegt.
- 1968 In der Wintersportsaison 1967/68 wurde der neuerbaute Schilift am Roßbühl, unweit des Höhenhotels Zuflucht, erstmals mit gutem Erfolg eingesetzt.
Im Gewann „Rebberg“ wurde für eine Wohnsiedlung neues Baugelände erschlossen.
Das Etol-Werk GmbH, chemische Fabrik, hat durch einen Neubau seine Fabrikationsräume beträchtlich erweitert.

Bad Peterstal (von G. Boschert):

24. Nov. 1968 Die mit einem Kostenaufwand von 400 000 DM erbaute Friedhofkapelle wurde ihrer Bestimmung übergeben.
- 1968 Im Gewann „Börsighof“ wurde ein Neubaugebiet für insgesamt 36 Bauplätze erschlossen.
- 1968 Ebenfalls mit großem Kostenaufwand wurde die im Jahre 1901 erschlossene „Fichtenquelle“ neu gefaßt und ihre Schüttung dadurch auf 2 sec/l erhöht. Sie soll der Wasserversorgung im Neubaugebiet „Börsighof“ dienen.

Bad Griesbach (von E. Muschal):

- 6./7. Juni 1968 In dreijähriger Arbeit konnte die Schizunft Bad-Griesbach e. V. eine Mattenschanze für das Sommertraining erstellen. Dieses Werk, das von hohem Idealismus und kameradschaftlicher Zusammenarbeit zeugt, konnte am 6./7. Juni 1968 seiner Bestimmung übergeben werden. Dadurch ist im nördlichen Schwarzwald für die Freunde des Schisportes eine hervorragende Sommer-Trainingsstätte geschaffen worden.

Stadtkreis Baden-Baden (von K. Jörger):

31. Jan. 1968 Sonderschule der „Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“ in Geroldsau eröffnet.
11. Feb. 1968 Rolf Gustav Haebler, Politiker, Pädagoge, Schriftsteller, Stadtchronist und Ehrenarchivar, achtzig Jahre alt.
30. März 1968 Eröffnungsgottesdienst in der grundlegend erneuerten Stiftkirche.
2. April 1968 Kongreß-Haus Baden-Baden eröffnet.
30. April 1968 Tennis-Club „Rot-Weiß“ Baden-Baden erstellte aus eigenen Mitteln auf dem Gelände des Aumatt-Stadions die erste Tennishalle in Südbaden.
23. Mai 1968 Landesbischof Heidland weihte die evangelische Michaelskapelle zu Ebersteinburg.
15. Juni 1968 Brahms-Haus an der Maximilianstraße von der Brahms-Gesellschaft erworben und zu einer Brahms-Gedächtnisstätte bestimmt.
12. Juli 1968 Stadtammann Friedrich Seckler, langjähriger Leiter der Ortsgruppe des Historischen Vereins, achtzig Jahre alt (1968 gestorben).
16. Aug. 1968 Richtfest für den Neubau der katholischen Kirche in Ebersteinburg.
22. Sept. 1968 Weihe der Kriegergedächtnis-Kapelle in der katholischen Pfarrkirche St. Bonifatius, Baden-Lichtental.
29. Sept. 1968 Deutschlands Zehnkämpfer gewannen in Baden-Baden die Länderkämpfe gegen Frankreich und die Schweiz.
30. Okt. 1968 Richtfest für das Hallenbad in der Gönneranlage.

Landkreis Rastatt

Stadt Rastatt (von Dr. Hitzfeld):

- Januar 1968 Beendigung der Renovierung des repräsentativen barocken Rossi-Hauses in der Herrenstraße.
- Anfang 1968 Der Kindergarten der katholischen Kirchengemeinde an der Buchenstraße und der evangelische an der Wilhelm-Busch-Straße wurden eröffnet.
- 1968 Die Erweiterung und Modernisierung des Gefängnisses in der Hildastraße wurde abgeschlossen.
- 1968 Der Straßenzug zwischen Bahnhofsstraße und neuer Brücke an der Murg wurde zur großen, breiten und entlastenden Durchgangsverbindung umgestaltet.
- Ende 1968 wird die Planungsgemeinschaft Zentrales Oberrheingebiet gegründet. Zu ihr gehört die Stadt Rastatt mit dem Landkreis Rastatt, dem Stadtkreis Karlsruhe sowie den Landkreisen Karlsruhe und Bruchsal.

Buchbesprechungen

Max Rieple, Sagen und Schwänke vom Oberrhein, mit Zeichnungen von Franz Josef Tripp, Rosgarten Verlag Konstanz, 14.50 DM.

Von neuem hat sich die Sage als Kurzerzählung die Herzen der Leser erobert, und so dürfen wir den neuen Band Sagen und Schwänke vom Oberrhein (in der Reihe Sagen und Schwänke des Rosgarten-Verlages in Konstanz) lebhaft begrüßen. Rieple hat sich seit eh und je in die eigenartige Ausprägung des alemannischen Volkstums jenseits des Oberrheins vertieft, weshalb es uns nicht wunder nimmt, daß er hier erstmals das reichhaltige Sagengut des elsässischen Volkes mit dem rechtsrheinisch-alemannischen Sagenschatz vereinigte. Ganz neue Stoffkreise treten dadurch ins Spiel und bereichern den inhaltlichen und seelischen Gehalt dieser Sammlung. Das Heitere wird noch dadurch unterstrichen, daß auch die eigentlichen Schwänke mit in das vorliegende Buch aufgenommen wurden. Und dies alles wird meisterhaft volksnah von einem Beherrscher des Wortes dargeboten in den Gruppen 1. Oberelsaß; 2. Straßburg und Unterelsaß; 3. Markgräflerland; 4. Breisgau, 5. Kaiserstuhl; 6. Schwarzwald; 7. Ortenau, Hanauerland, Umgebung von Karlsruhe. Wer sich um die Herkunft der Einzelstücke näher interessiert, findet dazu ein Quellenverzeichnis und die Hinweise darauf im Inhaltsverzeichnis. Auch an ein oft so heiß gesuchtes Ortsverzeichnis wurde gedacht. Dies alles erhöht die Handlichkeit und die Gebrauchsfreude an dem schönen Büchlein, das natürlich auch durch viele Zeichnungen, die in ihrem Stil dem Volkskundlichen angepaßt sind, von Franz Josef Tripp illustriert ist. Das Packendste aber ist es, daß das Ganze durch Rieples Sprachkraft zu einer menschlich ergreifenden Sammlung von Kleinstnovellen gestaltet ist.

Dr. Hitzfeld

Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Gedenkschrift für Arnold Tschira, 1969. Sonderausgabe der „Bühler Blaue Hefte“ Bd. 20; Verlag Konkordia AG Bühl/Baden; besprochen von Dr. Karleopold Hitzfeld.

Mit großer Freude dürfen wir Heimatforscher feststellen, daß das nunmehr auf seine ursprüngliche, stilreine Bauform zurückgeführte Schwarzacher Münster mit der Weihe des Altares durch den Erzbischof abgeschlossen ist. Man kann der Gemeinde gratulieren

zu einem so erhebenden Gottesdienstraum. Im Äußern ist es ein kraftvoller und doch schlichter Bau mit den edlen, harmonisch auf den himmelanstrebenden Vierungsturm zugeordneten Baumaßen. Den in die Kirche Eintretenden erwartet ein eigenartig feierliches Raumerlebnis. Professor Dr. Arnold Tschira von der Universität Karlsruhe hat von 1964 bis 1969 die Erneuerungsarbeiten geleitet, starb aber unerwartet vor der letzten Vollendung des Werkes. Sein Mitarbeiterstab schloß die Arbeiten ab. Die einzelnen Fachleiter erstatteten im vorliegenden Heft ihren Bericht über die Ergebnisse der Grabungen und über die bauliche Herstellung des ursprünglichen Baubestandes: Peter Marzloff über die Baugeschichte der Abtei Schwarzach und die hochmittelalterliche Abteikirche, Joachim Hotz über die Barockgebäude der Abtei, P. Albert Hohn über die Orgeln in der ehemaligen Abteikirche, Joachim Göricke über die Restaurierungsarbeiten an der Kirche, Gernot Vilmar über die Ausgrabungen. Es ist eine tiefgründige, fachmännische Darstellung der Ergebnisse, eine wahrhaftige Dokumentation, die durch 125 Fotos und Pläne viele Einzelheiten veranschaulicht. Der Zustand der wichtigsten Bauteile vor der Wiederherstellung wird dem nach derselben gegenübergestellt. Für die Heimatforscher ist es interessant, daß viele der bei den Bodengrabungen vorgefundenen, kennzeichnenden Bauteile von den früheren Kirchen, die an der gleichen Stelle gestanden hatten, wenigstens fotografisch festgehalten wurden. Aus dem Grabungsbestand ist als sicher geklärt, daß das Kloster seit der Karolingerzeit nie irgendwoanders stand. Dieser Arbeit ist auch die Festansprache des Erzbischofs Dr. Hermann Schäuufel anlässlich der Weihe des Altars und der Wiedereröffnung des Schwarzacher Münsters am 29. Juni 1969 beigegeben.

Dr. Hitzfeld

Hornberg an der Schwarzwaldbahn, Vergangenheit und Gegenwart der Stadt des Hornberger Schießens, bearbeitet von Dr. Karleopold Hitzfeld, Verlag der Stadt Hornberg.

Natürlich haben Sie schon vom Hornberger Schießen gehört, aber wissen Sie auch, was für eine Bewandnis es damit hat? Na, dann greifen Sie beherzt zu diesem reizvollen, neuerschienenen Band. Durch die Heranziehung von bisher unbekanntem Quellen konnten auch andere Fragen gelöst werden; z. B. Was hat der einsame Turm im Tiefenbach zu bedeuten? War Johannes Brenz tatsächlich auf unserem Schloß oder etwa auf einem anderen? Was wissen wir über den Minnesänger Bruno von Hornberg? Wie kam es überhaupt zur jetzigen Hornberger Gemarkung? Überraschenderweise erfahren wir, daß ein Hornberger den Ulmer Münsterturm für die Nachwelt gerettet hat. Was hat es mit dem Bauernaufwiegler Lukas Strubinger auf sich? Gab es wirklich einmal Rebbau als neuen Wirtschaftszweig? Oder was führte zum Untergang des Großen Schlosses? Dann die Bemühungen der Bürger um ihre Arbeitsplätze in der Vergangenheit bis zur Gegenwart! Wie kam eine Fürstin von Thurn und Taxis auf Schloß Hornberg? Vor allem das 19. und 20. Jahrhundert, also die unmittelbare Vorgegenwart bis zu unseren Tagen, sind klar und anschaulich dargestellt. Hier kann man den wenig beachteten Umbau des alten lehensmäßigen Herkommens bis zu seinem Abschluß in die neuen Formen des Gemeinschaftslebens studieren. Wieso wurden die Hornberger die aktivsten Revolutionäre 1848/49? Glücklicherweise hat danach die Eisenbahn zur neuen Blüte des Wirtschaftslebens verholfen. Die sonst so gern übergangene Entwicklung von 1914 bis 1945 ist nicht vergessen. Durch gute politische und Wirtschafts-Führer wuchs aus dem Tiefstand 1945 der Aufschwung der Industrie, des gemeindlichen und persönlichen Lebens mit all den vielgestaltigen Problemen unseres Weges in die Zukunft. Sie erleben hier das aufblühende Sportleben mit, wobei auch die prachtvolle Großsporthalle, das große Freischwimmbad, das Krankenhaus usw. nicht fehlen. Interessant ist auch die wiederaufblühende Hornberger Tracht und das Festspiel vom Hornberger Schießen. Bei all dem wollen wir das packende Lebensbild eines der bedeutendsten Hornberger aus jüngster Zeit auf uns wirken lassen, den 1. deutschen Nachkriegsbotschafter in

Paris: Professor Dr. W. G. Hausenstein. Neuartig ist auch die Terrassenbauweise am Steilhang, vielleicht das erste ausgeführte Beispiel dieser Art in der BRD. Wir erfahren ferner, daß Hornberg einer der bedeutendsten echten Kurorte ist und was die Gründe dafür sind. Das und vieles andere erzählt dieses neueste Heimatbuch recht unterhaltsam. Das Inhaltsverzeichnis geht über vier Druckseiten, sodaß der vielseitige Inhalt hier nur angedeutet werden konnte. Dem entspricht auch die erstaunlich reichhaltige Bebilderung mit z. T. seltenen und sonst kaum zugänglichen Motiven. Ein echtes Heimatbuch ist damit entstanden, an dem jeder Leser seine helle Freude haben wird.

Rolf Gustav Haebler, Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, mit Fotos aus dem Archiv der Stadtgeschichtlichen Sammlungen und der Kurdirektion sowie Zeichnungen von dem Graphiker Dipl.-Ing. Julius Kraetz, Verlag Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden; besprochen von Dr. Karl Leopold Hitzfeld.

Nun hat also die größte Stadt der Ortenau ihr Stadtbuch und was für ein schönes, wie es sich für einen Weltplatz von der Bedeutung Baden-Badens geziemt. Über 2000 Jahre kann man sein Leben und seine Schicksale zurückverfolgen. Erstaunlich z. B. wieviel der gewandte Autor über die Zeit der Römer zusammengetragen hat, wo Baden-Baden schon ein berühmter Platz war. Haebler hat die drei wesentlichen und in allen Jahrhunderten bedeutsamen Elemente im Wesen der Stadt zu einer schön lesbaren Einheit gestaltet: Geschichte der politischen Gemeinde, die zu einem guten Teil zugleich die Geschichte der Markgrafschaft und ihrer Herrscher ist, die Geschichte eines Kurortes besonderer Art und endlich die Geschichte des Heilbades im engeren Sinne. Ein Bild über deren wechselvolle, aber doch miteinander verzahnte Schicksale ist entstanden, das die volle Anteilnahme des Lesers weckt. Der erste Band schildert die Jahrhunderte von den Anfängen der Besiedlung des Oostales bis zur Zeit des großen Brandes von 1689 und des sehr langsamen Wiederaufbaues im 18. Jahrhundert. Der 2. Band erzählt den Wiederaufstieg von Stadt und Kurort und die Entwicklung zum Weltbad im 19. und 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Im einzelnen hat der 1. Band die Kapitel: Landschaft – Vorgeschichte – Aquae Aureliae; Baden im Ufgau; Baden im 14. und 15. Jahrhundert; Blütezeit im Spätmittelalter; Baden im Zeitalter der Reformation und der großen Kriege; Der 2. Band läßt uns in den Kapiteln: Baden-Baden wird entdeckt; Das Bad der Romantik; Baden wird Weltbad; Das Heilbad wird wieder entdeckt; Kriege – Krisen – Demonstagen; Das neue Baden-Baden; Der neue Kurort, das Werden der uns Besuchern so vertrauten Stadt miterleben. Diese Hauptkapitel sind unterteilt in zahlreiche Untertitel, die das Lesen recht kurzweilig gestalten. Trotzdem ist bei der Überfülle von Namen, darunter den vielen berühmten, ein sorgfältiges Namensverzeichnis am Schlusse jeden Bandes nicht vergessen. Die vielleicht interessanteste Persönlichkeit im 19. Jahrhundert war Eduard Benazet, der vielsagend „der König von Baden“ genannt wurde. In ungeahntem Ausmaß wurde der Kurort damals zu einer Stätte europäischer Begegnungen. Da tauchen dann die Berühmten der Weltliteratur auf, da war der aufsehenerregende Fürstenkongreß. Ganz besonders entwickelte sich Baden-Baden zu einem einzigartigen Musikzentrum, wo viele der ganz Großen sich einfanden: Schumann, Brahms, Berlioz, Liszt, Pohl, Richard Wagner u. a. mit Lebensläufen und Angabe ihrer Tätigkeit in Baden-Baden. Dies führte unweigerlich zu einer gepflegten Theaterkultur und zu den weltberühmten internationalen Rennen in Iffezheim. Für die Entwicklung im 20. Jahrhundert war Haebler im besonderen zuständig, gehörte er doch viele Jahre dem Stadtrat an und konnte daher aus den ersten Quellen schöpfen. So wird es fast ein amüsanter Plaudern mit anschaulicher Andeutung des Werdens und Wachsens der zahlreichen Probleme der Kurstadt.

Die grafische Gestaltung und die Bebilderung sind vorzüglich, interessant sind die Zeichnungen des Graphikers Dipl.-Ing. J. Kraetz, über die Haebler in einem Anhang schätzenswerte Hinweise gibt.

Dr. Hitzfeld

Historischer Verein für Mittelbaden e.V., Offenburg

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind zu richten an die Schriftleitung. Bitte, nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. B e s p r e c h u n g s s t ü c k e sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Redaktionsschluß ist jeweils Ende Juli für die nächstjährige Ortenau.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann S o n d e r a b d r u c k e einzelner Beiträge in beliebiger Anzahl zu einem billigen Preis bei der Druckerei Konkordia AG., Bühl, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahresbandes, da der Drucksatz nach einiger Zeit eingeschmolzen wird. Danach können die wertvollen Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band. Wir empfehlen den Gemeinden und Mitgliedern, von dieser günstigen Gelegenheit rechtzeitig Gebrauch zu machen.

Bestellungen auf noch lieferbare frühere Jahrgänge nach 1925 nimmt der Rechner des Hauptvereins, Dr. Rubin, entgegen. Von diesem können auch noch Einbanddecken für die Jahresbände 1949 bis 1952, 1953 bis 1956 zu je 2.50 DM, 1957 bis 1959, 1960 bis 1962 und 1963 bis 1966 zu je 3.— DM bezogen werden.

EINLADUNG ZUR
JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG
DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

am 11. Oktober 1970 in Kehl a. Rh.
in der Stadthalle

9.00 Uhr: Geschäftliche Sitzung in der Stadthalle.

10.30 Uhr: Festsitzung.

Farbbildvortrag: Das rechtsrheinische Hanauerland in Gegenwart und Vergangenheit (Wilhelm Mechler, Kehl, und Helmut Schneider, Kork).

Anschließend gemeinsames Mittagessen in der Stadthalle.

14.30 Uhr: Busfahrt zu den Besonderheiten des Hanauerlandes: Kork, Willstätt, Legelshurst, Freistett, Lichtenau, Rheinbischofsheim, Honau.

Anschließend gemütliches Beisammensein.

Der Bürgermeister
der
Kreisstadt Kehl

Der Vorstand
des
Historischen Vereins für Mittelbaden

Die Anmeldungen für die Busfahrt müssen bis spätestens 5. Oktober 1970 bei Oberstudiendirektor Mechler, 764 Kehl, Großherzog-Friedrich-Straße 44, erfolgt sein. Telefon Kehl 23 23.

Das Regierungspräsidium Südbaden, die Kreisverwaltungen Mittelbadens, die großen Städte der Ortenau sowie verschiedene Firmen haben durch gütige Sonderzuwendungen die Herausgabe dieses Jubiläumsbandes ermöglicht, wofür der Verein auch an dieser Stelle seinen verbindlichsten Dank ausspricht.

Dr. Otto Kähni